-24-4

B U dup

Class PA 27
Book P35

Franz Passow's

Vermischte Schriften.

Passow, Franz Ludwig Carl Friedrich

Franz Passow's

Vermischte Schriften.

Vermischte Schriften

Herausgegeben

von

W. A. Passow,
Lehrer am herzoglichen Gymnasium zu Meiningen.

W A Passow

BROWN UNIVERSITY

Mit zwei lithographirten Tafeln.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1843.

PA 27
.P35

In Exchange
Brown University
MAY 10 1932

Vorrede.

Sammelschriften wie die vorliegende können in zweierlei Absicht zusammengestellt werden: entweder handelt es sich ausschließlich darum, eine Anzahl Aufsätze von bedeutendem wissenschaftlichem Werthe vor der Vergessenheit zu bewahren, in die auch das Trefflichste durch Vereinzelung und Zerstreuung leicht geräth; in diesem Falle ist es am Ende gleichgültig, ob die verschiedenen Aufsätze einen oder mehrere Verfasser haben, ja ob sie einer oder verschiedenen Zeiten angehören.

Von wesentlich anderer Art aber sind solche Sammelwerke, welche, nur Arbeiten eines einzigen Mannes enthaltend, neben dem wissenschaftlichen Werthe, der natürlich immer unerlaßliches Erforderniß bleibt, ihre eigenthümliche Bedeutung dadurch erhalten, daß sie als ein wesentlicher Beitrag zu der Lebensbeschreibung eines durch seine wissenschaftliche Thätigkeit oder seine Persönlichkeit, oder am besten durch beides geistig hoch stehenden Mannes gelten sollen und können. Es kann aber eine solche Sammlung kleiner Schriften in der That einen ebenso interessanten als wichtigen Beitrag zu der nähern Kenntniß eines Mannes liefern: mehr als ein umfangreiches Hauptwerk wird sie meist geeignet sein, den Gang, den die geistige Ausbildung ihres Urhebers genommen, die verschiedenen Richtungen, denen er sich hingegeben, die besonderen Neigungen und Liebhabereien, denen er die von Haupt- und Berufsarbeiten freien Stunden zu eigner Erholung widmete, und somit die ganze geistige Eigenthümlichkeit des Mannes erkennen zu lassen. So wird in Werken dieser Art manche Arbeit mit vollstem Recht zur Aufnahme gelangen, die in Sammlungen der zuerst bezeichneten Art keine Stelle finden würde; es wird auch die Anordnung im Ganzen und die Redaction im Einzelnen hier mancherlei Rücksichten verlangen, die dort wegfallen.

Wenn ich demnach jetzt mit einer Sammlung der kleinen deutschen Schriften meines verstorbenen Vaters hervortrete und dieselbe als ent-

schieden denjenigen Sammlungen angehörend bezeichne, welche neben dem wissenschaftlichen Interesse ebenso sehr ein biographisches haben sollen, so müßte ich eigentlich vor Allem nachweisen, daß der Verfasser dieser Aufsätze überhaupt der Mann ist, ein solches Interesse noch jetzt in Anspruch zu nehmen. Hoffentlich aber wird man mir keinen Vorwurf daraus machen, wenn ich diesen Beweis unterlasse: für diejenigen, welchen Franz Passow's Name an sich dafür nicht hinreichende Bürgschaft leistet, würde die Stimme des Sohnes wenig Beweiskraft haben; sie kann ich nur auf den Inhalt des vorliegenden Bandes zu eigner Entscheidung verweisen. Alle diejenigen aber, welche meinen Vater im Leben gekannt und mit Unbefangenheit zu würdigen gewußt haben, und ebenso alle diejenigen, welche aus Beruf oder Neigung der Gestaltung der Alterthumswissenschaft in diesem Jahrhundert mit Aufmerksamkeit gefolgt sind, werden einen solchen Beweis sicherlich weder verlangen noch erwarten.

Manches ist schon seit Franz Passow's frühem und plötzlichem Hinscheiden geschehen, um seinem Namen ein würdiges Denkmal zu setzen: bald nach seinem Tode war es möglich, seine akademischen Gelegenheitsschriften zu einem Bande vereinigt erscheinen zu lassen [1]; eine längere Zeit verstrich, bis eine kurze Darstellung seines Lebens, belegt und begleitet von einer reichen Briefsammlung für die Oeffentlichkeit völlig vorbereitet war [2]. Wiederum ist eine bedeutende Zeit bis zu Vollendung der vorliegenden Sammlung verflossen: die Nothwendigkeit alle, in

1) Francisci Passovii opuscula academica. Disposuit Nicolaus Bachius. Lipsiae 1835. Sumtibus Fr. Chr. Guil. Vogelii. Der Freund, der diese Sammlung besorgte, ist auch bereits von dem irdischen Schauplatze abgetreten, der ihm nicht frei von Kampf und Widerwärtigkeiten war; wie manche Anfeindung er, nicht immer aus lauterer Quelle, erfahren hat, so haben doch die, welche ihn persönlich kannten, achteten und liebten, den Trost, daß sein Andenken als vielseitiger Gelehrter, als gewissenhafter, tüchtiger Schulmann, als edler, trefflicher Mensch unvergessen sein wird!

2) Franz Passow's Leben und Briefe. Eingeleitet von Dr. Ludwig Wachler. Herausgegeben von Albrecht Wachler. Breslau, Verlag von Ferdinand Hirt. 1839. Neben zahlreichen freundlichen und erfreulichen Stimmen, die sich öffentlich und privatim über diese Briefsammlung haben vernehmen lassen, hat auch die entgegengesetzte Gesinnung nicht unterlassen sich laut zu machen in der alten „Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung", 1840, Nr. 57. Wenn, wie die Vermuthung nahe liegt, der Recensent Rache hat nehmen wollen für manches, in den Briefen ausgesprochene harte Urtheil, so hat er eben durch seine Recension den schlagendsten Beweis geliefert, daß jene Urtheile um nichts zu hart waren.

verschiedenen, jetzt zum Theil vergessenen Zeitschriften verstreuten deutschen Aufsätze Passow's einzusehen, machte vielfachen Briefwechsel und manche langwierige Durchblätterung zahlreicher Bände nöthig; Vieles konnte erst nach längerer Bemühung herbeigeschafft werden; es kam dazu die Stellung des Herausgebers, der früher durch die Vollendung seiner Studien, später durch seine amtliche Thätigkeit an ununterbrochener Beschäftigung mit dieser Sammlung vielfach gehindert war; doch hofft er, wird das späte Erscheinen dieses Bandes nicht zu spät sein allen denen, die an Passow's geistiger Hinterlassenschaft ein persönliches oder wissenschaftliches Interesse nehmen.

Ich habe nun noch Rechenschaft abzulegen über Anordnung, Auswahl und Redaction dieser Sammlung.

Die erste betreffend, wurden wissenschaftliche und dichterische Arbeiten gesondert; in beiden Abtheilungen aber gab die biographische Tendenz des Ganzen sofort die Zeitfolge als leitendes Princip an die Hand, die um so leichter eingehalten werden konnte, da ihrem Inhalte nach eng zusammengehörende Aufsätze auch fast immer aus derselben Zeit stammten. Eine einzige Ausnahme ist gemacht worden mit „Hieronymus Wolf's Jugendleben", welches der Verfasser selbst mit einem späteren Aufsatze unter gemeinsamem Titel befaßt hat, mit welchem letztern es denn auch hier zusammengeordnet erscheint.

Ungleich schwieriger war es unter den zahlreichen Aufsätzen und Recensionen Passow's eine Auswahl dessen zu treffen, was hier zu dauernder Erinnerung an seinen Namen und seine Wirksamkeit aufbewahrt werden sollte.

Zwei Punkte mußten dabei im Auge behalten werden: wissenschaftlicher Werth und charakteristische Eigenthümlichkeit des Aufzunehmenden. Passow's „Leben und Briefe" geben ein vollständiges und reiches Bild von seinem äußern und Gemüthsleben. Die „Opuscula academica" zeigen die schriftstellerische Seite seiner Berufsthätigkeit. Hier war es nun Aufgabe, eine Sammlung zu veranstalten, die ein möglichst vollständiges Bild seiner wissenschaftlichen Entwickelung, Richtung und Eigenthümlichkeit gebe.

Bekannt ist es, daß Passow sich seit seinem ersten Auftreten derjenigen Richtung der Alterthumswissenschaft angeschlossen hat, deren Haupt und Meister die gebildete Welt in Friedrich Jacobs verehrt. Nicht war ihm die Wissenschaft, der er sein Leben gewidmet, ein in sich gegen alle Außenwelt abgeschlossenes Ganzes, sondern nur deshalb war

sie ihm die Krone aller Wissenschaften, weil keine in gleichem Grade bildend auf das Gesammtleben des einzelnen Menschen wie ganzer Völker einzuwirken fähig ist; weil sie dem Sinne für alles Wahre, Schöne und namentlich für Recht und Vaterland die sicherste Grundlage bietet. Deshalb hatte Passow auch bei seinen schriftstellerischen Arbeiten nur selten den gewählten Stoff an sich allein im Auge, sondern fast immer weist er seine Bedeutung für und seinen Zusammenhang mit dem Ganzen, mit dem höchsten Ziele der Wissenschaft und des Lebens nach. Eine ähnliche Stellung zur Wissenschaft nehmen zwar oft und mit besonderer Vorliebe schwache Geister für sich in Anspruch, welche hinter einem solchen, angeblich philosophischen oder historischen oder ästhetischen Standpunkt die Abneigung oder Unfähigkeit, mit dem gründlichsten Studium in die geringsten Einzelheiten der Wissenschaft einzudringen, verbergen zu können wähnen. Anders Passow: er hat es oft genug ausgesprochen und durch die eigne That hinlänglich bewiesen, daß er das gründlichste Studium des Einzelnen und Kleinen für den einzigen und unerläßlichen Weg hielt, um sich einen freien Ueberblick über das Große und Ganze zu verschaffen. So legte er schon früh den Grund zu jenen Studien, als deren reife Frucht sein Wörterbuch der griechischen Sprache hervorging. Sein Endziel aber bei allen wissenschaftlichen Arbeiten war, sich das ganze Leben der Alten vollständig und nach allen Seiten hin lebendig zu fruchtbarer Benutzung für die eigne Zeit zu vergegenwärtigen: der erste und unentbehrlichste Schritt dazu war ihm eine möglichst erschöpfende Kenntniß der alten Sprachen; denn ohne die Sprache eines Volkes im Einzelnen und im Ganzen durchforscht zu haben, ist keine wahre Kenntniß desselben möglich. Es schloß sich an das Sprachstudium an: Erkenntniß der politischen Zustände der alten Welt und Eingehen in die künstlerischen Bestrebungen des Alterthums, wie sie sich theils in den bildenden, theils in den redenden Künsten bethätigen; die letztere Richtung hegte Passow bei von Natur dichterischer Anlage mit besonderer Vorliebe; hieraus entsprangen seine zahlreichen literatur-historischen Arbeiten, die er zu einem Ganzen zusammenfaßte in seinen „Grundzügen der griechischen und römischen Literatur- und Kunstgeschichte". Ausgearbeiteteres und Umfangreicheres in dieser Beziehung hätte vielleicht ein weiter gestecktes Lebensziel hervorgehen lassen.

Wer aber so wie Passow im Alterthume nicht Todtes und Abgestorbenes, sondern Leben und ewige Blüthe suchte und sah, der konnte

sich auch von der Gegenwart, von den mancherlei wichtigen und schwierigen Fragen einer mächtig aufgeregten Zeit, von der Geschichte seines eignen Volkes nicht theilnahmlos abwenden. Hier war es vor Allem ein lebendiges, durch feindselige Gegensätze manchmal bis zu leidenschaftlicher Ungeduld gesteigertes Rechtsgefühl und eine reine, begeisterte, wohlbegründete Liebe zu seinem deutschen Vaterlande, was seine Ansichten und Handlungen bestimmte; beide Gefühle sind in ihm von früher Jugend bis an sein Ende stets lebendig geblieben. Wie er aber keine Wissenschaft ohne Beziehung auf das wirkliche und öffentliche Leben der Gegenwart sich denken konnte, so blieben auch die Ereignisse derselben nie ohne Einfluß auf seine wissenschaftliche Beschäftigung: seine persönliche Stellung veranlaßte ihn wiederholt die Beziehung seiner Wissenschaft zu den Bedürfnissen der deutschen Jugend in pädagogischen Aufsätzen zu besprechen; in etwas spätere Zeit fallen mehrere den Zeitereignissen noch unmittelbarer gewidmete Arbeiten. Aber auch in den weit zahlreicheren Aufsätzen, die nicht durch unmittelbare, thätige Theilnahme an den Tagesereignissen hervorgerufen sind, ist eine eigenthümliche Vereinigung des Neuesten mit dem Aeltesten nicht zu verkennen: nicht ungern werden da Parallelen gezogen oder doch angedeutet; neuere Zustände, wo es thunlich ist, zu richtiger und leichterer Veranschaulichung der alten herbeigezogen; namentlich griechische und deutsche Volksthümlichkeit, griechische und deutsche Dichtkunst neben einander gestellt. Die begeisterte Liebe zum Alterthum ließ ihn nicht zu einem Verächter der neueren Zeit und ihrer Leistungen werden, weil er überall, dort wie hier, nur das allgemein und ewig Wahre und Schöne suchte und schätzte.

Soviel über Passow's geistige Eigenthümlichkeit im Allgemeinen: um die in dieser Sammlung getroffene Auswahl im Einzelnen zu rechtfertigen, muß ich die geistige Entwickelung Passow's genauer in geschichtlicher Ordnung darstellen.

Passow verließ im Jahre 1804 das gothaner Gymnasium, erfüllt von der lebendigsten Begeisterung für seinen trefflichen Lehrer Friedrich Jacobs und durch diesen für das Studium des klassischen, besonders des griechischen Alterhums, nicht minder aber voll frischen Gefühls für die Meisterwerke der neueren, besonders deutscher und italienischer Poesie, der sich bald eifrige Beschäftigung mit Shakespeare und Calderon anschloß. Die deutsche Dichtkunst stand damals auf einem Höhepunkte lebendigen Regens und geistvollen Schaffens: Goethe's Meisterwerke lagen vor, und noch erschien von Zeit zu Zeit Neues von ihm; Schiller

stand auf dem Gipfel seiner dichterischen Thätigkeit; eine gewaltige Aufregung veranlaßte das Auftreten der romantischen Schule und ihrer mannigfachen Gegner. So war es ganz natürlich, daß Passow, sobald ihm durch das akademische Leben in Leipzig volle Freiheit der Beschäftigung gegeben war, seine Zeit zwischen eifrigstem Studium des Alterthums und dichterischen Bestrebungen theilte; ebenso natürlich war es, daß diese eher als jenes sichtbare Resultate gaben, daß er, noch mehr dazu getrieben durch ein früh geknüpftes, zartes und beglückendes Liebesband, zuerst mit einem Bändchen Gedichte, jedoch ohne seinen Namen, hervortrat; diesem Zeitraume gehört die große Mehrzahl der in diese Sammlung aufgenommenen, sowie die in der Briefsammlung mitgetheilten Gedichte an, die den Einfluß der romantischen Dichterschule unverkennbar an der Stirne tragen [1]). Passow's dichterisches Schaffen, um den letzten Theil dieser Sammlung hier gleich im Zusammenhange zu besprechen, nahm ab, je mehr seine wissenschaftliche Thätigkeit sich concentrirte und steigerte; während aus der Zeit von Passow's akademischem Leben zahlreiche Gedichte zurückgelegt wurden, sind in Weimar außer dem hier mitgetheilten vom Jahre 1810 nur wenige entstanden; in Jenkau gab er durch die große Zeit des Freiheitskrieges veranlaßt mit zwei Freunden „vaterländische Gedichte" heraus, die hinter den Dichtungen Arndt's, Rückert's, Stägemann's u. a. bescheiden zurücktreten. Nach dem frühen Verluste seiner geliebten Jugendfreundin finden sich nur noch die fünf Gedichte, die diese Sammlung beschließen. In späterer Zeit schrieb er selbst: „Meine frühere Leichtigkeit im Versmachen hat mich ganz verlassen, weil ich eigentlich nur noch für hochernste Poesie Sinn habe." [2])

In naher Verbindung mit der dichterischen Thätigkeit der Jahre 1805 bis 1807 stehen einige Aufsätze ästhetisch-kritischen Inhalts aus dieser Zeit, in der Abendzeitung und andern Zeitschriften abgedruckt. Die darin niedergelegten Ansichten sind an manchen Stellen der veröffentlichten Briefe so deutlich ausgesprochen, daß eine Wiederholung derselben schon aus diesem Grunde unterbleibt. Wichtiger für Passow's schriftstellerische Thätigkeit wurde eine Vereinigung seiner philologischen und dichterischen Studien, deren Resultat in seinen Uebersetzungen des Persius, Musäos, Longos vorliegt.

---

1) Vergl. Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung, V, S. 623.

2) „Leben und Briefe", S. 273.

Diejenigen Dichter des Alterthums, in deren Werken Passow vor allen die herrlichsten Leistungen der Poesie verehrte, waren Homer, Aeschylos, Sophokles und Aristophanes; von dem eindringendsten Studium derselben legen sein Wörterbuch und mehrere kleine Abhandlungen [1]), legten vielleicht noch mehr seine Vorlesungen Zeugniß ab; selbständige größere Arbeiten, namentlich über Sophokles, verschob er für größere Vollendung immer auf eine spätere Zeit, die zu erleben ihm nicht vergönnt war. Neben diesen Meistern der Kunst aber wandte er eine besondere Neigung den Elegikern Griechenlands und Roms und den letzten Blüthen des versinkenden Griechenlands, den Erotikern und den Blumenlesen griechischer Epigramme, zu. Zum Theil mochte ihn der, mehr als die altklassische Dichtung Liebe und Zärtlichkeit athmende Inhalt derselben in seiner eignen, durch die innigste Liebe beglückten Jugend anziehen und dann als ein theures Andenken durch das Leben begleiten, zum Theil des hochverehrten Friedrich Jacobs Beispiel diesen Einfluß üben, endlich auch die meist noch große, philologische Hülfsbedürftigkeit dieser Schriften ihn anlocken. Die oben erwähnten Uebersetzungen, Vorarbeiten für Sophokles und für die griechischen Elegiker füllten sein Leben in Weimar aus, wo jedoch auch der neueren Poesie noch manche Stunde gewidmet blieb, in welchen Recensionen einschlagender Art entstanden, die die „Jenaische Literaturzeitung" enthält. Er selbst legte in späteren Jahren auf diese Arbeiten einen so geringen Werth, daß Uebergehung derselben in dieser Sammlung als geboten anzusehen war.

Ernstere und weniger durch bloße Neigung bestimmte Arbeiten mußten begonnen werden, als Passow im Jahre 1810 nach Jenkau bei Danzig sich übersiedelte. Er stand hier ganz unabhängig an der Spitze einer bedeutenden, fast ganz von Neuem aufzubauenden Anstalt. Hatte er sich bei seiner pädagogischen Thätigkeit bisher mehr von seinem gesunden Gefühle leiten lassen können, oder doch nur für die selbst zu ertheilenden Stunden einer methodischen Begründung bedurft, so mußte jetzt das ganze Gebiet des Unterrichts und, bei der Einrichtung jener Anstalt, der Erziehung gründlich durchdacht und durchforscht werden; hauptsächlich wurde dabei von Passow die Wichtigkeit der alten Sprachen für Bildung deutscher Jugend ins Auge gefaßt; denn der auf Deutschland noch ohne Aussicht auf Errettung lastende Druck der Fremdherrschaft verpflichtete die Erzieher der heranwachsenden Geschlechter mehr

1) Opuscula academica, I—VII.

als je, auf tüchtige Begründung einer vaterländischen Gesinnung bedacht zu sein. Diese doppelte Rücksicht auf gründliche Förderung der Erziehungswissenschaft und auf Bewahrung und Befestigung deutschen Volksthums rief das, von Passow und seinem Freunde und Amtsgenossen Jachmann, jetzt Regierungs- und Schulrath zu Königsberg in Preußen, herausgegebene „Archiv deutscher Nationalbildung" ins Leben. Mit zwei darin enthaltenen Aufsätzen Passow's ist diese Sammlung eröffnet. Es ist in ihnen neben gründlicher Besprechung des Gegenstandes und dem reinsten Streben nach Wahrheit jugendliche Lebendigkeit, ja leidenschaftliche Erregtheit für die verfochtene Sache leicht zu erkennen; darum sind sie recht geeignet als Charakteristik aller seiner Jugendarbeiten zu dienen; sie mußten ferner aufgenommen werden als Hauptbelege für seine pädagogische Thätigkeit und den ihr zugewandten, ernsten Eifer; manche Frage wird man in ihnen schon berührt und kurz beantwortet finden, die um vieles später die Pädagogen lebhaft beschäftigt hat und zum Theil noch beschäftigt; vor Allem aber war in dieser Sammlung eine Wiederholung dieser Aufsätze Pflicht, weil sie eine eigenthümliche, nur von Wenigen getheilte Ansicht über den Unterricht in den alten Sprachen ausführlich vertheidigen, als deren Verfechter Passow allgemein bekannt war und sich auch noch in späteren Jahren bekannt hat, während diese seine ausführliche Begründung derselben jetzt nur wenigen Schulmännern bekannt sein dürfte. Er hat die hier niedergelegten Ansichten niemals aufgegeben noch geändert, wie er dies praktisch noch bei der Erziehung des Herausgebers dieser Sammlung bethätigte. Ein Urtheil über die Richtigkeit derselben hier auszusprechen, liegt nicht in der Absicht des Herausgebers, doch muß er allerdings bekennen, daß er die Ausführbarkeit derselben bei der ganzen Gestaltung unseres öffentlichen Schulwesens, ja unseres bürgerlichen und socialen Lebens nicht für möglich hält; während sie bei einem lediglich durch Privatunterricht zu bildenden Schüler wohl nicht ohne günstig a Erfolg angewandt werden würde.

Passow's Thätigkeit als Gymnasiallehrer nahm mit Auflösung der Anstalt zu Jenkau im Jahre 1814 ein plötzliches Ende; und wie er nach kurzer Unterbrechung in eine wesentlich verschiedene Wirksamkeit versetzt wurde, so trat gleichzeitig in seinem inneren Leben ein entschiedener Wendepunkt ein durch den Tod seiner ersten Gattin. Sie, eine Frau, die nach schriftlichen Andenken und mündlichen Mittheilungen eine wunderbare Vereinigung ächter Weiblichkeit und seltner geistiger,

ja fast gelehrter Bildung in sich darstellte, hatte an allen Bestrebungen Passow's lebhaften Antheil genommen und dadurch wesentlich dazu beigetragen, daß eine heitere, poetische Ansicht und Behandlungsweise Alles umgab, was er bis dahin unternahm und leistete. Nach ihrem Verluste hatte er selbst schnell und sicher erkannt, daß ihm fortan eine scharfe Trennung seines inneren Gemüthslebens von dem, was er für die Außenwelt leisten könne und solle, Noth sei [1]); eine Trennung, die er früher gar nicht gekannt hatte, die aber trotz der schmerzlichsten Veranlassung einen Fortschritt zu wissenschaftlicher Vollendung mit sich führte, nachdem der fast feindselige Gegensatz, in dem er sich diese Doppelrichtung seiner Existenz Anfangs gedacht zu haben scheint, durch den Eintritt in ein neues, bedeutendes und schnell liebgewonnenes Amt, durch die Vereinigung mit einem Kreise ausgezeichneter Männer, am meisten durch das Wiederaufblühen einer gegenseitig beglückenden Häuslichkeit gemildert war.

Seit dieser Zeit lassen sich Passow's literarische Arbeiten eintheilen in solche, die die Alterthumswissenschaft an sich und in ihrer strengsten Form fördern, und in solche, die bestimmt sind die Resultate dieser Wissenschaft einem weiteren Kreise Gebildeter zugänglich zu machen; gern bearbeitete er einen und denselben Stoff in jeder dieser beiden Rücksichten. Zu den ersteren Arbeiten gehören außer seinem Wörterbuche, den Ausgaben mehrerer Klassiker und den lateinischen Abhandlungen die meisten seiner zahlreichen Recensionen; zu den letztern die deutschen Abhandlungen, die den größten Theil dieser Sammlung ausmachen. Die nächste Veranlassung zur Entstehung eines großen Theiles derselben gab ein geselliger Verein der geistig bedeutendsten Männer Breslaus, die philomathische Gesellschaft, bekannt geworden durch die dort gelesenen Aufsätze, deren Sammlung und theilweise Herausgabe Wachler besorgt hat. Den größten Einfluß jedoch auf die jedesmalige Richtung von Passow's Arbeiten hatte die Wahl des Stoffes für seine Vorlesungen; einigermaßen bestimmt wurde diese allerdings wohl durch Passow's augenblickliches Bedürfniß bei seinen größeren literarischen Arbeiten; doch ordnete er dieses im Ganzen dem, was den Studirenden wissenschaftlich Noth that, oder wozu die Zeit mahnte, entschieden unter; so war es nicht zufällig, daß er im Winter 1815 bis 1816 über Tacitus' Germania und Demosthenes las. Aus der ersteren Vorlesung entstand in Ver-

1) „Leben und Briefe", S. 185.

bindung mit äußerer Veranlassung [1]) seine kritische Ausgabe der Germania und noch früher der in dieser Sammlung wiederholte Aufsatz über dieselbe Schrift; es ist zwar seitdem nicht weniges in gleicher Absicht über die Germania geschrieben worden, auch stehen die Ansichten Passow's keineswegs unbezweifelt fest, wie sich z. B. Hoffmeister [2]) und Kießling [3]) theilweise gegen dieselbe erklärt haben, dennoch aber wird dieser Aufsatz immer von wissenschaftlicher Bedeutung bleiben und namentlich das Verdienst behalten, daß er, meines Wissens zuerst in der neueren Philologie, das älteste Schriftwerk über unser Vaterland seinem Zwecke nach und von der für Deutschland wichtigsten Seite betrachtet hat. Die gleichzeitigen Vorlesungen über Demosthenes „zogen natürlich die allgemeinste Berücksichtigung auch der übrigen griechischen Redner herbei" [4]); als ein Resultat derselben ist der zuerst in Ersch und Gruber's Encyklopädie erschienene Aufsatz über Aeschines zu betrachten, eine noch nicht übertroffene Darstellung und Würdigung des großen Redners.

Gleichzeitig war Passow mit lebhaftem Studium der alten Literaturgeschichte beschäftigt, die er ebenfalls und wiederholt zum Gegenstand seiner Vorträge wählte: außer der tabellarischen Uebersicht über das Gesammtgebiet dieser Wissenschaft entstanden mehrfache Abhandlungen speciellen Inhalts; von ihnen ist hier wiederholt die über die lateinische Anthologie, als welche ihn selbst befriedigte [5]); ferner hat der Herausgeber unter gemeinsamer Ueberschrift zusammengefaßt eine Anzahl kürzerer Aufsätze über die griechischen Erotiker und Epistolographen; die besondere Neigung des Verfassers für diese Schriftwerke und die geringe Berücksichtigung, die ihnen, außer von Friedrich Jacobs, in der neuern Zeit zugewendet worden ist, wird dies Verfahren rechtfertigen [6]).

---

1) „Leben und Briefe", S. 233.

2) „Weltanschauung des Tacitus", S. 220 ff.

3) In seiner Ausgabe der Germania. S. 7. 11 ff.

4) „Leben und Briefe", S. 218.

5) „Leben und Briefe", S. 243.

6) Außerdem enthält die Encyklopädie von Ersch und Gruber folgende Artikel von Passow: Arkadius von Antiochia, Arrianus von Nikomedia, Asklepiades, Bakchylides, Bast, Bion, Harpokration.

Daß über diesen Studien das Interesse für deutsche Poesie nicht erstorben war, zeigt der Aufsatz über die romantische Bearbeitung hellenischer Sagen aus einer Zeit, wo derartige Arbeiten noch selten und am seltensten von Philologen unternommen wurden. Eine noch lebendigere Theilnahme aber erheischten damals von jedem rechtlichen, eine öffentliche Stellung einnehmenden Manne die öffentlichen Verhältnisse in Deutschland: Passow, eifrig bemüht in seinem Kreise mitzuwirken, daß die großen Opfer der Befreiungsjahre nicht fruchtlos gebracht seien, konnte und wollte sich dem Kampfe entgegengesetzter Parteien nicht entziehen; manche Sorge, manche Verkennung, manche Verläumdung hat er in dieser Zeit erfahren; wer wollte es da dem Manne, der sich des reinsten Strebens bewußt war, verargen, wenn er seine Gegner mit zum Theil leidenschaftlicher Heftigkeit bekämpfte! Verstöße gegen herkömmliche Formen hat er begangen; in der Sache Uebereilungen oder Fehler zu bereuen hatte er nicht. Der Kampf endete ohne entschiedenen Sieg für eine der beiden Parteien; langsamer aber sicherer hat die Zeit entschieden, die je länger desto mehr Anerkennung dem Streben zollt, für welches damals Passow kämpfte, und sie ihm immer mehr zollen wird, je mehr geistige Freiheit in Deutschland einheimisch werden wird. Die Turnsache, um die sich zunächst der Kampf entspann, war nur die äußere Veranlassung; im Grunde handelte es sich um weit allgemeinere und höhere Fragen. Gern hätte ich aus den damals von Passow veröffentlichten Streitschriften ein oder andres in dieser Sammlung wiederholt, aber mich hielt die Scheu zurück, an längst entschlafenes Unheil zu rühren; es konnte jener Streit nicht durchgefochten werden, ohne daß mancherlei Persönlichkeiten hineingezogen wurden; Lebenden durch die Auffrischung dieser Erinnerungen unangenehme Gefühle zu erwecken, oder schon Abgeschiedener Namen zu beunruhigen, wäre beides Unrecht. Auch ist eine Arbeit vorhanden, welche die Ideen, welchen Passow damals wie sein Leben hindurch anhing, weit reiner und freier von allen zufälligen Beimischungen äußerer Umstände darstellt, weil sie auf wissenschaftlichem Wege in die Betrachtung längst verflossener Jahrhunderte eingeht, seine Abhandlung „zur Geschichte der Demagogie in Griechenland." Mitten in trüber Zeit entstanden ist sie ein besonders schlagendes Beispiel, wie Passow nicht mit dem Nächstliegenden und grade durch seine Nähe leicht Verwirrenden sich begnügte, sondern sich überall auf einen übersichtlichen, unparteiischen Standpunkt erhob, wie er die Anforderungen der Wissenschaft

und die des Lebens zu vereinigen wußte, ohne für jene an Gründlichkeit, für diese an Wärme zu verlieren.

Von den heftigen Aufregungen dieser Jahre und noch während derselben wandte sich Passow unmittelbar zu den strengsten, anhaltendsten und, nach der gewöhnlichen Ansicht, dürrsten Studien zurück, zu den lexikalischen; er wußte durch den Hinblick auf ein hohes wissenschaftliches Ziel und die geistvolle Art des Arbeitens auch dieser Beschäftigung Annehmlichkeiten und mancherlei Freuden abzugewinnen; zu andern Leistungen blieb ihm neben dieser umfassenden Arbeit und den Verpflichtungen, die ihm sein Lehramt auferlegte, wenig Zeit; die an Zahl und Umfang geringen Aufsätze, die durch Verfolgung einzelner, bei den Hauptarbeiten aufstoßender Fragen entstanden, wurden von dem, in dieser Hinsicht stets vielfach Angegangenen an verschiedene Zeitschriften abgegeben. Einiges davon aus den Jahren 1821 und 1825 erscheint in dieser Sammlung aufs Neue; es soll dazu dienen, theils seine geschmackvolle Behandlung einzelner Stellen, theils seine feine Combinationsgabe zu veranschaulichen, und darf auch durch wissenschaftlichen Werth auf diese Erhaltung Anspruch machen [1]). Etwas umfangreicher sind die Abhandlungen über Tibull aus dem Jahre 1825, eine Frucht der im Winter 1824 bis 1825 über diesen seinen Liebling unter den römischen Dichtern gehaltenen Vorlesungen. Die Recension über die Arbeiten Spohn's, Golbery's und Eichstädt's bildet mit dem Aufsatze über Tibull's Glycera und einem später geschriebenen, lateinischen Programm [2]) ein zusammengehöriges Ganzes, das über Tibull's Leben und Werke beabsichtigte selbständige Werk [3]) freilich nur sehr unvollkommen ersetzend. Die wissenschaftliche Bedeutung dieser hier wiederholten Abhandlungen verbürgen Dissen's Worte auch da, wo er Passow's Ansichten bekämpft [4]); und wenn Passow hier in der That Unhaltbares aufgestellt hat, wie es Dissen wenigstens in Betreff der Vermuthung über die Person der Glycera sehr wahrscheinlich macht, so lag der Grund davon eben in dem eigenthümlichen

1) Wüstemann hat in seiner Ausgabe des Theokrit von den Conjecturen zur sechszehnten Idylle nur die erste erwähnt, durch seine Erklärung der Stelle aber nicht beseitigt.

2) Opuscula academica. XIV.

3) „Leben und Briefe", S. 294.

4) In seiner Ausgabe des Tibull. I. p. XV ff. XXI. XXVII ff. XLVII ff.

Streben des Verfassers, ein zusammenhängendes, vollständiges Bild von dem Leben und Charakter des Dichters an die Stelle vereinzelter und abgerissener Notizen zu setzen [1]).

Um diese selbe Zeit wurde Passow's Thätigkeit besonders lebhaft für Journalkritik in Anspruch genommen, indem er regen Antheil nahm an der Gründung der Jahrbücher für Philologie und Pädagogik, welche der ihm befreundete Buchhändler B. G. Teubner beabsichtigte; diese Zeitschrift wurde von ihm mit einer allgemeinen Einleitung eröffnet, welche hier um so mehr wiederholt worden ist, da sie Passow's Ansichten über einen, je länger, je wichtiger gewordenen Literaturzweig ausführlich darlegt und zugleich ein glänzendes Zeugniß für sein überall auf volle Wahrheit und strenge Gerechtigkeit gerichtetes Streben abgibt. Schwieriger war die Entscheidung, ob von den in derselben Zeitschrift enthaltenen oder den sonstigen Recensionen Passow's eine oder die andere in diese Sammlung aufgenommen werden solle. Passow war ein von Manchem wegen schonungsloser Strenge gefürchteter Recensent; grade die Kritiken aber, in denen er sich von dieser Seite zeigt, konnten nicht aufgenommen werden, da sie, gegen schlechte Bücher gerichtet, nur ein rein zeitliches Interesse gehabt haben; aber auch, wo das recensirte Buch dauernden Werth hat, ist die Wiederholung der Kritik noch nicht gerechtfertigt, sondern nur da, wo diese außer dem referirenden und beurtheilenden Inhalte zugleich positive Resultate eigener Forschungen enthält; aus diesem Gesichtspunkte entschloß sich der Herausgeber zur Aufnahme der oben erwähnten Tibullischen Recension, und aus gleichem Grunde hat er aus den Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik die beiden Artikel über die neusten Bearbeitungen der griechischen Anthologie entnommen. Bei dem großen Reichthum derselben an einzelnen Verbesserungsvorschlägen, Auslegungen einzelner Stellen und grammatischen Bemerkungen konnte durch keinen andern Aufsatz Passow's Thätigkeit als Kritiker und Exeget besser repräsentirt werden, eine Richtung, die in dieser Sammlung ebenfalls nicht fehlen durfte; erwähnt ist überdies schon seine besondere Vorliebe für jene

1) Außer dieser Tibullischen Recension lieferte Passow zur hallischen Literaturzeitung Recensionen von: Tibulli Elegia I. 10. ed. Klindworth; F. W. Schmidt, 1000 griechische Wörter, 1818. Tibullus übersetzt von Strombeck; Seyffarth, Memoria Spohnii; Bentleii notae in Horatium ed. Sachse, 1825. Musaeus ex edit. Schraderi ed. Schaefer und Coluthus ex edit. Lennepii ed. Schaefer, 1826. Briefe von J. H. Voß, 1830 und 1831.

Epigrammensammlungen, die die Erhaltung seiner einschlagenden Arbeiten wünschenswerth macht; auch darf sich der Herausgeber auf das ausdrückliche Zeugniß von Friedrich Jacobs berufen, der die Recension seines Delectus Epigrammatum zum Wiederabdruck empfahl [1]).

Ich komme jetzt zu einem noch nicht erwähnten Theile von Passow's Thätigkeit, zu seiner Beschäftigung mit den bildenden Künsten, deren Geschichte und der Auslegung einzelner Bildwerke. Schon im Jahre 1806 hatte er die Universität Leipzig nach kaum zweijährigem Aufenthalt verlassen, um bei einem längern Aufenthalt in Dresden seinen angebornen Kunstsinn an dem Studium der dortigen Sammlungen auszubilden, wie es ganz ähnlich früher Goethe gethan hatte [2]); auch bei späteren Besuchen derselben Stadt waren ihre Kunstschätze stets ein Hauptaugenmerk. Auch in den Kreis seiner akademischen Lehrthätigkeit zog Passow sehr bald die Kunst der Alten, indem er zuerst im Sommer 1817 nach Heyne's Auszügen aus dem Werke des älteren Plinius über dieselbe las und diese Vorlesung öfter wiederholte. Erst bedeutend später wandte er diesem Fache auch schriftstellerische Thätigkeit zu, und es ist wohl nicht zufällig, daß seine frühste, hieher gehörige Arbeit, über die Gemählde des ältern Philostratos, einen Uebergang von der Behandlung schriftlicher Denkmäler des Alterthums zu dem, ihm noch weniger vertrauten Felde der Kunstbetrachtung bildet; zunächst für den breslauer Freundeskreis bestimmt, wurde diese Abhandlung erst nach Passow's Tode veröffentlicht. Je länger, desto mehr Arbeit widmete Passow diesem Zweige der Alterthumswissenschaft, wozu das Bestreben, alle Disciplinen derselben zu umfassen [3]), ihn noch mehr bestimmte; so wurde es möglich, daß er

1) Außerdem hat Passow zu den Jahrbüchern geliefert: Ueber die neuesten Bearbeitungen der griechischen Literaturgeschichte, 1826. Recensionen von: Jo. Tzetzae histor. var. Chiliades ed. Kiessling, 1826. F. A. Wolf's consilia scholastica herausgegeben von Föhlisch, 1829; Crusius' Wörterbuch der griechischen Eigennamen, 1832. Wolf's Darstellung der Alterthumswissenschaft herausgegeben von Hoffmann, 1833; Hoffmann's lexicon bibliographicum, 1833. Ich zähle hier auch die von Passow in den berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik enthaltenen Recensionen auf: von Stephani thesaurus linguae Graecae edit. Paris. I. 1. 1831; v. Stackelberg, Trachten und Gebräuche der Neu-Griechen; Wellauer, Lexicon Aeschyleum und Schneider, Lexicon Sophocleum; A. G. Lange's vermischte Schriften, 1832.

2) „Leben und Briefe". S. 71. — Goethe, „Dichtung und Wahrheit". Theil II, Buch 8.

3) „Leben und Briefe". S. 314.

in der zweiten Auflage seiner Tabellen über die alte Literaturgeschichte auch die Kunstgeschichte mit befaßte; so entstanden noch einige Aufsätze, die sich mit der Auslegung einzelner Kunstwerke beschäftigen: zunächst der über Herakles den Dreifußräuber; er zeichnet sich einerseits durch möglichst vollständige Zusammenstellung des Stoffes mit durchgehender Berücksichtigung der schriftlichen Zeugnisse aus dem Alterthum aus, andrerseits gibt er von einem, auf verschiedenen Denkmälern wiederkehrenden und für deren Auslegung entscheidenden Gegenstande eine neue Deutung, deren Richtigkeit der competenteste Beurtheiler, Ottfried Müller, durch seine Wiederholung anerkannt hat [1]). Eine Veranlassung mehr zu fortgesetzter Beschäftigung mit Kunstgeschichte und Archäologie wurde für Passow die Direction des akademischen Museum für Alterthum und Kunst, welche er im Jahre 1829 freiwillig übernahm. Je weniger bedeutend diese Sammlung an sich für alte Kunst war, da sie von Originalen so gut als nichts, von Gypsabgüssen nur eine verhältnißmäßig geringe Anzahl besaß [2]), desto nutzbarer suchte Passow das Vorhandene für sich und seine Schüler zu machen. Er las jetzt regelmäßig im Locale jenes Museum über alte Kunst und wandte selbst den schwierigsten Theilen derselben, wie der Münzkunde, sein Studium zu. Dieselbe Neigung, die er für die kleinen Spätlinge der griechischen Poesie, für die Epigramme, besaß, trug er nun auch auf die entsprechenden Werke der bildenden Kunst, auf die geschnittenen Steine, über; eins der ausgezeichnetsten Ueberbleibsel dieser Kunstgattung, wovon das breslauer Museum einen trefflichen Abdruck besitzt, die Gemma Augustea des wiener Kabinets war es, welche der Gegenstand einer seiner letzten Arbeiten wurde.

Es gehört in diese späteren Jahre von Passow's Leben noch eine Leistung für höhere Kritik, die Vertheidigung der Ciceronischen Rede für den M. Marcellus. Passow hatte im Winter 1827 bis 1828 über diese Rede gelesen, wohl hauptsächlich deshalb, weil es wenig passendere Beispiele zur Einführung in die höhere Kritik gibt. Wie immer

---

1) Müller und Oesterley, „Denkmäler der alten Kunst", Band I, Heft 1; Text zu Tafel XIII, Nr. 47.

2) Das von Passow verfaßte „Verzeichniß der antiken und modernen Bildwerke in Gyps auf dem akademischen Museum für Alterthum und Kunst in Breslau, 1832" zählt im Ganzen 157 Numern, worunter 88 Gypsabgüsse nach Antiken.

wurde ihm diese Vorlesung Veranlassung zur gründlichsten Durchdringung einer Streitfrage, die ihn, theils der Sache, theils aber auch des Mannes wegen, der sie zuerst angeregt, schon wiederholt beschäftigt hatte; in dem hier vorliegenden Aufsatze faßte er wiederum die allgemein interessante Seite der Sache auf, und so entstand eine ausschließlich auf geschichtlichen Thatsachen und Combinationen ruhende Vertheidigung der Aechtheit jener Rede, die neben ihrem allgemeinen Interesse das größere wissenschaftliche Verdienst hat, die verschiedenen Gesichtspunkte, aus denen der Streitpunkt zu betrachten ist, scharf geschieden und einen derselben bis ins Einzelnste verfolgt zu haben.

Theils das strenge Gerechtigkeitsgefühl Passow's, welches jedem Verdienste die gebührende Anerkennung zu verschaffen suchte, theils die umfassende und hohe Stellung, die er zu seiner Wissenschaft einzunehmen sich bemühte, mußten ihn unausbleiblich dahin führen, auch der Geschichte der Alterthumswissenschaft seine Aufmerksamkeit zuzuwenden; er sah in jedem der Männer, die zur Vervollkommnung derselben beigetragen, einen Genossen seines Strebens, einen entfernten Freund, an dessen Schicksalen er einen wirklich gemüthlichen Antheil nahm; auch hiervon hat er zwei Denkmale hinterlassen in der Bearbeitung von Hieronymus Wolf's Jugendleben und in der selbständigen Darstellung des Mannes, welcher ihm für sein Hauptwerk ein Vorbild und zugleich durch seine eigenthümlichen Lebensschicksale besonders anziehend war, in der Lebensbeschreibung des Heinrich Stephanus. Passow's letzte Arbeit aber war die, von wärmster und wahrster Freundschaft eingegebene Schilderung seines, wenige Wochen vor ihm selbst unerwartet aus diesem Leben abgerufenen, trefflichen Freundes Daniel von Cölln. So hat Passow, dem ein edler, wahrer und reiner Mensch stets unendlich mehr galt als der größte Ruhm der Gelehrsamkeit, dessen Herz warm für die Wissenschaft, wärmer aber für das Ziel aller Wissenschaft, für Heranbildung zu wahrer, unvergänglicher Menschenwürde schlug, seine schriftstellerische Thätigkeit auch mit einer Arbeit beschlossen, die nicht eine Frucht seiner reichen Kenntnisse, sondern ein Ausfluß seines für jedes edle Gefühl begeisterten Gemüthes ist.

Diese Uebersicht von Passow's literarischer Thätigkeit wird, wie ich hoffe, meine Auswahl und Anordnung dieser Sammlung erklären und rechtfertigen. Weniges habe ich nur noch über die Redaction derselben hinzuzufügen.

Das Einfachste war, die ausgewählten Abhandlungen ohne Aen-

derungen und ohne Zusatz abdrucken zu lassen. Grade im Gegentheile riethen mir befreundete und gewichtige Stimmen, in die einzelnen Abhandlungen „möglichst vollständig nach- und hineinzuarbeiten", was seit ihrem ersten Erscheinen an Nachträgen und Berichtigungen bekannt geworden; es hätte aber ein solches Verfahren sich nicht auf bloßes Referiren beschränken dürfen, sondern eine durchaus neue Gestaltung an die Stelle dessen, was Passow gearbeitet hatte, gesetzt. Ein Mittelweg war drittens, diese Nachträge und Berichtigungen in Zusätzen und Nachweisungen möglichst kurz hinzuzufügen. Von diesen drei Verfahrungsweisen habe ich die letzte sofort verworfen: es bedarf hier nicht der Nennung von Namen, damit sich Sachkundige erinnern, welche armselige Rolle dergleichen eingestreute und angeflickte Nachträge in mehr als einer, an sich sehr werthvollen Sammlung spielen; diese nachzuahmen wäre aber nirgends weniger am Orte gewesen als bei den, grade durch ihre Abrundung und Ganzheit ausgezeichneten Arbeiten Passow's. Aber auch das zweite Verfahren, soviel Anlockendes es auf den ersten Anblick hatte, mußte aufgegeben werden: wer möchte es unternehmen, sich an die Umgestaltung einer ganzen Reihe verschiedenartiger Aufsätze zu wagen, die dem eigenthümlichen Bildungs- und Studiengange einer bedeutenden Persönlichkeit durch einen Zeitraum von zwanzig Jahren ihre Entstehung verdanken, ohne ganz denselben Entwickelungsgang in derselben Weise und Ausdehnung durchlebt zu haben! Aber auch abgesehen von der Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit eines solchen Unternehmens wäre durch dieselbe der Zweck, den ich bei Veranstaltung dieser Sammlung im Auge hatte, ganz vereitelt worden: es wäre auf diesem Wege nicht eine Sammlung von Passow's vermischten Schriften, sondern eine Fortsetzung derselben entstanden; mein Zweck war aber nicht Neues für die Wissenschaft zu leisten, sondern Vorhandenes zu vereinigen, zu erhalten, und dadurch das Andenken eines edlen Kämpfers für die Wissenschaft zu sichern und zu ehren; ihm ein Denkmal zu errichten, aus welchem ersichtlich sein soll, welche Stelle er in der Geschichte seiner Wissenschaft einnimmt. So konnte ich also nur bei dem Ersten und Nächsten stehen bleiben: ich mußte Alles, was von Passow's Arbeiten überhaupt wiederholt werden sollte, unverändert wiederholen, wie es der Verfasser geschrieben. Wer diese Sammlung zu wissenschaftlichen Zwecken benutzen will, wird das, was eine spätere Zeit für dieselben Gegenstände geleistet hat, kennen oder leicht zu finden wissen; über Entste-

hung der einzelnen Aufsätze aber und die Beziehung, in der sie zu Passow's Charakter und Gesammtthätigkeit stehen, wird, wie ich hoffe, diese Vorrede genügenden Aufschluß geben; in derselben Absicht sind einzelnen Aufsätzen Verweisungen auf Passow's „Leben und Briefe" beigefügt; außerdem habe ich nur wenige zum Verständniß nöthige oder doch nicht so ganz nahe liegende Anmerkungen hinzugethan, Druckfehler berichtigt, Citate auf neuere Auflagen oder die jetzt gangbaren Ausgaben gestellt; alles von mir Herrührende ist durch eckige Klammern kenntlich gemacht. Sonst also finden sich in dieser Sammlung durchaus nur die unveränderten Arbeiten ihres Verfassers, und habe ich diese treue Wiederholung der Originale bis auf Beibehaltung aller Aeußerlichkeiten, Orthographie u. dergl. ausgedehnt, woraus sich, bei dem Zustande unsrer deutschen Rechtschreibung, die Ungleichheit derselben in den verschiedenen Aufsätzen erklären wird. Nur der Schluß einiger Abhandlungen ist weggelassen und dies an den einzelnen Stellen jedesmal bemerkt worden.

Schließlich sage ich noch den herzlichsten Dank allen Freunden in der Nähe und Ferne, die mir durch Rath und That die Vollendung meiner Arbeit möglich gemacht haben.

So übergebe ich denn diese Sammlung der Oeffentlichkeit mit dem Wunsche und mit der Hoffnung, daß in einer Zeit, wo sich so manches unklare und unlautere Streben mit viel Lärm und Anmaßung vernehmen läßt, wo eine glänzende Oberflächlichkeit Vieler Augen blendet, doch auch deren Zahl nicht gering sein werde, die dem Andenken und dem geistigen Erbe eines früh geschiedenen, edlen deutschen Mannes, eines standhaften Verfechters wahrer und gründlicher Wissenschaftlichkeit Liebe und Theilnahme zuwenden werden.

Meiningen, im December 1842.

W. A. Passow.

Inhalt.

Seite.

Die griechische Sprache nach ihrer Bedeutung in der Bildung deutscher Jugend. 1812. 1

(Archiv deutscher Nationalbildung. Herausgegeben von R. B. Jachmann und Fr. Passow. Erster Jahrgang, 1812. Heft 1, S. 99—140.)

Der griechischen Sprache pädagogischer Vorrang vor der lateinischen, von der Schattenseite betrachtet. 1812. 20

(Daselbst, Heft 3, S. 324—367.)

Ueber Tacitus' Germania. 1816. 40

(Philomathie von Freunden der Wissenschaft und Kunst. Herausgegeben von Dr. L. Wachler, Bd. I, S. 19—61.)

Aeschines. 1817. 64

(Ersch und Gruber, Encyklopädie, Abth. I, Bd. 2, S. 73—78.)

Lateinische Anthologie. 1817. 75

(Daselbst, Bd. 4, S. 262—268.)

[Zur Geschichte der griechischen Erotiker und Epistolographen.] 1817. 86

Antiphanes von Berga. (Daselbst, Bd. 4, S. 324.)
Antonius Diogenes. (Daselbst, Bd. 4, S. 356—357.)
Achilles Tatius. (Daselbst, Bd. 1, S. 304—306.)
Alkiphron. (Daselbst, Bd. 3, S. 145—146.)
Aristänetos. (Daselbst, Bd. 5, S. 256—257.)

Ueber die romantische Bearbeitung helleniſcher Sagen. 1817. 97

(Philomathie, Bd. II, S. 103—130.)

Zur Geschichte der Demagogie in Griechenland. 1819. 111

(Daselbst, Bd. III, S. 267—308.)

Seite.

Zu Theokrit's Chariten. 1821. 133

(Seebode, kritische Bibliothek für das Schul- und Unterrichtswesen. 1821, Heft 1, S. 86—90.)

Ueber das Zeitalter des Physiognomikers Polemon. 1825. 137

(Seebode, Archiv für Philologie und Pädagogik. 1825, Heft 1, S. 7—9.)

Heliodorus II, 26. 1825. 140

(Daselbst, S. 182.)

Der Dichter Fabullus. 1825 141

(Daselbst, S. 180—182.)

Recension von: Spohn de Tibulli vita et carminibus, de Golbéry de Tibulli vita et carminibus, Eichstaedt de Lygdami carminibus commentatio I, II, III. 1825. 143

(Hallische Allgemeine Literaturzeitung. 1825, Nr. 131—134.)

Ueber Tibull's Glycera. 1825. 167

(Seebode, Archiv. 1825, Heft 2, S. 189—199.)

Allgemeine Einleitung zu den Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik. 1826. 176

(Jahrbücher für Philologie und Pädagogik. 1826, Bd. I, Heft 1, S. 1—24.)

Ueber die neuesten Bearbeitungen der griechischen Anthologie. 1827. 1828. 194

Erster Artikel. (Daselbst, 1827, Bd. I, Heft 2, S. 58—74.)
Zweiter Artikel. (Daselbst, 1828, Bd. I, Heft 1, S. 39—57.)

Ueber die Gemählde des ältern Philostratos. 1827. 223

(Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft. 1836, Nr. 71—73.)

Herakles der Dreifußräuber auf Denkmalen alter Kunst und über die vorgebliche Cortina auf diesen Denkmalen. 1828. 237

(Archäologie und Kunst. Herausgegeben von C. A. Böttiger. Bd. I, Stück 1, S. 125—164.)

Ueber Cicero's Rede für den M. Marcellus. 1829. 258

(Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft. 1835, Nr. 14—16.)

Erinnerungen an ausgezeichnete Philologen des sechszehnten Jahrhunderts.

1. Hieronymus Wolf's Jugendleben. 1823. 277

(Fr. v. Raumer's historisches Taschenbuch. Erster Jahrgang, S. 339—389.)

2. Heinrich Stephanus. 1830. 296

(Daselbst, zweiter Jahrgang, S. 547—604.)

Seite.

Ueber die sogenannte Apotheose des Augustus in der Antikensammlung zu Wien. 1832. 319

(Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft. 1834, Nr. 1—2.)

Daniel von Cöln. 1833, d. 26. Februar. 334

(Zuerst: Schlesische Provinzialblätter, 1833, Bd. 97, S. 227—236. Dann, durchgesehen, berichtigt und vermehrt: Hallische Allgemeine Literaturzeitung, 1833, Intelligenz-Blatt, Nr. 27.)

Gedichte.

Italienische Sprache. 1804. 341

Neujahrsnacht. 1804. 341

An den Bach. 1805. 342

Umhüllung. 1805. 343

(Menon an Heliodora. Herausgegeben von Fr. Ziegler. Helmstedt, 1806, S. 9.)

Winter. 1805. 344

(Daselbst, S. 12.)

Frühling. 1805. 344

(Daselbst, S. 13.)

Blumenleben. 1805. 345

(Daselbst, S. 14.)

Menschenleben. 1805. 345

(Daselbst, S. 15.)

Unser Leben. 1805. 346

(Daselbst, S. 16.)

Kommen. 1805. 346

(Daselbst, S. 17.)

Scheiden. 1805. 347

(Daselbst, S. 18.)

Einsamkeit. 1805. 347

(Daselbst, S. 20.)

Das Schwanenlied. 1805. 348

Daselbst, S. 21.)

Traum. 1805. 348

(Daselbst, S. 23.)

Das Unendliche. 1805. 349

Seite.
Die Freunde. 1805. 349
F. K.
C. F. G.
An J. S. Zum 15. Januar 1810. 349
Mannheim. Im August 1814. 351
Die Alpenrose. Im September 1814. 351
Der Rheinfall. Am 20. September 1814. 352
Prag. Am 20. September 1815. 352
Auf den Tod seines Sohnes Wolf. Im April 1827. 354

Die griechische Sprache nach ihrer Bedeutung in der Bildung deutscher Jugend *).

Die schroffen Gegensätze, in die das wissenschaftliche Streben unserer Zeit sich gern verliert, obwohl es dadurch nur den Mangel eines festen inneren Grundsatzes kund giebt, haben selbst die mehr zum Praktischen hinneigenden Gebiete keineswegs verschont, und namentlich in dem von unsern Vorfahren, wenn auch zuweilen bewußtlos, so doch durchaus gründlich, ernst und volksthümlich begonnenen Unterrichtswesen das gleichmäßige Fortschreiten und Reifen der Ansichten vielfach zurückgedrängt. Doch dürfen wir der feindlichen Einseitigkeit solcher Bemühungen nicht alles Verdienst absprechen, selbst wenn es nur zufälliges wäre: das Gegeneinanderstreben der Theile hat manches eingealterte Vorurtheil schonungslos vernichtet, auf manche noch zu wenig befestigte Seite aufmerksam gemacht, das in jeder Gestalt und bei jedem menschlichen Mißbrauch unwandelbar und wahr Beharrende aus aller Anfechtung nur sieghafter und kräftiger hervorgehn lassen, nebenbei auch die Unstatthaftigkeit solcher Antithesen gezeigt. Zwar über diejenigen Gegenstände des Unterrichts, die eine einzige Anlage des menschlichen Geistes ausschließlich in Anspruch zu nehmen schienen, wie die Lehre von Gott das Gemüth, die Größen- und Formenlehre den Verstand, erhob sich entweder gar kein Streit, oder er war doch bald wieder zum Schweigen gebracht, mehr jedoch durch Mitwirkung eines ehrwürdigen Herkommens oder der herrschenden Meinung, als aus innerer Begründung. Ebenso erging es manchen Inbegriffen positiver Kenntnisse, aus denen eine gewisse Brauchbarkeit für das Leben hervorleuchtete, denen überdieß, wie man ihr Wesen gar oberflächlich auffaßte, eine Art unschuldiger Harmlosigkeit und bequemer Fügsamkeit einen Eingang verschaffte, den sie in dieser Ungestalt gewiß nicht verdienten. Wie ein Apfel des Haders und der Zwietracht dagegen war zwischen diese vereinzelten Beziehungen geworfen, was sie alle zu freundlicher Eintracht hätte verbinden sollen, die Sprache. Daß hierbei etwas Höheres obwalte, als ein thierischer Organismus zur Hervorbringung gewisser Laute, ward früh geahndet, und in alten Sagen dunkel ausgedrückt. Die Geschichte zeigte, daß jedes von außen her zu bedeutender Bildung gelangte Volk neben seiner angestammten Sprache auch die seiner Bildner und Meister übte, und damit auch dann noch fortfuhr, wenn alles Erlernbare längst abgelernt war. So führte denn auch der große Stifter unserer Nation die Römersprache in alle

*) [Vergl. Franz Passow's „Leben und Briefe", S. 165, 169.]

die Anstalten ein, die den Blick des noch in ursprünglicher Kindheit befangenen Deutschen öffnen, erhellen, erweitern und erheben sollten, nicht ausschließend zwar das heilige Organ, das dem Abendland die ersten Lehren der Menschlichkeit predigte, die Hellenensprache; jedoch ihr geringere Rechte anweisend, weil er selbst ihre wohlthätigen Einflüsse minder erprobt hatte, und Griechenland überdieß, sowie es zu jedem feigen Frevel hinabgesunken war, zu keiner nähern Verbindung mit seinem kräftigen Volk einladen konnte *). Mit deutscher Treue und Dankbarkeit wurde, Jahrhunderte hindurch, immer mehr verbreitet und vervielfacht, was der große Carl, weise und menschlich angeordnet hatte; man erkannte, was die beiden Sprachen gefördert hatten, was die Deutschen ihnen schuldig geworden waren, ohne sich zu befragen, ob die seitdem verflossenen Zeiten, ob die große Umgestaltung der Dinge und die neuen Verhältnisse der Völker nicht auch in der Bildung des jungen Geschlechts ganz andere Rücksichten geboten; hatte das Verfahren der Schulen auch dadurch etwas instinktmäßig Bewußtloses angenommen, so wirkte doch die ungetrübte innere Ueberzeugung von dem Werth des als herkömmlich Betrachteten ganz so wohlthätig, wie jede innige und reine Ueberzeugung kindlicher Gemüther wirken muß, und die zum Grunde liegende Gesinnung war schön, denn sie war deutsch. Inzwischen hatte die mit jedem Jahrhundert sich bereichernde Erfahrung, das Heranreifen und Mannwerden des Menschengeschlechts die nothwendige Folge, daß die bisher vorwaltend gewesene, allgemeine Subjectivität des Daseyns allmälig überging zum helleren Bewußtseyn, und eine Krisis hervorbrachte, deren gewaltige Gährung sich in der ersten Angelegenheit des Menschen, seinem Glauben, auch zuerst und am nachdrücklichsten aussprach: andere nicht minder gewaltsame für die Gegenwart gleich verderbliche Reformen anderer Menschenverhältnisse blieben den nächstfolgenden Jahrhunderten aufgespart, und die Begebenheiten der letzten Decennien strebten, wie es scheint, den Kreis der Möglichkeiten zu vollenden. Kein Wunder also, wenn die Uneinigkeit der Zeit sich auch den friedsamsten Regionen des Lebens mittheilte; wenn der erwachte Geist der Skepsis, der vor dem Heiligen und Unaussprechlichen nicht gezagt hatte, nun auch in allen irdischen Dingen sein Recht geltend machte. Da

*) Ueber Carl des Großen Verdienste um die Verbreitung der lateinischen und griechischen Sprache durch die Klosterschulen verweisen wir auf A. H. L. Heeren's „Gesch. des Studiums der class. Liter.", Gött. 1797, Th. 1, S. 122 fg., [Ausg. von 1822], ein Werk, dessen Vollendung eine bedeutende Lücke in unsrer Literatur aufs trefflichste ausfüllen würde. Wäre das Capitular bei Baluzzi, Th. 1, S. 419, als echt anerkannt, so hätte Carl die Schule zu Osnabrück schon ausdrücklich für die „graecas et latinas scholas" errichtet. So viel aber ist nach der „Vita Brunonis" in Leibnitz' Script. Brunsvic.", T. 1, p. 274, ausgemacht, daß dieser Bruno, Otto des Ersten Bruder und nachmals Erzbischof von Köln, in Utrecht neben der lateinischen auch die griechische Literatur mit großem Beifall gelehrt hat, welches zu gleicher Zeit auch in der Stiftschule zu St. Gallen und in lothringischen Klöstern geschah. S. Heeren, a. a. O., S. 197.

Das sittliche Verhältniß der tiefgesunkenen byzantinischen Griechen zu Carls erwachenden Deutschen konnte nicht historisch wahrer und vielseitiger dargestellt werden, als in des herrlichen Friedr. von Fouqué „Eginhard und Emma", Nürnb. 1811, geschehen ist, einem dramatischen Kunstwerk, dessen wie aller übrigen Werke, die dieses Dichters eigner Name ziert, wir uns gedrungen fühlen, gleich bei dieser ersten Gelegenheit in unserm Archiv mit Dank, Neigung und Bewunderung als gediegenster und schönster Darstellung deutschen Sinnes zu gedenken.

seine Natur es mit sich bringt, nur das gelten zu lassen, was als gültig durch Vernunftgründe dargestellt ist, so hieße es der ewigen Weltordnung zürnen, wenn wir den Einzelnen zürnen wollten, die verwegen eingriffen in das Bestehende, und es zu zerstören trachteten, ohne daß sie allemal hatten, was sie an die Stelle des Zertrümmerten setzen konnten. So war es denn nicht nur historisch nothwendig, daß das gesammte Erziehungs- und Unterrichtswesen, dem ein zur Reflexion überwiegend hinneigendes Zeitalter natürlich die bedeutendste Aufmerksamkeit zuwandte, ein Hauptgegenstand der strengsten Prüfung wurde, sondern die mancherlei Verwirrungen der ersten Anfänge werden auch bald durch ihre ersprießlichen Folgen reichlich überwogen seyn. Objektives Bewußtseyn der Zwecke, durch welches allein die wohlthätige Mittheilung möglich wird, und daher wissenschaftlich consequente Behandlung in der Anwendung, traten an die Stelle des frühern instinktartigen Betriebes und einzelner unverbundener, jedes Mittelpunkts ermangelnder, darum ungenügender und unsicherer Erfahrungssätze, die durchaus zusammenbrechen mußten, sobald die Strenge der Prüfung sich an ihnen versuchte. So erging es denn auch den alten Sprachen, die sich zu lange in dem beneidenswerthen Besitz unbedingter Anerkennung und Bewunderung behauptet hatten, um nicht endlich einmal die Nemesis gegen sich zu erregen; und kein äußerer Schutz kam ihnen dabei zu Statten. In keine Verhältnisse der Kirche oder des Staats unmittelbar eingreifend, ohne sogleich einleuchtenden praktischen Nutzen, Ueberbleibsel, wie es schien, einer längst durch bessere Sitten ausgedrängten Zeit, Manchem vielleicht auch durch wenig angemessene Ueberlieferung verleidet, bedurften sie allerdings der ganzen innern Kraft ihrer guten Sache, um nicht den leidenschaftlichen Anfällen ihrer Gegner zu erliegen. Denn es kann nicht wohl geleugnet werden, daß sie den Vertheidigungen ihrer Freunde wenig genug verdanken; so sonderbar waren die Wege, auf denen diese den Widersachern am geschicktesten zu begegnen glaubten. Alle historischen Schutzgründe, hergenommen von den frühern unverkennbaren Einflüssen beider Sprachen auf die Menschlichmachung ganzer Nationen, waren nichtig; man fühlte wohl, daß man in manchen Dingen den Hellenen wie den Römern, wenn auch nur durch deren Hülfe, vorgeschritten war, und die Mittel, die einst dazu beigetragen hatten, waren nur noch von historischem Interesse, ohne weitere Anwendbarkeit; überhaupt kam es hier zu sehr auf das größere oder geringere Selbstgefühl der Individuen, ja ganzer Völker an, wie z. B. der sehr verschiedene Grad der Verehrung des Alterthums in England und Frankreich ausweiset. Noch weniger konnte der oft erneuete Streit über den Vorzug der ältern und neuern Schriftsteller zu einem ruhigen Ziel führen: wenigstens bei dem bisherigen Schwanken unserer Geschmackslehren und Kunsttheorien war es unmöglich, hierüber etwas Allgemeingültiges festzusetzen; aber selbst die Hinwegräumung dieser Hindernisse hätte zu keinem Resultat geführt, weil dieser Streit an und für sich mißverstanden war. Gesetzt auch, die Gegner hätten den Werken hellenischer und römischer Kunst und Wissenschaft den Vorzug zugestanden, so waren diese dadurch um nichts gefördert, sondern den Studierstuben der Gelehrten nur so mehr geeignet, da solche Frucht nur dem reifsten Alter, der ungestörtesten Beschaulichkeit genießbar sein konnte, während die Jugend in trostlosen Vorbereitungen zu einem unwahrscheinlich zu erreichenden Ziel ihre regsten und bildsamsten Jahre verbracht hätte: oder, um es kürzer zu sagen, man

vermengte höchst unstatthaft das Erlernen der alten Sprachen, welches einem Jeden möglich ist, mit der vollendeten Meisterschaft in den Alterthumsstudien, die man freilich nur wenigen, hochbegabten Männern zugetheilt sah; man sonderte nicht das Reinmenschliche von dem Strengwissenschaftlichen in der Ansicht; man verkannte endlich das Verhältniß der Schule zur Welt, zum Staat und zur Wissenschaft. Was man übrigens zum Lob der alten Sprachen beibrachte, die treffliche Verstandesübung durch ihr Erlernen, ihre Brauchbarkeit, ja Nothwendigkeit für jeden nachmaligen Weltzweck, war theils zu wenig ausgeführt und begründet, theils auch zu platt und zu gewaltsam herangezogen, um besonderer Erwähnung zu bedürfen. Daß demungeachtet beide Sprachen sich in gleicher Verbreitung erhielten, daß, wenigstens in Deutschland, ihre Verehrung von Jahr zu Jahr wuchs, und sich vielfach in unsterblichen Werken unserer größten Meister aussprach, legt ein so kräftiges und anspruchloses Zeugniß für ihre hohe Vortrefflichkeit ab, daß ihnen eigentlich keine bessere Aegide zu Theil werden konnte *); selbst wenn Wolf's Darstellung der Alterthumswissenschaft den in sich vollendeten, wissenschaftlichen Charakter derselben nicht zu unvergänglicher Dauer begründet hätte. Durch alle diese großen und bedeutenden Erscheinungen ist aber das Verhältniß der alten Sprache zur Bildung deutscher Jugend so wenig entschieden, daß die Ansichten, des Lehrstandes selbst, von dem, was durch diese Studien erreicht werden soll und kann, nicht minder von der größern oder geringern Extension, und besonders auch von der methodischen Behandlung derselben vielleicht zu keiner Zeit getrennter und entgegengesetzter gewesen sind, als jetzt: ein sicheres Zeichen jedoch von den vielseitigen Rücksichten, die diesem Studium dargebracht werden, da die frühern einhelligern schwerlich von aller Einseitigkeit freizusprechen sind. Die Wissenschaft selbst erreichen zwar diese verschiedenartigen Tendenzen nicht, doch wird die subjektive, praktische Anwendung dadurch an allen Seiten gehemmt, die erwünschte Uebereinstimmung in Zweck und Methode, aus der allein sicheres Gedeihen hervorgehen wird, fern und ferner gehalten, ja vielleicht mancher thätige und verdiente Arbeiter geirrt, und, zum unermeßlichen Nachtheil Vieler, auf einladende Abwege gelockt. Diese und ähnliche Wahrnehmungen, die der Kundige sich leicht herbeirufen wird, veranlaßten die folgenden Betrachtungen: aber nicht sowohl, um die tiefliegende Frage vom eigentlichen Zweck und Nutzen der Erlernung fremder und ferner Sprachen, und von dem Kriterion ihres gegenseitigen Ranges in der Bildung unseres Volkes ein für alle Mal zu beantworten, sind sie niedergeschrieben; als vielmehr, um Ideen und Grundsätze, die bisher mit gutem Erfolg praktisch gemacht worden, zu eigner oder anderer Belehrung, Widerlegung oder Nachfolge darzulegen. Denn nur durch dergleichen Veranlassungen zu mehrseitigerem Gedankenwechsel halten wir es

*) Die Kunstwerke, in denen deutsche Tiefe und Gemüthlichkeit sich mit hellenischer Vollendung vereinigt hat, dürfen wir hoffentlich den Unsrigen nicht erst nennen. Doch mag es nicht überflüssig seyn, besonders den jüngern Freund, auf zweier Männer Werke zu verweisen, die gekräftigt sind durch die Vorbilder des Alterthums, und die ihren Meistern vielfach den würdigsten Dank darzubringen lieben, auf Johannes von Müller's „Briefe an Bonstetten", die jedes deutschen Jünglings Handbuch seyn sollten, und auf die neuerschienenen an seinen Bruder; dann auf des mannhaften Ernst Moritz Arndt „Briefe an Freunde", Altona 1810.

möglich, zur Erreichung des würdigen Ziels zu gelangen, dem unsere Blätter nachstreben *).

Um dem verwirrenden Schwanken der Meinungen durch die vollkommenste Begründung unserer Ansichten jede mögliche Grenze zu ziehn, sey gleich im Eingang erinnert, daß wir, wenn wir von der Bildung unserer Jugend durch das Sprachenlernen reden, keine andere Bildung als die nur durch das Medium des Nationalen bedingte zum Menschen verstehen, ohne uns durch die mißverstandenen Anforderungen einzelner Stände, oder durch die sie begünstigenden Berufsanstalten für specielle Weltzwecke irren zu lassen; da demnach die in unsern Blättern schon genügend entwickelte Idee der Nationalschule **) von dieser Seite zum Grunde liegt, können wir uns sogleich zu der Untersuchung wenden, ob und zu welchem Zweck die Jugend überall in fremde Sprachen eingeführt werden soll, weil sich nur hieraus wird bestimmen lassen, welche Sprachen dem bezeichneten, reinmenschlichen Bildungszweck vorzugsweise zusagen, welchen Rang zu einander ihnen dieser Gesichtspunkt anweiset, und wie sie überhaupt auf Schulen zu behandeln sind.

Daß die Stufe innerer Ausbildung, zu der sich das einzelne Idiom erhoben hat, das sicherste und umfassendste Zeugniß von dem gesammten Culturzustande einer Nation ablege, ist längst anerkannt, wie hervorgehend aus dem eigensten Wesen aller Sprachen, als sinnlichem Ausdruck des innern Lebens, und bestätigt durch die Geschichte der Völker; dieselbe Erscheinung wiederholt sich, wenn auch minder bemerkbar, in jedem Individuum; der Grad seiner Geistesreife, die erlangte oder verfehlte Harmonie in der Entwickelung der verschiedenen Geistesvermögen, die besondere Richtung seiner Ansichten, die ihm eigenthümliche Art aufzufassen und wahrzunehmen, dieses Alles erkennt der geübte Beobachter gar leicht in den mündlichen oder schriftlichen Aeußerungen des Sprachvermögens wieder, weßhalb denn auch der Vorwurf, seiner Muttersprache sogar unkundig zu seyn, von Alters her zu den ehrenrührigsten gezählt ist, sowie man sich nicht minder berechtigt gehalten hat, besonders jedes Schriftwerk, ohne Rücksicht auf seinen Gehalt, als den gültigsten Prüfstein für die geistige Anlage und Ausbildung seines Verfassers anzunehmen, weil der mündlichen Mittheilung allerdings Zufälligkeiten und äußere Hinderungen bis zu einem bedeutenden Grad Eintrag thun, und die Billigkeit des Urtheils trüben könnten. Darum ist auch noch nicht daran gezweifelt, daß Sicherheit

---

*) „Ueberhaupt wäre zu wünschen, daß die Deutschen, die so vieles Gute leisten indem sie sich das Gute fremder Nationen aneignen, sich nach und nach gewöhnten, „in Gesellschaft zu arbeiten. Wir leben zwar in einer diesem Wunsche gerade entgegengesetzten Epoche. Jeder will nicht nur original in seinen Ansichten, sondern „auch im Ganzen seines Lebens und Thuns, von den Bemühungen anderer unabhängig, wo nicht seyn, doch daß er es sey, sich überreden: — anstatt daß es für den „Einzelnen und für die Welt viel vortheilhafter wäre, wenn mehrere zu gemeinsamer „Arbeit gerufen würden." Göthe „Zur Farbenlehre", 1, 728 [Werke, Bd. 37, S. 236, Ausg. von 1840]. Möchte des größten Deutschen Urtheil über sein Volk unserm Archiv, das aus der empfohlenen Gesinnung begonnen worden, nicht von böser Vorbedeutung seyn!

**) [R. B. Jachmann, „Die Nationalschule". „Archiv deutscher Nationalbildung", Heft 1, S. 61—98.]

und Fertigkeit in der Mutterſprache ein Hauptgeſichtspunkt bei jedem Unterricht ſeyn und bleiben müſſe: aber gerade aus dieſem lebhaft gefühlten Bedürfniß konnten Bedenklichkeiten gegen das jugendliche Erlernen fremder Sprachen entſtehen, die allerdings ein Bedeutendes von Zeit an ſich nehmen, und überdieß gar wohl zur Verwirrung der heimiſchen Rede geeignet ſcheinen dürften. Ließe ſich der letztere Nachtheil durch einen entſchiedenen Gewinn entkräften oder gar aufheben, ſo würde man ſich mit dem andern Einwand ſchon leichter abfinden. Nun iſt es nicht zu leugnen, daß zumal unausgebildete Sprachen durch den täglichen Gebrauch, ohne alle Unterweiſung, am ſchnellſten bis zur wirklichen Anwendung im Leben gebracht werden können: ſie bleiben aber dann ein Bewußtloſes, und ſind weſentlich von den Naturlauten der Thierwelt nicht verſchieden; ſie beurkunden nur noch eine eigenthümliche Aneignungsfähigkeit des Menſchen, ohne doch ſeine Bildung im geringſten vorwärts zu bringen; wie wir denn Menſchen ſehn, die, mit ganz einſeitigem und untergeordnetem Zweck reiſend, ſich in den Gebrauch vieler Sprachen ſetzen, ohne dadurch für ihr geiſtiges Theil etwas namhaftes gewonnen zu haben: daraus ergiebt ſich unter anderm auch, daß das bloße Beſitzen und Innehaben nicht das höchſte und letzte Ziel alles Sprachlernens iſt. So kann auch der Deutſche, ohne beſondere Anleitung, zum völligen Gebrauch ſeiner Sprache gelangen, weil er, unter Deutſchredenden herangewachſen, ſich an die von jeher vernommenen Klänge unbewußt gewöhnt hat, ſo daß er ſie ſich durch den ſtets erneuten Eindruck in eben der Geläufigkeit, Richtigkeit und Reinheit aneignet, in welcher er ſie von ſeinen nächſten Umgebungen überkommen hat. Eine eigne Erſcheinung giebt in dieſer Hinſicht die deutſche Jugend, die wir eigentlich zu berückſichtigen haben: die Erfahrung bezeugt, daß ſie, in einigen Gegenden mehr, in andern weniger, ihre Mutterſprache nur in der widrigſten Verunſtaltung durch Fehler aller Art zu gebrauchen weiß, die ſich durch das ganze Leben der Individuen hinziehen müßte, wenn in den Schulen nicht durch grammatiſche Uebungen dagegen gearbeitet würde, die wahrſcheinlich jedem andern, jetzt auf Cultur Anſpruch machenden Volk, in ſeiner Mutterſprache vorgenommen, mit Recht lächerlich dünken könnten, weil allerdings der eigentliche Stoff derſelben nicht erſt erlernt, ſondern, wie alles übrige Volksthümliche *), mit der Muttermilch einſogen werden ſollte, ſo daß dem Unterricht nur noch das Bewußtwerden des Beſitzes und die höhere Anwendung deſſelben übrig bliebe. Den Grund dieſer wenig ehrſamen deutſchen Sonderbarkeit haben wir übrigens nicht in einer nothwendigen und unveräußerlichen Mißgeſchaffenheit unſeres Volks zu ſuchen, ſondern in jener von ſiebenfachem Fluch der Enkel belaſteten Zeit, als die Deutſchen ſich freiwillig auferlegten, was die Tyrannei ſtaatskluger Eroberer von andern Völkern vergebens zu erzwingen getrachtet hat, zugleich mit vaterländiſcher Art und Sitte die edle, kräftige, reiche vaterländiſche Sprache von ſich zu werfen, um ſich die fremdeſte aller Weiſen, die weit ſchlechtere Sprache

*) Volksthum, volksthümlich, Volksthümlichkeit, drei Wortbezeichnungen, die bisher unſerer Sprache, wie leider das Bezeichnende unſerm Volk, gefehlt, hat uns vor kurzen ein edler deutſcher Geiſt, Friedr. Ludw. Jahn, in ſeinem „Deutſchen Volksthum", Lübeck 1810, ſ. beſonders S. 376 mit Sinn und Glück geſchaffen, aber auch zu dem Bezeichneten einen tüchtigen Grundſtein gelegt durch ſein wohlgemeintes Buch.

anzuzwängen *); das bezeugen uns vorzüglich die Stände, die sich zum Unterschied von den gebildeten bisher die höheren genannt haben, bei denen jener Greuel eigentlich heimisch war, von denen er sich wieder verbreitete, deren Sprache noch jetzt recht ausgezeichnet gebrandmarkt ist mit allem, was eine Sprache entstellen kann. Eine solche Sünde der Väter aber vererbt sich auf viele folgende Geschlechter, und der Deutsche wird noch lange daran zu büßen haben, daß er mit frevler Willkühr ein Volksthümliches verdrängen wollte, statt es einer höhern Idee unterzuordnen und zu vollenden. Uebersehn wir dagegen die Zustände der übrigen jetzt lebenden Sprachen, so finden wir sie beschützt von Völkern, die ihre Nationalität von jeher zu behaupten gewußt haben, und darum mit gleicher Correktheit und Reinheit durch alle Stände gesprochen: Mundarten erzeugten sich allerdings, aber diese sind nicht zu verwechseln mit demjenigen, was wir so eben an uns zu rügen hatten. Erhebt sich auch die Altcastilianische über die Katalonische, die Florentinische über die Bergamasker, so hat das eigentlich nur einen historischen Grund: die eine wie die andere hat ihre festen Gesetze, lebt in einer eignen Literatur, und weiß nichts von regelloser Willkühr; daher sie denn auch jedes ihrer Mitglieder in ursprünglicher Reinheit empfängt, bewahrt und fortpflanzt: eine Richtung, die unserer Sprache, wenn sie ihr zu geben gewesen wäre, unabsehbaren Gewinn gebracht haben würde **). Doch wenn wir uns dagegen überzeugen, daß jene uns an Reinheit, Richtigkeit und Selbständigkeit der Idiome so weit vorgeeilten Völker unserer Nation dennoch an vielfacher Geistesausbildung an Tiefe und natürlicher Anlage zum Eindringen in alles Uebersinnliche bedeutend nachstehn, so tritt der Unterschied

*) „Möge eine bessere Nachwelt Mühe haben es zu glauben, — deutsche Zeit„genossen von Klopstock — unter vielen Edlen und Großen nenne ich den Einen „Größten und Edelsten — ließen Französinnen kommen, um ihre Töchter zu bilden; „und so wie pedantische Schulfüchse unsere Sprache vulgarem nannten, so wurden „deutsche Kinder edler Häuser gewöhnt, die hohe, edle Muttersprache als Sprache „des Gesindes anzusehen". Friedr. Leop. Graf zu Stolberg im „Vaterländ. Museum", Heft 5, S. 526. Man vergl. Heinr. Luden's „Vorlesungen über das Studium der vaterländ. Geschichte", Jena 1810, S. 93 und Jahn's „Volksthum", S. 371, 372. Aehnliche Erscheinungen zeigten sich, als des energischen Pohlen Volkssprache bedroht wurde, und keinem ähnlichen Versuch wird es anders ergehn.

**) Was die Mundarten den Hellenen gewesen sind, was sie jedem Volk seyn könnten, das sein Volksthum in Ehren zu halten weiß, hat Friedr. Jacobs in seiner meisterhaften Rede „über einen Vorzug der griechischen Sprache in dem Gebrauch ihrer Mundarten", München 1808, gezeigt. In unmittelbarer Beziehung auf unsere Sprache steht Radlof's Schrift „Ueber die Trefflichkeiten der süddeutschen Mundarten", München 1811, ein Bestreben, das um so mehr Dank verdient, je weniger die größern Werke über unsere Sprache von dieser Richtung geahnet zu haben scheinen. Wie viel Kraft noch immer in der „reichen und wohllautenden Sassensprache", wie viel natürliche, unschuldig einschmeichelnde Unschuld und Naivetät in der allemannischen Mundart, wie viel Gutmüthigkeit und unschätzbare Anlage zu komischer Derbheit in dem Nürnberger Volksdialekte lebt, haben uns in redenden Beispielen unsers Voß zwei Sassische Idyllen, denen Brückner mit einer Uebersetzung aus dem dorischen Moschos gefolgt ist, haben uns Hebel's allemannische und Grübel's Nürnbergische Gedichte gelehrt. Daneben verdient dankbare Erwähnung, was sich Aehnliches in Volksliedern aus verschiedenen Gegenden Deutschlands in den Sammlungen von Arnim und Brentano, von Büsching und von der Hagen vorfindet.

zwischen praktischer Ausübung und selbstbewußtem Besitz einer Sprache in das hellste Licht: nur der letztere kann dem höchsten Zweck des Menschen, dem lichthellen Erkennen seiner menschlichen Bestimmung, fruchtbringend werden; aber er wird auch nur dann erlangt werden, wenn die ursprüngliche Subjectivität der Menschennatur, dem universalhistorischen Standpunkt unserer Zeit gemäß, zu objectiver Anschauung ihrer selbst erhoben wird. Hieraus aber ergiebt sich auch, daß die deutsche Sprache nicht darum in unsern Schulen gelehrt werden soll, um den Lehrling eingesogener Sprachfehler methodisch zu entwöhnen: denn daß dieser Grund dereinst bei den Deutschen eben sowohl verschwinden werde, als er bei andern Völkern nie Statt gehabt hat, hängt mit allen andern Hoffnungen für unser Vaterland unmittelbar zusammen; dagegen leitet die Geschichte des deutschen Schulwesens zu der Ueberzeugung, daß jene Sprachverpestung der erste Anlaß öffentlichen Unterrichts in der Muttersprache wurde, zugleich aber auch zu dem tröstlichern Resultat, daß auch das Schlimmste der höhern Lenkung segensreichen Dienst zum Guten bieten muß. Denn wirklich muß der Unterricht in der deutschen Sprache, obgleich durch temporäres Bedürfniß herbeigeführt, dem Deutschen von unerschöpflich wohlthätigen Folgen werden, sobald man ihn benutzt, den Lernenden zum Bewußtseyn seines Idioms, und — was nur auf diesem Wege erreicht werden kann, weil alle andern Mittel von der Sprache ihre beste Kraft entlehnen müssen — seiner Volksthümlichkeit zu leiten. Dieser Gesichtspunkt weiset in dem Sprachunterricht der Muttersprache die erste und bedeutendste Stelle an; die hieraus hervorgehende Frage aber, wie dieses objective Bewußtwerden derselben zu bewirken sey, führt uns unmittelbar zu unserm Zweck, von dem wir uns bisher zu entfernen schienen, um gerüsteter zu ihm zurückzukehren.

Daß der echte Jugendunterricht nicht willkührlicher Einpfropfungs-, sondern naturgemäßer Entwickelungsunterricht seyn solle, ist ein alter Gedanke von unbestrittener Wahrheit. Man hat es längst anerkannt, daß die lebendigen Keime alles dessen, was sich im Fortschritt des Lebens Gutes und Schönes aus der menschlichen Natur entfaltet, schon im Kinde, nur in chaotisch gebundenem Zustande, sich vorfinden, und nur der zuerst trennenden, dann neu verbindenden Kraft, des Zwistes und der Liebe, harren, die das Ungleichartige sondere, und das Gleichartige zu unvergänglicher Eintracht verknüpfe. Sowie es in der anorganischen Welt des Hinzutretens verwandter Stoffe bedarf, um die gemischten Körper nach ihren Elementen zu zersetzen, und diese in ihrer ursprünglichen Reinheit zu gewinnen: so werden auch die Kräfte, die in der noch geschlossenen Knospe der Kinderseele rein, aber ahndungslos schlummern, nur durch analoge Anregungen von der Außenwelt her ins Erwachen gerufen werden. Dazu ja führen wir früh den jungen Geist in die strenge Form der mathematischen Wissenschaften ein, daß er durch die absolute Wahrheit ihrer Sätze allmälig dahin geleitet werde, in sich selbst ewige Wahrheiten zu erkennen, die nicht durch Zeichen und Formeln erwiesen, wohl aber von jeder Vernunft ergriffen werden können, der von außen her die Möglichkeit eines unwidersprechlich Wahren anschaulich gemacht ist. Dazu ja, daß das erwachende Gemüth die heiligen Gesetze ahnden und erkennen lerne, durch die, wie sein äußeres, so auch sein inneres Daseyn bedingt und geregelt ist, suchen wir es früh mit sinnigem Auffassen des Bedeutungsvollsten in der Natur zu nähren; und damit auch der innere

Trieb, den Seinigen, dem Vaterlande, der Welt und der Menschheit, ja endlich dem höchsten Waltenden sich liebevoll dienend und kräftig mitwirkend anzuschließen, aus den Engen der Selbstheit zeitig in ein freieres Regen und Bewegen hervorgerufen werde, lassen wir die großen Beispiele der Weltgeschichte sich in belebter Darstellung vor dem Kinde erneuen. So erkennt sich dann allmälig die innere Sehkraft in dem reinen Spiegel, den ein Aeußeres ihr entgegen hält, und nicht anders kann es seyn mit dem bewußten Erfassen der angeborenen Sprache. Auch sie wird sich selbst in dem treu zurückgeworfenen Abbild einer andern Sprache vollkommener, lebendiger, angemessener erkennen, als in der geistvollsten Entwickelung ihrer Bestandtheile und Gesetze, die zwar zu philosophisch objektiver Ansicht, nicht aber zu volksthümlich menschlicher Erweckung führt: zu geschweigen der praktischen Unmöglichkeit, dem Kinde eine so unabsehbare Reihe metaphysischer Begriffe, als die Darstellung einer Sprache aus sich selbst erfordert, auf eine andere Art eigen zu machen, als auf dem mechanischen Wege des Gedächtnisses, welcher dann wieder bittern, aber gerechten Hohn spräche der gewählten philosophischen Form. Dagegen zeigt das Kind eine unschätzbare Anlage, sich durch Vergleichungen auch entlegene und schwierige Begriffe deutlich und eigen zu machen, und sowie diese überhaupt beim Jugendunterricht nie zu viel gereizt und benutzt werden kann, so gilt das ganz vorzüglich für die Sprachgesetze, die nichts sinnlich-anschauliches anknüpfen lassen, als an die aus demselben Princip hervorgegangenen Grundsätze einer andern Sprache.

Nun aber ist dessen, was jeder einzelne als wahrhaft bildend anerkannte Lehrgegenstand an geistigem Nahrungsstoff darbeut, so unermeßlich viel, und ein ausgebreitetes Wissen so gar nicht der Zweck des Schulunterrichts, daß die Nothwendigkeit einer nach leitenden Ideen unternommenen Auswahl sich von selbst aufdrängt. Zu dieser leitenden Idee erkiese denn sogenannte Brauchbarkeit für ein dereinstiges Berufsleben, wer da will: wie fern ab Rücksichten dieser Art unsern Zwecken liegen, darf hier nicht erst gezeigt werden; vielmehr geht aus dem nur Gesagten von selbst hervor, daß dem beginnenden Glied der Menschheit dasjenige am nächsten zu stellen ist, was die innigste Verwandtschaft hat mit dem in ihm zu Entwickelnden, und zugleich das vollkommenste, dem Ideal nächste Gegenbild davon aufstellt. Dieselben Rücksichten entscheiden auch über die Wahl derjenigen Sprache, die dem jungen Deutschen zum ersten klaren Gefühl seiner Muttersprache verhelfen soll, indem sie eines Theils der deutschen Sprache möglichst analog sein *), andern Theils den Foderungen an eine vollkommene Sprache, so viel zu erreichen steht, entsprechen muß, damit das angeborene Idiom nicht etwa als verkrüppeltes Zerrbild zurück gespiegelt, sondern in der vollen Herrlichkeit eines zwar hohen, aber durch Ernst und Ausharren annäherungsweise zu erreichenden Vorbildes dargestellt werde. Denn da Alles, was nicht schon von mensch-

*) Wir kommen auf diesen Punkt bei der griechischen Sprache absichtlich nicht wieder zurück, weil er bereits von Joh. Arnold Kanne, „Ueber die Verwandtschaft der griechischen und deutschen Sprache", Leipz. 1804, mit einem solchen Aufwand von Scharfsinn und Gelehrsamkeit behandelt ist, daß nur in Einzelnheiten hinzuzufügen möglich wäre. Doch ist dabei nicht zu übersehen, daß Kanne sich durchaus auf die Verwandtschaft einzelner Wörter aus beiden Sprachen beschränkt hat, und also das Uebereinstimmende in der Wort- und Periodenbildung noch reichen Stoff zu neuen, gewiß nicht minder anziehenden Forschungen giebt.

licher Willkühr hat leiden müssen, rein und gut aus der Werkstätte des Schöpfers tritt, so muß auch den beginnenden Menschen das Reinste, als das Verwandteste umgeben; es muß aber auch ein anregendes Princip damit verbunden werden, welches ihm alles Menschliche in idealer Gestalt zeige, und ihn anfeuere, das, was in ihm selbst rege und lebendig wird, zu so würdigem Ziele zu steigern. Sowie es den Geist lähmen und erschlaffen müßte, wenn ihm in seinen Bildungsjahren nur das Unbild der herrschenden Mittelmäßigkeit aus der Geschichte hervorgehoben würde, in dem thörigten Wahn, daß er die göttliche Größe Einzelner noch nicht zu ahnen vermöge: so würden auch alle an die Sprache geknüpften Begriffe sich zu enger Mangelhaftigkeit verunstalten, so würde der höchste nationale Zweck bei der Ausbildung des Sprachvermögens unerreicht bleiben, wenn eine minder in sich vollendete, minder consequent organisirte Sprache der mütterlichen zum objektivirenden Gegenbild gegeben würde.

Erwähnt wenigstens muß aber auch noch einer dritten Anfoderung werden, die an die Gegenstände des ersten Jugendunterrichts gethan zu werden pflegt, man verlangt nämlich vor allem Leichtigkeit und Faßlichkeit von denselben; das Letzte mit vollem Recht; das Erstere dagegen wird meistens gröblich mißverstanden, und hat viele geisttödtende, nervenlähmende Kleinlichkeiten und Spielereien veranlaßt. Ein bedeutender Mißgriff liegt in der herrschend gewordenen Unart und Gedankenlosigkeit, die Begriffe *schwer* und *leicht* als positive Begriffe zu behandeln *), da sich doch ihre Relativität überall entgegendrängt. Man sucht deshalb die allereinfachsten Nahrungsmittel für den Geist mit Mühe auf, verseichtet und verdünnt sie aufs möglichste, und bedenkt dabei nicht, daß man dem Kinde auf diese Art einen gefährlichen Maßstab an die Hand giebt, nach welchem es alle kräftigere und solidere Speise unfehlbar schwer finden und nur mit Unlust sich aneignen wird. Den Fassungskräften des zarten Lehrlings ist nichts überlegen, als das Abgerissene, Zerstückelte, Unzusammenhängende, mit nichts von der Natur in ihm Begründeten Verbindung habende: keineswegs aber das Ferne, das Große, das Vielgestaltige, mehrere Geisteskräfte zugleich Erregende, selbst bis zu einem gewissen Grad das Abstracte nicht, wenn nur der Lehrer Sinn und Gewandtheit genug mitbringt, dieß alles an das innere Leben des Kindes anzuknüpfen, ohne zu den unseligen Versinnlichungskünsteleien seine Zuflucht zu nehmen. Tragen wir diese Bestimmungen auf das Sprachenlernen über, so folgt daraus, daß dem Kinde die Sprache die schwerste zu erlernen seyn wird, welche die mangelhafteste ist; das heißt, in deren Elementen die wenigste Consequenz, in deren Gesetzen die meiste Willkühr und Abgerissenheit, die schwankendsten Bestimmungen, die reichlichsten Launen und Grillen herrschen: dieß alles aber wird da Statt haben, wo in den grammatischen Formen die größte Armuth und Beschränkung obwaltet. Dagegen wird die Sprache im

*) Auf diese Weise finden wir fehl gegriffen, wo wir es gerade nicht erwartet hätten, in Schwarz gemüthvoller „Erziehungslehre", Th. 3, Abth. 2, S. 300, wo ein Resultat über das Frühlernen der lateinischen Sprache daraus fließt, welches nicht nur mit unsern Ansichten in geradem Widerspiel steht, sondern, wie es scheint, auch mit des würdigen Verfassers eigenen, der im ersten Theil desselben Werkes, S. 382, sogar dem weiblichen Geschlecht die griechische Sprache mit Wärme empfiehlt.

rechten und zulässigen Sinn die leichteste seyn, die in den elementarischen Bestandtheilen die größte Uebereinstimmung, in den durch Sprachverhältnisse auszudrückenden metaphysischen Begriffen die größte Fülle und Vollständigkeit offenbart: nicht also diejenige, die das Gedächtniß allein durch einige willkührliche Vorschriften in Anspruch nimmt; sondern die, welche die gesammten Verstandeskräfte in die regste und bewußteste Thätigkeit versetzt. Bei dem animalisch subjectiven Gebrauch für das gemeine Leben würde gerade das umgekehrte Verhältniß eintreten, darum aber kann gerade die Sprache, die sich dem empirischen Mißbrauch am schnellsten fügt, die Würdigung und Prüfung der höhern Kritik nicht aushalten, obgleich wir ihr zugestehen müssen, daß sie sich am raschesten und weitesten verbreiten wird. Ist hingegen der erste Einschritt mit einer reichen, alle Sprachgesetze rein darstellenden und vollständig umfassenden Sprache gethan, so wird nicht nur das Erlernen aller minder ausgebildeten Idiome schneller und gründlicher von Statten gehn, weil doch jedes Vereinzelte dann in der angenommenen Normalsprache seinen zuverlässigen Anhaltspunkt findet; sondern das geistige Anschauungsvermögen ist auch zur besten Zeit und auf die richtigste Weise erregt worden. Alle die Begriffe, die den grammatischen Formen des etymologischen Theils jeder Sprache zum Grunde liegen, ruhen, als nähere Bedingungen des Raumes, der Zeit und der Persönlichkeit, so tief in dem innersten Wesen der menschlichen Natur, daß sie nur einer zusammenhängenden Berührung bedürfen, um ins Bewußtsein überzugehn, wird dieß aber, statt in fortgehender Reihe, stoß- oder stufenweise geweckt, so ist es um die innere Harmonie gethan, und das schöne Ganze entbehrt, verkrüppelt und nachgeflickt, der Reinlichkeit und Uebereinstimmung des verständig und geschickt durchgeführten ersten Gusses.

Es ist also nun nur noch übrig, aus der Zahl gebildeter Sprachen diejenige nach ernstlicher Prüfung auszuwählen, welche den gemachten Anforderungen aufs genaueste entspricht: daß eine todte Sprache, als eine vollkommen abgeschlossene, systematisch umgrenzte, sich ganz vorzüglich dazu eignen würde, scheint am Tage zu liegen; sowie sich der junge Zeichner eher an den todten Formen des Gipses und des Marmors, als an der lebendigen Natur des menschlichen Leibes zu üben haben wird: doch geben wir gern zu, daß dieser Vorzug, obwohl ein unleugbarer, so doch nur ein zufälliger ist, der erst dann geltend gemacht werden darf, wenn er sich zu den bedeutendern, oben dargestellten Charakterzügen einer Normalsprache gesellt. Daß sich aber dieses Alles in hoher Vollkommenheit in der griechischen Sprache, wie in keiner andern lebenden oder todten, zusammen finde, dürfte leicht die am wenigsten gewagte Behauptung in diesem Aufsatz sein.

Vielleicht könnte nunmehr noch eine vollständige Beweisführung für unser Urtheil über die griechische Sprache als eigentlicher Schlußstein dieser Abhandlung gefordert werden; dieses aber für jetzt zum Theil abzulehnen, glauben wir uns nicht minder befugt. Vollständig und gründlich durchgeführt, wie sichs allein geziemt, würde eine solche Darstellung eine schrittweise musternde Prüfung der gesammten griechischen Sprachlehre erheischen, die wir nun zwar auf keine Weise scheuen, die aber hinaus schreiten würde über die Grenzen dieser Blätter, deren praktischem Zweck sie überdieß nicht ganz entspräche. Sodann sind diese Gedanken nicht geschrieben zur Bekehrung der Heiden: sie sind eigentlich nur für den Kenner und thätigen Förderer des Schulwesens

bestimmt, dem nicht fremd seyn kann und darf, was hier zu entwickeln gewesen wäre, wogegen es ein vergebliches und zweckloses Bemühen seyn würde, die unkundige Menge, die nicht auf Gründe hören gelernt hat, von Wahrheiten überzeugen zu wollen, die sie einstweilen auf das Ansehen derjenigen hinnehmen und glauben muß, welche der Staat selbst durch den Platz, auf den er sie gestellt hat, als die urtheilsfähigsten Richter in diesem Gebiet anerkennt. Endlich aber wollten wir keine Lobrede auf die griechische Sprache geben, und glauben wir wohl unvorgreiflich sagen zu dürfen, daß wir es für unmöglich halten, der griechischen Sprache ihren Rang unter ihren Schwestern im geringsten streitig zu machen: ja wir glauben uns berechtigt, vor allem von dem anders meinenden die Gründe seines Abstimmens fordern zu dürfen, da jede Verneinung, jeder Widerspruch ohne Beweisführung eitel und ungültig ist, manche Bejahung dagegen sich so ganz von selbst versteht, daß sie ihre kräftigste Begründung in ihrer absoluten Wahrheit selbst besitzt.

In Betrachtung aber, daß der Werth eines echten grammatischen Sprachunterrichts gar vielmal aufs gröblichste verkannt ist *), und daß eine so meisterhaft angelegte und ausgeführte Sprache, wie die griechische, der Vollkommenheiten und Trefflichkeiten gar manche hat, die erst den reifer ausgebildeten Verstandeskräften wahrnehmbar und faßlich werden, wird es immer nicht unzweckmäßig oder überflüssig seyn, auf einige der bedeutendsten Momente im

*) Da dieß Verkennen ohne Ausnahme die Folge ungründlicher Kenntnisse und todter Ideenlosigkeit gewesen ist, so ist es ganz unnöthig, hier auf Einzelne Rücksicht zu nehmen. Wenn aber Männer von Geist und umfassender Sachkunde Meinungen der Art zu begünstigen scheinen, so darf man nicht wohl dazu schweigen. Dieß ist geschehen in Ludolf Georg Dissen's „Kurzer Anweisung für Erzieher, die Odyssee mit Knaben zu lesen", Göttingen 1809. Diese Schrift empfiehlt sich sogleich durch eine Menge trefflicher und geistvoller Ansichten über die Behandlung der Homerischen Gesänge für den Jugendunterricht; aber der gründlichen Bildung durch die Sprache kann sie, gegen des Verfassers Willen, sehr gefährlich werden, weil sie den Zweck des Sprachenlernens mit dem Zweck des historischen Unterrichts geradezu vermengt. Denn da, nach Dissen, Erregung und Bildung der Empfindung, und besonders der Theilnahme am Menschen und an der bürgerlichen Gesellschaft durch die Odyssee bewirkt, gleichwohl aber von der Odyssee der Anfang des Griechischlernens gemacht werden soll, so wird offenbar dieses zum Mittel herabgewürdigt, ein treffliches Motiv formeller Bildung versäumt, die Kultur der Muttersprache ihrer kräftigsten Unterstützung beraubt, und die Erregung des Gemüths, die ganz auf volksthümlichem Wege bewirkt werden sollte, durch das Hineinspielen einer fremden Sprache immerfort gehindert und getrübt. Daß überdieß die Welt der Odyssee keineswegs diejenige ist, durch welche der bezeichnete Zweck am nächsten zu erreichen wäre, hat, wie wir glauben, Friedr. Kohlrausch in dem „Handbuch für Lehrer höherer Stände zu den Geschichten und Lehren der heiligen Schrift", Einleit. S. 11 fg., anschaulich genug gemacht; während andern, durch die Dissen'sche Arbeit möglichen pädagogischen Mißgriffen durch eine gründliche Beurtheilung in der „Jen. Allg. Lit.-Zeit.", 1811, Nr. 108, vorgebaut ist. Ja wir wundern uns nicht, wenn alles Selbstdenkens unfähige Menschen sich durch jene Schrift so weit leiten lassen, in dem Erlernen der griechischen Sprache Gefahr für die Deutschheit zu wittern, ohne darum bei jener Benutzung der Odyssee das mindeste patriotische Bedenken zu spüren. Bei diesen Armen wird man geneigt, es recht herzlich zu bedauern, daß sie so ganz ohne Ahnung von formeller Bildung durch eine Muttersprache herangewachsen sind, und daß sie gleichwohl nicht Resignation genug hatten, von einer Sache zu schweigen, die ihnen gänzlich fremd war: von dem einsichtsvollen Dissen aber möchte man sich eine neue, auch der Form nach ausgearbeitetere Darstellung seiner Ansichten mit etwas schärferen Grenzbestimmungen wünschen. [Vergl. „Leben und Briefe", S. 161]

Bau der Hellenensprache hin zu weisen, die gerade ihr einen vorzüglich bildenden Einfluß für den jüngern Lernenden geben, desgleichen sich keine andere Sprache rühmen möchte *).

Gleich in der physischen Auffassung durchs Gehör drücken sich ganz bedeutende Eigenthümlichkeiten des griechischen Wohlklanges und der Harmonie, die innere vorbedeutend, vernehmlich aus. Nun ist es allerdings schwer, wo nicht gar unmöglich, über etwas so subjectives zu reden, wie der Eindruck mehrerer Klänge von durchaus verschiedenem Charakter ist. Aber die griechische Sprache verstattet, ihren ganzen Wohlklang auf zwei sichere Principien zurückzuführen, auf die festen Gesetze, nach denen die Consonanten sich mit den Vocalen zu Sylben verbinden, womit auch die gesammte Lehre von den Veränderungen der Mitlaute in Zusammenhang steht, und auf die eben so einfachen, als consequenten Grundsätze der Aussprache, so weit sich diese nach prosodischen Regeln wieder herstellen läßt. Auf den allgemeinen, formellen Werth, den solche Sprachgesetze für die Denkkraft überhaupt haben, werden wir gegen das Ende wieder zurück kommen: jetzt wollen wir nur darauf aufmerksam machen, daß in dem erstgenannten ein unerschöpflicher Bildungsstoff für das Gehör überhaupt liegt, während die letztere Rücksicht die beste Unterstützung der rhythmischen Uebungen ist. Die nach unserer Landsleute hergebrachter Sitte aber noch nicht undenkbare Frage:

Was wird mir der Rhythmos nutzbar sein zum Broterwerb **)?

dürfen wir hoffentlich unbeantwortet lassen. Wir fügen noch hinzu, daß unter allen uns bekannten Sprachen nur die italiänische und spanische einige Wahl in der Verbindung der Consonanten zeigt, wenn auch ganz ohne durchgehende Grundsätze; und daß in prosodischer Sicherheit die deutsche Sprache allein neben der hellenischen genannt zu werden verdient, wenn gleich auch hier das bildsamste, die vernunftgemäßen Gesetze, durchweg dem tyrannischen Gebrauch untergeordnet erscheinen.

Gehen wir nun vorwärts zu den Elementen der Formenlehre, so zeichnet sich sogleich die Declination durch reichere Zahlverhältnisse aus: bedeutender aber um vieles sind die überall deutlich hervortretenden Sylben, in denen die Zahl- oder Casusbegriffe ausgedrückt werden. Dieß führt unfehlbar auf größere Bestimmtheit in den Begriffen selbst, da das Kind natürlich das am nachdrücklichsten Bezeichnete am lebendigsten auffaßt, und wir irren gewiß nicht sehr, wenn wir zwischen der ganz unverhältnißmäßigen Unsicherheit der Deutschen in diesem Theil der Grammatik, und zwischen der unbestimmten, in unzählbaren Fällen gänzlich unhörbaren Bezeichnung der Casusverhältnisse, die in

---

*) Verwandten Inhalts ist die Preisschrift von J. G. Trendelenburg: „Vergleichung der Vorzüge der deutschen Sprache mit den Vorzügen der griechischen und lateinischen", die den vierten Band der „Schriften der deutschen Gesellschaft in Mannheim", Mannh. 1788, ausmacht: eine ungemein lehrreiche und wohlangelegte Zusammenstellung, von der ein gesonderter Abdruck und dadurch möglich gemachte allgemeinere Verbreitung recht sehr zu wünschen wäre.

**) „*Τί δέ μ' ὠφελήσουσ' οἱ ῥυθμοὶ πρὸς ταῦτα*"; Aristoph. Nub. 648, nach Wolf's vollendeter Uebersetzung dieses Lustspiels; welche zugleich den kräftigsten Beweis für unser, manchen frühern Ansichten widersprechendes Urtheil über die prosodische Genauigkeit der deutschen Sprache abgiebt, und das bezeugt, was dieser große Mann in seiner Rede über deutsche Metrik hierüber schon früher ausgesprochen hat.

der italiänischen Sprache demselben Tadel unterworfen ist, einen genauen Zusammenhang zu erkennen glauben. Endlich ist die schöne Abwechslung durch drei Declinationen, die doch immer wieder ihre gegenseitige Relation ausdrücken, zu mancherlei Geistesgymnastik zu benutzen. Wir verkennen übrigens nicht, daß in den beiden letzten Hinsichten die römische Sprache der hellenischen wenig oder nichts nachsteht.

Ohne bei dem Adjectivum oder Pronomen zu verweilen, weil hier im Ganzen das von der Declination gesagte zu wiederholen gewesen wäre, obgleich die Uebungen sich besonders in den Vergleichungsgraden, sowie in der Formation der Adverbien und der verschiedenen, bei den Zahlwörtern obwaltenden Bestimmungen bedeutend vervielfältigen lassen, eilen wir zu der Krone aller Sprachgestaltung, dem ebenso reich und prachtvoll, als consequent und deutlich entfalteten griechischen Verbum, vor dem das lateinische als eine Schülerarbeit erscheint, zu geschweigen der mißgeschaffenen Zwittergestaltungen, die sich uns aus allen lebenden Sprachen entgegendrängen *). Daß der, Klarheit und Bestimmtheit durchaus verdrängende, Gebrauch des sogenannten Hülfsverbums so gut wie gar nicht Statt hat, und dagegen der ganze Verbalbegriff in einem einzigen Worte zusammengefaßt ist, ging allerdings auch auf das lateinische Verbum über, obgleich hier das Passivum schon die Reinheit der Idee verläßt, und den Grund legt zu der schlechten Organisation ihrer Töchtersprachen. Wovon aber die Römer nichts aufzunehmen vermochten, das ist die herrliche Fülle der Nuancen durch den Reichthum der griechischen Modal- und Zeitbestimmungen; das ist vor allem der wunderbare Geist angeschaffner Consequenz, der durch die Formenbildung der ganzen Conjugation herrscht, und in den Gesetzen über die Behandlung der Wort- und Tempusstämme, über die Verhältnisse zwischen den Haupt- und Nebenzeiten, die Augmente und Reduplicationen, die Veränderungen der Selbst- und Mitlaute, die bedeutungsvollen Unterschiede zwischen Charaktervocal und Endung; in der langen Reihe von Begriffen endlich, die durch Person, Zahl, Modus, Tempus und Genus in wenige Sylben zusammengedrängt sind,

---

*) Diese schöne Harmonie im Bau des griechischen Verbums ist durch die Tabellen von Friedr. Thiersch ganz vorzüglich ins Licht gestellt und mit Sinn entwickelt; wir wünschen nur, daß besonders die zweite Ausgabe nicht durch so viele Druckfehler, durch manche Unbestimmtheit im Ausdruck, und durch einzelne, ohne Noth gewagte Hypothesen einiges an allgemeiner Brauchbarkeit verloren hätte. Wahrscheinlich wird jedoch in des Verf. uns verheißener griech. Grammatik, der wir verlangend entgegen sehn, dieß alles gebessert oder doch stärker begründet seyn. Daß aber auch noch nach Buttmann's gediegenem Werk besonders eine griechische Sprachlehre *für Schulen* viele wesentliche Reformen wünschen läßt, ist außer Zweifel. Um nur Eins bei dieser Gelegenheit zu erwähnen, tadeln wir es durchaus, daß die Lehre der griechischen Declination nicht von der *zweiten* Declination begonnen wird. Nicht nur, daß ihre Formen einfacher; nicht nur, daß das männliche Geschlecht sonst durch die ganze griechische, wie in der deutschen Sprache, überall den Vortritt hat: es kann ja der Genit. sing. in dem Masc. der ersten Declination gar nicht begriffen werden, wenn ihr nicht schon die zweite vorangegangen ist. Daß die ältesten griechischen Grammatiker aus, uns wenigstens, unbegreiflichen Gründen die herkömmliche Ordnung gemacht haben, ist gar kein Hinderniß, die Sache in einer Sprachlehre zum Gebrauch deutscher Jugend vernunftmäßiger zu ordnen. Ja wir wollen auch bekennen, daß wir einstweilen noch überzeugt sind, daß das Verbum dem Nomen vorangehen müsse, wenn wir auch hierüber noch zu keinem ganz festen Resultat gelangt sind.

und zu gleicher Zeit gefaßt und angeschaut werden müssen; eine Folge von Verhältnissen, die den Lernenden auf das vielseitigste beschäftigt, und mehr als irgend etwas auf der ersten Stufe des Unterrichts Anwendbares geeignet ist, den erwachenden Gedanken sogleich Ordnung, Regel und Bestimmtheit zu geben. Während nun auf diesem Wege alle Eigenthümlichkeiten der deutschen Sprache, die der Natur aller Eigenthümlichkeit nach nur aus Vergleichungen anschaulich werden können, allmälig und ungesucht hervortreten, sich dem Kinde bemerkbar machen, und so zur sichern Erreichung des aufgestellten höchsten Zweckes führen, wird zugleich eine bedeutende formelle Bildung gewonnen, die sich füglich neben der durch die mathematischen Uebungen erhalten wird; und wenn sie auch, als empirisch bewerkstelligt, diesen an absoluter Reinheit nachsteht, so hat sie doch wiederum darin einen eigenthümlichen Werth, daß sie dem Geist mehr als die bloße Form giebt, daß sie nicht bloß gestaltet, sondern auch befruchtet und belebt, indem sie reiche Keime zu fernerer Bildung zurückläßt, aus denen sich, wenn sie gepflegt werden, das Gebäude der Sprache in immer reinern und höhern Verhältnissen entwickelt, indem nun die Lehren von der Wortbildung, endlich die Grundsätze, nach denen die Wörter zu logischem Zusammenhang, endlich zum stylistischen Periodenbau aneinander gereiht werden, zu immer umfassenderer Anwendung des Sprachvermögens geltend zu machen seyn würden. Kaum bedürfen wird es noch der Erwähnung, daß zugleich die übrigen Anlagen des Lernenden auf gleich angemessene Weise harmonisch zu erregen sind, und es wird sich dann von selbst auszeigen, wie die formelle Cultur des Sprachenlernens jeder andern Geistesthätigkeit hülfreich und förderlich werden muß. Tritt dagegen das Kind, durch äußere Nothwendigkeit gezwungen, schon aus dieser Elementarklasse in ein Verhältniß des äußern Lebens ein, ohne sich einer fernern Ausbildung erfreuen zu können, so ist diesem die dem griechischen Unterricht zugewendete Zeit eben so gut und vortheilhaft angelegt, als dem auf dem Wege der Sprache fortschreitenden und so allmälig auch in die helleniſche Literatur eingehenden. Denn uns ist das Erlernen der griechischen Sprache, rein als Sprache betrachtet, großer und wohlverstandener Zweck, nicht unbequemes Mittel zu einem fernliegenden Gewinn, und der Zweck, der auf keinem andern Wege gleich gründlich und umfassend zu erreichen steht, ein nationaler, der dem Königssohn also ebenso nahe liegt, als dem niedrigsten seiner künftigen Unterthanen.

Während so die griechische Sprache schon in ihren ersten Elementen eine Welt der herrlichsten Bildung bewahrt, und auf den ihr mit Sinn und Ernst zugeführten Schüler überträgt: so bewährt sich ihre tiefe Vollendung, ihr philosophischer Organismus fast noch herrlicher darin, daß sie sich offenbart in einer Reihe von Werken, die das ganze Leben von den kindlichsten Gefühlen an, durch das Feuer und die innige Wärme der Jugend hindurch, bis zum höchsten Gipfel der reifen Mannheit in steter Angemessenheit geleiten, und darin aussprechen das ihnen vor allen Völkern der Weltgeschichte vorzugsweise vergönnte Glück, sich naturgemäß aus unerschöpfter innerlicher Kraft, ohne fremdartige Einwirkung, von der ersten Kindheit an bis zu einer, seit dem von keiner Nation wieder erreichten Höhe der reinsten Menschlichkeit emporgerankt zu haben an den ewigen Pfeiler wohlbegriffenen Volksthums. Diese Reinheit von allem Zufälligen und Unverwandten ging aber auch natürlich auf die Sprache über, ihre gediegene Bildung aus einer einzigen,

harmonischen Masse fördernd: das aber erzeugt nicht allein die reinsten und schönsten Uebereinstimmungen der Theile, sondern es giebt auch der Sprache ihren bewunderten und preiswürdigen Wortreichthum, den ihr alle Töchtersprachen der lateinischen vergebens beneiden, sowie ja alles Zwitterhafte seiner Natur nach unfruchtbar ist; um den aber unsere Muttersprache mit ihr wetteifern kann, wenn sie, ehe es zu spät seyn wird, auf die unbefleckte Reinheit ihres Stammes denkt, oder doch das mit Besonnenheit von Außen angenommene sich wirklich aneignet, und so volksthümlich umprägt, wie die Griechen mit allem gethan haben, was auch ihnen von orientalischen Sprachen, Sitten und Ideen mag angeweht seyn *).

Sowie aber jeder echte Nahrungsstoff für jedes Alter nährend ist, so beschränkt sich auch die Bildungsfülle im griechischen Idiom so wenig auf die ersten Jahre des Unterrichts, daß sie vielmehr als die treueste und liebevollste Geleiterinn, wie des ganzen Menschenlebens, so ganz vorzüglich des holden Jugendalters erscheint, noch nach Jahrtausenden den uralten Ausspruch ägyptischer Weisheit bekräftigend, daß die Hellenen nie Kinder zu seyn aufhören, wie sie alle jugendlich seyen an Geist, keinen verjährten Wahn alter Sage, kein vor Zeit ergrautes Wissen in demselben hegend **). Doch es wird genügen, auch nur so viel angedeutet zu haben: die Würdigung der griechischen Dichter und Prosaiker bedarf zum Glück der Begründung nicht mehr, die wir dem Erlernen der griechischen Grammatik unterbauen zu müssen geglaubt haben: auch sollte hier ja nur von der Sprache der Hellenen, nicht aber von ihrer Literatur die Rede seyn; um so weniger, als jene nicht erst dieser zur Unterstützung und Feststellung des ihr angewiesenen Ranges bedarf, und mancherlei Verwirrung in den pädagogischen Maximen aus der Verwechslung beider Gebiete entsprungen ist: endlich hoffen wir aber

---

*) „Die Sprachreinigkeit von Seiten ihres förderlichen Einflusses auf Sprachbereicherung", von Moritz Pauli, Leipz. 1811. Kaum nöthig ist es, hiebei wieder an K. W. Kolbe's vortreffliches Werk: „Ueber den Wortreichthum der deutschen und französischen Sprache", Leipz. 1806, an den Anhang dazu: „Ueber Wortmengerei", Leipz. 1809, und an dessen Fortsetzung im 6. Heft des „Vaterl. Museums" zu erinnern. Höchst bedeutend über das Verhältniß der fortwährenden Bereicherungsfähigkeit unserer Sprache zu der anderer lebenden ist der schon S. 7 Anm. *) angeführte, jedem Deutschgesinnten nie genug zu beherzigende Aufsatz von Stolberg: „Unsere Sprache". Doch gestehen wir, daß wir uns zu dem Puritätsrigorismus Campe's, Seyffarth's, selbst Jahn's, noch nicht hinauf stimmen können, so viel auch unstreitig unsere Sprache einzelnen Versuchen dieser Männer verdankt. Vielmehr scheint der deutschen Sprache noch immer die Kraft einzuwohnen, auch ausheimische Wörter zu erfassen und sich anzueignen: eine Kraft, die andern Idiomen nur im ersten Kindheitsalter vergönnt gewesen zu seyn scheint, die wir uns aber nicht zu früh dürfen rauben lassen, weil wir ihr schon viel Schönes schuldig geworden sind. In der griechischen Sprache aber orientalische Einwirkungen zu erkennen, die von ältern Philologen zu einseitig aus dem Hebräischen abgeleitet wurden, wird nach Friedr. Schlegel's tiefsinnigem Buch „über die Sprache und Weisheit der Indier", Heidelb. 1808, wohl niemandem schwer fallen.

**) *ὦ Σόλων, Σόλων, Ἕλληνες ἀεὶ παῖδές ἐστε, γέρων δὲ Ἕλλην οὐκ ἔστιν. — Νέοι ἐστὲ τὰς ψυχὰς πάντες, οὐδεμίαν γὰρ ἐν αὐταῖς ἔχετε δι' ἀρχαίαν ἀκοὴν παλαιὰν δόξαν, οὐδὲ μάθημα χρόνῳ πολιὸν οὐδέν.* So sprach ein hochbejahrter Priester in Saïs zum Solon. Siehe Platon im „Timäos", p. 22 b. Tom. 9, p. 290, 291, Bipont., den Clemens von Alexandria, Stromm. I, p. 356, 360, 426, Potter., ausschreibt.

auch, daß das Archiv selbst uns baldigen Anlaß geben wird, eben so von der griechischen Literatur zu reden, wie von der Sprache nunmehr geschehen ist *).

Wir würden nun also so ziemlich am Ende unserer Darstellung seyn, wenn wir nicht noch auf einen Gegenstand glaubten Rücksicht nehmen zu müssen, der zwar nicht eigentlich nach der Natur der Sache, desto mehr aber nach der ganzen Richtung unseres Unterrichtswesens, genau mit dem Hauptgegenstand unserer Betrachtung zusammen hängt: wir meinen die Anwendung der Römersprache auf die Bildung der Jugend, und ihr danach zu bestimmendes Verhältniß zur griechischen Sprache. Daß dieses noch immer ein vor- und übergeordnetes geblieben, ist einer der wesentlichsten Mängel unseres gesammten Schulwesens, und ein höchst niederschlagender Beweis von der Ideenlosigkeit und Beschränktheit, mit der dieß Gebiet noch jetzt im Ganzen und Großen behandelt wird. Wie tief die lateinische Grammatik unter der griechischen steht, bedarf nach dem oben gesagten keines besondern Beweises: überdieß giebt sie dem jugendlichen Geist, der von ihr seine erste Sprachbildung und Sprachform überkommt, eine bedeutende Einengung, die erst mit Gewalt erweitert werden muß, wenn die umfassenden hellenischen Sprachgesetze darauf folgen sollen, während die lateinischen sich zwanglos und lebendig, ja mit antreibender Lust dem schon urbar gemachten Denkvermögen anschließen werden, sobald die griechische Sprache schon weitere Sphären geöffnet hat. Es ist also keineswegs unbillige Zurücksetzung und Geringachtung einer kraftvollen und gediegenen Volkssprache, wenn wir die griechische der

*) Wollten wir hier alle die Männer bei Namen aufführen, die in den letzten Jahrzehenden eigens über den hohen Werth der griechischen Literatur gesprochen haben, so würden wir Seiten füllen können: statt aller nennen wir nur Ein Werk, das die sämmtlichen früheren aufwiegt: Niethammer's „Streit des Philanthropinismus und Humanismus", Jena 1808, von dem wir nur bedauern, daß es einem paar ganz wesenloser Gegensätze, die nur Hader stiften können, unverdiente Realität gegeben hat. Jene Monographien aber haben sich, mit wenigen Ausnahmen, zu denen wir vor allen den ehrwürdigen C. V. Funk zählen, so sehr in den nebelnden und schwebelnden Regionen unbestimmter Bewunderung und Anpreisung gehalten, daß ihre schönen Redensarten so ziemlich ohne alle Wirkung geblieben sind: Das Wohin? zeigte sich allerdings deutlich, aber das Woher? nach welchem wohl gefragt werden durfte, leuchtete nicht hervor. — Wenn also auch der griechischen Sprache an Ehrenbezeugungen nichts entzogen wurde, so getrauten sich desto wenigere, ihre Rechte gegen die herrschende römische geltend zu machen, in der wirklich ein nationaler Zug unbedingter Sieghaftigkeit, der nicht nach Gründen fragt, fortzuleben scheint. Zwar erinnern wir uns, von früh auf, den frommen Wunsch vernommen zu haben, die griechische Sprache möge doch endlich ein Mal vor der lateinischen gelehrt werden: doch wurde er auch immer als Unmöglichkeit sogleich wieder bei Seite geschoben, und niemand, so viel wir wissen, hat den Muth gehabt, als Schriftsteller oder gar als praktischer Schulmann auf seine Ausführung zu dringen. Bei Niemeyer, „Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts", Halle 1810, Th. 2, S. 526, ist auch über diesen Punkt nur Schwanken und Unbestimmtheit: ja ein Ohnename in einer gelehrten Zeitung hat uns kürzlich versichert, in allen guten Schulen werde das Griechische gar nicht mehr auf den untern Classen gelehrt; so daß es also hinfort ehrenvoll seyn wird, sich mit den ehrwürdigen Fürstenschulen Sachsens zu den schlechten Schulen zu schlagen. Das Verdienst, die Würde der griechischen Sprache zuerst mit Kraft und Nachdruck gegen die römische geltend gemacht zu haben, gebührt dem vortrefflichen Friedr. Koch, „Schule der Humanität", Stettin u. Leipzig 1811, S. 82 fg.; das Verdienst, diese Idee — aus eigner Ueberzeugung und noch vor Erscheinung der Koch'schen Schrift — zuerst in die Wirklichkeit gerufen zu haben, unserm Conradinum.

römischen voraufgehn lassen; sondern das reine Gefühl der Vernunftmäßigkeit, was uns bei Umstellung zweier, zur Zeit noch anders zusammen geordneter Lehrobjecte leitet: denn den unglücklichen Gedanken, die Elemente beider Sprachen neben einander zu lehren, werden wir kaum besonders zu widerlegen haben, da von selbst einleuchtet, daß hierbei unser höchster Zweck, der für die Bewußtmachung der Muttersprache, verloren gehn muß; daß aber auch jene beiden Sprachen sich, neben einander gestellt nur gegenseitig hindern, verwirren, ersticken; daß sie dem kindlichen Geist, gleich einem zu schnell genutzten Saatlande, mit der Kraft auch die Lust des Auffassens und Aneignens aussaugen werden, während die Eine zur fördernden, unterstützenden Trägerinn der Andern wird, so bald die kräftigere, reichere der schwächern und jüngern Schwester zur Grundlage gegeben worden. Darum wird bei dieser Umordnung beider Sprachen, außer der echten Bildung unserer Nation, nicht bloß, um auch eines wissenschaftlichen Gewinnes zu gedenken, das objective Studium der griechischen Sprache, als in größere Rechte eingesetzt, sondern auch das der lateinischen selbst, als zweckmäßiger vorbereitet, an Gründlichkeit und Tiefe unverkennbar gewinnen; dieses aber wird so gewiß auf das Ganze der Nation zurück wirken, als jedes redliche und gewissenhafte Studium einer Wissenschaft den Charakter des Individuums zur Gediegenheit, Treue und Wahrhaftigkeit, als jedes oberflächliche und anmaßliche Drüberhingleiten zu undeutschem Lug und Trug, zu leerem Prunken mit hohlem Schein, zur gründlichen Unwahrheit befördern wird: es thut nicht erst noth, aus bekannten Literaturen die Beweise für diesen Satz beizubringen, so nahe liegen sie uns allen. Werfen wir nun aber auch einen Blick auf die römische Literatur, so zeigt sich uns zwar des Trefflichen viel; aber das Trefflichste, das wirklich Römische, hat ein so merkliches Gepräge einseitiger Intensivität, daß sein Werth durchaus erst reifern Altern zur Anschauung gebracht werden kann, so daß man, im Gegensatz mit jenem ägyptischen Ausspruch über der Hellenen ewige Jugend sagen möchte, die Römer seyen schon in ihrer Kindheit Männer gewesen. So groß und mächtig dieser Characterzug einer ganzen Nation ist, so viel große Tugenden selbst daraus entsprangen, so zeigt sich doch auch eine schwere Irrung der Natur in so wundersamer Fügung; und so wie darum in einer universalen Geschichte der Menschheit die Römer keineswegs den Rang behaupten werden, der ihnen in der Geschichte der Völker gebührt, so dürfen sie auch nicht zu frühzeitig einwirken auf die Bildung einer Nation, deren Volksthümlichkeit nicht eiserne Einseitigkeit des Characters, sondern ein rastloses Hinstreben nach dem reinsten Menschlichen zu seyn verheißt.

Die Anwendung der aufgestellten Grundsätze auf die der römischen entstammten Sprachen ist nunmehr leicht. Die römische Sprache selbst war wenig mehr, als ein Schatten der griechischen: die Töchtersprachen der römischen sind nur Schutt und Moder von diesem Schatten, durch fremdartige, unverkochte Beimischungen zum Theil barbarischer Zungen zu mangelhaftem Gebäu zusammen gekrüppelt, und endlich korrekt versteinert von dem alles ertödtenden Gorgonenhaupt bequemer Selbstgefälligkeit und anmaßlicher Willkühr. Als Sprachen also nehmen sie in der That einen so niedrigen Rang ein, daß es gar keiner andern Gründe bedarf, um ihren verderblichen Einfluß auf alle diejenigen darzuthun, die ihren Geist noch nicht gestählt haben mit den gediegenern Formen beider alter Sprachen. Dem so Gebildeten

aber werden sie überdieß von selber zufallen, und, auf diesem Wege erworben, sind sie darum nicht zu verschmähen, weil sie im Ganzen den Sinn erweitern, indem sie alle sich ein Volksthümliches eingeprägt, und weil einige derselben unsterbliche Meisterwerke in ihrer Literatur aufzuzeigen haben. Doch dieß alles sind erst Vortheile für ein bedeutend vorgeschrittenes, schon in seiner Nationalität befestigtes Alter: zeitiger einwirkend würden sie nichts zu bewerkstelligen vermögen, als höchstens Zerstückelung und Verwirrung, wie wir das an unserer Poesie, nicht erst seit gestern oder ehegestern, erfahren haben.

Wir stehn nun nicht an, das Gesagte zusammen fassend, zu bekennen, daß wir das Erlernen der Hellenensprache unserm ganzen Volk, ohne Rücksicht auf Geburt, Stand und künftige Bestimmung — Rücksichten, die der wahre Jugendbildner nie nehmen sollte — nothwendig glauben. Wir haben unsre innigste Ueberzeugung nicht nach der Sitte unserer Zeit in einem kurzen und guten Heischesatz hingestellt, sondern sie auf dem Wege Schritt vor Schritt zu ihrem Ziel geleitet, auf welchem wir zu ihr gelangt sind. Die voraus zu sehenden Protestationen der Beschränktheit werden also für uns ganz wesenlos seyn, wogegen wir mit Freude vernehmen werden, was, von gültigen Principien ausgehend, geeignet seyn möchte, unsre Ansicht zu berichtigen oder zu bestimmen. Doch wollen wir, um Gutmeinenden unnütze Mühe zu sparen, noch ein Mal recht bestimmt darauf hinweisen, daß diese ganze Darstellung aufs innigste verflochten ist mit der Idee der Nationalschule, und daß demnach alle Widerlegung, die gründlich seyn will, von dieser Seite kommen muß. Was alles aber fallen würde, wenn die Nationalschule fiele, das bedenke ein jeder im stillen Gemüth!

Der griechischen Sprache pädagogischer Vorrang vor der lateinischen, von der Schattenseite betrachtet.

Verneinende Entgegenstrebungen gegen Ansichten und Meinungen, die mit entschiedener Bejahung ausgesprochen wurden, sind immer gut, und dem Wahrheit, nicht Huldigung suchenden sicher erwünscht. Ueberzeugen sie gründlich vom Gegentheil, so tragen sie ihre Rechtfertigung in sich selbst: aber auch wenn sie ihr Ziel verfehlen, kann mancher Gewinn aus ihnen hervorgehn. Daß dem für eine Idee Begeisterten bei der lebendigen Anschauung des Ganzen oft und leicht das Mißverhältniß eines Theiles entgehn mag, ist eben so natürlich, als daß der von dem Gegenstand wenig Erwärmte gerade diese Lücken und Flecken zuerst wahrnehmen wird. Ist aber die Sache nur an sich die gute und wahre, so wird die richtigere Darstellung des scheinbar Tadelswerthen, wohl gar das Ganze Vernichtenden möglich seyn, und durch ruhige Beseitigung jeder Einwendung bei vielen mehr erreicht werden, als die consequenteste Entwickelung der bejahenden Gründe je vermocht hätte. Für den tiefer blickenden Beschauer, für den man denn doch eigentlich schreibt, der selbständig und begründet in sich, gern und leicht und durchblickend in dargebotene fremde Ideen eingeht, genügt freilich die reinste und freieste Darstellung des Gedankens, die nicht auf vorläufige Beseitigung künftiger denkbarer Einwendungen rück- und seitblicken kann, wenn sie hervorgeht aus der unschuldigen Unbefangenheit innigster Ueberzeugung: jedes abwehrende Stillestehn würde dabei beschwerliches Außending seyn. Wünscht man aber durch seine Worte einen Zweck im Leben mit zu fördern, so muß man einen Schritt aus den reinen und friedlichen innern Kreisen hervor nicht scheuen, und auch wohl eine Dornenlese beginnen, um Nachfolgenden freiere Bahn bieten zu können, auf der dann schon mehrere und immer mehrere nachdringen und das rechte Ziel erreichen werden.

Wir haben, um sogleich zur Anwendung dieser Betrachtungen zu kommen, alsbald beim ersten Hervortreten dieser Blätter die Untersuchung angeregt, in welcher Beziehung auf die volksthümliche, also auf die höchste Bildung deutscher Jugend die griechische Sprache zu denken sey. Sie erschien uns als der sichere und edle Stamm, an welchem sich die ersten Triebe unserer Sprache heranranken, von dem diese sich freies Vorbild entlehnen, und dann den Uebergang zu andern Zungen des Abendlandes vorbereitet finden sollte. Wir trugen deßhalb kein Bedenken, ihr erstes Erlernen gleichzeitig zu setzen mit der ersten wirklichen Unterweisung in der Muttersprache, der römischen Sprache dadurch ein Recht entziehend, das sie Jahrhunderte

hindurch in ziemlich unangefochtenem Mißbrauch ausgeübt hat. Glücklicher Weise stellten wir damals weder das dürre Erzeugniß müßiger Speculation, noch den wesenlosen Spuk eines frommen Wunsches auf, dessen Erfüllung meistens niemand weniger hofft und wünscht, als der Wünschende selbst. Vielmehr gaben wir nur einfache Rechenschaft über ein von uns nach ernstlicher Prüfung erwähltes Verfahren, das sich uns in der Anwendung von Tage zu Tage mehr bewährte, und das wir darum auch von andern geprüft und angewendet, wo nicht, zu unserer eignen Belehrung, als unstatthaft dargestellt zu sehn ein lebhaftes Verlangen trugen.

Zwar hatten wir nicht abgelassen, vor der Ausführung unserer Idee den Stachel des Zweifels möglichst gegen uns selbst zu schärfen, und der oft zu schnell vorauf eilenden Neigung nirgends geschont. Aber es wollte nicht gelingen, auf andere Hindernisse und Einwendungen zu treffen, als auf außerwesentliche, denen wir weder weichen wollten, noch auch zu weichen genöthigt waren. Denn in der That war ein altes Herkommen das einzige, was wir für den Vortritt der römischen Sprache aufzufinden vermochten: dieses war uns als historisches Denkmal ehrwürdig; höher aber konnte es uns nicht gelten, da sich deutlich genug erwies, daß nicht die Strenge prüfender Wahl, sondern der überwältigende Strom eigenmächtig gestaltender Weltereignisse die Hellenensprache auch da noch zur Dienerinn ihrer Ueberwinderinn machte, als diese selbst schon dem allgemeinen Wechsel der Dinge hatte erliegen müssen. Wahrnehmend nun, wie in der Außenwelt zu unsern Tagen vieles dahinsinkt, welches, durch ein Ehrwürdiges und Heiliges in sich, zur Dauer von Jahrhunderten gelangt war, schien es dem Sinn dieser Zeit widersprechend, mit abergläubiger Scheu stehn zu lassen, was, nur durch eine zufällige Dauer, sich Achtung und eine Art von Unverletzlichkeit erworben hatte. Was man im gemeinen Sprachgebrauch Unausführbarkeit oder Unmöglichkeit nennt, lag noch ferner. Was der Mensch klar zu denken und in Worten darzustellen vermag, wird er auch zur That herausführen können: überdieß ist es eine der verständlichsten Lehren der Geschichte, daß man vom Menschen nur zu fordern habe, damit er alsbald leiste; daß man nur den Anlaß zu geben brauche, damit er jede innere Kraft nach außen wende. Wer dagegen von sich und andern darum etwas zu begehren scheut, weil es noch nicht geleistet ist, der wird am Ziel seines Lebens nichts erreicht haben, als was ihm bewußtloser Trieb und Zufall aufdrangen. So fordere man auch nur mit Ernst vom Bildner deutscher Jugend, daß er in der hellenischen Sprache heimisch sey wie in der römischen, und bald wird sich zeigen, wie unwürdig die von der Kraft des menschlichen Geistes dachten, welche eine sonst gut geheißene Ansicht durch Zweifel dieser Art entwirklichen und unter die schönen Träume rücken wollten. Ein ernsthafteres Bestreben, wie es sich vielfach bei thätigen Lehrern an sogenannten gelehrten Schulen ausspricht, könnte endlich, so schien es uns, darum auf die Priorität der lateinischen Sprache bringen, weil sie als anerkannte Gelehrtensprache eins der allgemeinsten Bildungsmittel zwischen den geistigen Bestrebungen aller lebenden Nationen ist; weil sie auch zum unmittelbaren Verkehr mit diesen dadurch den Hauptschlüssel bewahrt, daß die bedeutendsten derselben ihre Töchter, noch immer nach Form und Bildung ihr nahe verwandt, und leicht gewonnen sind, wenn man sich zuvor die Mutter zu eigen machte. Wenn die beiden früher angedeuteten Einwürfe zwar gegen die Sache selbst gerichtet, aber in sich

hohl und nichtig waren; so trägt die letztere Bemerkung umgekehrt das Gepräge von etwas anerkannt Wahrem, berührt aber dagegen auf keine Weise den Mittelpunkt des Streites, da hoffentlich niemand uns so mißverstehn oder auch mißdeuten wird, als wollten wir der lateinischen Sprache mit ihrer veränderten Stellung zur Jugendbildung irgend etwas von der Intension oder Extension entziehn, die ihr bisher in der Sphäre des Schulunterrichts zuerkannt war: vielmehr glauben wir, gegen die römische Sprache nicht eher im besten Sinn gerecht werden zu können, als bis wir aufgehört haben, gegen die hellenische ungerecht zu seyn. Da überdieß der Einschritt in das Erlernen fremder Sprachen-gewiß in einem Alter geschehn muß, wo eine Gelehrtensprache noch außer aller Berücksichtigung liegt, so schwindet diese Einwendung ganz. Dagegen wollen wir gleich hinzufügen, daß wir es nicht unzweckmäßig, vielmehr nothwendig finden, dem Unterricht in der lateinischen Sprache auf höheren Bildungsstufen einen jedoch wenig erweiterten Raum einzugeben, so daß am Ende des Schulcursus beide alte Sprachen wieder im Gleichgewicht stehn. Es bedarf also kaum noch der Erwähnung, daß auch das Erlernen lebender, von dem Römischen herstammender Idiome auf unserem Wege in nichts gefährdet wird: vielmehr dürfte nicht wenig dabei gewonnen werden, wenn man von der lateinischen Sprache nicht erst zur griechischen zurück, und dann erst mit einem offenbaren Sprung etwa zur französischen überzugehen braucht, sondern wenn man nach Voraussendung der hellenischen sofort auf die römische ihre Töchtersprachen kann folgen lassen. Denn daß Jemand auch diese Mischlinge der hohen attischen Jungfrau sollte voranschicken wollen, mögen wir uns nicht denken: wenigstens bedürfte es nicht erst unserer Antwort darauf. Unsere Erfahrung hat uns überzeugt, daß ein halbes Jahr bei mittelmäßigen Anlagen des Kindes, genug ist, um — neben unverkürztem Unterricht in der Muttersprache, der Geschichte und Geographie, der Formenlehre, der Naturgeschichte, und entsprechenden Uebungen in der Gesangslehre, im Schreiben und Rechnen — den etymologischen Theil der griechischen Grammatik, durch elementare Lese- und Schreib-Uebungen unterstützt, so weit zu vollenden, daß das Kind nun zu einer höhern Bildungsstufe und damit zu den Anfangsgründen der lateinischen Sprache vorschreiten kann. Diese dem lateinischen Sprachunterricht entzogenen sechs Monate, wie überschwänglich sie ihm durch das darin Erworbene im Weiterrücken der Bildung erstattet werden, bedarf für den Kundigen nur der Andeutung, und so erschien, fester ins Auge gefaßt, unseren Ideen förderlich, was sich dem oberflächlichen Hinblick als Einrede und Hemmung vorbilden könnte.

Anderer Stoff zu Zweifeln, weder flacherer, noch gründlicherer, wollte sich nicht darbieten, so eifrig wir ihn, allein und mit gleichgesinnten Freunden, suchten, weil wir das stille Vertrauen hegten, er werde, gefunden und erwogen, das seinige zur ferneren Begründung unserer Ueberzeugung beitragen. Da sich aber beim redlichsten Willen nie ganz verbürgen ließ, ob doch nicht ein Vorgefaßtes, mit individueller Neigung lebhaft Ergriffenes, durch zufällige äußere Begünstigung sich schätzenswürdiger als seiner wahren Natur nach Darstellendes uns blind machte gegen nahliegende, jedem wirklich Unbefangenen sich sogleich entgegendrängende Bedenklichkeiten; und kaum zu bezweifeln war, daß nicht des Einzelnen Ansicht, wenn schon im Ganzen die rechte, theilweise an Einseitigkeiten kranken sollte: so konnte uns schwerlich etwas Erwünschteres

kommen, als Fragen, Anregungen, Widersprüche von außen, die, oft von viel anderen Standpunkten ausgehend, uns auf manche nicht genug befestigte Seite unserer ersten Beweisführung hinwiesen, und uns überhaupt veranlaßten, mit diesen uns bisher fremden Ansichten bereichert und über die Prüfungsweise anderer praktisch belehrt, die ganze von uns nun einmal zu allseitig, um sie sogleich wieder fallen zu lassen, aufgefaßte Sache von neuem, wie eine neue und unberührte, wieder durchzudenken, wovon wir hier unsere Resultate niederlegen wollen. Eine Auswahl unter den uns zugekommenen Einwendungen wagten wir nicht zu machen, weil wir keinen ganz untrüglichen Maßstab für den größern oder geringern Anschein der Wahrheit nachzuweisen wußten, und weil, was Ein denkender Mann gedacht hat, noch so viele andere denken können, daß wir schon aus diesem Grunde lieber alles zugleich benutzen, als abwarten wollten, daß es uns auch noch erst von andern Seiten wieder entgegengestellt werde.

Oeffentlich erhobene Zweifel sind noch nirgends her zu unserer Kunde gekommen: wir haben also vor allen die uns schriftlich mitgetheilten selbst aufzustellen. Das erste uns zugegangene waren: „Fragen und Bedenken eines Laien, um deren Abdruck und Auflösung im Archiv deutscher Nationalbildung gebeten wird."

1) „Was für eine fremde Sprache mögen wohl die Griechen gelernt haben, um zu ihrer hohen Geistesbildung zu gelangen?"
2) „Wenn sie keine fremde Sprache lernten, durch welche Mittel wurden die Zwecke erreicht, zu welchen wir Deutsche alle Griechisch lernen sollen?"
3) „Wenn diese Zwecke auf andern Wegen erreicht werden können, wenn es also nicht der Erlernung einer fremden Sprache bedarf, um zu einer höhern Bildung und zur Nationalität zu gelangen, erscheint es dann nicht sehr weise, den Unterricht in fremden Sprachen nicht in den Nationalschulplan aufzunehmen, sondern ihn höhern Bildungsanstalten vorzubehalten, und die Wahl den Aeltern und Vormündern zu überlassen?"
4) „Sollten die Deutschen wirklich aus sich selbst und ohne Hülfe der Griechheit unfähig seyn, zu einer wahren Nationalität zu gelangen, wäre dann wohl ihre Existenz als besondere Nation wünschenswerth? wäre es ein Verlust für die Humanität, wenn die deutsche Nation in andern unterginge?"
5) „In abstracto scheint es nicht unmöglich, die griechische Sprache zur Grundlage des Nationalunterrichts zu machen. Aber in concreto? Erlernung einer fremden Sprache, das heißt, rechte und tüchtige, ist nicht jedermanns Sache. Unterricht darin ebenso wenig" *).

Der ersten dieser Fragen, in denen allen man den scharfen praktischen Umblick eines geistvollen Geschäftsmanns leicht erkennen wird, könnten wir

*) Eine sechste Frage bleibt hier ausgeschlossen, weil sie einen ganz andern Gegenstand betrifft: sie wird im nächsten Heft des Archivs mitgetheilt und geprüft erscheinen. [Heft 4, S. 409, Anm.: „Der Anfang der sechsten Frage heißt: „Nicht bloß gleiche Sprache ist Bedingung der Nationalität, auch gleiche Regierung. — Sollte es also nicht einem preußischen Schriftsteller und seiner Sphäre angemessener seyn, sich mit der preußischen Nationalbildung zu beschäftigen, als mit der deutschen?" Beantwortet von R. W. Jachmann in dem Aufsatz „Das Wesen der Nationalbildung", das., S. 405—463.]

vielleicht mit einigen Gegenfragen antworten, wenn wir sonst auszuweichen und abzulenken geneigt wären. Wir könnten fragen: was für eine fremde Sprache mag wohl den Hellenen zugänglich gewesen seyn, die ihrer Volkssprache an innerer Vortrefflichkeit und Ausbildung so entschieden überlegen gewesen wäre, daß vom Erlernen derselben irgend ein Gewinn, nicht vielmehr unendlicher Nachtheil für dieselbe, — wie nachmals durch die Vermengung mit der makedonischen und noch später mit der römischen — zu erwarten gewesen wäre? oder: welcher fremden Sprache hatten die Griechen thörichter Weise so viel Zugang gestattet, daß ihre angestammte, durch den Fremdling verpestet und entheiligt, reinigender Sühnung durch eine dritte, bessere, selbst reine und ungemengte bedurft hätte? also: wie war es den Hellenen möglich, wozu that es ihnen noth, eine fremde Sprache zu lernen, deren Aneignung nicht geradezu sinn- und bedeutungslos, abgeschmackt und, was Hellenen als das Widerlichste galt, ein Product vernunftloser Willkühr gewesen wäre? Aber wir wollen lieber die Sache gerade ins Auge fassen, weil mehr dabei herauskommt, und ein anderes Verfahren den vielen Abstimmenden, auf die wir besonders im Schulstande selbst rechnen, gar zu erwünscht seyn dürfte.

In Bezug auf die erste Frage antworten wir also, daß die vielen abweichenden Dialekte der hellenischen Sprache, deren jeder seinen eigenen, ausschließlich und selbständig gebildeten Beruf und Charakter hatte, und im Volke neben den übrigen fortlebte, den ersten Zweck eines zu erlernenden fremden Idioms, zu bestimmtem und deutlichem Bewußtseyn des angebornen zu gelangen, erfüllten. Obgleich unsere Kunde von dem gegenseitigen mündlichen Verkehr der einzelnen Hellenenstämme durchaus mangelhaft ist, so wissen wir doch, daß einem jeden, der seines Vaterlandes werth heißen wollte, die Homerische Sprache, mindestens zum Verstehen, geläufig seyn mußte: daß ein gleiches Verhältniß zu den dorischen Mundarten Statt gehabt, erhellet nicht sowohl aus den Chören der Tragiker, die sich auf gewisse, meist schon aus den Homerischen Gesängen bekannte Formen beschränkten; sondern ganz vorzüglich aus dem Aristophanes, in dessen Spielen ganze Scenen für seine Zuschauer verloren gewesen seyn würden, wenn sie nicht gewandt gewesen wären, die zierliche Reinlichkeit und Leichtigkeit der attischen Rede neben dem bleischweren Auftritt der spartanischen zu würdigen. Hierbei einen Unterschied nach dem Unterschied der Stände machen zu wollen, wäre rein modern verfahren; da die Hellenen im Grunde keine andere Grenzlinie zwischen den bürgerlichen Verhältnissen kannten, als die natürliche zwischen Freisinn und und sclavischer Gemeinheit. Daß aber der Unterschied in den verschiedenen Dialekten wirklich so groß war, als er nach unserer Anwendung gewesen seyn muß, davon kann sich jeder überzeugen, der den Versuch macht, Homerische Verse in attische Prosa umzuschreiben, oder wer auch nur die Auflösungen, welche Eustathios jedem Absatz vorangeschickt hat, mit der Urschrift vergleicht. Er wird die Homerische Sprache der Platonischen nicht ähnlicher finden, als die des Nibelungenliedes der Goethe's und Schleiermacher's.

Gesetzt aber auch, man wollte hier auf eine wesentliche Differenz zwischen Sprachen und Mundarten bestehen: so würde doch jene Frage keine Einwendung seyn; sie würde aber von ihrer schwächsten Seite, einem merklichen Mangel an historischer Combination, zu betrachten seyn, und dazu sind wir durch die Sache selbst aufgefodert. Es ist wohl die erste Bedingung jeder Nation ein Volksthümliches zu besitzen oder doch zu erstreben: hierin liegt

aber auch schon die generische Verschiedenheit zwischen allen einzelnen Völkern anerkannt: wenn also auch alle der Idee nach Eines, Volksthum, erstreben, so kommt doch dieß Eine, realisirt, in ebenso viel gesonderten Erscheinungen zu Tage, als gesonderte Völker gegeben sind. Und gleichwohl wollte man darauf bestehen, daß ein jedes zu seinem Ziel denselben Weg gehen soll, welchen das erste das beste andere? Aber nicht allein die geographische Lage und die von ihr bedingte geistige und physische Organisation der Menschenstämme*) übt ihr von jedem Verständigen anerkanntes Recht auf Menschenbildung aus: auch der Zeit, dem Verhältniß zu andern Staaten und dem gesammten Zustand des Menschengeschlechts gebührt ein unübersehbar großer Antheil. Daß ein Volk, blühend in der ersten frischesten Jugend der Menschheit, andere geistige Bedürfnisse hat, einen andern Weg zu seiner volksthümlichen Vollendung gehen wird, als eine Nation späterer Jahrhunderte, deren Bildungsepoche in Jahre fällt, wo Klarheit und männliches Bewußtseyn der Charakter jegliches Strebens seyn sollten, sind so allgemein anerkannte historische Postulate, daß wir zu ihrer Begründung nicht abzuschweifen brauchen. So standen die Hellenen im frischesten Morgen des großen Welttages, rein in ländlicher Unbefangenheit, da: weil sie den Zweifel noch nicht kannten, den erst die Schuld in das Gemüth bringt, thaten sie aus innerer Nothwendigkeit das Rechte, verschmähten ohne Dünkel das Fremde, entwickelten sich rein und ungestört aus sich selbst, und wurden dadurch zum Mustervolk, an dem die Gottheit zeigen wollte, was Menschen erreichbar sey: so wurde mit ihnen vollendet, was Bedingung ihres Lebens und Seyns war, ihre Sprache, ihre Literatur und Kunst, ihre Verfassung. Das deutsche Volk hat sich selbst, sein ursprüngliches Wesen und seinen Beruf, schon seit Jahrhunderten so oft verkannt, vergessen, und dann wohl theilweise mit staunenswürdiger Kraft wieder ergriffen, daß es als Volk mit dem hellenischen gar nicht verglichen werden darf: jene erste Unschuld des Daseyns, die der leiseste Hauch des Fremdartigen unwiederbringlich vernichtet, haben nicht erst wir oder unsere nächsten Vorfahren verloren: also nicht zu kindlicher Schuldlosigkeit können wir uns zurückträumen, deren eigenster Begriff allem Wiedergewinnen entgegensteht: dafür sollen wir uns mit hellem Bewußtseyn und mit klarer Festigkeit läutern von allem, was nicht unser ist, und für die nothwendig hingegebene Unschuld uns Reinheit gewinnen. Wir haben diesen

*) Diese Thatsache ist neuerdings von einem sonst achtbaren Gelehrten, Herrn Huschke (de progr. humanit. studior.) mit merkwürdiger Anmaßung weggeläugnet. Zwar der von ihm gewählte Ton, der bedenkliche Zweifel gegen die laut angepriesenen Fortschritte in der Humanität erregen könnte, zeigt deutlich, daß es nicht Begeisterung für die Wahrheit war, was ihn in emphatische, reich mit Dichterblumen gespickte Redensarten gejagt hat: damit aber doch der gelehrte Mann, wenn er einmal wieder in ein ihm fremdes Gebiet tappen will, vor allem nachforscht, was bessere Männer urtheilen, wollen wir die von ihm angebellte Meinung mit einigen Zeugnissen bekräftigen, die er wohl wird stehn lassen müssen: von Alten Aristoteles problem. 14, p. 921, sq. ed. Aurel. All. und den ganzen Hippokrat. περὶ ἀέρων, ὑδάτων καὶ τόπων, von Neuen Schlözer's „Weltgesch.", Th. I, S. 62. Alex. von Humboldt's „Ansichten der Natur", S. 176. Aug. Leop. Bucher's „Betrachtungen über die Geographie", S. 122 fgg., wo die Stellen aus Schlözer und Humboldt mitgetheilt sind, und William Falkoner's ganzes weitläuftiges Werk: „Ueber den Einfluß des Himmelsstrichs, der Lage u. s. w. auf Temperament, Sitten, Verstandeskräfte u. s. w. der Menschen", deutsch erschienen in Leipzig 1782, 698 Seiten.

Gegensatz bedeutend hervorgehoben, um anzudeuten, wie verschiedene Wege oft zwei geistig nahe verwandte Völker zu wandern haben, wenn nicht diese schöne Verwandtschaft, die das unmittelbare Gepräge des Göttlichen trägt, von einer Seite verscherzt werden soll. So brauchte der Grieche keine fremde Sprache: sie konnte ihm nur die seine trüben, weil noch nichts herzustellen war. Der Deutsche, bei welchem dieß nicht der Fall ist, muß sich dagegen ein reines Bild vor Sinn und Seele stellen, damit er allmälig sich selbst daran wiedererkenne.

Jedes Zeitalter, sowie es in den Bessern lebt, die seine Idee gefaßt haben, steht auf den Schultern der Vergangenheit, die nur eben aufgehört hat Gegenwart zu seyn: steht es gleich mit derselben, so nennt es die Geschichte todt, steht es tiefer, so heißt es mit Recht barbarisch. Darin liegt die Verpflichtung, was frühere Zeiten Großes und Herrliches, uns zugänglich, hinterlassen haben, treulich für folgende Jahrhunderte zu benutzen. Die Masse wird sich mit jedem Tage mehren; aber je reichlicher die Auswahl, desto köstlicher muß das Erlesene werden, die höheren Ansprüche fördernd, die jedes neue Menschengeschlecht an sich selbst zu thun hat. Daß die deutsche Sprache das Lebenselement des deutschen Sinnes ist, wird wohl niemand bestreiten mögen: also auch gewiß nicht, daß sie an jedem Einzelnen mit sorgsamer Pflege zu reinigen und zu kräftigen steht. Und gleichwohl wollten wir, die wir sonst überall die treibende Kraft eines edlen Beispieles, eines hohen Vorbildes bewundernd anerkennen, rücksichtlich auf die Sprache, diesen Einfluß läugnen? Daß die Hellenen die Götterlieblinge waren, denen, wie in goldenen Träumen, mühlos zuströmte, wonach der Deutsche schon so lange in noch unbelohntem Streben ringt, kann ihm nie zum Vorwurf werden, so lang er nicht abläßt, sich eines gleichen Glückes *würdig* zu machen. Wir würden es Thorheit nennen, wenn der junge bildende Künstler sorgsam bewahrt würde vor dem Anschauen herrlicher Werke der alten Meister: wir würden den kaum einer Antwort würdigen, der ein so verkehrtes Beginnen mit der Frage beschönigen wollte, welchen Meister doch wohl der göttliche Raphael studiert haben möge, um seine Wunderbilder zu schaffen? Erst dann, wenn die Erziehungskunst es sich anmaßt, den Genius schaffen zu wollen aus Nichts, und so recht eigentlich einzudringen in den Rath der Götter, sind Einwendungen dieser Art am Orte. Sollte aber einmal *mit ernstem Zweck* gefragt werden, nicht um einen halbwitzigen Einfall zur Schau zu stellen, so hätte gefragt werden müssen, *ob wohl die Hellenen, wenn sie in der Lage der jetzigen Deutschen gewesen wären, eine ihnen zugängliche Sprache und Literatur sich würden angeeignet haben, die sich zu der ihrigen verhalten, wie die ihrige zur unsrigen?* Freilich wäre das wenig mehr als ein Namentausch: aber bei wem findet nicht die Wahrheit bequemen Eingang, wenn die Lehre auf einen Dritten angewandt wird?

Fällt nun, wie uns dünkt, die erste Frage, so fällt auch die zweite und dritte, die beide sich an jene lehnten. Wer wirklich wissen möchte, durch welche Mittel die Hellenen zu ihrer Nationalität gelangten, den verweisen wir am liebsten und sichersten auf ihre Werke selbst*). Unnütz würde die Be-

*) Wem der Weg zu lang dünkt, auf Heeren's „Ideen über Politik, Handel und Verkehr der vornehmsten Völker des Alterthums", Th. 3, Abth. 1, S. 152—173,

lehrung nicht seyn, weil sich bald ergeben müßte, daß alle jene Motive so innigst verwachsen waren mit Oertlichem und Temporärem, daß eine wirkliche Umpflanzung derselben auf fremden Boden und in andere Zeit sich selbst widerspräche, und daß gleichmäßig kein zu deutscher Nationalbildung vorgeschlagenes Mittel aus dem Grunde verworfen oder nur bedenklich gemacht werden kann, weil es den Griechen fremd gewesen sey. Ein jedes Zeitalter benutze treulich den ihm durch seinen universalhistorischen Standpunkt selbst zugänglich gemachten Bildungsstoff, und keines wird sich neben einem andern zu schämen haben. Freilich macht nicht die Menge der Hülfsmittel oder Werkzeuge, welche zur Bildung dienen oder das Leben verschönern, sondern vor allem der Gebrauch, welchen der Geist von jenen Hülfsmitteln macht, der Sinn, den er hineinlegt, das Ziel, worauf er jene Kräfte hinlenkt, das Glück, den Ruhm und die Würde eines Zeitalters aus *): zur unausbleiblichen Schande dagegen würde es einem Zeitalter gereichen, das eines bereit liegenden Hülfsmittels darum uneingedenk bleiben, oder sich seiner doch nur nach einseitigem Vorurtheil bedienen wollte, weil frühere, in hoher Würdigkeit glänzende Jahrhunderte ohne dasselbe zu ihrer bewunderten Herrlichkeit emporgestiegen waren.

Ganz unverständlich in der dritten Frage ist uns der Vorschlag, die griechische Sprache aus dem Nationalschulplan ausschließend den höhern Schulen vorzubehalten, weil wir in der That nicht wissen, was unter den höhern Schulen gemeint ist. Wir kennen nur einen Gegensatz von der

---

[Ausg. von 1826.] Nur Eine Rücksicht vermissen wir ungern, die auf die Eleusinischen Mysterien. Mit den übrigen Volksfesten, ihres ehrwürdigen Alters wegen, gleichstark auf das Nationalgefühl Aller wirkend, war noch dadurch auf einen bedeutenden Gegensatz hingewirkt, daß alle Ausländer von der eigentlichen Einweihung, der μύησις, ausgeschlossen waren, und ihnen durch öffentlichen Ausruf bei der jedesmaligen Wiederholung der festlichen Bräuche die Aufnahme aufs neue versagt wurde. Hauptstelle bei Isokrates „Paneg.", 42, S. 69, Coray; vergl. „Apollodor", 2, 5, 12, 2, p. 199 Heyne; „Schol. Vened. Illiad.", 8, 368, p. 284, b. Villois; Tzetzes zum „Lykophron", 1328, S. 1006, Müller; Hemsterhuys zum „Schol. Aristoph. Plut.", 846, p. 289; und besonders 1014, p. 367. Auch „Herodot", 8, 65, scheint auf die Exclusion zu deuten. Daß eine solche nicht allein bei den Mysterien, sondern auch bei der mitkämpfenden Theilnahme an allen öffentlichen Wettspielen obwaltete, ist bekannt: bedeutungsvoller aber erscheint diese Verfügung unstreitig bei den Mysterien, deren Zweck und hoher Beruf es war, das Beste und Zarteste zu schirmen vor unheiligen Eingriffen der Profanen. Was also Grundgesetz eines so tief gedachten Institutes war, das kann unmöglich durch Zufall oder Laune hineingerathen seyn: das wird sich jedem Hellenen in seiner edelsten Bedeutung angekündigt haben, den Bessern begriffen, der Menge doch auch geahndet und ehrwürdig. Vor freventlichem Uebermuth aber, wie er sich bei neuern, sogenannten gebildeten Völkern empörend genug hervorgedrängt hat in absoluter Geringschätzung aller Andersredenden, im angemaßten Alleinbesitz der allgemeinsten Lebensgüter und in consequenter Verhöhnung fremden Rechts, bewahrte sie das mit ihnen geborene Maß und die heilige Scheu, deren sinnvolles Bild jedem in der geflügelten Nemesis, dem wägenden Zünglein des Lebens (Mesomed. I., T. 2, p. 292, Anal. Br.), vorschwebte. Schon in Zeiten, wo die Schwächlichkeit der neuern noch gern halbe Barbarei spürt, in den Homerischen Gesängen, lebt dieser tiefe Geist echter Menschlichkeit, der auch den Feind in ritterlichen Ehren hält, wie in der deutschen Ilias, dem „Nibelungenliede", und er weicht von keinem echten Hellenen, bis endlich die Redner, nur zu oft die Verderber der Geschichte und der Wahrheit, den Journalton erfanden, doch nicht ohne Mißbilligung der alterthümlicher Gesinnten, z. B. des Lukianos „Quomodo hist. conscrib. sit.", 14, T. 2, p. 20, Reitz.

*) Friedrich Schlegel „Ueber die neuere Geschichte", S. 218.

Nationalschule, die als Schule doch hoffentlich unter keiner höhern steht, die Universität, auf der sich der objective Kreis des Wissens vor dem reiferen Jüngling erschließt. Bis hieher das Erlernen der classischen Sprachen auszusetzen, wird wohl niemand rathen wollen: wir wissen also nicht, was wir aus jenen höhern Schulen machen sollen. „Conservatorien gewisser bestimmter Studien" werden doch nicht gemeint seyn? — Der Vorschlag endlich, es den Aeltern und Vormündern zu überlassen, ob ihre Kinder und Pflegbefohlenen Griechisch lernen sollen, oder nicht, konnte wohl nur von einem Mann geschehen, der von dem Gipfel eigener ausgezeichneter Bildung auf eine gleiche bei allen seinen Mitbürgern schließt, aber ganz unbekannt ist mit den oft lächerlichen, oft empörenden Zumuthungen, denen der Vorsteher einer Schule von Seiten des Lernens und Nichtlernens ausgesetzt ist, und denen, da die edle Waffe der Vernunft und der Ueberzeugung hier nur mit Entweihung geführt werden könnte, nichts als ein scharfbegrenzter, alle Ausnahmen verbannender Lehrplan entgegengestellt werden kann *).

Ob nun die Deutschen wirklich unfähig sind, ohne Hülfe der Griechheit zu einer wahren Nationalbildung zu gelangen, oder nicht, ist eine Frage ganz anderer Art, die nur der wird lösen können, der alles und jedes im Leben, in der Wissenschaft und Kunst der Vor- und Mitwelt aus diesem Gesichtspunkt geprüft hat, woneben sich überdieß die unberechenbare Möglichkeit ein weites und breites Feld vorbehalten wird. Wir sollten wohl zufrieden seyn, wenn wir nur Ein Mittel gefunden haben, das edel an sich und unverkennbar zu jenem Ziel fördernd ist. Auf keine Weise aber folgt daraus, daß unter dieser Bedingung die nationale Existenz der Deutschen überall nicht wünschenswerth wäre. Würde man denn ein siechendes Menschenleben lieber ganz hinschwinden lassen, als es durch heilkräftige Mittel aus fernen Zonen wieder zu seiner Kraft führen, besorgend, das fremde Mittel werde der ganzen Natur des dadurch Genesenden eine Wendung geben, die schlimmer als das Nichtseyn? Wäre es aber wahr, daß die Deutschheit in dem Volksthum untergehen müßte, aus welchem sie sich nach unserer Ansicht Kräftigung ihres eigenen schöpfen sollte, ja wäre es nur möglich: dann ließe sich unstreitig kein heilsamerer Rath geben, als alles übrige von sich werfend, sich einzig in die Ueberreste des hellenischen Alterthums zu versenken. Denn, wenn wir einmal nicht wir selbst seyn wollen und sollen, so ließe sich doch schwerlich etwas wünschenswertheres denken, als in der griechischen Nation nicht sowohl „unterzugehn", als in nie erreichter Vollendung emporzublühn. Ernstlich aber kann wohl nur von Untergang einer Nation durch eine andere, nicht in einer andern gesprochen werden: sonst könnte ein Volksthum auch über alle

*) Leider könnten wir hochberühmte Gymnasien nachweisen, die es dem künftigen Juristen verstatten, sich von dem Unterricht im Griechischen nach Belieben auszuschließen! Wer sich freilich nicht überzeugen kann, daß das Griechische dem Deutschen, daß es dem Menschen unentbehrlich, dem wird man unstreitig auch vergebens zu zeigen suchen, was dem JCtus abgeht, wenn er dieß Bildungsmittel von sich weiset. Doch dürfte es auf keinen Fall unzweckmäßig seyn, darauf aufmerksam zu machen, wie ganz anders wahrhaft ruhmwürdige und sachkundige Rechtsgelehrte über diesen Gegenstand urtheilen. Wir verweisen darum auf van Lynden „Interpr. jurispr. Tullianae", p. 164, und auf das, was früher König im „Lehrb. der allg. jur. Literat.", Th. 1, S. 36, zusammengestellt hat, da der Jurist dem Juristen wohl am leichtesten Glauben schenken wird.

volksthümliche Bedingungen hinaus bestehen; gesetzt aber auch, eine solche Unterjochung der Nationalität wäre durch das bloße Erlernen einer todten Sprache zumal denkbar, so ließe sich doch wohl bei keiner weniger an eine solche Gefahr glauben, als gerade bei der hellenischen: wie doch sollte sonst in die Sprache ein Geist gefahren seyn, der dem Volke fremd, ja verhaßt war? Denn nie hat wohl eine Nation, auf einer solchen Höhe echter Bildung, mit solchen Staatskräften ausgerüstet, und in so lebhaftem Gefühl der eigenen Würdigkeit, fremdes Recht und fremde Eigenthümlichkeit reiner anerkannt, als die hellenische *).

Die fünfte Frage ist zur Hälfte schon beantwortet, zur Hälfte beruht sie auf einem nicht klar gefaßten Gedanken. Denn wir fragen wieder, was unter „rechter und tüchtiger Erlernung einer fremden Sprache" gemeint sey. Von einem objectiv wissenschaftlichen Studium können natürlich diese Ausdrücke nicht gebraucht seyn; dann aber bleibt es ganz unbegreiflich, warum nicht ein jeder unverschrobene Knabe den Theil des Sprachenlernens, der für die ihm angewiesene Bildungsstufe gehört, unter der Leitung eines tauglichen Lehrers auf die rechte und tüchtige Weise in sich aufnehmen soll. Wenn es, wie wir hoffen, jedermanns Sache ist, auf dem Wege einer zweckmäßigen Bildung zum Gebrauch seiner Vernunft zu kommen, so wird er auch seine Sprache nicht bloß instinktmäßig brauchen können: dieß Sichbewußtseyn in der eigenen erschließt ihm aber auch die höheren Schwierigkeiten der fremden Sprachen, die nichts weiter hinzu verlangen, als einige Beschäftigung des Gedächtnisses. Wer freilich auf Quinta erreicht sehen will, was auch das längste und edelste Menschenleben nie ganz erstreben wird, der darf solchem Kleinmuth, solchem Zweifel an der Hoheit des Menschen füglich Raum geben. Wer aber den Werth eines rechten Elementar-Unterrichts begreift; wer bedenkt, daß die Stufen der Bildung zahllos sind, und nie bis zur letzten erreicht werden können; daß also selbst das Vortrefflichste ein bloßes Annähern an ein Unerreichbares bleibt, der wird auch anerkennen, daß jede Stufe ihre Würde hat, und auf jeder etwas Rechtes und Tüchtiges erreicht ist, wenn man nicht durch eigene Schuld eine höhere zu erreichen verscherzt hat. Es ist hier nicht der Ort, die einzelnen Stationen auf dem Wege zu einer fremden Sprache zu mustern, und zu zeigen, wie jede unverkrüppelte und unverwahrloſete Kraft auf jeder einzelnen leicht das vernünftiger Weise Geforderte leisten kann; wir halten es aber auch für unnöthig, sobald nur der allgemeine Bildungszweck beim Sprachlernen von dem eigentlich gelehrten unterschieden wird. Können wir die Idee des erstern fassen, so wird uns einleuchten, daß das Nichtserreichen nur aus dem absolut bösen Willen des Lernenden, oder aus dem Ungeschick des Lehrenden entspringen kann, und daß nicht das objective

*) So wußte Themistokles des Artabanos schöne Worte: καλὸν μὲν πᾶσι τὰ οἰκεῖα κοσμεῖν καὶ σώζειν „Plutarch. in Themist.", 27, zu würdigen; so konnte Alkibiades Sparter unter Spartern, Perser unter Persern seyn. Aber wo der Hellenen hohe Bildung sich einseitiger zeigte, in Lakedämon, da erschien auch diese menschliche Anerkennung seltener, und wich oft unhellenischer Willkührlichkeit. Athen zwang nie untergeordneten Städten die eigene Verfassung auf; in Sparta wurde es allmälig herrschende Maxime, durch so empörende Gewalthandlungen allen Freiheitssinn zu tödten. Wer dem leidenschaftlichen Gemälde des edeln Isokrates, „Panegyr.", 32—36, nicht unbedingt glauben will, der erinnere sich, was Athen, was früher die Heloten und Messenier, später Megalopolis und Mantineia durch Sparta gelitten haben.

Erlernen einer gewissen Sprache, sondern die planmäßig eingeleitete Beschäftigung mit ihr und durch sie der eigentliche Zweck einer idealen Pädagogik ist. —

Wir lassen diesen allgemeinern Zweifeln gegen die dem Griechischen eingeräumte Priorität, die unmittelbar auf die Sache selbst eingehenden Bedenklichkeiten eines hochverehrten Gelehrten folgen, der gleich verdienstvoll als gründlicher Bearbeiter der alten Literatur und als praktischer Schulmann, durch seine Auctorität uns in unserer Ansicht hätte auf Augenblicke wankend machen können, wenn wir auf etwas anderes, als auf Gründe hätten hören können und mögen *).

„— es freut mich, daß Ihr Conradium so schön gedeiht, und daß nun auch in jenen Gegenden eine tüchtige Pflanzschule der Humanität aufblüht. Daß Sie den Unterricht mit der griechischen und nicht mit der lateinischen Sprache anfangen, sollte mich bei meiner Vorliebe für das Griechische freuen; indessen gestehe ich aufrichtig, daß ich mich bis jetzt noch nicht von dem Vorzuge dieser Rangordnung habe überzeugen können. Das allgemeine Gesetz der Entwickelung des menschlichen Geistes ist doch, vom Einzelnen zum Allgemeinen, vom Näherliegenden zum Entferntern fortzuschreiten, und da scheint mirs, sollte man beim Unterricht, d. h. bei der Unterstützung dieser Entwickelung nach Naturgesetzen, mit der Sprache anfangen, die unsern Idiomen schon um einige Stufen näher steht, also mit der lateinischen, schon deßwegen, weil sie vollkommner als unsere Sprache, aber unvollkommner als die griechische ist. Mit dem Vollkommensten anzufangen, kann wohl nicht als Grundsatz gelten: sonst müßte man im Lateinischen auch zuerst den Cicero, Horaz, Virgil lesen; ich zweifle selbst, ob es gut gethan ist, mit den Anfängern im Griechischen gleich den Homer, z. B. die Odyssee zu lesen; um das Vollkömmne in dem Bau einer Sprache oder in den Schriften zu verstehen und zu fühlen, dazu gehört ein durch das Sprachstudium schon sehr gebildeter Geist, und ich befürchte, daß, wer nicht stufenweise zum Erkennen und Anschauen des Vollkommnen geführt wird, es nie oder mit Schwierigkeit erkennen und fühlen lernt." —

Das vielfach Vortreffliche in diesen Aeußerungen, das auch mit unsern Ansichten und Einrichtungen ganz übereinstimmt, freudig anerkennend; besonders die treffenden Worte gegen die verderblichen Anmaßungen vieler neuester Pädagogen in den Geist einführen zu wollen, ehe der Buchstabe deutlich gefaßt und geläufig geworden ist, haben wir doch gegen die Anwendung auf das Griechische manches einzuwenden, da uns diese nicht sowohl die Sache, als einen falschen Weg in derselben zu treffen scheint.

Der anerkannt wahre pädagogische Grundsatz vom Einzelnen zum Allgemeinen fortzuschreiten, würde beim Sprachlernen dann nur verletzt werden, wenn man auf der untersten Classe mit einer philosophischen Grammatik an-

*) Da die folgende Stelle uns nicht eigentlich zur öffentlichen Bekanntmachung geschrieben wurde, haben wir kein Recht, hier Namen zu nennen: doch glauben wir die Mittheilung bei dem uns zu fern wohnenden Verf. wohl entschuldigen zu können, weil der Inhalt, alles Persönliche ausschließend, einen allgemeinen Gegenstand von einseitigem Interesse mit gediegenem Ernst, nicht mit beliebter Conversations-Seichtigkeit behandelt, und die große Ferne uns hinderte, die ausdrückliche Erlaubniß zur Mittheilung einzuholen. Daß übrigens die Gegengründe nicht gegen meinen ersten Aufsatz im Archiv, sondern gegen eine frühere schriftliche Mittheilung gerichtet sind, zeigt ihr Inhalt selbst.

heben, und aus dieser dann einzelne positive Idiome deduciren wollte: diese beschließt billig den Kreis des Sprachenlernens, kann aber nicht durch das frühere oder spätere Erlernen einer positiven Sprache anmaßlich anticipirt werden. Bedenklicher schon ist die andere Vorschrift, vom Näherliegenden zum Entferntern fortzurücken, und besonders bei ihrer Anwendung auf unsern Gegenstand unzähligen Mißverständnissen bloß gegeben. Hat doch ein geistvoller Mann*) aus demselben Grundsatz, aus welchem sich die lateinische Sprache als zuerst zu lernende ergeben soll, hergeleitet, daß der Deutsche mit dem Schwedischen anfangen, dann das Dänische, dann das Englische folgen, dieß den Uebergang zum Französischen, das Französische den zum Italienischen, das Italienische den zum Spanischen, das Spanische den zum Lateinischen machen, und das Griechische die lange Irrfahrt schließen soll. Solche Um- und Mißdeutungen sind aber gar nicht verwunderlich, da es schwer seyn möchte, nachzuweisen, was bei Sprachen eigentlich nahe oder fern heißt. Von geographischer Bestimmung kann die Rede nicht seyn, ebenso wenig von dem Verhältniß der Zeitenferne. Der Weg der Stammverwandtschaft bringt auf Irrfahrten, wie wir eben eine bemerkt haben. Es bleibt also nichts weiter übrig, als eine gewisse innere Nähe in der grammatischen Anlage und in dem überhaupt, was man Genius einer Sprache zu nennen pflegt. Wären wir geneigt zuzugeben, daß, was vom kindlichen Gemüth nicht gleich klar gefaßt und vollständig begriffen werden kann, auch ohne allen wohlthätigen Einfluß auf dasselbe bleiben wird, so würden wir die Worte des trefflichen Urhebers der oben mitgetheilten Gedanken hier gegen ihn selbst richten, weil wohl beim Sprachstudium nichts eine höhere Reife des Urtheils voraussetzt, als diese innere, nicht mehr an bestimmten Lauten und gemeinsamen Stammsylben haftende Relation zweier Idiome zwischen einander lebendig aufzufassen. Obgleich also der Verf. sich selbst nicht gleich bleibt, so sind wir doch ganz einig mit ihm, daß diese Rücksicht nicht unwesentlich ist: nur werden wir ihm das nie zugeben, so willig wir gerade in der griechischen Sprache uns im Schülerverhältniß zu ihm bekennen, daß die römische Sprache der deutschen verwandter sey als die hellenische, gleichviel, ob man dabei auf die Uebereinstimmung der Wortstämme, oder auf den grammatischen Bau, oder auf ihren individuellen Sprachcharakter sehen will. Freilich ist hier nicht der Ort, einen so umfassenden Gegenstand bis zum unwidersprechlichen Beweis zu führen: auch fallen uns gerade keine Auctoritäten bei, die einstweilen für anderweitige Gründe gelten könnten; aber wir glauben, daß es an solchen nicht fehlt, und daß das selbstgebildete Urtheil der meisten mit uns seyn wird. Ueberdieß scheint uns selbst diese Art von Sprachverwandtschaft kein festes Kriterion des pädagogischen Ranges, weil das näher und ferner Verwandtseyn durchaus relative Begriffe sind, die erst da entstehen, wo mehrere Sprachen mit einer dritten verglichen werden können**). Dem

*) Ernst Moritz Arndt in den „Fragmenten über Menschenbildung", s. „Jenaer Allgemeine Literaturzeitung", 1806, Nr. 212, S. 470.

**) Man wende mir nicht ein, daß auch der Vollkommenheitsbegriff in concreter Anwendung nur ein Annäherungsbegriff ist, und also gleichfalls Stufen hat: denn eine vollkommenste Sprache kann sich ein jeder nach den Gesetzen philosophischer Sprachforschung gestalten, nicht so eine verwandteste.

Kinde, das seiner sinnlichen Natur nach beim Sprachlernen durchaus nur für Klangesverwandtschaft ganz offnen Sinn hat (den man aber auch benutzen muß, z. B. bei der Reduplication der griechischen Perfecta. Was hier Uebereinstimmung zwischen dem Griechischen und Deutschen, ist im Lateinischen Anomalie!) wird also jede fremde Sprache, mit der es seine Sprachstudien beginnt, gleich nahe, oder wohl eigentlich gleich fern zu liegen scheinen, wenn man nicht zu einer ganz stammverwandten greift, für unsere Jugend z. B. zu dem schwäbischen Deutsch der Nibelungen, oder zu dem Sassischen, welches Verfahren aber schon beseitigt ist. Damit aber jenes Gesetz des Ueberganges von Näherm zu Fernerm doch in Ehren bleibe, hat der Lehrer allerdings auf nichts sorgfältiger zu achten, als daß er aus der Sprache, mit welcher er nach festem Princip beginnt, dem Kinde dasjenige zuerst nahe bringt, was seiner kindlichen Natur am nächsten liegt, also die Form, in der alsdann derselbe Grundsatz immer von neuem angewendet werden muß, jemehr der Unterricht ins Detail geht. Daß jenes Princip, wonach sich die zuerst zu lernende Sprache bestimmen wird, die höchst mögliche innere Vollkommenheit derselben sey, ist noch immer unsere Meinung. Da der Zweck des Sprachlernens nicht gleich auf der untersten Classe erreicht werden soll, paßt die Einwendung nicht hieher, daß nur ein sehr gebildeter Geist die Vollkommenheit des Baues einer Sprache fassen könne. Das Kind kann natürlich auch von seiner Muttersprache den Werth noch nicht fassen: gleichwohl gesteht ihm der Verfasser schon die Beschäftigung mit einer noch vollkommnern zu, die lateinische für eine solche annehmend, was wir freilich auch noch nicht bejahen möchten. Hier häufen sich also Widersprüche auf Widersprüche. Da wir Gesetzmäßigkeit und Uebereinstimmung, Harmonie der Theile, innere Ordnung und einen möglichst ausgefüllten Kreis der grammatischen Begriffe, als das Vortrefflichste in der Construction einer Sprache bewundern, so scheint uns auch gerade hierdurch die vollkommenste Sprache die dem ersten Unterricht geeignetste zu seyn, nicht nur weil sie dem Lehrling ohne Zweifel bei rechter Leitung — die wir überall voraussetzen müssen, da ja ein ungeschickter Lehrmeister das Heilsamste unwirksam, ja schädlich machen kann — am faßlichsten seyn wird, sondern ganz vorzüglich, weil keine andere gleich beim Erlernen des scheinbar, aber auch nur scheinbar todten Buchstaben den Geist des Lehrlings so anregen, beschäftigen und combiniren lehren, keine also gleich bei ihren Elementen so bildend und befruchtend seyn wird. Denn indem den nothwendigen und unschätzbaren Uebungen des Gedächtnisses nichts entzogen wird, tritt schon durchgängig eine höhere Bedeutung hinzu, welche das mechanische Auffassen erleichtert und belebt, und als Leitfaden bei allen später zu erlernenden, minder organischen Sprachformensystemen benutzt werden kann. Sowie man aber dem Lernenden eher die einfache Regel, als das bunte Ausnahmenwesen vorlegt: so sollte auch überall das Einfachwahre und Rechte, das Reinste, eher gezeigt werden, als das durch Mangelhaftigkeiten Entstellte, dadurch Verwirrende und Störende, indem der ungetrübte Sinn des Kindes das Gute, das Eines ist, sich verwandter und anschaulicher fühlen wird, als das von dem Ideal weiter und weiter Abschweifende, welches das Princip der Vielheit. Würde nicht der Lehrer in irgend einer bildenden Kunst seinen Schüler lieber sogleich mit den vollendetsten Meisterwerken umgeben und diese ihre stille Gewalt auf den noch unbefangenen Sinn ausüben lassen: als ihn erst abstumpfen mit den Fehlern

mangelhafter Gebilde, die gleich eine so schiefe Richtung geben könnten, daß die Empfänglichkeit für das Beste unendlich geschwächt, wo nicht auf immer gelähmt würde? Und beim Sprachlernen, wo man nicht erst seltener äußerer Begünstigungen bedarf, wollte man diesen unermeßlichen Vortheil planmäßig und absichtlich aufgeben? Ueberhaupt kann man wohl kein frevelhafteres Wort hören, als das alltägliche: der Lehrer, das Buch, das Bild ist für Kinder noch gut genug! Der Mann soll auch das Unreine ins Auge fassen, um es zu bezwingen und hinwegzutilgen; aber die heilige Knospe eines künftigen thätigen Seyns, die noch im stillen Frieden der innern Einigkeit selig träumt, kann wohl nie mit genug zarter sittlicher Ehrfurcht und Scheu behandelt, nie mit genug reinen Anschauungen aus der Wirklichkeit umgeben werden. Freilich begreifen und fassen wird das unbefangene Gemüth nicht auf einmal die ganze tiefe Bedeutung seiner Umgebungen; aber alles Edle und Gute ist von so unwiderstehlicher Gewalt, daß es der schönsten Einwirkungen nie verfehlen wird, wo nicht schon vom Schlechteren die Organe verknorpelt sind. Dieß auf die Sprache angewendet, bringt aber keineswegs auf die Folge, daß man nun im Lateinischen auch mit Cicero, Horaz, Virgil, im Griechischen mit der Odyssee die Lecture anfangen müsse: da man denn doch das in der Sprache Verständliche gar sehr unterscheiden muß von dem in der Literatur Verständlichen: denn mit dem Cicero die lateinische Lecture anzufangen, würden wir unbedenklich empfehlen, wenn der Inhalt der Ciceronischen Schriften nur dem Kindesalter entspräche: ja wir hoffen sogar, durch eine ausschließlich aus dem Cicero zusammengetragene Chrestomathie bald im Stande zu seyn, die lateinische Lecture wirklich mit dem Cicero auf Quarta zu beginnen [1]), weil uns die mit der Rundung der Erdkugel in modischer Latinität anhebenden Lesebücher ebenso wenig zweckmäßig scheinen, als die vom starren, unrömischen Eutropius abschreckend beginnenden. Im Griechischen aber von der Odyssee auszugehen, verbeut uns — vieles andern zu geschweigen, was schon von mehrern Seiten gesagt ist — der noch unberührte Grund, daß gerade dieß herrliche Buch uns als Sprachmittel noch bei weitem nicht gut genug ist für den ersten Lehrling. So wenig als wohl jemand nach ruhiger Ueberlegung anrathen wird, im Lateinischen von den Fragmenten des Ennius anzufangen, ebenso wenig hätte im Ernst von einem elementaren Gebrauch der Odyssee die Rede seyn sollen, wenn man nicht das Grammatische, d. h. das einzig echte und gründliche Erlernen einer Sprache, geradezu wegwerfen wollte. Sowie sich die hellenische Sprache von Stufe zu Stufe vollendet, wird sie in ihren Formen einfacher, bestimmter, sich mehr und mehr zur Einheit abwendend von der anfänglichen Vielheit der Formen, auch darin ein sinnvolles Symbol von aller aus eigenen Tiefen erquellenden Bildung; während sich, ebenso bedeutend, das Geistige in zahllosen neuen Wendungen und Modificationen des Ausdruckes zu immer größerer Fülle und Mannigfaltigkeit entwickelt. Rückblickend finden wir in der Sprache des alten Heldengesanges noch das

1) Ich glaube manchem Schulmann eine angenehme und erwünschte Verheißung zu geben durch die Notiz, daß mein Freund und College Jachmann diese nützliche Arbeit mit Liebe unternommen, und schon größtentheils vollendet hat. („Lateinisches Elementarbuch. Eine Sammlung zweckmäßiger Stellen aus den Schriften des Cicero". Von Reinhold Bernhard Jachmann, Director des Conradinum zu Jenkau bei Danzig. Berlin, in der Maurer'schen Buchhandlung, 1813.)

mindergebildete Schwanken der Form in vielfältiger Brechung; dagegen höchst einfach und auf wenige Regeln zurückzuführen das Geistige der Sprache, welches die Grammatik in der Syntaxis befaßt [1]). Darum ist es uns unbegreiflich, wie denkende Männer von der ionischen Sprachbildung ausgehen mochten, die vollendete attische verschmähend. Erst wenn diese dem Gedächtniß eingeprägt, und durch eine zweckmäßige Lecture, wie sie nur Chrestomathien geben können, befestigt und beseelt ist, wird es Zeit, zu den Abweichungen in der epischen Sprache überzugehen, an die nun mit Recht die erste Einleitung in die Erkenntniß vom Bau der Sprache geknüpft wird, weil dieser durch die Attiker nicht eigentlich von innen vollkommner, sondern, aus dem edelsten Kern sich entfaltend, nur nach außen reicher und vielgestaltiger wurde. Darum also sind wir fest überzeugt, daß das Erlernen der Hellenensprache von einem Erlernen der reinen attischen Mundart ausgehn, daß aber der erste Schritt aus der Chrestomathie nicht auch zu einem Attiker, sondern zu den Homerischen Gesängen geschehen muß, mit denen sich dann, nachdem der Form ihr Recht gezollt worden, der durch den syntaktischen Theil repräsentirte Geist der Sprache, sowie der Literatur, naturgemäß aufthun, und ohne Anticipationen und Sprünge weiter verfolgen lassen wird. Wenn wir so im Object Form und Geist aufs schärfste sondern und als Gegensätze darstellen, so mißdeute niemand so, als wollten wir der subjectiven Behandlung eine gleiche Scheidung anmuthen: wir denken, die rechte Form hat auch ihren Geist, und kann und soll eben sowohl zum geistigen Leben erhöhet werden, als der Geist nur zu oft in starren Formen ertödtet wird. Wir entwickelten aber unsere Ansicht hievon um so lieber, als wir nur in dem Gange, welchen wir bei uns dem griechischen Sprachunterricht vorgezeichnet haben, und den das gegenwärtige Stück des Archivs gleichfalls mittheilt [2]),

---

1) Niemand hat dieselbe Ansicht fruchtbarer und kräftiger angewendet als Friedr. Thiersch, in seiner Grammatik des gemeinen und Homerischen Dialekts, — deren besonderer Empfehlung es nicht erst bedarf — die ganze Syntaxis aus den Homerischen Gesängen entwickelnd, und mit Homerischen, überdieß trefflich auswendig zu lernenden Beispielen belegend.

2) [R. B. Jachmann, „Beschreibung des Conradinum auf Jenkau bei Danzig"; „Archiv", Heft 3, S. 271—323. Die dort (S. 289 fgg.) mitgetheilte Anordnung des griechischen Unterrichts wird hier wiederholt, um zu zeigen, wie die in diesem und dem vorhergehenden Aufsatz aufgestellten Grundsätze ausgeführt waren:

„Der philologische Cursus umfaßt 1) prosaische, 2) poetische Lecture, 3) prosaische, 4) prosodische Stylübungen.

A. Griechische Sprache.

V. Classe: 1) Der etymologische Theil der Grammatik nach Buttmann, angewendet auf Jacobs' griechisches Elementarbuch 1. Cursus. Prosodisch richtige Aussprache nach den Grundregeln.
3) Uebersetzung einfacher deutsch gegebener Sätze zur Uebung in den grammatischen Formen.

IV. Classe: 1) Jacobs' griechisches Elementarbuch 2. Cursus.
2) Homerische Hymnen, Bruchstücke aus der Odyssee.
3) Verwickeltere Sätze, mit besonderer Rücksicht auf die bekanntesten der griechischen Constructionen, welche die deutsche Sprache nicht kennt.
4) Wiederherstellung mit bloßer Versetzung der Wörter in Prosa aufgelöster griechischer Verse. Hexameter und Distichа. Zugleich die Lehre von den Längen und Kürzen der Sylben nach dem etymologischen Theil der Grammatik.

leichter verstanden zu werden hoffen: hoffen, daß es niemandem undeutlich bleiben wird, wie wir von Jakobs' aus attischen Schätzen gefülltem Elementarbuch zur Odyssee und Ilias, und von diesen dann wieder zu den höchsten Meistern der attischen Kunst gelangen.

Endlich hat uns ein Freund die Resultate mitgetheilt, die sich über unsern Gegenstand in einer Gesellschaft mehrerer schätzbarer Gelehrten ergeben haben. In dieser hatte Eine Stimme sich dahin erklärt, „der Vortritt des Griechischen sey so lange unzulässig, als die untersten Classen der Gymnasien zugleich noch Bürgerschulen seyn würden, gerade der Vollkommenheit und des Reichthums der hellenischen Sprache wegen." Der Uebrigen Meinung war dahin ausgefallen, „daß auch diese Bedingung nicht anzunehmen sey, sondern daß dem Lateinischen überall die Priorität bleiben müsse, weil es eine festere Grammatik, leichtere Formen und keine Dialekte habe."

Das erstere dieser beiden Urtheile dürfte mit unserer Ansicht ganz zusammenfallen; denn wahrscheinlich würde sein achtbarer Urheber eine reine gelehrte Schule nennen, was in unserm Archiv als Nationalschule, von An-

---

III. Classe: 1) Jacobs' Attika.
2) Odyssee.
3) Längere Erzählungen und Beschreibungen, mit vorzüglicher Rücksicht auf Wortstellung, Periodenbau und Wahl der Ausdrücke selbst.
4) Wiederherstellung verwickelter transponirter Verse, Zurückführung prosaischer grammatischer Formen auf poetische. Hexameter und Distichа. Zugleich Grammatik des epischen Dialekts nach Thiersch.

II. Classe: 1) Xenophon's Anabasis.
2) Ilias.

Zu eigener Lecture und schriftlicher Interpretation in den der Selbstbeschäftigung gewidmeten Schulstunden werden den Secundanern zur Auswahl vorgeschlagen, von griechischen Prosaikern: Xenophon's kleinere Schriften, Jacobs' Sokrates, Auswahl aus Lukianos nach Wolf's Sammlung, Eichhorn's „Hist. antiqua ex ipsis script. Graec. narrat. contexta"; von griechischen Dichtern: Homerische Gesänge, Hesiodos, Bion, Moschos, Auswahl aus der Anthologie nach Kanne's und Jacobs' Sammlung.

3) Größere historische Compositionen.
4) Poetische Ausführung in griechischer Prosa vorgelegter Aufgaben. Hexameter und Distichа.

I. Classe: 1) a. Geschichtschreiber. Herodotos, Thukydides.
b. Redner. Isokrates, Demosthenes.
c. Philosophen. Platon.
2) a. Tragiker. Aeschylos, Sophokles.
b. Komiker. Aristophanes.
c. Lyriker. Pindaros und Theokritos.

Diese sechs Abtheilungen bilden einen dreijährigen Cyclus, sodaß in jedem halben Jahre nur Ein Schriftsteller, Prosaiker und Dichter alternirend erklärt, von diesem aber (mit Ausnahme der Historiker) ein ganzes Werk gelesen wird.

Zu eigener Lecture und schriftlicher Interpretation in den Schulstunden, welche dem Selbststudium gewidmet sind, werden den Primanern zur Auswahl vorgeschlagen, von Prosaikern: Herodotos, Platonische Dialogen, Reden des Isokrates, Biographien des Plutarchos; von Dichtern: Homerische Gesänge, Theognis, die drei Tragiker, Apollonios von Rhodos.

3) Größere rhetorische und philosophische Compositionen, eigene Arbeiten nach gegebenen Themen.
4) Freie Uebertragungen aus dem Deutschen oder Lateinischen in griechische Verse. Hexameter und Distichа. Jambische Trimeter. Lyrische Metra.]

dern als Humanitätsschule bezeichnet ist. Wir hätten uns also hier nur darüber zu verständigen, ob wir noch immer Bildung und Gelehrsamkeit für Eines nehmen dürfen, ob nicht die Schule alle Gelehrsamkeit zurückweisen soll, und ob der Staat nicht eine tüchtige, fest begründete, aber gleichmäßig organisirte Bildung dem Armen wie dem Reichen, dem Niedern wie dem Hohen schuldig ist? Wollen wir aber auch, von der Reinheit der Idee abgehend, das nächste Schulbedürfniß ins Auge fassen: so sehen wir doch wieder nicht ein, was das Latein Besseres in den Bürgerclassen bewirken soll, als das Griechische; besonders nicht, wie diesem seine Vollkommenheit, sein Reichthum im Wege sein kann, da doch auch das Lateinische in den niedern Classen nicht bis zu einem selbstständigen Grad von Abgeschlossenheit zu führen ist. So wird es also auch hier wohl besser seyn, gleich mit dem Rechten einzugreifen, und der Sprache im Lehrplan die größere Zeitausdehnung zu geben, welche dem erwachten Geist einst die edelste Nahrung beut. In eigener Verlegenheit würden wir uns freilich fühlen, wenn die hellenische Literatur der Trefflichkeit ihres Idioms nicht entspräche, oder uns das Beste davon verloren wäre: aber das letztere haben die Götter der alten Hellas nicht gewollt, und das erstere gehört fast unter die undenklichen Dinge, weil sich sonst die schönste hellenische Eigenthümlichkeit, innige Harmonie zwischen dem Geist und der Form, gerade da verläugnet hätte, wo sie sich am glänzendsten bewähren konnte, und bewährt hat.

Was nun aber die andere Meinung betrifft, so verstehen wir sie theils gar nicht; theils, wo sie uns verständlich erscheint, finden wir keine Beziehung auf den pädagogischen Standpunkt. Gleich „die festere lateinische Grammatik" ist uns ein leeres Wort. Schwankend kann man eine Sprachlehre in objecto wohl nur dann nennen, wenn sie hie und da aus Laune oder Grille von der philosophischen Grundlage aller Sprache abweicht, welches man der griechischen wohl nicht zu ihrem Nachtheil gegen die lateinische vorwerfen wird. Daß in den gedruckten lateinischen Sprachlehren gar viele Regeln apodeiktischer vorgetragen sind, als in der griechischen, die überall dem freien Urtheil noch Raum giebt, dürfte jener gar wenig zum Ruhm gereichen: wir zweifeln aber auch gar nicht, daß wenig davon übrig bleiben wird, wenn die lateinische Grammatik im Ganzen nur erst den rechten kritischen Bearbeiter gefunden hat. Im Gegentheil, wenn wir zum Vortheil der Hellenensprache einen Grund von außen möchten und brauchten, so würden wir auf den unermeßlichen Gewinn ausführlicher hinweisen, welcher der höhern Pädagogik aus den grammatischen Werken eines Buttmann, Matthiä und Thiersch erwachsen ist: ein Vortheil, der wohl gegen die lateinische Sprache in Anschlag gebracht werden kann, da es nicht jedes Schulmannes Sache ist, sich einen eigenen sichern Gang durch die Sprachlehre zu brechen, wie wir das deutlich genug an dem elenden Zustand der lateinischen Grammatik sehen, der es doch an praktischen Handhabern wahrlich nicht gefehlt hat.

Ob die Formen der griechischen Sprache, ob die der lateinischen die leichteren sind; müssen wir dahingestellt seyn lassen, weil wir keinen sichern Maßstab kennen, nach dem sich das entscheiden ließe: es würde sich für die Formen beider Sprachen manches mit Grund anführen lassen; für die eine die geringere Zahl, für die andere die größere innere Uebereinstimmung. Wollten wir aber die kleinliche Bequemlichkeit des Lernenden die Wahl der ersten Sprache bestimmen lassen, wer weiß, ob wir dann nicht doch zum

Schwedischen greifen müßten? Daß die Formen einer solchen Elementar- und Normal-Sprache zu berücksichtigen sind, ist auch unsere Meinung: nur mit dem Unterschied, daß wir nicht fragen, welche beschäftigt den jungen Geist weniger, sondern welche beschäftigt ihn zweckmäßiger? Da wird sich denn wohl einem jeden die Ueberzeugung aufdringen, daß, wenn im Lateinischen die Kennzeichen der Personen-Endungen in der Conjugation gefaßt sind, alles übrige auf todte Mechanik des Gedächtnisses hinausläuft: während im Griechischen besonders das Verbum durch die Veränderungen der Buchstaben, durch die Verkürzungen und Verlängerungen der Stämme, durch die Zusammenziehungen, durch die Augmentationen und Reduplicationen, durch die Beziehungen und Unterschiede zwischen Haupt- und Nebentemporibus, durch die Verwandtschaft der Conjunctive mit jenen, der Optative mit diesen und durch so viel anderes dem erwachenden Combinationsgeist die zweckmäßigste und reichlichste Nahrung beut, und die große Strenge, in der sich diese Regeln von einander sondern, trefflich geeignet ist, bei dem Kinde einen sicheren Grund zu legen zum zarteren und genaueren Unterscheiden in Dingen, die zwar noch materiell ins Auge fallen, aber doch eigentlich schon hinüber deuten in den Kreis der Ideen. Dieß wird die Grammatik keiner andern Sprache in ihren elementaren Theilen nur mit einiger Vollkommenheit leisten, und darum ist es selbst gefährlich, die ersten Uebungen dieser Art mit einem Stoff vorzunehmen, der das Gedächtniß mit so überwiegender Einseitigkeit beschäftigt, wie die lateinische Sprache. Dieß wird nur der läugnen können, der in dem etymologischen Theil der Grammatik nichts als ein nothwendiges Uebel sieht, welches nun einmal, gleichviel wie, überwunden werden muß, um nur zum Lesen zu kommen. Aber ein solcher stößt allen Sprachunterricht um, und bemüht sich unnütz um ein leichter zu erreichendes. Es ist natürlich, daß der Lehrling das zuerst ergriffene Verfahren bei allen folgenden Sprachen anwenden wird: dann kann es aber gar nicht fehlen, daß ihm nicht der Reichthum der hellenischen Formen als eine ungeheure Masse erscheine, vor der das Gedächtniß zurückbebt. Beim Beginnen vom Griechischen tritt der entgegengesetzte Fall ein: das was hier an allgemeiner Kräftigung mehrerer Geisteskräfte gewonnen wird, führt auf die anmuthigste und heiterste Weise in jede andere Sprache ein, und das behaglichste Gefühl, gleich durch das Zuerstlernte einen Gipfel erreicht zu haben, von dem sich nun der lange Weg förderlich hinabzusenken scheint, hebt über jede Mühe leicht hinweg. Ueberhaupt aber wird einen jeden die Erfahrung davon überzeugen, daß der in ein neues Lerngebiet Eingehende rasch, ehe er sich ein Bild von den Schwierigkeiten und dem Umfange des Gegenstandes hat gestalten können, bis zur Erreichung irgend eines bedeutenden Punktes fortgezogen werden muß, damit er gleich festen Fuß gewinne, und das schon Gewonnene zu mehrerem den Reiz gebe. Aus diesem Grunde haben wir es auch nicht unzweckmäßig gefunden, die griechische Grammatik sofort mit der Lehre vom Verbum zu beginnen, die nicht zu schwer scheint, so lange man nichts leichteres kennt, und der das Nomen dann als belohnende Erholung folgt. Ein schnelles Hinwegeilen, über die erste fremde Sprachlehre zumal, taugt nicht, weil es immer ominös ist für die ganze übrige Beschäftigung mit der Sprache: keine aber verdient und belohnt dieß Verweilen, wie die hellenische, weil keine den Gewinn an formeller Bildung geben wird, während sie zugleich ein reiches Materiale für die folgenden Bildungsstufen liefert.

Die Dialekte endlich gehen den Schulunterricht nicht mehr an, als der Lehrer gerade für gut findet: daß die lateinische Sprache keine habe, ist überdieß eine unerwiesene Behauptung, die wir übrigens zu unserm Zweck gern stehn lassen wollen, denn hier läuft die Widerrede auf bloßen Wortstreit hinaus, welchen die Planlosigkeit der gewöhnlichen Lehrweisen begünstigt. Drücken wir die Sache so aus, der Deutsche soll die attische Sprache eher lernen als die Ciceronische, so sind wir aller weitern Widerlegung überhoben, und zugleich am Ende unsrer dießmaligen Betrachtungen.

Einwendungen anderer Art sind uns nicht kund geworden. Wenn die mitgetheilten und besprochenen nicht alle sehr gründlich sind, so ist die Schuld nicht unser: würdigen mußten wir sie, weil es anmaßend hätte scheinen können, einzelne aussondern zu wollen, und weil sie von Männern ausgegangen sind, deren Gedanken man überall Achtung schuldig ist, auch wenn man ihnen nicht beistimmen kann. Daß es noch einen Mittelstand geben mag, der, ohne die Priorität des Griechischen anfechten zu können, alle ernstliche Prüfung der Sache unnütz findet, und sie mit dem geläufig gewordenen Ausdruck Methoden-Künstelei beehren wird, weil ja doch auch bei dem bisherigen Verhältniß der alten Sprachen zu einander des Reiches Wohlfahrt bestanden, und es nicht an tauglichen Leuten aller Art gefehlt habe, können wir bei der tiefen Bewußtlosigkeit, in welcher nur zu oft gelehrte und ungelehrte Schulen ihr Daseyn mechanisch fortsetzen, gar nicht bezweifeln. Diesen Indifferentisten aber begreiflich zu machen, daß im ganzen Unterrichts- und Erziehungswesen nichts ohne festen Plan und Absicht geschehen sollte, und daß keine Spottnamen verdient, was Ernst und Gründlichkeit in die Jugendbildung einzuführen strebt, wollen wir Geduldigeren überlassen.

Zum Schluß wird es uns vergönnt seyn, da wir — ohne auf Auctoritäten zu pochen — unsern Gegenstand einzig durch Gründe verfochten haben, die übereinstimmenden Urtheile einiger Männer anzuführen, deren Namen wir nicht ohne Ehrfurcht aussprechen können, und denen man schwerlich gleich gewichtige von der widerredenden Ansicht wird entgegenstellen können. Auch Methoden-Künstelei, Neuerungssucht u. dergl. wird man ihnen wohl nicht vorwerfen wollen.

Daß der edle Vittorino da Feltre (geboren 1378, gestorben 1446) das Griechische vor dem Lateinischen gelehrt habe, kann zwar nicht durch ausdrückliches Zeugniß erwiesen werden: sehr wahrscheinlich aber wird es durch den Bericht eines sachkundigen und wahrheitliebenden Zeitgenossen, des Kamaldulensers Ambrogio Traversari an Cosmo de' Medici: Cecilia, die Tochter des Marchese Gian-Francesco Gonzaga, Herrn von Mantova, habe unter Vittorino's Leitung in ihrem zehnten Jahre das Griechische so zierlich geschrieben, daß er beschämt eingestehen müssen, so weit habe es kaum Einer seiner Schüler gebracht [1]).

---

1) Orelli's „Vittorino von Feltre", Zürich 1812, S. 29, 49. Ueber Ambrogio Traversari siehe Heeren „Geschichte des Studiums der class. Liter.", Th. 2, S. 237 fg., [Ausg. von 1822]. Ebend. S. 268, wird Cecilia Gonzaga kaum 8 Jahr alt genannt, als sie jene Probe von ihrer Kenntniß im Griechischen ablegte. Man muß also doch vor 400 Jahren, als noch alle Hülfsmittel fehlten, das Griechischschreiben für keine so „peinliche Uebung" gehalten haben, wie neulich ein Hallischer Rec., 1812, Nr. 102, S. 813, der schon darum von dieser Tortur nichts wissen will, weil sie die Fertigkeit im Lateinschreiben erschwere und hindere. Wenn

Dagegen bezeugt der große Heinrich Stephanus ausdrücklich und mit freudiger Beistimmung, seines Vaters Robert Grundsatz sey es immer gewesen, man müsse die griechische Sprache vor der lateinischen lernen. Heinrich leitet die begeisterte Liebe für das Alterthum, die ihn als Mann zu riesenhaften Werken befeuerte, einzig aus diesem natur- und sachgemäßen Gange her [1]).

Bedeutender aber um vieles noch ist Wyttenbach's Erzählung (Vita Dav. Ruhnkenii, p. 32; der Holl., p. 81 der Leipz. Ausg.). Sowohl Tiberius Hemsterhuys, als David Ruhnken haben geurtheilt, verkehrt sey die Ordnung im Jugendunterricht, nach der wir zuerst mit der lateinischen, dann erst mit der griechischen Sprache bekannt gemacht werden. (Praeposterum esse puerilis institutionis ordinem, quo primum latinis, deinde graecis imbuimur literis.)

Da so entschiedene Aussprüche solcher Männer so lange haben unbeachtet bleiben können, müssen wir uns freilich im voraus darauf gefaßt machen, auch unsere Ideen im besten Fall mit schonungsreichem Schweigen übergangen und einstweilen vergessen zu sehen. Aber wir wissen wohl, daß es der Wahrheit durchgängig nicht anders beschieden ist; daß sie aber, auch verkannt, Wahrheit bleibt, und daß sie einst als solche wird anerkannt und gefeiert werden. Namen thun dann nichts zur Sache. Darum wissen wir unsere Wünsche und Hoffnungen, unsere Gesinnungen und Ansichten nicht besser zu schließen, als mit den würdigen Worten eines alten Weisen: „*Τυχὸν μὲν ἄν τι διεπέραναν· εἰ δὲ καὶ προαπεῖπον, ἀλλ' οὖν τούς γε λόγους, ὥσπερ χρησμοὺς, εἰς τὸν ἐπιόντα χρόνον κατέλιπον.*

---

wir doch auch gegen die lateinischen Stylübungen eifern wollten, weil sie den griechischen Zeit entziehen! Klüger wär' es immer noch und consequenter. Aber man merkt leicht, wo den Rec. der Schuh drückt.

1) Henr. Stephanus in der Vorrede zu seinen „Poetis Graec. princ. heroïci carm.", vergl. Joh. Georg Müller's „Bekenntnisse merkwürdiger Männer von sich selbst", Th. 3, S. 392.

Ueber Tacitus' Germania.

Vir seculorum memoria dignus,
qui
nunc nominatur, olim intelligetur.

Jedes Schriftwerk des helleniſchen wie des römiſchen Alterthums, habe es uns ſein eigner, unvergänglicher Werth, oder eine Laune des Zufalls erhalten, kann aus zwei einander grad entgegengeſetzten und daher auf ſehr verſchiedenartige Ergebniſſe führenden Geſichtspunkten gewürdigt werden. Denn entweder ſuchen wir uns über die Wichtigkeit zu verſtändigen, die es unter zufälligen, unweſentlich von außen hinzu-getretenen Bedingungen für uns Spätlinge gewonnen hat: oder unſer Nachforſchen gilt der Bedeutung, die der Urheber ſelbſt für Vaterland, für Mitwelt und Nachwelt mit ſicherem Bewußtſeyn hineinlegte. Schwanken zwar ſollte auch der erſte Standpunkt nie: doch muß er, mit der Außenwelt verknüpft und von ihr abhängig, wechſeln und ſich wandeln, bedingt durch Volksthümlichkeit, durch Ort und Zeitereigniſſe, und daraus entſprungenen Bedürfniſſen unterwürfig. Der andere Standpunkt iſt unwandelbar Einer und derſelbe, unabhängig vom Aeußerlichen in dem innerſten Weſen des Werkes begründet: und ſowie jener vor allem bei werkthätigen Lebenszwecken, unter denen ächte Volkserziehung am höchſten ſteht, unverwandt im Auge zu halten iſt, ſo gehört dieſer vorzugsweis der Reinheit wiſſenſchaftlicher Ergründung an. Ganz zurückzuweiſen aber iſt keiner von beiden: da jener ohne dieſen willkührlich und unſtatthaft, dieſer ohne jenen unfruchtbar bleiben, und folgenlos in ſich ſelbſt zerfallen würde.

Darum muß dem letztern zuerſt ſein volles Recht geſchehn, damit wir feſte Grundlage für jenen gewinnen: und weil alles, was in der Zeit entſtand, dem dreifachen Maaß der Zeit untergeordnet bleibt, ſo kann auch das freieſte und kühnſte Werk menſchlicher Schöpfungskraft erſt dann wahrhaft verſtanden werden, wenn es nach dieſem dreifachen Maaßſtab geprüft iſt. Aus der Gegenwart muß ſich die gewählte Form ergeben, aus der Vergangenheit das wirklich Geleiſtete, aus der Zukunft das erſtrebte Ziel. Danach bilden ſich drei Hauptfragen, in welchem Lebensabſchnitt des Urhebers, in welchem Verhältniß der Aufeinanderfolge zu ſeinen übrigen Werken ſteht das einzeln zu betrachtende? welche Vorarbeiten, welche Hülfsmittel überhaupt konnten dabei benutzt werden, und welche Anſicht hatte ſich zur herrſchenden gemacht? welche Rückwirkung auf die Zukunft ging aus den Einwirkungen der Vergangenheit und Gegenwart hervor?

Diese dreifache Berücksichtigung kann dem ersten Blick so allgemein gültig erscheinen, daß man ihre Beschränkung auf Werke des Alterthums vielleicht einseitig finden wird. Sobald man aber die Anwendung auf bestimmte einzelne Erscheinungen neuerer Jahrhunderte versucht, wird man auch der Unmöglichkeit inne werden. Namentlich für unser vaterländisches Schriftwesen dürfte so etwas nur in wenigen, von Einem großen Gedanken ergriffenen Zeitaltern, nur bei einzelnen, vom bewußtlosen Treiben der Menge unabhängigen und im wahrsten Sinn der Zeit lebenden Geistern durchzuführen, nirgends als durchgängige Anfoderung festzustellen seyn. Die Bahn aller Bestrebungen hat sich so erweitert, oft so vielfach zerspalten und verwirrt, daß nicht leicht ein Einzelner Einem unverrückten Ziel fest und sicher genug nachstrebend erfunden wird, um in seinen vorläufigen Versuchen den wohlgerichteten Stufengang zum Gipfel hin, ohne Rückschritt uud ohne Abschweifung, zusammenhängend nachzuweisen.

Ebenso selten geworden ist die wahre Oeffentlichkeit und Volksthümlichkeit eines wissenschaftlichen Lebens: Werkthätigkeit nach außen hin und innere Forschungskraft stellt man gern als Gegensätze auf, und während die Einen nur geben, die Andern nur empfangen wollen, verlernt man, sich gegenseitig zu tüchtigen. Wo aber der Werkmeister in Wissenschaft und Kunst seinen Beruf darin zu erkennen vermag, alles was vereinzelt, zerstückt, oft verworren und verschlackt, durch sein Volk zerstreut ist, zusammen zu fassen, zu verschmelzen, und es gereinigt und gestaltet dem Ganzen, von dem er den edeln Stoff roh empfing, als Musterbild zurückzugeben: da ist von dieser Seite ein zusammenhängender Bildungsgang, da ist auch frisches und freudiges Volksleben jedem Schriftwerk gesichert. Sorgsame Berücksichtigung endlich, treue Benutzung des früher in demselben Kreise Erreichten will man anjetzt höchstens noch bei Erfahrungswissen oder Sammlergelehrsamkeit für etwas mehr als nichts gelten lassen. Das Menschengeschlecht fühlt sich herausgewachsen aus der Enge, der Begrenzung des Kindesalters; Selbständigkeit und Unabhängigkeit zu gewinnen, scheint Bedürfniß zu seyn. So will denn Jeder ein Jegliches von sich selbst neu beginnen, und je ernstlicher er es meint, desto nothwendiger stellt es sich ihm dar, den vollständigen Bildungsgang seines ganzen Geschlechts nachbildend und zusammenfassend in seinem eignen engen Leben zu wiederholen. Anstatt also anspruchlos, aber heilbringend dem Ganzen, das Vorhandene von Schritt zu Schritt seiner Vollendung anzunähern; will ein Jeder, oftmals nicht ohne Qual und Pein, ganz er selbst und das erste in seiner Art seyn, nur insoweit etwas wirklich löbliches bezweckend, als unfruchtbarer Wiederholung längst anerkannter, allgemein angenommener Wahrheiten dadurch entgegen gearbeitet wird.

Es soll hier nicht untersucht werden, ob nicht dieser Geist der Vereinzelung und Absonderung, der die Hervorbringungen unserer Wissenschaft, unsrer Kunst, unseres gesammten Schriftwesens bezeichnet, nach ewigen Gesetzen auf einer gewissen Stufe menschlicher Gesammtbildung unfehlbar eintreten mußte, sodaß in dieser geschichtlichen Nothwendigkeit schon seine volle, wenn auch von uns noch nicht ganz begriffene Rechtfertigung begründet wäre. Weit entfernt also, aus den entgegengesetzten Wahrnehmungen in der alten Zeit einen entschiedenen und unbedingten Vorzug vor der unsrigen zuzusprechen, sollte hierin nur ein tiefbegründeter Unterschied zwischen Sonst und Jetzt nachgewiesen, keine abschätzende Vergleichung unternommen werden.

Wer auch mögte sich der tröstlichen Ueberzeugung verschließen, daß es dieser Richtung des Menschenlebens vorbehalten ist, neue, herrliche Kräfte aus seiner innersten Natur zu entfesseln, damit alsdann, nach der vollkommensten und allseitigsten Durchbildung und Ausarbeitung alles Einzelnen die Rückkehr zu einer höhern, veredelten, bewußten Allgemeinheit möglich werde, die zwar in der Kindheit des Menschengeschlechts schon im edeln Keim vorhanden seyn mußte, vollendet aber und gezeitigt erst in der männlichen Reife desselben hervortreten kann.

Die Uebergangspunkte zwischen beiden widerstrebenden Richtungen zeigt uns das wissenschaftliche Leben der Römer, mit dem der Hellenen auf der Einen, mit dem der neuern Nord- und Westvölker Europas auf der andern Seite zusammengehalten. Soweit es jenem schon nachsteht an durchherrschendem überall gleichmäßig vertheiltem Zusammenhang und an ungestörter, von Innen heraus geförderter Entfaltung seiner Theile: so ohne Vergleich überlegen erscheint es noch, wenn wir ihm irgend ein Gegenbild aus unsern Zeiten geben. Das wenigstens kann bei den Römern nie verkannt werden, daß jeder ihrer Schriftsteller diesen Anfoderungen in dem Grade genügt, in welchem er, nach Einmal eingetretner Unterbrechung, sich über Alltäglichkeit, über leere Nachahmerei und geistloses Aus- und Zusammenschreiben erhebt: während dieß zarte Band immer mehr nachläßt und sich löset, je spärlicher überhaupt die letzten Trümmer altrömischer Gesinnung aus dem allgemeinen Einsturz hervorragen.

Nichts ohne festen und würdigen Zweck, nichts der schönen Form oder gar des nur vergänglich lockenden Scheines wegen zu beginnen, war Grundeigenthümlichkeit der Quiriten, die nur zügellosem Andringen und unverstandenem Aufnehmen entarteter Ausländerei erliegen konnte. Darum ist die Verknüpfung der wirklich römischen Schriftwerke mit dem wahren Sinne der Zeit, in der sie entstanden, nicht weniger innig und nothwendig, als bei den Hellenen in der schönsten Zeit ihres Staatslebens. Wo dieser Zusammenhang vergebens gesucht wird, da wird auch das eigenthümlich römische Leben vermißt werden: es können höchst gebildete, ausgefeilte, gedankenvolle, ja gediegne Erzeugnisse für das Beste begeisterter Lateiner auf diesem Wege entstehn, wie so manche Schrift des Cicero uns lehrt. Aber es sind Werke der Muße, fern vom Forum aus heimlicher Lust entsprungen, darum nicht eher ebenbürtig, als bis der allmächtige Wille eines Einzigen die strengen alten Formen zerbrach. Ohne werkthätige Beziehung auf Zeit und Zeitgenossen wurden sie schon in vollem Gegensatz mit öffentlicher Wirksamkeit gedacht: und wo sie doch in Einzelheiten römisch zu bleiben nicht umhin konnten, war es wider Willen und Wissen ihrer Urheber, aus bindender, unentäußerlicher Naturnothwendigkeit. Als die Beredsamkeit, ihren edeln Geist beurkundend, mit der Freiheit unterging, da gelang es nur noch der Geschichtschreibung und dem Kreise der Dichtkunst, der rein von ausheimischer Nachahmung in prüfender Darstellung des Zeitgeistes seine eigne Bahn beschrieb, sich diese schöne Eigenthümlichkeit auch über dem Grabe des Freistaates kräftig zu bewahren.

Gleiche Gediegenheit und Klarheit war erforderlich, wo alle einzelnen Hervorbringungen Eines Meisters in wohlgegliederter und bedeutender Reihenfolge sich gegenseitig bedingen und erklären.. Wer freilich im Ganzen für das Ganze thätig war, mußte überall von Einem Standpunkt aus, wenn

auch nach den verschiedensten Richtungen hin, seine Wirksamkeit verbreiten, und so sich überall einen leitenden Grundton erhalten. Auch war nur bei der vollständigsten Uebersicht, bei nie nachlassender Anspannung der Kräfte ein sicheres Gelingen möglich; und darin vor allem mußte das Zunehmen höherer Reife, gewonnener Uebung und Sicherheit anschaulich werden. Aber wie viel leichter ist es immer, sich mit der Außenwelt auszugleichen, als mit dem eignen Innern! Da nun auch dieß nicht ohne die gründlichste Einsicht in alle gleichzeitigen Zustände erreichbar ist, und hier, was allein schon als edles Strebeziel gelten darf, sich wieder dienend unterordnen muß: so kann es nicht Wunder nehmen, wenn diese Erscheinung überall selten ist, wenn sie bei den Römern vielleicht nur zweimal ganz klar und lauter hervortritt, dafür aber auch in dem Herrlichsten, was ihr Schriftwesen aufzuweisen hat, in den Werken des Horatius und Tacitus.

Daß aber die rechte Benutzung des gegebenen Gemeinguts, die sich im wohlgeordneten, naturgemäßen Fortwachsen des Vorhandenen offenbart, und alle Lücken und Abgerissenheiten im Bildungsgange des Volks unmöglich macht, bei den Römern unter die fast unerhörten Dinge zu zählen ist: das konnte da nicht anders seyn, wo so zeitig jede angestammte, altitalische Eigenthümlichkeit aus der Landessprache getilgt, und dafür die schon fertige, ja abgeschlossene hellenische Kunst eingeimpft wurde.

Was bei den Hellenen die lange Kette mannigfach wechselnder Gestaltungen schloß, als das endliche Ergebniß rastlos durchlebter, genossener, empfundener Jahrhunderte: das ergriffen die viel zu früh um die Unbewußtheit ihrer künstlerischen Unschuld gebrachten Römer mit der ganzen Kraft ihres mächtigen Willens, besonders da, wo es aneignen und anähnlichen galt, nicht um es mit deutlichem Bewußtseyn zu steigern, sondern um die einmal erstrebte Höhe zum dauernden Ruhepunkt umzugestalten, und das Geleistete treulich zu wiederholen in der viel roheren Sprache, durch ungeübte Werkzeuge, mit mangelhaften Mitteln und ohne Berücksichtigung des Volks. Wo die dichterische Ausbildung, welche das gebildetste Zeitalter allein als ächt und würdig anerkannte, vom kunstgerechten Schauspiel: wo die gebundene Rede von Sprachlehre und Redekunst ausging: da war aller Stufengang, alle Entwicklung aus sich selbst so unfehlbar gleich im ersten Keim erstickt, daß ein ganz außerordentlicher, zugleich von seinem Volk durchaus ergriffener und doch wieder über sein Volk frei hinaustretender Geist erforderlich war, um in seiner eignen Entfaltung vorbildend darzustellen, was dem Schriftwesen im Ganzen fremd und unerreicht geblieben ist. Es lag einem solchen die schwere Verpflichtung ob, in sich zu verjüngen die alten, angestammten, aber verkannten und vernachlässigten Eigenthümlichkeiten seines Volkes, ohne dabei unberücksichtigt zu lassen, was für die Form Ersprießliches und Angemessenes von außen her gewonnen war: in Einem Guß also zwei Bestandtheile zu verschmelzen, die als feindselige Massen gegen einander stehen, und Sprache und Ausdruck zerrissen haben. Hat diesen Widerspruch je ein Römer im Ganzen und Großen gelöst, so war es Tacitus. Und wären auch ihm noch höhere Grade zu erreichen geblieben, so ist es doch gewiß, daß in Verschmelzung des alten Sinnes und der neuen Bildung kein anderer so nahe zu dem höchsten Ziel gedrungen ist wie Er, den wir darum den vollendetsten und wahrsten aller Römer zu nennen kein Bedenken tragen.

Die Belege für dieß Urtheil aus allen seinen uns erhaltenen Werken

vollständig zusammenzutragen, und was das Verstehen derselben dabei von mehrern Seiten gewinne zu zeigen; gehört unter die anziehendsten, aber auch unter die schwierigsten Aufgaben der Geschichtsforschung, weil das Alterthum über Tacitus fast gänzlich schweigt, und was nicht etwa der jüngere Plinius Einzelnes mit selbstgefälliger Oberflächlichkeit erzählt, ausschließlich aus den Zeugnissen entnommen werden muß, die er über sich selbst giebt. Diese aber sind so beziehungsreich, daß wir eine solche Darstellung füglich Eingeweihteren überlassen und gleichwohl in jedem einzelnen seiner Werke das bisher im Allgemeinen Ausgesagte bewahrheiten können.

Daß wir zu diesem Zweck sein Buch von unserm Vaterland allen andern vorziehen, wird nicht befremden. Wir besitzen keine ältere, und aus keinem Zeitalter eine durch den innewohnenden Geist gewichtvollere Urkunde über deutsches Volksthum. Auch hat wohl nie ein Geschichtschreiber aus den beiden Mustervölkern ein ihm barbarisch geltendes Geschlecht mit solcher Entäußerung jedes vaterländischen Vorurtheils, mit so beharrlich verweilender Neigung, der sich auch das Fremdartigste erschließen mußte, und in dieser innern Vollständigkeit zum Gegenstand besonderer Erforschung und künstlerisch vollendeter Darstellung gewählt. Kann noch ein Alter hierin mit Ehren neben Tacitus genannt werden, ihm vergleichbar an allgemeiner Gerechtigkeit, an reiner Auffassungsfähigkeit, und an beseeltem Wiedergeben des Angeschauten, dieß alles bei unverbrüchlicher Treue gegen sein Vaterland, dann ist es Herodotos. Gleichwohl trennt beide edle Geister der ganze, nie zu verbindende Spalt, der zwischen der blühendsten, heitersten Kindheit und der reifsten, strengsten Männlichkeit befestigt ist. Trocken neben solchen Meistern und unbedeutend muß dagegen ein jegliches erscheinen, was wir von Völkersitten bei Strabon und dem ältern Plinius, in den Bruchstücken des Poseidonios von Rhodos und des Nikolaos von Damaskos erzählt finden. Nur das Sonderbare, Fremdartige, Unerhörte kam hier in Rücksicht: was nicht des Erzählers Verwunderung angeregt hatte, dünkte ihm auch nicht der Aufbewahrung werth: und so erhalten wir, wenn es hoch kommt, einzelne glücklich aufgegriffene, bedeutsame Hauptzüge, öfter unwesentliche Nebendinge oder fratzenhafte Schiffermährchen, nie eine volle, ruhige, wahrhafte Anschauung. Julius Cäsar allein hätte es ohne Zweifel vermogt, wenn sein Ziel nicht ein ganz anderes gewesen wäre. Wer so tief und so still in den dunkeln Zusammenhang des Menschenlebens und des Völkerlebens schaute wie Tacitus, dem konnte nur das Dauernde und in sich zu Ursach und Wirkung Verbundene Bedeutung haben, und wo andre erst recht geschwätzig werden, an den Grenzen der Mährchenwelt, da mußte Er, dem nur die Wahrheit Wesen hat, verstummen.

Wo der Mangel an bestimmten geschichtlichen Zeugnissen so fühlbar, und das Vorhandene so schnell ausgeschöpft ist, wie bei allen geschichtlichen Untersuchungen über Tacitus, da ist es eben so schwierig, etwas zugleich Neues und Haltbares aufzustellen: als demjenigen, was etwa Vermuthung und Gefühl aus Vergleichung und Folgerung gewinnen mochten, bei solchen Eingang zu verschaffen, welche nicht die Wärme des Mitforschens schon vorher auf ähnliche Ueberzeugung geleitet hatte. Nur dazu nützt vielleicht diese Armuth an handgreiflicherem Baustoff, daß auch die bloße Vermuthung eher Verzeihung findet, und daß man den Anzeigen schärfer nachspürt, die etwa in dem Vorhandenen verborgen liegen mögten.

Daß alles, was wir von Tacitus besitzen, in sehr verschiedenen, weit von einander entlegenen Zeiträumen geschrieben wurde: ließe sich ohne alle geschichtlichen Zeugnisse aus dem Wesen seiner Werke selbst genugsam erweisen. Das innere Bedürfniß, das ihn trieb, den Gegensatz zur eigentlichen Seele seiner Darstellungen zu machen, und Licht und Schatten so hart an einander zu stellen, wie sein Jahrhundert Edles und Schlechtes; diese bedeutende Vorliebe für alles entschieden Abstechende bei dem zartesten und bescheidensten Maaß im Einzelnen zeigt sich zwar so vielfältig, daß sie sich auch dem minder Achtsamen aufdringt; nirgends aber schöner und großartiger, als in dem Verhältniß, in welchem das Leben des Agricola und die Germania zu den Jahrbüchern und den Geschichtsbüchern steht. Dort das reine und erquickliche Licht, das von Gegenständen ausgehen mußte, denen die volle Neigung des Darstellers zugewandt war: ein edler Mann, ein kraftbegabtes Volk aus dem Dunkel der Umgebungen wundervoll hervorleuchtend, nur hie und da streifende Schlagschatten, mehr um die blendende Herrlichkeit seiner Lieblingsgestalten zu mildern, als um sie durch berechnete Beiwerke zu heben, deren seine Rede nicht bedurfte: in Einklang damit die reinste Anmuth und Ausbildung der Darstellung. Hier das grauenvolle Dunkel verworrener Frevel, die sich mehr und mehr und unauflöslich in einander verwickeln, nur selten durch einen schnell wieder umwölkten Lichtblick erhellt, seys nun um den ganzen Abgrund bodenloser Verbrechen zu beleuchten, seys um dem beklommenen Geist kurze Erholung, eine leise Mahnung zu geben, daß das Gute nie untergehe, und nur je länger und gewaltsamer es zurückgedrängt wurde, desto nachdrücklicher sein ewiges Recht geltend mache. Diese Vertheilung alles Lichts, durch die kleineren, alles Schattens durch die größern Werke des Tacitus scheidet sie bestimmter und schärfer von einander, als die Zufälligkeit des Umfangs oder die Wahl des Gegenstandes. Wesentlich ist die Zeit, in der sie entstanden. Daß die kleinern Bücher bald nach Trajan's Thronbesteigung bekannt gemacht wurden, die größern erst gegen das Ende seiner Herrschaft, wo nicht nach seinem Tode, hat uns der Geschichtschreiber selbst hinterlassen, und auch ohne dieß könnte darüber kaum ein Zweifel seyn. Wer sich über die merkliche Verdunkelung in Tacitus Seele wundern will, sodaß bei ihm die Reife höheres Alters statt Milde und Heiterkeit, Trübsinn und Herbigkeit gebracht habe: der ahndet nichts von dem vorschauenden Geist, in welchem er, der troischen Seherin vergleichbar, vielleicht der einzige seiner Zeitgenossen es deutlich erkannte, daß die Schicksalsstunde der römischen Weltherrschaft mit Macht annahe. Daß selbst die Kraft, die Güte und das hochsinnige Wollen des herrlichen Trajanus nicht mehr abwenden konnte, was durch frühere schwere Schuld der Ahnen zu unabwendbarem Verhängniß für die Enkel geworden war, das durfte wohl den hohen, festen Mann im Tiefsten bewegen, der selbst unter den Verbrechen des Domitianus, gleichgültig gegen eigne Gefahr, männlich zu hoffen nie müde geworden war, der in dem Bilde seines Agricola, in der Betrachtung eines ganzen freien Heldenvolkes, die Gegenwart vergessend, ein wahrer Epimenides, sich für eine bessere Zukunft geläutert und diese zuförderst in sich selbst begründet hatte. Aber nicht bloß so erheiternde Erhebung brachte ihm diese Beschäftigung mit dem Besten und Würdigsten. Der Entwurf zu seinen großen Geschichtwerken mußte früh begonnen, mit ihm herangewachsen und gereift seyn. Was in solcher allseitigen Vollendung ans Licht trat, das

konnte nicht die Frucht späterer Entschlüsse, es mußte das Ergebniß eines ganzen, in Einem Gedanken hingelebten Lebens seyn, wie die Bücher des Thukydides oder wie Johannes Müller's Schweizergeschichten. Gab es für den römischen Jüngling eine angemessenere Vorschule, als aneignende Ergründung einfach großer Gesinnung; bevor der gereifte Mann die verwickelte Schilderung eines in tausendfacher, unergründlicher Schlechtigkeit versunkenen Volkes unternahm?

Schwieriger kann die Bestimmung erscheinen, ob das „Leben des Agricola" vor der „Germania" geschrieben wurde, oder umgekehrt; obgleich in beiden Büchern eine ausdrückliche Nachweisung über die Zeit ihrer Abfassung im Allgemeinen zu finden ist. Wenigstens können wir die herrschende Meinung, die die „Germania" vorangehen läßt, keineswegs zur unsrigen machen; nicht einmal die Möglichkeit ihres Entstehens begreifen. Im „Agricola" wird des Trajanus schon als Alleinherrschenden gedacht, und die Kraft seiner Maaßregeln dem guten Willen des Nerva so gegenübergestellt, daß dieser nicht mehr am Leben seyn konnte. Doch wird auch die Herrschaft des Trajanus als noch ganz neu und in ihrer ersten Entwicklung bezeichnet. In der „Germania" wird die Zeit berechnet, die unter vergeblichem Bemühen die Deutschen zu bändigen verflossen war und es werden vom ersten Einbruch der Cimbern bis zum zweiten Consulat des Trajanus, im Jahr 98 nach Christus, als runde Zahl 210 Jahre angenommen. Also nicht bis zu dem Jahr, in welchem er schrieb, sondern bis zu einem selbstgewählten früheren, wollte Tacitus seine Berechnung führen: das sagen seine eignen Worte aus: „Wenn wir etwa bis zum zweiten Consulat des Trajanus zählen, so kommen ungefähr 210 Jahre heraus." Die runde Zahl, deren die Alten sich bei Zeitangaben so gern bedienen, scheint den Anlaß gegeben zu haben, aus den zunächst verflossenen Jahren gerade diese auszuwählen. So wäre denn nur die Zeit bestimmt, *vor welcher* das Buch nicht geschrieben seyn kann und wir haben unser Recht, es noch mehrere Jahre jünger zu machen, wenn dieß mit andern Wahrscheinlichkeiten zusammentrifft. Ueber das Jahr 108 nach Christus darf indeß nicht herausgeschritten werden, weil sonst die Zahl 220 näher gelegen hätte. Wenn aber gar die Vermuthung gewagt ist, im Jahr 98 habe Tacitus als sein erstes geschichtliches Werk „die Germania", darauf nach Nerva's Tod „das Leben des Agricola" geschrieben; so liegt darin auch insofern eine Unmöglichkeit, als Nerva schon am 27. Tage des Jahres 98 starb, und Tacitus also keinen vollen Monat zur Abfassung seines Buchs gehabt hätte.

Was aber ungleich bestimmter als diese noch schwankenden Zeitangaben für das frühere Erscheinen des „Agricola" spricht, das sind die unschätzbaren einleitenden Worte, die der Lebensbeschreibung selbst vorangehen. So lange Domitianus' eisernes Scepter auf Rom lastete, rüstete Tacitus im Stillen vor, was die Zeit noch nicht ans Licht treten ließ. Nerva bestieg dann den Thron als Greis, dessen nahes Ende in der Natur der Dinge lag, sodaß der Geschichtschreiber den Wiederbeginn der öffentlichen Wohlfahrt nur Hoffnung und Wunsch zu nennen wagte. Zu kräftiger Gewißheit wurde sie ihm erst, als Trajanus, bereits unter seinem Vorgänger hinlänglich bewährt, die Zügel des Reiches allein hielt: und nun konnte auch Er als Geschichtschreiber mit der Festigkeit und Zuversicht hervortreten, ohne die ein Geist wie der seinige, der durch ehrgeizigen Tod zu glänzen verschmähte, aber nichts

begonnenes wieder aufgab, keine große Laufbahn betreten mochte. Wahrscheinlich war das Leben des schon seit fünf Jahren verstorbenen Agricola längst vollendet, wahrscheinlich schon engern Freundeskreisen theilweis vorgelesen, manches davon vielleicht dem überall spähenden Domitianus verrathen. Schon darum mußte zur Oeffentlichmachung eine andere Ordnung der Dinge erharrt werden. Diese begann erst mit Trajanus, weil bloße Hoffnungen dem ernsten Manne, dem Titus noch in frischester Erinnerung seyn mußte, nicht genügen konnten. Anjetzt wurde die Einleitung im frischesten Dankgefühl hingeschrieben und so konnte sich das Buch, fast gleichzeitig mit Trajanus Thronbesteigung, des Lichts sicherer freuen. Noch aber liegt die ungeheure Vergangenheit, wie ein schwerer, kaum verscheuchter Traum auf der Brust des Erwachenden und mit noch ungeübter Stimme begrüßt er die neue Freiheit. Dieß erste Aufathmen der entfesselten Brust spricht sich dort in dem Entgegenstellen der kaum entschwundenen und kaum anhebenden Zeit so rührend, so tief und innig wahr aus, daß dieß alles allein für den Vorgang des „Agricola" entscheiden müßte. Diese Einleitung ist also nicht eigentlich Einleitung zum „Agricola", deren dieß einfach klare und lautere Buch viel weniger bedurfte als alle übrigen des Tacitus. Vielmehr soll sie dem Manne, der als Redner längst eine Zierde Roms war, die neue Laufbahn des Geschichtschreibers unter günstigen Vorbedeutungen eröffnen und sein gewiß Vielen kundgewordenes langes Säumen rechtfertigen. Nun ist die Bahn gebrochen, und alle seine folgenden Werke führen sich selbst ein.

Daß dem hervortretenden Geschichtschreiber nichts näher liegen konnte, als einem solchen Schwiegervater ein würdiges Denkmal zu stiften, und durch diese Wahl des Gegenstandes den Sinn seines Bestrebens sofort zu bezeichnen: daß auch besonnene Prüfung seiner Kräfte ihn früher für ein Werk von so einfach edler Anlage bestimmen mußte, bevor er die größern Schwierigkeiten des vielfach verwickelten Entwurfs der Germania zu bestehn unternahm, würde als einziger Beweis ein ziemlich schwacher seyn; doch ist dieß Zusammenstimmen mit nachhaltigeren Gründen nicht unbedeutend. Denn allerdings war es dem Tacitus leichter, einen Römer seinen Zeitgenossen als würdigstes Vorbild aufzustellen, dessen ganzes äußeres und inneres Leben er kannte, dessen ganzes Wesen in Einfachheit und Gradheit begründet war, den er selbst als das höchste Ziel sittlicher Nacheiferung betrachtete: wie viel schwerer dagegen erscheint es, die Schilderung eines ganzen Volks zu wagen, das durch Oertlichkeit und Staatsverhältnisse den Römern noch sehr fremd, überdieß verschiedenartig und vielfach zerspalten in sich selbst, von ganz ungeübter Hand nie in dieser wundervollen Einheit der Ansicht zusammengefaßt werden konnte.

Desto fester steht die althergebrachte Ueberzeugung, daß Tacitus die Geschichte seiner Zeit vor den Jahrbüchern schrieb, wenn es auch ganz unmöglich bleibt, über die Zeit, in welcher beide Werke vollendet wurden, auch nur Vermuthungen zu wagen. Dennoch hat neuere Künstelei andres ersonnen. Zu Anfang der Geschichten steckt Tacitus sich selbst sein Ziel, die Begebenheiten von Galba bis zu Domitianus' Tod: für sein Greisenalter zurückgelegt habe er sich das Leben des Nerva und Trajanus. In den Jahrbüchern aber gedenkt er schon seiner ausführlichern Darstellung der Domitianischen Herrschaft als vorhanden und bekannt. Da er nun im Anfang der „Geschichten" nicht auch künftiger Abfassung der „Jahrbücher"

Meldung thut, so folgert man, diese seyen damals entweder schon geschrieben gewesen, oder Tacitus habe sich erst nach Vollendung der „Geschichten" darauf besonnen, auch die frühere Kaisergeschichte zu bearbeiten. Da der ersten Vermuthung Tacitus eigne Worte entgegenstehn, und auch die andere nicht eben stimmt zu dem gediegenen Verfahren des großen Geschichtschreibers, fiel man auf einen sonderbaren Mittelweg. Da Tacitus in den „Jahrbüchern" nur von Domitianus Leben rede, sey dieß zuerst allein geschrieben, darauf die „Jahrbücher" und nun erst, um die Lücke zu füllen, der erste Theil der „Geschichten" von Galba bis Titus. Aber der beigebrachte Grund ist kaum des Widerlegens werth: zu Anfang der „Geschichten" von künftiger Ausarbeitung der „Jahrbücher" zu sprechen, wäre leere Ruhmredigkeit gewesen: daß er mit Domitianus grade schloß, bedurfte der gegebenen Rechtfertigung. Uebrigens trägt ein so verworrenes Durcheinanderarbeiten bei einem so gearbeiteten, aus Einem sichern Guß hervorgegangenen Werk seine Unmöglichkeit in sich.

Wie in den kleinen geschichtlichen Vorarbeiten Tacitus den näher liegenden Stoff zuerst ergriff, so auch in seinen großen Werken. Er hob sie mit der Geschichte seiner Zeit an, sie von der neuen Ordnung der Dinge mit dem Erlöschen der Julier beginnend, mit dem letzten Flavier schließend. Nerva's und Trajanus' Herrschaft fiel aber auch noch in seine Lebenszeit, und der letztere mochte selbst eine Darstellung seiner Thaten von dieser Meisterhand erwarten. Allein den Ruhm eines noch lebenden Machthabers in einem Geschichtwerk zu verkünden, war Tacitus gewiß zu stolz. Darum wählte er sich einen frühern Zielpunkt, der sich natürlich genug mit Domitianus Tod ergab; und daß er nicht ununterbrochen weiter erzählte, ist das zarteste Lob für Nerva und Trajanus, dessen die edlen Männer werth waren. So verkehrt es also gewesen wäre, hier das künftige Erscheinen der „Jahrbücher" anzumelden: so angemessen und schön ist die Wendung, mit der er sich jedem Schein von Fürstendienerei entzieht, indem ein neues Anerkennen der Verdienste des Trajanus darin, daß er sich seine Thaten für das reifeste Lebensalter aufspart, würdig ausgesprochen wird. Zugleich aber war diese freiwillige Verheißung bei unbestimmter Zeit der Erfüllung, die sicherste Schutzwehr gegen alle denkbare Anmuthungen und Aufforderungen. Darum ist es auch wahrscheinlich, daß Tacitus nie eine Stufe des Greisenalters erreicht hat, die ihm zur Lösung seines gegebenen Wortes hoch genug schien. Da dieser Geist aber würdig beschäftigt seyn mußte, und er nach seinem Consulat im Jahr 97 und dem glänzenden Rechtssieg über Marius Priscus, Statthalter von Afrika, im Jahr 100 sich allen Staatsämtern entzogen zu haben scheint, nachdem er die höchsten Gipfel der Ehre und des Ansehns erreicht hatte: so kann wohl kein anderer Grund angenommen werden, als daß er im reifen Gefühl seines inneren Berufs nunmehr seine ungetheilte Muße der Geschichtschreibung zuwenden wollte. Diese Zwischenzeit nun, die sich zwischen Vollendung der Geschichten und dem ferngesteckten letzten Lebenszweck bildete, mit welcher größern Bestrebung konnte sie ausgefüllt werden, als mit der Ausarbeitung der „Jahrbücher"?

Stärker als alle diese äußerlichen Gründe spricht die innerste Natur der Werke des Tacitus für diese Aufeinanderfolge: wir mögen auf die Ausbildung des Styls oder auf das Künstlerische der Anlage, oder auf Reife und Vollendung der Ansichten und Gedanken Rücksicht nehmen. Diese Ueberzeugung indeß kann nicht überliefert, sie muß aus den Quellen selbst geschöpft

werden. Wo aber in der geschichtlichen Beweisführung nicht wirkliche Fehlschlüsse oder Uebereilungen nachgewiesen werden können, da müssen die Ergebnisse von beiden Seiten in Einem Punkt zusammen fallen, und sich wechselseitig bekräftigen.

Stellen wir so die Erscheinung der Germania ohne engere Begrenzung in die ersten Herrscherjahre des Trajanus, nachdem Tacitus mindestens sein vierzigstes Lebensjahr vollendet hatte: so entsteht nun die Frage, ob in den Verhältnissen dieser Zeit Gründe liegen konnten, grade diesen Stoff zu bearbeiten: und das führt überhaupt auf die Zwecke, die Tacitus dabei im Auge haben mochte.

Darauf ist die faßlichste, kürzeste und bequemste Antwort, ein jedes Geschichtwerk, wenn es nur mit Geist und Kunst, mit Fleiß und Wahrhaftigkeit gearbeitet sey, trage seinen Zweck in seiner eignen Vortrefflichkeit, und es gezieme sich nicht, noch andere, von Außen hineingetragene darin suchen zu wollen: was alles die Geschichte noch nützen könne und werde, vermöge der Geschichtschreiber nicht zu erahnden: er habe nur den Eingebungen seines Genius in erhabener Unbewußtheit Folge zu leisten.

Und gewiß war auch Tacitus von der Würde seines Berufs genugsam erfüllt, um in der Geschichte die Lehrerin und Wohlthäterin des Menschengeschlechts zu erkennen, ohne ihr erst fremdartiges Nebenwerk aus wohlfeiler Sittenlehre und trüglicher Lebensklugheit anzufälschen. Aber darum dünkte ihn schwerlich die Erwägung ungeziemend, welcher geschichtlichen Erinnerungen Auffrischung, welcher Völker und Zeiten Beleuchtung den jedesmaligen Bedürfnissen der Gegenwart am entsprechendsten und nutzbringendsten sey. Heut zu Tage bestimmt Laune oder Zufall, ein unerwartet gefundenes Pergament, eine eigne geistreiche Verknüpfung von Begebenheiten, ungefähre Versäumung irgend eines Gebietes und die Hoffnung, etwas Ungesagtes zu sagen, nur allzuoft die Auswahl aus dem unermeßlichen Vorrath. Wer im Alterthum sich nicht geradezu mit bloßem Sammeln begnügen wollte, bei dem war eigentlich kein langes Wählen möglich: ohne vieles Sinnen und Fragen erfaßte er, was inniges Mitleben mit seinen Zeitgenossen ihm von selbst vorführte: andern Beruf, andre Begeisterung kannte man nicht. Was so einmal unmittelbares Leben gesogen hatte aus dem Boden, dem es freiwillig entsproßt, nicht erst künstlich eingepflanzt war, das mußte dann auch für alle Zukunft fortleben, seine Gültigkeit für alle Zeit behauptend. Und sowie niemals ein Römer treuer gesinnt war gegen sein Vaterland, als Tacitus: so war auch Stoff und Behandlung bei keinem bedeutsamer als bei ihm.

Daß er etwas mehr gewollt habe, als eine möglichst wahrhafte und treue Schilderung von den Wohnsitzen, der Lebensweise und den Stämmen der Germanen entwerfen, kann niemandem verborgen bleiben, der diese Schrift mit den übrigen des Tacitus vergleicht, während gar manches von jenem allgemeinen Standpunkt aus unerklärlich bleibt. Rom und das Rom, das ihn in unmittelbarer Gegenwart umgab, mußte ihm stets der Mittelpunkt bleiben, auf den sich jedes seiner Worte bezog, auch wenn er germanischem Volksleben mit ganzer Seele zugewendet schien. Sowie er darum jede Zeitferne auf seine Zeit bezog, so blickte er auch hier unablässig aus der Fremde in sein Heimathland zurück, und giebt dadurch der Germania dasselbe elegische Gepräge, das seinen übrigen Werken der Gegenstand selbst nothwendig aufdrücken mußte. Wie verschiedenartig nun auch noch die Ansichten

von dieses Buches wahrer Bestimmung sind: darin stimmen die Meisten überein, daß eine tiefere Ansicht das Ganze durchdringe, und zu einem bestimmten Ziel hinlenke.

Am schicklichsten und glaubhaftesten erschien bisher die Meinung, das gesammte germanische Leben und Seyn habe dem Geschichtschreiber, soviel er es gekannt, vorzugsweise zugesagt. So manche bei den Römern einst heimische, zu seiner Zeit untergegangene Tugend, Freiheitsliebe und Kriegsmuth, Sittenreinheit und Treue, Keuschheit und Gottesfurcht, habe er bei ihnen wiedergefunden: darum habe er, zwar nach bester Einsicht, doch nicht ohne sichtbare Vorliebe germanisches Volksthum zum Gegenstand begeisternder und erhebender Darstellung gewählt; dabei eine Gerechtigkeit übend, deren kein anderer Römer fähig war, ein Volk, auf das man, als auf ein barbarisches herabschaute, nach seinem Werth und seiner Kraft in ein richtigeres Licht stellend. Dieser Ansicht liegt gewiß viel Wahres zum Grunde; aber nicht bloß manche Einzelheit, auch mehr als Eine bedeutende Seite des Buches läßt sich danach nicht genügend erklären. Zwecklos und unwesentlich müßte so ein Jegliches erscheinen, was über die natürliche Beschaffenheit des Landes und die Sitze der einzelnen Stämme gesagt ist: ebenso die steten Hinweisungen auf feindliche oder freundliche Berührungen, sowohl zwischen Germanen und Germanen, als zwischen Germanen und Römern. Denn zu einer wirklichen Landesbeschreibung fehlt noch sehr viel, was durch keine Unkenntniß gerechtfertigt wird; zu einer Geschichte der Germanen noch mehr. So lange wir also keinen andern Standpunkt gewinnen, bleibt dieß alles unerklärt und unverbunden. Auch würde Tacitus bei diesem Zweck, wie aus dem Geschichtlichen und Oertlichen, so auch aus dem Sittengemälde unsrer Altvorderen nur das hervorgehoben haben, was diesem Zweck entsprach: dahin gehören aber mitnichten die unverhüllten Erwähnungen mancher tief im Volk gegründeten Schwächen und Fehler, besonders das stete Bezeichnen der Stämme nicht, die als schon entdeutscht und durch römische Laster vergiftet dargestellt werden. Und überhaupt wäre es wohl unmöglich, unserm Geschichtschreiber mehr Vorliebe für die Germanen nachzuweisen, als er überall für Recht, Kraft und Sinnesreinheit kund giebt. Er tadelt wo zu tadeln ist ohne Rückhalt: und bleibt so ganz Römer, daß er sich nicht bedenkt, seinem sogenannten Lieblingsvolke das fürchterlichste, was ein Römer kannte, dauernde innere Zwietracht, von den Göttern zu erflehen, damit Rom bestehe.

Widersinniger ist die Meinung derer, die uns ein willkührlich ersonnenes Luftbild zeigen wollen in dem ernsten und gewissenhaften Buche, dessen unablässiges Bestreben nach der wahrhaftesten Ueberlieferung uns aus allen seinen Theilen kräftig anspricht, besonders aus der prüfenden Gewissenhaftigkeit und Behutsamkeit, womit er die größere oder geringere Glaubhaftigkeit seiner Quellen anzudeuten liebt und aus seiner gründlichen allgemeinen Abneigung gegen Verfälschung des Wahren durch gefällige Lüge. Alles, wollte man, sey freie Erdichtung, höchstens zur Vermehrung der Täuschung hie und da eine vorhandene Nachricht benutzt; das Ganze aber bestimmt, den Römern als Musterbild ein Volk zur Nachahmung hinzustellen, das alles den Römern Mangelnde besäße. Alles gegen die erste Ansicht Erinnerte gilt hier in noch höherem Grade. Auch konnte es dem Tacitus schwerlich in den Sinn kommen, ein Volk, das an dem drückendsten Uebermaaß verfeinerter Bedürfnisse, an den verderblichsten Folgen künstlicher Ueberbildung unheilbar

krankte, zu diesem urkräftigen Naturzustande zurück führen zu wollen. So wesenloser Jünglingsträume war der gediegne Mann nicht fähig. Das Unbegreiflichste bleibt indeß, wie selbst derjenige, dem vielleicht der Sinn versagt war, in Tacitus Darstellungen selbst das Gepräge der Wahrheit zu erkennen, das einträchtige Zusammenstimmen fast aller Berichte des römischen Geschichtschreibers mit den spätern, vielfach beglaubigten Entwicklungen des deutschen Volkes unbeachtet lassen konnte. Die herrliche Treue im Auffassen und Wiedergeben aller germanischen Eigenthümlichkeiten, die wir nie genug bewundern können, wäre sonach ein Erzeugniß dichterischer Willkühr, und der Einklang mit den Ergebnissen späterer Zeit leerer Zufall!

Damit aber auch das Verkehrteste nicht unversucht bleibe, fanden sich auch solche, die in der Germania ganz ernstlich eine Satire auf das römische Volk entdeckt haben wollten. Auf das alsdann ganz Zwecklose der gesammten zweiten Hälfte, auf das Widersinnige solcher Entgegenstellungen, die zum Nachtheil der Germanen ausfallen, braucht man nicht erst aufmerksam zu machen. Aber auch insofern widerspricht der ganze Inhalt, als wir mit besonderer Sorgfalt vieles so eigenthümlich Germanisches hervorgehoben finden, daß dabei an gar keine Beziehung auf Römisches zu denken ist. Wo aber die Römer eine strafende Vergleichung trifft, da ist der Tadel meistens so grad und unumwunden ausgesprochen, daß er mit der Anmuthung so künstlich versteckter Absicht des Ganzen in den wunderlichsten Widerspruch tritt. Auch sind denn doch am Ende dieser Beziehungen nach Verhältniß so wenige, daß darum nimmermehr ein so ausgearbeitetes Werk unternommen werden konnte: wenigstens entstände so ein widerwärtiges Mißverhältniß zwischen dem kaum hie und da hervortretenden Hauptzweck des Ganzen und zwischen dessen Umgebungen, die uns zu wahrhaft drückendem Ueberfluß angehäuft erscheinen müßten. Ist es nun auch allerdings wahr, daß Tacitus die strafenden Worte, die er gegen sein entartetes Zeitalter redet, mitunter im Gefühl edles Schmerzes so verhüllt hat, daß gewiß nicht Jeder seiner Zeitgenossen ihren vollen Sinn faßte: so wäre doch jede Umkleidung anderer Art unwürdige Beleidigung seines großen Sinnes. Wo er aber in der That dunkel redet wie alle Götterssprüche aller Zeiten, thut er es nicht, um seine wahre Meinung zu verheimlichen, sondern es konnte nun einmal aus so tiefer Brust nichts flaches und einfaches heraufttönen. Auch wußte man endlich so viel in Rom von den Germanen, um absichtliche Erdichtung sofort als solche zu ekennen und den Verfälscher von Thatsachen gebührend zu verlachen. Konnte noch irgend etwas helfen, so war es die lauterste und gradeste Wahrhaftigkeit: Tacitus wenigstens kannte nur dieses Mittel und verschmähte großherzig jedes andre, das dem Haufen gefallen mochte, ohne das Uebel zu heben. Wer hört nicht lieber den gefügigen Lobredner als den unbestochenen Richter? aber welcher Ehrenmann fragt danach? dem Tacitus war wie alle Treue so auch die geschichtliche zu ehrwürdig, um sich zu wie edlem Zweck eines Truges gegen sie schuldig zu machen.

In diese und ähnliche Schwierigkeiten verwickeln wir uns unfehlbar, so lange wir die Veranlassung zur Germania in der eignen Stimmung ihres Verfassers suchen, anstatt sie in der damaligen Lage und den äußern und innern Zuständen des römischen Reiches zu finden.

In der langen Reihe von Kämpfen, in denen Germanen und Römer sich gemessen hatten, war selten einer zur Ehre, nie zum Vortheil der letzteren

gerathen. Weil es aber jenen nach ihrer Verfassung genügen mußte, nach Vertreibung oder Vernichtung der feindlichen Heere ihre Grenzen zu schirmen, den Römern aber ein so reiner und würdiger Vertheidigungskampf von Anbeginn etwas Unbekanntes gewesen war: so schmeichelte sich ihre mit dem innern Verfall wachsende, von den Kaisern absichtlich genährte Eitelkeit fortwährend mit allerlei Siegesträumen. War doch die ewige Stadt noch nicht bedroht und wie klein erscheint gegen einen solchen Mittelpunkt der Anmaaßung die übrige Welt! Während sich also das gern getäuschte Volk den herbsten Erfahrungen zum Trotz in diesem Traum von Unbesiegbarkeit erhielt: konnten dagegen den Kaisern selbst und denen, die in den Angelegenheiten des Staats tiefer sahn, die wachsenden Gefahren von einem solchen Nachbarvolk nicht verborgen bleiben. So scheint es von den ersten Alleinherrschern an zugleich Ehrensache und mißverstandenes Staatsbedürfniß für jeden neuen Kaiser geworden zu seyn, an den gefürchteten und zugleich von der Höhe römischer Verbildung gering geachteten Barbaren seine Sporen zu verdienen: mit welchem Erfolg, darüber könnten wir auch ohne sehr stark redende geschichtliche Zeugnisse eben nicht in Zweifel seyn. Caligula war der erste, der der behaglich zuschauenden Stadt das lustige Trauerspiel eines verlarvten Triumpfzuges gab. Nach vielfachem Verlust von einem abenteuerlichen Kreuzzug an die batavischen Küsten nach Rom zurückkehrend, ließ er gallische Miethlinge germanische Sprache anlernen, germanische Tracht anthun, und führte diese dann, untermischt mit Ueberläufern und Gefangenen, deren man von Drusus und Germanicus Zeiten her, noch einzelne in Rom aufbrachte, in vollem Siegerprunk durch die verhöhnte Stadt. Nach gleichen Heldenthaten gegen die Chatten und Dacer, um Agricola's glorreiche Feldzüge gegen die Britannier in Schatten zu stellen, wiederholte Domitianus dieselbe freche Lüge, sodaß man in Rom schon kein gewisseres Zeichen erlittner Niederlage kannte, als einen kaiserlichen Triumphzug. Wie auch die Römer dieser Faschingsaufzüge spotteten: dennoch ließen sie sich gern dadurch zu bequemer Sorglosigkeit einschläfern, ohne zu ahnden, was ihnen in den germanischen Wäldern entscheidenderes als Niederlagen des Varus vorbereitet werde. Die Germanen dagegen schlossen sich fester aneinander: sie wurden emporgereizt aus ihrer bisherigen Abgeschlossenheit, und blickten im Gefühl unerschöpfter Kraft nach Außen: was aber dem wankenden Reich das verderblichste war, sie lernten die erschlaffenden Römer verachten, die mehr als Einmal Ruhe und Frieden von ihnen erkaufen mußten. So standen die Römer zu den Germanen, als Trajanus schon unter Nerva die Wiederbegründung des furchtbar erschütterten Kaiserthums mit neuer Befestigung der Grenzen eröffnete. Seinem umschauenden Geist schien nichts nothwendiger, als der römischen Waffen Ehre und Glück gegen die Germanen wieder geltend zu machen. Thätig am Rhein, an der Donau, siegreich gegen die Bructerer, konnte er im Jahre 99 den vielfach entweihten Beinamen des Germanischen ohne Erröthen annehmen. Aber das meiste war noch zu thun übrig. Die errungenen Vortheile waren unbedeutend, wenn man sie gegen die beständige Gefahr hielt, die sich in jedem Augenblick von den Alpen nieder über ganz Italien hinwälzen konnte. Aus der großen und thatenlustigen Seele des Kaisers sprühte mancher edle Funke unter das Volk, dessen Kraft davon noch Einmal, zum letztenmal aufflammte. Als der jüngere Plinus im Jahr 100 als Lobredner seines angebeteten Fürsten auftrat, war es entweder des Kaisers eigner Lieb-

lingsgedanke oder der laute Wunsch des Volks, den der Redner zu dem des Kaisers zu machen strebte, die bisherigen Vortheile über die Germanen zu benutzen, und ein Volk zu unterwerfen, das ihnen Jahrhunderte hindurch getrotzt hatte, das ihnen mit jedem Jahr bedrohlicher wurde. Gewiß ist, daß in jener Zeit, in die das Erscheinen der Germania gehört, von einem großen und entscheidenden deutschen Feldzuge viel Gerede unter dem Volke war.

Sowie Tacitus seine Landsleute und die Germanen kannte, theilte er die allgemeinen Hoffnungen, denen der minder tief blickende Plinius lebhaft genug seine Stimme leiht, auf keine Weise. Kein Wunder also, wenn er gerade durch diese bevorstehenden Kämpfe sich getrieben fühlte, den Römern das Volk, welches sie unterjochen wollten, in einem Licht zu zeigen, in welchem es bisher nur Wenigen erschienen seyn mochte. Sie sollten die unerschöpfte Naturkraft dieser vermeinten Barbaren begreifen lernen, und darin zugleich ihre ganze Furchtbarkeit für die römische Macht. Tacitus kannte besser als irgend wer den sittlichen Zustand der Stadt, die gänzliche Erschlaffung des Volkes, dem noch größere Gefahren von Innen drohten als von Außen, das aber diesen unfehlbar erliegen mußte, wenn jene nicht mehr abgewendet werden konnten. Im stärksten Gegensatz damit stellt sich ihm der frische Urzustand der Germanen dar: er faßte es ganz, was so tüchtige Kraft vermöge. Dazu kam nun die lange Reihe mißlungener Versuche von Julius Cäsar an bis Domitianus in sein Gedächtniß. Diese alle hatten den Römern die Unbezwingbarkeit eines solchen Volks gezeigt: sie erfüllten anjetzt den Geschichtschreiber mit bösen Ahndungen für die Zukunft. Hat je ein großer Geist seinen vorschauenden Forschergeist herrlich bewährt: so ist es Tacitus in seiner Ansicht von dem Einfluß, den die frischen Nordvölker nach unwandelbarer Nothwendigkeit einmal auf Rom haben mußten: eine Ueberzeugung, die kaum ein Paar Jahrhunderte später ihre vollste Bestätigung empfing. Welch ein Gewicht auf die Schicksale des damals noch weltbeherrschenden Reiches er selbst in Trajanus schönsten Jahren den germanischen Völkern zuschrieb, und wie er seine römischen Zeitgenossen zu würdigen wußte, das zeigt am deutlichsten der merkwürdige und freimüthige Ausspruch: bis dahin sey es mit seinem Vaterlande gekommen, daß man ihm von der Gottheit nichts heilsameres mehr erwünschen könne, als dauernde Zwietracht unter den germanischen Stämmen. Den Gegensatz unterdrückt er: aber wie leicht ist er zu ergänzen! Von fremder Zwietracht hoffte er noch Einiges, von eigner Eintracht nicht; und wie wenn nun der Feind zusammenhielt?

In dieser Ueberzeugung, unter diesen Verhältnissen schrieb Tacitus sein Buch. Lauterste Wahrheit war erste Bedingung, denn er wollte seiner Landsleute Heil und Rettung. Sie sollten das ganze Gewicht der bevorstehenden Unternehmungen begreifen lernen. Aus diesem Standpunkt erklärt das Buch sich leicht und vollständig, und der Würde der Geschichtschreibung bleibt ihr Recht. Alles, Ortbeschreibung und Sittenschilderung, geschichtliche Bemerkungen und Betrachtungen über die innern Stammverhältnisse, hat seine unmittelbare Beziehung, sobald wir diesen Zweck anerkennen; vor allem die nachdrückliche Aufzählung des Unheils, das die germanischen Feldzüge schon über Rom gebracht hatten, in jedem andern Zusammenhang eine störende Abschweifung und doppelt unerklärlich durch die gewählte Pracht der großartigsten Darstellung. So hatten die vergleichenden Rückblicke auf Rom ihre feste Beziehung, so widerstreitet der über manches Germanische ausgesprochene

Tadel weder sich selbst, noch dem Ganzen. Seine Wahrheit rechtfertigt ihn allein schon: durchweg aber trifft er rohe Ueberkraft, die niemand mehr zu fürchten hatte, als der mit Waffen in der Hand ergriffene Gegner. Selbst der geheimnißvoll in mährchenhafte Länder verdämmernde Schluß erklärt sich nun leicht: auch er ist trefflich geeignet, mit erfurchtsvollem Schauer und mit zögernder Vorsicht zu erfüllen. Alles aber vereinigt sich dahin, einen ernstlichen Feldzug gegen die germanischen Völker als ein Wagniß von den äußersten Schwierigkeiten und dem zweifelhaftesten Erfolge darzustellen. Grade wenn eine so allgemeine Wirkung auf das ganze römische Volk beabsichtigt wurde, konnten alle früher erschienenen ausführlichern Werke nichts nützen: das ganze Ergebniß mußte in diese beseelte Kürze zusammengedrängt, in dieser schlichten Kraft ausgesprochen werden, um so zu wirken, wie Tacitus wollte.

Trajanus freilich kannte alle jene Gefahren gut genug. Wer selbst in Germanien befehligt hatte, und überhaupt so hell durchschaute wie er: dem konnte das nicht verborgen bleiben, wogegen sich nur römische Eitelkeit, sinnloser Leichtsinn und verächtliche, nur den Augenblick bedenkende Bequemlichkeit verstocken mochte. Desto wahrscheinlicher wird es, daß das Volk, an die Ergötzlichkeiten germanischer Triumphzüge gewöhnt, aufgeblähet durch Verdienste, die dem Fürsten allein angehörten, mitunter auch wohl wirklich Gefahr von Norden her ahndend, und in behaglichem Vertrauen von Trajanus Waffenglück ein Jegliches erwartend, daß dieß Volk einen Krieg mit Ungestüm begehrte, der noch wenigstens nicht an der Zeit war, und gegen den um so mehr die kraftvollste Abmahnung Noth that, als selbst Männer, wie Plinus, geachtet wegen öffentlichen Ansehns und edler Gesinnung, alles geschichtlichen Blickes so ganz ermangelten, daß sie den allgemeinen unreifen Wunsch zu dem ihrigen machten, und ihm beredte Worte liehen. Ob nicht Tacitus durch den Kaiser selbst veranlaßt, Eine Ueberzeugung mit ihm theilend, seine Germania schrieb: wer mag es leugnen? In sich hat es Wahrscheinlichkeit genug. Eine andre Frage ist die, ob für alle Zeit oder nur für den gegenwärtigen, nicht genug gerüsteten Augenblick von dem germanischen Feldzug abgeschreckt werden sollte. Unstreitig wohl das erstere. Denn wenn auch das ganze Buch aufzufodern scheint, sich die Germanen, anstatt sie zu bekämpfen, in manchen Dingen lieber zum edlen Vorbild zu nehmen, vor allem aber sich ihnen an kriegerischer Tüchtigkeit wieder ähnlich zu machen: so war doch gerade hierin Alles und gewiß wirksamer gesagt, als bloßes Abmahnen und Verneinen vermocht haben würde. Auch sind alle die Winke, die zur Besinnung bringen mußten, nicht aus damaligen römischen Zuständen, die sich ändern konnten, sondern aus der Grundverfassung der germanischen Stämme hergenommen.

Und wie auch hätte Tacitus einen solchen Krieg ernstlich wünschen können? Entscheidend mußte er dießmal werden, dafür bürgte des Kaisers großartige Gesinnung. Mußte nun der treu gesinnte Römer den Gedanken unerträglich finden, in dem Fall, daß die Germanen siegten, sein Volk noch schneller untergehn zu sehn, als es nach allgemeiner Nothwendigkeit unvermeidlich schien: so konnte der Geschichtschreiber im entgegengesetzten Fall ebenso wenig wünschen, daß ein schon zusammensinkendes Volk noch vor seinem gänzlichen Sturz ein frisch und kräftig aufblühendes voll großer Anlagen und seltengewordener Tugend erst mit sich in den Abgrund ziehn sollte. Zürnt er

doch schon, wo er bei germanischen Grenzvölkern nur den leisesten Anflug römischer Entartung gewahrt. Doch konnte Tacitus wohl nicht mehr so vernichtende Erfolge von seinen Landsleuten fürchten, und daß er diesen Niederlage, Schmach und Demüthigung zu ersparen wünschte, war wohl sein eigentliches redliches Bemühn.

Den sie so lange gereizt, der Ur der hercynischen Forsten,
Oft auch Stöße gefühlt seines gewaltigen Horns,
Er bricht endlich hervor, reißt hin durch jegliches Stellnetz,
Und will selber den Feind suchen in dessen Gebiet.
Nicht halb zahm und dem Siege bequem, wie die Thiere des Circus,
Wild wie der Heimath Wald heischt er entscheidenden Kampf.
Ueber die Alpen herab schon wälzen sich neue Teutonen,
Doch kein Marius naht! Aber ein bleiches Gespenst
Schwebt in des Heers Nachtrab, winkt hin zu den nordischen Haiden,
Varus, er ists! wo er einst diese Verderber erprobt.
Rom soll fallen! so wards in der Himmlischen Rathe beschlossen,
Und vollziehn ihr Gericht soll das germanische Schwerdt. [1])

Was Tacitus bewirkte, sagen keine ausdrücklichen Zeugnisse: aber der Feldzug wurde nicht unternommen, obgleich Trajanus Herrschaft lang und oftmals ruhig genug war, um zu unternehmen was er für unternehmbar achtete. Das wenigstens können wir annehmen: einem Buch, wie der Germania, konnte es gar wohl gelingen, Erfolge von diesem Umfang und dieser Wichtigkeit herbeizuführen. Thatsachen, mit diesem Stempel der Wahrhaftigkeit gezeichnet; allgemeine Wahrheiten, mit dieser eindringenden Beredsamkeit dargelegt, mußten unfehlbar den Besseren ergreifen, und den großen Haufen wenigstens packen.

Hieraus ergiebt sich denn auch leicht, welche Bewandtniß es mit Tacitus sogenannter Vorliebe für die Germanen habe, und wie sie gar wohl mit seinem regen Gefühl für alte Römergröße bestehen könne, ja vielmehr Eins damit sey. Denn grade diese fruchtbare Betrachtung der Stammtugenden seines Volkes mußte ihm jedes ausheimische ehrwürdig machen, bei dem sich ähnliches und noch in vollerer Kraft kund gab. Was bei den römischen Spätlingen seltne, der Aufzeichnung werthe Abweichung vom Zeitgeist geworden, das war in den germanischen Wäldern altes, anspruchloses Herkommen: man wußte es gar nicht anders. Wer darf es Vorliebe nennen, wenn Wahrnehmungen dieser Art seine Darstellung unwillkührlich heben und beflügeln!

Aber auch der Geschichtschreiber an sich, der den Stand der Dinge reiflich erwog, mußte schon durch rein geschichtliche Theilnahme sich mächtig angezogen fühlen von der Bedeutung, die dieses Volk dereinst für den Erdkreis zu erlangen vorbestimmt erschien. Der alte römische Glaube an ein ewiges Schicksal, das, mit der Entfaltung des Reiches unaufhörlich verbunden, diesem die Weltherrschaft bestimmt habe, war noch nicht ganz erloschen: aber Tacitus sah wohl, daß die höchste Höhe, längst überstiegen, seiner Zeit schon im Rücken lag, daß sein Vaterland in unaufhaltbarem Sinken begriffen sey. Wer sich in solchen Lagen Ruhe des Geistes und Klarheit des Umblicks zu bewahren weiß wie er, der sucht dann in allem Dunkel der Gegenwart nach einem neuen Angelstern, an den sich neue Hoffnungen knüpfen lassen; nach einem verjüngten Sonnenaufgang, aus dem verklärt hervorgehen werde, was

1) A. Schlegel's „Rom", V. 157—168.

der Last der Wirklichkeit erlegen war. Ein solcher zeigte sich nirgend mehr als in den freien germanischen Gauen. Der ganze übrige Erdkreis war römischen Waffen und römischen Lastern Unterthan worden, und wie die innersten Herzkammern dieses Länderkörpers zu kranken und zu versiegen begannen, erschlafften die äußersten Gliedmaßen am schnellsten, da ihnen die Kraft, den Unheilsstoff von sich zu werfen, längst ausgesogen war. Germanien allein war von der um sich fressenden Verpestung durch römische Knechtschaft rein geblieben. Darum konnte auch einzig von dorther eine Wiedergeburt des Menschengeschlechts beginnen, und Tacitus verkannte das nicht. Heißt das Vorliebe, so ist es wenigstens das Edelste und Erhabenste, was die menschliche Brust zu fassen vermag: auf den Trümmern des eignen, treu geliebten Mutterlandes sich der neuen Morgenröthe zu freuen, ob sie auch mit Weltenbrand und mit Vernichtung des Geliebtesten beginne.

Daß sich aber Tacitus zu so richtiger Ansicht von dem Zustand und dem Schicksal des römischen Reiches zu erheben vermochte: das bedarf keiner Erklärung außer der Höhe seines sittlichen Standpunktes und seinem geschichtlichen Tiefblick. Derselbe leitende Gedanke führt auch durch seine größeren Werke, in denen ächter, alter Römersinn sich selbst den letzten unvergänglichen Denkstein aufrichtet. Nicht auf gleiche Weise kann die Frage beantwortet werden, wie doch Tacitus zu dieser Würdigung eines fremden, wenig zugänglichen, verhaßten Volkes gelangt sey. Thatsachen allerdings, was insgemein so geheißen wird, konnten gar manche aus den frühern Nachrichten über Germanien gesammelt werden; die ältesten aus den Büchern des Julius Cäsar, den allein wir auch als benutzte Quelle genannt finden. Aber von diesem weicht Tacitus oft genug ab: kein Wunder, da mit Cäsar, dem ersten Römer auf deutscher Erde, die Kenntniß des Landes erst begann, und ihm weder zu längerem Verweilen an Einem Orte, noch zu sorgfältiger Prüfung und Bewahrheitung der eingezogenen Nachrichten Muße gegönnt war. Hindernisse anderer Art erwuchsen aus gegenseitiger Unbekanntschaft der Sprachen; auch konnten Cäsar's Heereszüge über innere Zustände, den wahren Zusammenhang der germanischen Verfassung und alles ächt Volksthümliche kein Licht verbreiten. Dazu kommt, daß Cäsar bald von einem gewichtigen Zeugen, dem strengen und wahrhaften Asinius Pollio, nicht bloß der Leichtgläubigkeit, was hier in vielen Fällen gar sehr zu entschuldigen seyn würde, sondern auch häufiger absichtlicher Verfälschung der Wahrheit angeklagt wurde: sodaß wir die Abweichungen bei Tacitus, wenn wir überdieß noch die inzwischen erfolgten wirklichen Veränderungen in Germanien erwägen, als ebenso viel Berichtigungen anzusehn das Recht haben. Dagegen waltet Cäsar's durchdringender Scharfblick und sein sicheres Urtheil durch alle seine Darstellungen, und die großartige Weise seines Auffassens mußte darum unserm Geschichtschreiber von höherm Werth seyn, als Lehrgebäude wie das des Strabon, oder dürre und oft prüfungslose Grundrisse, wie der des Pomponius Mela.

Die unter Agrippa's Leitung ausgeführten und zu öffentlicher Benutzung in Säulengängen ausgestellten Länderzeichnungen konnten dem Hauptinhalt der Germania nicht viel Nutzbares bieten: viel eher, bei der damaligen Unvollkommenheit solcher Entwürfe, an manchen Schwierigkeiten und Dunkelheiten in der letzten Hälfte des Buches Mitursache seyn.

Desto reichhaltiger müssen dagegen des Asinius Pollio eigne, untergegangene Geschichtwerke gewesen seyn, die Cäsar's Feldzüge mit befaßten:

ebenso die verlorenen Bücher des Livius, von denen nach den alten Inhaltsanzeigen das 104. eine Schilderung Germaniens und seiner Bewohner, das 105. bis 107. die Thaten des Cäsar, das 137. bis 140. die Feldzüge des Drusus enthielt: wichtiger aber als alles übrige des ältern Plinus zwanzig Bücher über alle bis zu seiner Zeit zwischen den Germanen und Römern geführten Kriege. Auf germanischem Boden begann Plinius sein Werk zu schreiben, er selbst einer der genauesten Berichterstatter, der sorgfältigsten und ruhigsten Beobachter des Alterthums, soweit mit vielseitigem Wissen und mit reifer Erfahrung durchzukommen war.

Rechnet man dazu, was aus mündlicher Ueberlieferung etwa zu gewinnen war, so haben wir so ziemlich alle Hülfsmittel beisammen, die Tacitus in Rom vorfinden konnte, von denen er aber nur des Cäsar als wirklich zu Rath gezogen gedenkt, während er es in seinen größern Werken keineswegs unter der edlen Haltung geschichtlicher Darstellung betrachtet, glaubwürdige und ehrenwerthe Männer, namentlich den Asinius Pollio, Livius und Plinius, als Gewährsmänner für seine Aussage anzuführen.

Allerdings erklärt es der in diesen Blättern angenommene Volkszweck der Germania, daß kein anderer Zeuge namhaft gemacht wurde, als der vergötterte Julius. Aber welche Ausbeute konnten auch die übrigen für den wahren Zweck dieses Buches geben? Was konnten gelehrte oder unterhaltende Geschichtwerke, was konnte mündliche Aussage römischer Krieger, germanischer Gefangener oder gar Ueberläufer helfen, wo das innerste Leben eines Volkes dargestellt werden sollte!

Erwägt man überdieß, daß Tacitus' ganze Geschichtschreibung von Selbsterlebtem ausging, und daß er erst in seiner spätesten Zeit Thatsachen zu erzählen unternimmt, die außerhalb des Kreises seiner unmittelbaren Beobachtung lagen: erwägt man ferner den unverkennbaren Ausdruck gewissester Ueberzeugung, die bei Länder- und Völkerbeschreibung eine ganz andre Grundlage haben muß, als bei Erzählung geschichtlicher Thatsachen, eine andre bei Zuständen, als bei Ereignissen und Begebenheiten — nimmt man dazu die innige Wärme, die diese Schrift in allen Theilen durchdringt, und die Natur ihres ganzen Inhalts; so liegt nichts näher als die Vermuthung, Tacitus habe den Gegenstand seiner Darstellung aus eigner Anschauung gekannt, und nicht aus Büchern, sondern als Augenzeuge erzählt.

Schon in der Mitte des 17. Jahrhunderts sprach ein sonst unbedeutender Ausleger des Tacitus diese Vermuthung aus. Leider stützte seine Meinung sich auf nichts, als auf ein falsch verstandenes Wort. Weil Tacitus ausdrücklich sage: „wir haben unter dem Kaiser Vespasianus die Veleda gesehn, die lange bei ihrem Volk wie eine Gottheit gehalten ist", müsse er ja selbst in Germanien und namentlich im Lande der Bructerer gewesen seyn. Diesem Beweis indeß nahm man bald seine ganze Kraft durch eine bekannte Stelle des Statius, wo unter andern römischen Zeitereignissen, die Aufsehn erregten, auch

der gefangenen Veleda Flehen

genannt wird. Fehlen uns auch alle anderweitigen Nachrichten von der Wendung, die das Geschick der den Römern einst so furchtbaren Seherin nahm, so läßt uns doch Tacitus selbst an der Richtigkeit der Aussage des Statius nicht zweifeln: vielmehr erklärt sie sich wechselseitig mit dem verstümmelten fünften Buch der Geschichten. Schon Tacitus' eigner Ausdruck,

lange habe sie unter den Germanen als Seherin gegolten, beweist, daß ihr Ansehn nicht bis an ihr Ende dauerte. Auf etwas Bestimmteres führen die Geschichtsbücher, wo sie für uns schließen. Die Bataver, müde des langen Kampfes gegen die Römer, zu dem besonders Veleda durch ihre Umgebenden sie befeuert hatte, gaben allmälig den Einflüsterungen des Petilius Cerialis williges Gehör. So ließen sie sich gern einreden, wenn einmal zwischen Oberherren gewählt werden müsse, so sey es geziemender, sich römische Kaiser als germanische Weiber gefallen zu lassen. Auch gegen den Claudius Civilis, der bisher seinen Vortheil darin gesehn hatte, in Einerlei Sinn mit der Seherin und durch ihr Gewicht unterstützt zu handeln, wandte sich auf römische Verhetzung die Stimmung des Volkes. Dieser jedoch, von keiner höheren Begeisterung getrieben, aber gewandt und rasches Entschlusses, eilte nun seinen Landsleuten zuvor, und schloß sich scheinbar freiwillig an Cerialis an, bevor die Bataver zu einem Entschluß kommen konnten: sodaß diesen die ganze Schmach des Abfalls, jenem das ganze Verdienst hergestellter Ruhe auf den römischen Grenzen zufiel. Mit den Unterhandlungen des Civilis reißen die Geschichtsbücher ab: aber aus allem zunächst Vorhergehenden können wir mit Sicherheit folgern, daß Cerialis die Auslieferung der unerschütterlichen und unbestechlichen Veleda zur ersten Bedingung machte, und daß diese, ebenso wie früher Thusnelda, durch Eines ihrer Landsleute Verrath in römische Hände fiel.

Indeß ist diese Widerlegung doch nur eine halbe, da sie nur Möglichkeit gegen Möglichkeit giebt, und weiter nichts beweist, als daß Tacitus, um die Veleda zu sehn, nicht grade nach Germanien zu reisen brauchte. Gleichwohl ergiebt sich aus den Geschichtsbüchern, daß Tacitus sie nirgends als in Rom oder doch in römischer Gewalt sehn konnte: „denn niemand", sagt er selbst, „gelangte je zum Zutritt oder zum Gespräch: sogar ihr Anblick war jedermann verwehrt, zur Erhöhung heiliger Scheu: Auserwählte aus ihren Angehörigen, gleichsam Vermittler der Gottheit, überbrachten ihre Rathschläge und Aussprüche." Wie konnte sie demnach ein Römer anders als in ihrer Gefangenschaft sehn? Aber auch der Sprache des Tacitus wird Gewalt angethan. Wo sich ein römischer Schriftsteller vernehmen läßt: Wir haben gesehen, da dürfen wir ihm nicht die Einzahl unterschieben. Dieser Ausdruck war von herkömmlicher Bedeutung geworden, und bezog sich durchaus nur auf das, was der Erzählende zugleich mit der ganzen Kaiserstadt oder mit allen seinen Zeitgenossen erfahren und erlebt hatte. Danach läßt die Stelle der Germania eine gedoppelte Auslegung zu, der indeß die Worte des Statius nähere Bestimmung geben, alles auf Rom beziehend. Sonst läge es näher, das persönliche Sehn der Veleda ganz aufzugeben, und die Mehrzahl vom ganzen Zeitalter zu verstehn.

Wenn sich also auch in diesem Wege nicht erweisen ließ, daß Tacitus' selbst in Germanien gewesen sey: so hat doch die Schaar der Neueren doppelt und dreifach gefehlt, die mit dieser Widerlegung die ganze Frage über Tacitus Anwesenheit in den von ihm beschriebenen Gegenden abgethan und für immer beseitigt wähnte.

Wahr ist es allerdings: kein Wort, auch nicht der leiseste Wink ist uns gegeben, daß Tacitus die Gegenstände seiner Darstellung aus eigner Anschauung kannte, und Vielen mag das viel gelten: aber bei keinem Schriftsteller sollte es weniger beweisen, als bei dem unsrigen. Niemand war

eitlem Schein, anmaßlichem Hervordrängen und Geltendmachen seiner Person entfremdeter als Er. Nur da, wo es seyn muß, redet er von sich, und dann mit Würde und Gewicht. In der Germania war nirgends der Ort dazu: in keinem seiner Werke weniger. Wer in so hohem geschichtlichem Sinne schreibt, weiß sich vom Reisebeschreiber zu unterscheiden, und hütet sich, in Schilderungen von Gegenden, Ländern und Völkern sein Ich in den Vordergrund zu stellen. Bei keiner Gegend Italiens, die er beschreibt, und deren er gewiß die meisten gesehn hatte, gedenkt er seiner Anwesenheit. Und wie viel würdiger auch ist es eines solchen Meisters, wenn die Wahrheit, die Treue, die Belebtheit, das Treffende einzelner Züge in seinen Darstellungen dasjenige ausspricht, was er selbst verschweigt. Bei der Gegenwart konnten Einmischungen dieser Art der Glaubwürdigkeit nur schaden und von der Sache abziehn. Für die Zukunft aber war am beßten gesorgt, wenn das Ganze jenes höhere, unausgesprochene und grade darum gewisseste Zeugniß in sich trug. Wer das nicht zu erkennen vermochte, für den geschrieben zu haben war wohl überall dieses Geschichtschreibers Bestreben nicht.

Man hat gemeint, es erfordere einerlei Thätigkeit des Geistes, nicht erlebte Begebenheiten und nicht gesehene Oertlichkeiten bis zur höchsten Anschaulichkeit belebt und treu darzustellen: und bei Tacitus' Meisterschaft in jenem habe ihm nothwendig auch dieses gelingen müssen. So unbegreiflich konnte man es verkennen, daß es bei jenem vor allem auf ein Zurückführen zu etwas Allgemeinem, bei diesem auf sorgfältigste Auffassung des Einzelnen und Unterscheidenden ankomme, wo gerade die lebhafteste Einbildungskraft, die es nie mit der Natur aufnehmen sollte, das meiste Unheil stiften würde. Die Homeriden, dann Herodotes und Thukydides, auch Sallustius, und unter den Unseren Möser und Johannes Müller sahn den Schauplatz der Begebenheiten, deren Geschichte sie schrieben, und lebten auf ihm. Wer mag sich einbilden, ihre Darstellungen würden dasselbe Gepräge tragen, wenn aus Ueberlieferungen und Berichten Anderer zu entnehmen gewesen wäre, was der unmittelbarsten Gegenwart angehört, und die erste Bedingung jedes Ereignisses ist! Und wie ganz anders möchte es um alle neuere Geschichtschreibung stehn, wenn nicht ihre meisten Hervorbringungen einzig im Dunkel der Arbeitszimmer, unter dem Staub der Urkunden und Bücher empfangen und ausgebildet wären!

Beim Tacitus besonders hat man alle Folgerungen auf eine Anwesenheit in Germanien dadurch abzulehnen gemeint, daß man noch zwei vermeintlich ähnliche und gleich gelungene Schilderungen ferner Länder und Oertlichkeiten nachwies, die ebenso wenig von ihm besucht seyen, die Beschreibung von Judäa, besonders von Hierosolyma in den Geschichten, und die von Britannien im Agricola. Abgesehn einstweilen von dem ganz Willkührlichen in der Annahme, Tacitus sey weder in dem Einen, noch in dem Andern gewesen: zeigt die Schilderung von Judäa die wesentlichsten Abweichungen von den Nachrichten über Germanien. Alle einzelnen Angaben sind von der Art, daß sie gar füglich überliefert werden konnten: Grenzen, Beschaffenheit des Bodens, Naturerzeugnisse, Berge, Flüsse, Lage, Bauart und Zierden der Hauptstadt, alles ist in musterhafter, belehrender Kürze und Bündigkeit, aber auch mit der Bedingtheit und Vorsicht angegeben, mit der der besonnene Mann mittelbare Nachrichten behandeln mußte. Um aber von der Volksthümlichkeit der Eingebornen das belebte Bild zu geben, das nur aus unmittelbarer Wahr-

nehmung gewonnen werden konnte, brauchte man zu Tacitus' Zeit Rom nicht mehr zu verlassen, wo sich schon seit Augustus jenes Schmarotzervolk genugsam eingenistelt hatte, um an Ort und Stelle genügende Kenntniß davon nehmen zu können.

Sehr wahr dagegen ist die Bemerkung über Britannien; und wir würden durch die ganze Art wie Tacitus hier, besonders am Eingang seiner Schilderung, redet, uns berechtigt glauben zu der Annahme, er sey sowohl dort als in Germanien gewesen. Indeß hier ist ein ausdrückliches geschichtliches Zeugniß vorhanden; Tacitus selbst bezeugt es so unverkennbar, daß nicht zu begreifen wäre, wie so etwas so lange hat unbeachtet bleiben können, wenn nicht zahllose Stellen dieses Schriftstellers in andern Beziehungen dasselbe Schicksal theilten. „Agricola", so heißt es in seinem Leben, „hatte einen durch innern Zwist ausgetriebenen hibernischen König in Schutz genommen; und unter dem Anschein wohlwollender Gesinnung hielt er ihn für eine günstige Gelegenheit bei sich zurück. Oft habe ich von diesem gehört, Hibernien könne mit einer Legion und mit geringen Hülfsvölkern bezwungen und behauptet werden."

Gegen den aus dieser Stelle gezogenen Schluß, Tacitus sey mit Agricola in Britannien gewesen, würde sich höchstens das Eine einwenden lassen: Agricola habe ja bei seiner Rückkehr nach Italien den König mitnehmen, und Tacitus alles jenes in Rom von ihm vernehmen können. Wer aber um Domitianus' eifersüchtigen Groll zu vermeiden jede glänzende Begleitung seiner Freunde und des Volkes mied, und bei Nacht in Rom einzog, wer auch fernerhin alles von sich that in Tracht, Lebensweise und Verkehr mit den Menschen, was irgend an den großen und glücklichen Feldherrn hätte erinnern können: wie durfte der einen übergegangenen, feindlichen König um sich, in seiner Begleitung haben! Indeß Tacitus' eigne Worte beseitigen jeden Zweifel. Der Umstand, daß Agricola den Fürsten wie aus Freundschaft an seiner Seite behielt, um ihn beim ersten günstigen Anlasse zur Bewältigung Hiberniens zu benutzen, enthält den sichersten Beweis, daß hier nur von der Zeit der kriegerischen Thätigkeit des Agricola in Britannien die Rede seyn könne. Späterhin würde überdieß der Hibernier gesagt haben, sein Vaterland habe einmal erobert werden können.

Daß nun Tacitus in seinen frühern Jahren Rom auf eine Weile habe verlassen müssen, um irgend einer kriegerischen Unternehmung beizuwohnen, das brachte ohnehin nach dem Gebrauch der Zeit seine edle Abkunft mit sich. So ging der jüngere Plinius, dessen ganzes Leben mit dem unsers Geschichtschreibers die bedeutendsten Zusammenstimmungen zeigt, 21 Jahr alt, auf ein halbes Jahr als Kriegstribun nach Syrien. Was war natürlicher, als daß Tacitus, damals etwa in seinem 22. Lebensjahr, seinen Schwiegervater zu einem Unternehmen begleitete, von dem die Erwartungen wenig geringer waren als die Erfolge, und dadurch zugleich seiner Ritterpflicht genügte! Auch liegt zwischen dem Tode des Titus, im Jahr 79, unter welchem Tacitus in seiner unter Vespasianus begonnenen öffentlichen Laufbahn eine Stufe gestiegen war, und zwischen dem Jahr 88, in welchem ihn Domitianus zum Prätor und Quindecimvir erhob, eine anderweitig nicht ausgefüllte Zeit, die mehr als hinreichend ist, diesen Feldzug unsers Geschichtschreibers aufzunehmen, von dem er jedoch wahrscheinlich vor Agricola zu seinem höheren innern Beruf zurückkehrte, sobald der Sitte und dem Anstand

Genüge geschehen war. Auch weiset das Zögern des Agricola, von dem Rath des Hiberniers auf der Stelle Gebrauch zu machen, darauf hin, daß Tacitus in der ersten Zeit des britannischen Feldzuges mit demselben im römischen Lager zusammentraf, als den Anführer die Wiederherstellung der seit Petronius Turpilianus, Trebellius Maximus und Vettius Bolanus vernachlässigten Kriegszucht noch zu sehr beschäftigte, um sich auch auf die gewisseste auswärtige Unternehmung einlassen zu dürfen. Bis zu dieser Wiederbefestigung der römischen Macht in Britannien suchte Agricola also den hibernischen Fürsten bei sich festzuhalten, um nach Erreichung dieses Zeitpunktes von seinen, auch vom Tacitus als zuverlässig betrachteten Rathschlägen zur Eroberung der Nachbarinsel Gebrauch zu machen.

Ist somit Tacitus' weitere Reise nach Britannien außer Zweifel gestellt, so giebt dieß schon der viel kürzern nach Germanien höhere Wahrscheinlichkeit an sich; ja, beide konnten leicht in Eine zusammenfließen, da der gradeste und gebahnteste Weg nach Britannien durch die Kette der römischen Pflanzstädte am Rhein den Strom entlang der batavischen Küste zuführte. Auf seiner Rückkehr hinderte ihn, soviel wir wissen, nichts, länger in Gegenden zu verweilen, die ihm schon damals nicht gleichgültig seyn konnten, wenn sein Beruf zum künftigen Geschichtschreiber bereits irgend in ihm wach geworden war.

Indeß ist uns noch eine andere Nachricht erhalten, aus der wir auf ein bedeutend früheres Bekanntwerden des Tacitus mit Germanien schließen dürfen. Der ältere Plinius, von Kindern erzählend, deren körperliche Entwicklung unnatürlich rasch vor sich gegangen, erwähnt aus alten Berichten eines salaminischen Knaben, des Sohnes des Euthymenes, der bis zu seinem dritten Jahr drei Ellen gewachsen sey, dabei langsamen Ganges, stumpfsinnig, schon mannbar und von starker Stimme: nach Ablauf des dritten Jahres aber sey er an plötzlichem Zusammenschrumpfen aller Glieder gestorben. Aus eigner Erfahrung vergleicht er ein römisches Kind, das mit Ausnahme der verfrühten Mannbarkeit jenem salaminischen fast durchaus gleich gewesen sey: sein Vater sey Cornelius Tacitus, römischer Ritter, Procurator des belgischen Gallien. Wie schief diejenigen sahen, die in diesem mißgeschaffenen Wesen unsern Geschichtschreiber zu finden meinten, lehren schon Plinius' Worte. Denn wäre nicht auch dieses Kind ein frühzeitiges Opfer seiner Unnatur geworden, wie hätte dieser wichtigste aller Unterschiede unerwähnt bleiben mögen? Auch möchte es Aerzten unschwer seyn, die Unmöglichkeit längeres Lebens bei solcher Mißgeschaffenheit zu erweisen. Dennoch hindert nichts, in dem belgischen Procurator den Vater des Geschichtschreibers anzunehmen. Alle Zeitberechnungen treffen zu, ebenso der bürgerliche Rang: daß beide von Einem Stamm der Cornelier waren, zeigt der Name, und die geringe Verbreitung desselben erhöht die Wahrscheinlichkeit. So konnten frühe und darum recht dauernde Eindrücke des Kindes Seele zur Bestimmung des Mannes vorbilden, wenn er in jenen Gegenden erzogen, ja vielleicht geboren [1]), germanische Eindrücke als die ersten und reinsten im Gemüth bewahrte.

Als entfernterer Möglichkeit endlich kann einer dritten Anwesenheit auf diesem Boden, später als beide erwähnte, gedacht werden. Wieder er selbst erzählt, als Agricola starb, im Jahr 93, sey er mit seiner Gattin

1) [Vergl. „Leben und Briefe", S. 218, 233.]

nicht in Rom, sondern schon seit vier Jahren abwesend gewesen. Daß diese Entfernung von seinem Schwiegervater keine selbstgewählte war, das drücken seine eigenen Worte aus, die von einer über ihn verhängten Abwesenheit reden. Darunter eine wirkliche Verbannung zu verstehen, berechtigt uns nichts. Denn war es natürlich, daß Domitianus zwei Männer, wie Agricola und Tacitus, dazu durch die engsten Bande der Freundschaft verknüpft, nicht gern zugleich in seiner Nähe sah, so lag es doch in seiner heimlichen Sinnesart, mit schlauer Besonnenheit so auffallende Schritte zu vermeiden, wie hier die Verbannung gewesen wäre: auch war derselbe Zweck auf leiserem Wege zu erreichen. Im Jahr 88, um die Zeit als Agricola aus Britannien zurückkehrte, war Tacitus Prätor: es war ganz in der Ordnung und ehrenvoll dazu, — so liebte Domitianus seinen Haß zu verlarven, — wenn er im Jahr darauf als prätorischer Mann auf unbestimmte Zeit in einen fernen Theil des Reiches versendet wurde. War schon Tacitus' Vater in Germanien thätig, der Sohn wenigstens mehreremal anwesend gewesen: nichts konnte natürlicher erscheinen, als wenn er auch jetzt auf diesen grade damals so mißlichen und schwierigen Posten gestellt wurde. Zurückberufen seyn muß er bald nach Agricola's Tode, da er von allen um diese Zeit losbrechenden Gewaltthaten des Kaisers Augenzeuge war; auch hatte seine Versendung anjetzt keinen Zweck mehr.

Wie wenig nun von diesem allen ein jedes Einzelnes im Stande seyn würde, eine Anwesenheit des Tacitus in Germanien glaubhaft zu machen: so kann doch ein solches Zusammentreffen von mehreren und ganz verschiedenen Seiten her kein bloßer Zufall seyn. Auf jeden Fall ist das Feld gereinigt, und genügend erwiesen, daß Gegengründe von außen her nicht vorhanden sind. Die stärkste und triftigste Bestätigung muß immer das Buch selbst geben. Möchte hier nur das Wichtigste auch das Augenfälligste und Handgreiflichste, ja möchte es nur überall mittheilbar, und auf anderem Wege als dem der selbst erworbenen Ueberzeugung zu gewinnen seyn!

Das ist schwer zu verkennen, daß einzelne Theile Germaniens ausführlicher geschildert sind, als andre, ohne daß der Grund davon in dem allgemeinen Zustande der Länderkunde bei den Römern zu suchen wäre. Denn gerade die südlicheren Striche an der Donau hin, die bei Tacitus aller genaueren Beschreibung ermangeln, waren die zugänglichsten, gekanntesten. Dagegen bemerken wir die größte Ausführlichkeit und ein sichtbar liebevolles Verweilen bei dem ganzen Lande vom batavischen Seestrand an, durch Belgien über den Niederrhein bis an die Ems und gegen die Weser. Dieß Verhältniß zeigt sich wie in der Germania, so auch in den beiden größern Werken: der Schauplatz der belgischen Feldzüge des Germanicus, der Kämpfe des Civilis, ist mit unverkennbaren Ortfarben dargestellt, das Höchste vielleicht, was in gedrängter, doch ganz anschaulicher und vergegenwärtigender Ortsabschilderung geleistet ist. Doch nicht dieß allein. Auch das Bild germanischer Sitten und germanischen Volklebens, wie es uns Tacitus entwirft, ist beinah Zug für Zug von dorther entlehnt, wo sich bis auf unsere Tage die alte Gestalt, der alte Sinn und die alte Zucht am vollständigsten und reinsten erhalten hat. Darum muß auch von dorther alle Untersuchung über Tacitus' Glaubwürdigkeit ausgehn und dorthin zurückkehren: ja es darf gesagt werden, daß durch des herrlichen Möser „Osnabrückische Geschichten" aller Streit darüber geschlichtet seyn sollte.

Einen andern innern Beweis geben die Gegenstände selbst, die Tacitus in seinen Kreis gezogen hat, vor allem sein bedeutendes Verweilen bei dem, was das unmittelbarste und innerste germanische Volksleben bezeichnet. Das lag ganz in der Bestimmung seines Werkes: aber hier war, wenn irgendwo, eigne Anschauung erste Bedingung. Solches mußte im Ganzen und Großen, in seinen angeschaffenen, angestammten Umgebungen, auf seinem heimathlichen Boden aufgefaßt, erkannt, eingeathmet und sich angeähnlicht werden, um es so wiedergeben zu können. Frühere Schriftwerke aber, oder Bekanntschaft mit in Rom lebenden Germanen konnten nicht mehr nützen, als aufgetrocknete Pflanzensammlungen oder Treibhäuser, um einen lebendigen Begriff zu geben von dem Duft und der Färbung einer Blüthe, von dem Pflanzenleben eines fernen Erdstriches. An der Quelle selbst mußte dagegen ein Mann, mit Tacitus Beobachtungsschärfe, mit seinem Tiefblick und der unbegrenzten Zartheit seiner Empfindung neben der herrlichsten Kraft des Willens ausgerüstet, selbst bei mangelhaften Mittheilungswerkzeugen, vollgültiger Zeuge und Bürge der Wahrheit werden.

Für jetzt es Anderen anheimstellend, diese allgemeinen Ansichten an Einzelheiten zu erproben, hoffen wir wenigstens durch die aufgestellten Vermuthungen keinem den Genuß des köstlichen Buches verkümmert, keinem die herrlich klare Ueberschaulichkeit des Ganzen verdunkelt zu haben. Auch ist es hoffentlich weder des Tacitus, noch unsrer Altvordern unwürdig, aus jugendlichen Erinnerungen die ersten, zartesten Keime eines männlichen Werkes hervorgehen zu lassen.

In kräftigern Umrissen als jede Atlantis schwebte dem edlen Geist unter leerer, unbefriedigender oder empörender Gegenwart unser Vaterland als die Heimath glücklicherer kindlicher Eindrücke vor, reifere Erfahrung gab dem freundlichen Bilde festere Haltung, und die vollendete Entwicklung verwandtes Sinnes prägte es zum Kunstwerk aus.

Aeschines [1]).

Aeschines der Redner, von dunkler Herkunft, und darum nur nach Selbsterworbenem, nicht nach Angestammtem, mit Ehren zu benennen. Sein Vater, Tromes [2]), diente einem Athener, Elpias, der eine Schule hielt. Vielleicht durch seinen Herrn mit in die Verfolgungen der 30 Tyrannen verwickelt (404 v. Chr.), flüchtete auch er zuerst nach Korinth, dann nach Theben, und kehrte unter Thrasybulos im folgenden Jahre mit gewaffneter Hand nach Athen zurück, wo er das ihm wohlbekannte kleine Geschäft des Elpias fortsetzte. Er lebte noch im J. 343, damals 94 Jahr alt [3]). Sein Weib, Glaukis [4]), Tänzerin zur Schellentrommel, anfangs als gemeine Buhldirne lebend, und unter dem Spottnamen Empusa berüchtigt, wurde durch ein stadtkundiges Mißgeschick in die Enge eines kirchlichen Ehestandes gedrängt. Aber auch so trieb sie ein verachtetes und verbotenes Gewerbe fort; zu bakchischen Mysterien, die neben den vom Staat anerkannten und geschützten mit manchem Unfug im Stillen fortdauerten, an Neueintretenden abgeschmackte Weihungsgebräuche vollziehend. Diesen Eltern wurde, von dreien Söhnen der mittlere, Aeschines, im J. 393 in Armuth und Niedrigkeit geboren [5]). Er begann, wie sein Vater, mit Sklavendiensten; wo nicht Kinder lesen lehrend, so doch Tinte reibend, die Schulbänke putzend, und die Schulstube säubernd; dann, weil er bald eine starke und vernehmliche Stimme entwickelte, half er seiner Mutter bei ihren nichtswürdigen Mystificationen. Die Gymnasien, in denen der freigeborne Jüngling die erste Ahnung kräftigen Zusammenlebens mit seinen Altersgenossen empfing, betrat er um Sold, seines starken und festen Körpers wegen gleichsam zum Vorringer gedungen [6]). Was einige alte Zeugen berichten, er habe an den philosophischen Unterhaltungen des Sokrates und Platon, sowie an den Rednerschulen des Alkidamas und Isokrates Theil genommen, verneinen

---

1) [Vergl. „Leben und Briefe", S. 243.]

2) Demosth. de cor., p. 270, Reiske.

3) Aeschin. f. leg., §. 78, 147, Bek. Vatry hat Verwirrung angerichtet. Ueber Tromes' Alter das. p. 213.

4) Dem. cor., p. 270, 313, 320. Vita Aesch., p. 245, 247, Bek. Liban. Vit., p. 10 R., Lucian. Somn., 12.

5) Aeschines' Geburtsjahr deutet er selbst an, c. Timarch. §. 49; von seinen Brüdern, f. leg. §. 149.

6) Dem. cor., p. 313. Pseudoplut., p. 840 A.

andre ausdrücklich [1]); gegen Sokrates beweist überdieß die Zeitrechnung; gegen die übrigen, bei dieser Leichtigkeit einer Namensverwechslung, sein eignes Schweigen an entscheidenden Stellen, und vor allem der ungezügelte Gang, den seine Beredtsamkeit einschlug. Von seinem frühzeitigen Gelangen zum atheniſchen Bürgerrecht, das seine Geburt ihm auf immer zu versagen schien, sowie von seiner Aufnahme in den Stamm Kothoke, wissen wir nur, daß beides nicht auf den schönsten und geradesten Wegen erreicht wurde [2]). Er führte nun sein Geschlecht auf die uralten Eteobutaden zurück; seinen Vater nannte er mit freiem Namen Atrometos und seine Mutter Glaukothea. Daß der viel vermögende Staatsredner Aristophon von Kolyttus ihn gleich danach als Grammateus in seine Dienste nahm, macht es wahrscheinlich, daß dessen Verwendung bedeutend mitwirkte. Aber Aeschines ging bald in ein gleiches Verhältniß zu dem nicht minder einflußreichen Demagogen Eubulos dem Anaphlystier über, mit dem er hinfort in ungestörter Einigkeit dieselben Grundsätze der Staatsverwaltung verfolgte, jede politische Freundschaft, jede Feindschaft theilend. So wurde diese Verbindung die Grundlage zu dem Bedeutendsten und Größten in des Redners späterm Leben, ja in manchem Betracht zu dem Geschick, das bald über ganz Griechenland hereinbrechen sollte. Doch mochte dieß anfängliche untergeordnete Verhältniß eines Schreibers und Gesetzvorlesers dem unruhigen, über sein Lebensziel noch unentschiedenen Geist nicht auf die Dauer genügen. Er verließ den Eubulos wieder, um die Kraft seiner Stimme als Schauspieler in dritten tragischen Rollen von der kolyttischen Bühne geltend zu machen, aber nur auf kurze Zeit; er fand keinen Beifall und wurde endlich als Oenomaos völlig ausgepfiffen [3]). Nunmehr that er Kriegsdienste und focht nach mehreren kleineren Unternehmungen bei Mantinea (363) gegen Theben nicht unrühmlich mit [4]). Drei Jahre später trat er, 33 Jahre alt, 6 Jahre früher als Demosthenes, wir wissen nicht auf welchen Anlaß, zum ersten Mal als Staatsredner auf [5]). Kenntniß des atheniſchen Rechts hatte er sich als Grammateus erworben, eine kunstreich ausgebildete Stimme als Schauspieler, und manches höhere Talent verdankte er einer glücklichen, reichbegabten Natur. Noch war das Interesse der Athener ungetheilt. So sprach denn auch er, wie alle, mit Eifer und Beifall gegen Philipp's von Makedonien in demselben Jahre beginnende Macht [6]). In dem glänzenden Feldzug, den die Athener auf Timotheos' Anrathen (358) gegen Euböa unternahmen, befestigte er sein bürgerliches Ansehen; er zeichnete sich in dem entscheidenden Treffen von Tamynä unter Phokion's Augen aus, und überbrachte die Siegesbotschaft mit unglaublicher Schnelligkeit nach Athen; dafür wurde ihm vom Rath und Volk ein Kranz zuerkannt [7]).

---

1) Pseudoplut., p. 840 B. Phot. bibl., p. 61, 264 Bek. Apollon. vit., p. 247 Bek.

2) Dem. cor., p. 314. Apollon. vit., p. 247 Bek.

3) Dem. cor., p. 288. Spalding ad Quinctil. Instit. Rhet., 2, 17, 12.

4) Aesch. f. leg., §. 169.

5) Dieß Jahr ergiebt sich aus Aesch. epist., 12, init., übrigens das Einzige, so in jenem ganzen Briefe als Thatsache angenommen werden kann.

6) Dem. f. leg., p. 343. Pseudoplut., p. 840 f.

7) Dem. f. leg., p. 343. Pseudoplut., p. 840 f.

Inzwischen wuchs die makedonische Macht nach allen Seiten hin: Päonier, Illyrier, Thessalier und Thrakier hatten bereits das Uebergewicht von Philipp's Staatsklugheit und Feldherrntalent empfunden, während sich die Griechen in dem ersten heiligen Kriege gegen Phokis unter einander erschöpften und aufrieben. Um so weniger scheute sich der König, auch mit Athen verbundene Städte zu befehden; erst der Fall und die Zerstörung des bundesverwandten Olynthos (348) erregte ernstliche Besorgnisse. Drei feuervolle Reden des Demosthenes waren ohne würdigen Erfolg geblieben. Nun drang Eubulos auf eine Sendung in den Peloponnesos, um alle dortige Staaten mit Athen gegen den König zu verbinden. Aeschines empfing den Auftrag; in Megalopolis redete er viel und lange zu den dort versammelten zehntausend Arkadern gegen den von Philipp gesendeten Hieronymos [1]); doch ohne den herrlichen Erfolg, den drei Jahre später Demosthenes errang. Dem wachsamen König dünkte gleichwohl weder diese erste Regung in Athen, noch die völlig gleiche Richtung aller Staatsredner unbedeutend. Gleich mit dem nächsten Jahre (347) trug er unter der Hand auf Frieden mit Athen an; das Bedürfniß fühlten alle; Philokrates der Hagnusier drang auf eine Gesandtschaft an ihn; im März [2]) gingen 10 Redner nach Larissa ab, unter diesen Philokrates selbst, Aeschines und Demosthenes. Ehrenvoll aufgenommen, wurden sie mit der Zusage entlassen, daß ihnen ungesäumt eine makedonische Gesandtschaft folgen solle. Seinen Hauptzweck hatte der König erreicht, Philokrates und Aeschines waren für ihn gewonnen und die Spaltung der politischen Ansichten, die allein verderblicher wurde, als alle makedonische List und Gewalt, hatte sich damit auf immer entschieden. Ob Aeschines, denn für den verruchten Philokrates ist nicht zu stehn, schon jetzt durch niedrige Leidenschaften getrieben wurde, ob er es überall ahnete, daß atheniſches und makedonisches Interesse in unauflöslichem Gegensatz stehe, und daß er auf dem Wege zum Vaterlandsverräther sey, ist eine andere Frage; wir glauben sie eher verneinen, als bejahen zu dürfen.

Im März erschienen die makedonischen Unterhändler Parmenio, Antipater und Eurylochos in Athen. Auf Demosthenes' Betrieb eilte das Volk, den Frieden zu beschwören, in den die meisten atheniſchen Verbündeten mit eingeschlossen waren; nur der gegenseitige Eid des Königs fehlte noch, und auch diesen aufs schleunigste einzuholen war Demosthenes' dringender Rath, da Philipp überdieß eine neue Fehde gegen den thrakischen Fürsten Kersobleptes, einen atheniſchen Bundesgenossen, angefangen hatte. Das Volk säumte nicht, fünf Botschafter zu wählen; Demosthenes war dießmal nicht unter ihnen, aber Eubulos und Aeschines [3]), sie gingen im April ab. Anstatt aber den König auf dem kürzesten Wege in seinem Heereslager aufzusuchen, reisten sie langsam über Euböa durch Thessalien nach seiner Hauptstadt Pella; dort seine Rückkehr erwartend. Diese erfolgte erst nach völliger Ueberwindung des Kersobleptes, und erst nachdem er sich wieder gegen Phokis gerüstet hatte,

---

1) Dem. f. leg., p. 344. Pseudoplut., p. 840 f.

2) [„März" ist hier jedenfalls durch einen Druckfehler eingeschlichen statt „Januar" oder „Februar". Vergl. „Winiewski commentarii in Dem. orat. de cor.", p. 318, 365.]

3) Den auffallenden Widerspruch verschiedener Nachrichten entscheidet das Psephisma beim „Dem. cor.", p. 235.

beschwor er endlich den Frieden, nicht an heiliger Stätte, sondern in einer Herberge; die Phokier wurden namentlich ausgeschlossen. So kamen die Abgeordneten mit einem lügenvollen Entschuldigungsschreiben vom König im Julius nach Athen zurück. Demosthenes und Timarchos erhoben sich sogleich gegen diesen Friedensschluß und warfen der Gesandtschaft Hochverrath vor. Während sie aber eine förmliche Klage einleiteten, trat Aeschines mit einer Vorklage gegen das sittliche Leben des Timarchos hervor, welches ihn des Rechts, zum Volk zu reden, verlustig mache. Hier trug Aeschines den vollständigsten Sieg davon [1]). Vor allem war damit Zeit, bei den beweglichen Athenern die Hauptsache, gewonnen. Wegen Phokis ließ sich das Volk, das den Krieg scheute, und auch den schlechtesten Frieden lieber wollte, beschwatzen; Aeschines sagte aus, ihm insgeheim habe der König eröffnet, er meine es gut mit Athen, mit Phokis; nur das verhaßte Theben wolle er züchtigen; gegen Demosthenes trat ihm Philokrates bei, und unter dieser Stimmung des Volks siegte der höhnende Spott zweier Gegner, die ihre Existenz auf dem Spiele sahen, leicht über die unerfreuliche Wahrheit [2]). Der Friede wurde anerkannt: eine Aufforderung an den Aeschines, nochmals zum Könige zu gehen, um sich von der Erfüllung seines geheimen Versprechens wegen Phokis unmittelbar zu überzeugen, lehnte er unter dem Vorwand einer Krankheit ab [3]). Aber noch in demselben Monat meldete Philipp selbst mit kühner Frechheit dem athenischen Volke die völlige Unterjochung des unglücklichen Landes. Freundschaftsversicherungen für Athen waren dabei so wenig gespart, als Drohungen im Kriegesfall; man hatte in Athen schon alle Rüstungen eingestellt, so war es das Bequemste, den Worten des Makedoniers mehr zu glauben, als seinen Thaten; und die ahnungsvollen Warnungen des Demosthenes, dessen nie endende, zürnende Klagen über feile Verrätherei und erkaufte Söldlinge jetzt beginnen, als finstre Träume eines Kranken zu verlachen.

Kein Wunder denn, daß Aeschines im folgenden Frühjahr (346) schon wieder als Pylagoras an die Spitze einer Gesandtschaft an die Amphiktyonen stand. Bei dieser Versammlung wurde Philipp, obgleich Barbar, nicht nur unter die Amphiktyonen aufgenommen, es wurde ihm auch der den Athenern zuvor schimpflich entzogene Vorgang bei Befragung des delphischen Orakels und die Anordnung der pythischen Spiele übertragen. So hatte er fast mehr erlangt, als er für jetzt begehren konnte. Das gab der Stadt Ruhe nach außen, die aber nichts bewirkte, als größere innere Zerspaltung. Die Einen, mit ernstem Blicke vorschauend, wollten Thätigkeit, Rüstung, mancherlei Aufopferung und Entsagung für die Gegenwart, um eine bessere Zukunft zu begründen, vor allem aber Einigung der griechischen Staaten unter sich; die Andern, die Wünsche des großen Haufens kennend, zeigten, was für den nächsten Tag behaglich und bequem sey, und wie Athen, im Trüben fischend, sich auf Kosten der übrigen Griechen vergrößern könne; das gewann ihnen die Neigung der Meisten und die Gunst des Königs dazu. Demosthenes und Aeschines waren jetzt schon als die größten Redner und zugleich als die Häupter beider Parteiungen in ganz Griechenland gekannt.

---

1) Aesch. c. Timarch. mit dem Summar. graec.

2) Aesch. c. Timarch. mit dem Summar. graec.

3) Dem. f. leg. summar., p. 337.

So beobachteten Beide sich mit gegenseitigem Mißtrauen, und mit dem politischen Haß wuchs der persönliche, da jeder den andern durchaus zu vertilgen wünschen mußte, und mit dem System des Gegners dessen ganzes Daseyn fest verknüpft war; selbst Künstlereifersucht, da beide durch sehr verschiedenartige Rednergaben zu wirken suchten, mag ein Reizungsmittel mehr gewesen seyn.

Zum Ausbruche kam diese Feindschaft im J. 343. Demosthenes machte die auf uns gekommene Staatsschrift über Aeschines' Verrath bei seiner zweiten makedonischen Gesandtschaft (*περὶ παραπρεσβείας*) bekannt. Aeschines antwortete mit gleicher Kraft und Ausführlichkeit, aber kälter und besonnener, von seinem alten Gönner Eubulos unterstützt [1]). Zu öffentlichen Streitreden kam es wahrscheinlich nicht. Demostenes hatte nicht genug geschichtliche Beweise in den Händen; auch war mancher Bessere zu schonen, der an jener Sendung Theil genommen hatte. So begnügte er sich, in einer Denkschrift den Gegner zu befehden, über dessen Absichten ihm kein Zweifel übrig seyn mochte; und Aeschines war gewiß zufrieden, mit einer ähnlichen Rechtfertigungsschrift abzukommen. Erwuchs dem Letztern auch kein unmittelbarer Nachtheil daraus, so war sein Ansehn doch ohne Zweifel wankend geworden, und es bedurfte nur noch eines neuen Ereignisses, um Schlimmeres über sein Haupt zu ziehn. Ein solches blieb nicht lange aus. Antipho, staatsgefährlicher Anschläge wegen verbannt, und nach Makedonien entwichen, war heimlich (wahrscheinlich 342) in die Stadt zurückgekehrt, um die im Piräeus versammelten atheniſchen Kriegsschiffe anzuzünden [2]). Dort entdeckte ihn Demosthenes, und ließ ihn ohne weiteres einfangen. Aeschines zeigte darin dem Volk Beeinträchtigung der Demokratie, und bewirkte so des Verräthers Freilassung. Aber der Areopagus zog ihn wieder ein, und obgleich er ohne Aussage auf der Folter starb, haftete nun doch ein so schwerer Verdacht des Mitwissens auf Aeschines, daß ihm das eben ertheilte Amt eines Syndikus bei der delischen Schatzkammer wieder abgenommen, und dem wohlgesinnten Hyperides anvertraut wurde [3]). Nicht lange nachher erlitt Philipp vor Perinthus und Byzantium durch die heldenmüthige Vertheidigung beider Städte und durch Phokion's, vom Demosthenes vorzüglich bewirkten, Entsatz wiederholten und großen Verlust. Aeschines' Schuld war es, daß auch dieß der Stadt keinen Gewinn brachte. In demselben Jahr (340) wieder als Pylagoras in Delphi anwesend, entzündete er dort, in scheinbar löblicher Aufwallung gegen die Bewohner von Amphissa, von denen geweihter Boden beackert war, den zweiten heiligen Krieg gegen Lokris. Nun lag das ganze Geschick von Griechenland klar vor Demosthenes großer Seele. „Du ziehst Krieg nach Attika, einen Amphiktyonenkrieg!" war seine erste Antwort, als Aeschines die Botschaft brachte. Schlag folgte auf Schlag. Im Februar 339 wählten die Amphiktyonen den König zum Oberfeldherrn, im September zog er mit 30,000 Mann verwüstend über Lokris und setzte sich dort fest; nach einigen Unterhandlungen mit Theben und Athen, brach er dann plötzlich im Juni 338 nach Elatea bis auf fünf Tagemärsche gegen die Stadt vor. Hier schwieg und zitterte alles, nur Demosthenes stand fest und redete. Seine Worte riefen den alten Geist zum letzten Mal zurück; rasche Rüstungen und,

1) Dem. f. leg. summar., p. 338.

2) Dem. cor., p. 271. Liban. vitup. Aeschin., T. 4, p. 977, Reiske.

3) Dem. cor., p. 271 sq.

was allen unerreichbar gedünkt hatte, ein glückliches Bündniß mit Theben, waren einzig sein Werk. Am 3. August fochten Athener und Thebaner mit Einer Begeisterung den Entscheidungskampf bei Chäronea. Alexander brach zuerst den rechten athenischen Flügel; die heilige Schaar von Theben deckte in geschlossenen Gliedern das Schlachtfeld. Ueber Theben, über Griechenland war nun entschieden, ja über die alte Welt, sie hatte ihrer würdig, groß und herrlich geendet.

Der König benutzte seinen Sieg mit kluger Mäßigung; besonders gegen Athen die zarteste Schonung übend. Während er so viele Gemüther gewann, bestimmte Antipater insgeheim durch verheißene Dotationen in Böotien den Aeschines, die Erbitterung der Athener gegen Demosthenes, als den Urheber ihres letzten Unglücks, zu reizen [1]). Auf geradem Wege war hier nichts zu erreichen; das Verdienst des hohen Mannes glänzte in solcher Reinheit, daß mit Uebergehung des Aeschines ihm vom gesammten Volk der ehrenvolle Auftrag zuerkannt wurde, den bei Chäronea gefallenen Bürgern die feierliche Dankrede zu halten. Aeschines mußte sich für jetzt begnügen, gegen den Ktesipho, der auf eine goldene Krone für Demosthenes, zum Lohn seiner Verdienste um den Staat, allerdings mit Verletzung bestehender Formen, angetragen hatte, eine hemmende Klage einzuleiten, um wenigstens neue Auszeichnungen des noch jetzt furchtbaren Widersachers zu verhüten. Dann ging er, auf wie lange, wissen wir nicht, zum König. — Acht Jahre verflossen. Philipp starb durch Meuchelmord, Alexander begann seine Kometenbahn, Tyrus war schon gefallen, Alexandria gegründet, die Schlacht bei Arbela gewonnen, aber auf der gegen Ktesipho eingeleiteten Klage wegen Gesetzübertretung ruhte völliges Schweigen. Wodurch dieß veranlaßt wurde, ist ebenso unbekannt, als was nach acht Jahren (330) den 63jährigen Aeschines bewog, die vergessene Sache ernstlich wieder zur Sprache und zur Entscheidung zu bringen. Aber in der Natur dieses Kampfes liegt es, daß alle hier wirkende Triebfedern geheime waren. Wer sie zuerst in Bewegung setzte, mochte sie auch jetzt wieder aufregen. Aeschines' Rede gegen den Ktesipho war so angelegt, daß sie, wenn sie siegte, zugleich Demosthenes' ganzen Einfluß und alle bisher genossene Anerkennung umstürzen mußte. So stand das öffentliche Leben des größten Mannes dieser Zeit auf dem Spiel, und nichts als eine Geldbuße von 1000 Drachmen war dagegen gesetzt. Aus diesen Bedingungen erwuchs Demosthenes' Rede von der Krone, ein Werk, dessen Erhaltung uns für alles Verlorengegangene der alten Welt entschädigt. Noch ehe der Redner geendet hatte, erkannte Aeschines selbst sich als besiegt, ja als vernichtet; er verließ den Gerichtsplatz, um zugleich auf immer von seinem Vaterlande zu scheiden, das Zeuge seiner Schmach geworden war; auch nicht der fünfte Theil der gesammelten Stimmen fiel zu seinen Gunsten. Nie hatte sich die Kraft der Wahrheit und der guten, gerechten Sache glorreicher offenbart.

Demosthenes fand den überwältigten Gegner im Begriff, ein Schiff nach Kleinasien zu besteigen; er erleichterte ihm durch ein Geldgeschenk die Reise [2]). Aeschines ging nach Jonien über, von da nach Karien, auf Alexander's Rückkehr von Jahr zu Jahr harrend, bis die Nachricht seines

1) Liban. vit., p. 10.

2) Pseudoplut., p. 845 D.

Todes von Babylon her alle auf ihn gebauten Hoffnungen stürzte [1]) (324). Nun wandte er sich nach Rhodus, wo er eine neue, schnell aufblühende Rednerschule gründete, die die Mitte hielt zwischen attischer gediegener Strenge und weichlicher asiatischer Entartung [2]). Er begann seine erneute Lehrerlaufbahn mit öffentlicher Wiederholung der Rede gegen den Ktesipho. Da seine Zuhörer staunten, und die Möglichkeit eines Ueberbietens nicht fassen konnten, ließ er Demosthenes' Gegenrede folgen. Nun war allen das Räthsel gelöst: Aeschines' Erliegen schien ihnen nothwendig; da, von der Größe seines Gegners ergriffen, rief er aus: „und hättet Ihr nur das Unthier selbst erst reden gehört!“ [3]) — Von Rhodus begab er sich nachmals nach Samos, und hier endete er (317) fünf Jahre nach Demosthenes, 75 Jahr alt, ein rastloses, bedeutendes, sturmvolles, aber verlornes Daseyn [4]).

Unbefangener Würdigung seines öffentlichen Charakters als Staatsmann hat von jeher geschadet, daß er überall im Gegensatz mit Demosthenes erscheint [5]); ein Gegensatz, den schon Schriftsteller des Alterthums absichtlich geschärft haben [6]); dann daß die Enthüllung der makedonischen Plane auf Ergebnisse führte, die allen Theilhabern an jenen den verdientesten und tiefsten Unwillen zuzuwenden scheinen. Dabei ist indeß nie zu vergessen, unter welchen Bedingungen Aeschines' Charakter sich entfaltete. Durch seine Geburt von allen Wohlthaten des Freistaats ausgeschlossen, konnte er nicht heranwachsen in Liebe zum Vaterlande, von dem er die Rechte eines freien Mannes erschleichen und erstehlen mußte. Sein Jugendleben konnte mit absichtlicher Kunst nicht geschickter angelegt werden, um jede freie und edle Gesinnung zu fährden. Wenn sich also ein selbstsüchtiges Streben zeitig in ihm festsetzte, so ist der Anlaß dazu weit mehr in seiner Lage, als in seiner eigenen Sinnesart zu suchen. Und Demosthenes war eine so einzig hohe Natur, daß nur ein sehr bedeutender Geist ihm so lange und so wirksam entgegen arbeiten konnte.

Wie er den makedonischen Versuchungen erlag, ist gänzlich im Dunkeln. Hiebei aber von Anfang an nur feile Bestechlichkeit gelten zu lassen, berechtigt uns nichts. Weil Aeschines kein Held war wie Demosthenes, konnte auch nicht die großartige Unerschütterlichkeit politischer Ueberzeugung in ihm wohnen. Er nahm Theil an Staatsgeschäften wie die meisten, weil er sich persönlich dazu geeignet fühlte, weil seine Lehrjahre bei Aristophon und Eubulos ihm Kenntniß der atheniſchen Gesetze und Gerichtsformen gegeben hatten, und weil gerade diese Bahn jedem strebenden, über das Alltägliche hinaus

---

1) Plutarch. Demosth., 24.

2) Pseudoplut., p. 840 D. Cic. Brut., 13. Orat., 8. Spalding ad Quinctil. 12, 10, 18.

3) Cic. de orat., 3, 56. Plin. hist. nat., 7, 30. Plin. epist., 2, 3, 10. Spald. ad Quinctil., 11, 3, 6.

4) Pseudoplut., p. 840 D. Vatry hat auch geirrt, und Visconti ist ihm gläubig gefolgt.

5) Besonders Libanius in seiner Vergleichung beider Redner, T. 4, p. 1000 sq., ein ebenso elendes sophistisches Machwerk, als seine „Vitup. Aeschin.“ und sein „Encom. Demosth.“, wo des Effekts wegen der grellste Gegensatz gesucht ist. Es waren Schulaufgaben, sowie es denn auch umgekehrt Apologien des Aeschines' gab, s. Lucian. Paras., 56.

6) Aesch. f. leg., §. 153.

eilenden Geiste vorzugsweise zusagen mußte, nicht, weil tiefe Begeisterung ihn trieb, Eine erhabene Idee in Wort und That, in Leben und Tod geltend zu machen. Wie leicht mochte es da der schlauen Beredtsamkeit des Königs werden, dem Redner eine Richtung zu geben, wie er es wünschte, die in ihren Anfängen aber das Wohl Athens zu bezwecken, und somit ihm und dem Ganzen zugleich zu nützen schien. Wir freilich glauben klüger zu seyn, weil uns alle Reden des Demosthenes vorliegen, und die Geschichte uns den Erfolg enthüllt hat. Aber Demosthenes selbst blickte noch nicht so scharf durch jenes künstliche Gewebe, als Aeschines zum erstenmal dem König gegenüber stand; und als Mann von großen, umfassenden, vorwärts schauenden politischen Combinationen hat der stets im Einzelnen und in der Gegenwart lebende Aeschines sich nie gezeigt. Darum wollen wir nicht zweifeln, daß er willen- und ahnungslos eine Bahn betrat, auf der ihn nachher die Nothwendigkeit unverbrüchlicher Consequenz von Stufe zu Stufe bis zu Verrath und Frevel vorwärts stieß, weil ihm ursprüngliche Einheit der Gesinnung fehlte. Vorwärts zwingen konnte ihn wohl nichts gewaltsamer als Demosthenes selbst, dessen Scharfblick die Gefahr erkannte, die er sofort als böse Absicht nahm und zugleich mit ihren Urhebern verfolgte. Bei der reißenden Kraft dieses Gegners war kein Umkehren mehr möglich, und so führte der erste Irrthum eine nicht unedle oder gemeine Natur bis zum Verbrechen. Aber auch lächelnde Gefahren gab es, die vorwärts lockten; der große Beifall, mit dem das Volk jegliches aufnahm, was seinen Wünschen schmeichelte: und um in Athen die Volksgunst verschmähen zu können, war nicht viel geringeres erforderlich, als so hoch und fest zu stehen, wie Demosthenes. Bis zu welcher sittlichen Entwürdigung, Zwang und Lockung, feinere und gröbere Selbstsucht den Aeschines führten, lassen wir dahin gestellt seyn. Den Aussagen des Demosthenes ist hier so wenig unbedingt zu glauben, als denen des Aeschines gegen seinen Widersacher. Die Spannung zwischen beiden hatte den höchsten Grad erreicht, und Ein Redner erlaubte sich gegen den andern, was irgend seinem Zwecke förderlich seyn konnte. Das war aber nicht immer das Geschichtlichwahre oder das zu Beglaubigende. Vielmehr sind die besten Redner am häufigsten Verfälscher der Geschichte. Daß Aeschines makedonisches Gold zu eigner Bereicherung empfing, ist schwer zu glauben; kein Zeugniß außer dem des Demosthenes spricht mit einiger Wahrscheinlichkeit dafür, stark dagegen der Umstand, daß er, von Athen entweichend, der Hülfe seines Todfeindes bedurfte, und daß er etwa das Empfangene in wüstem Treiben vergeudet habe, berichtet kein Alter; wäre es geschehen, so hätte Demosthenes davon nicht geschwiegen. Mit deutlichem Bewußtseyn schlecht erscheint Aeschines nur gegen den Demosthenes. Als er gegen diesen den Verdacht, makedonischer Miethling zu seyn, zu entflammen trachtete; als er den ihm selbst nahe verbundenen, schandbaren Philokrates, sobald er todt war, fallen ließ, um ihn zu Demosthenes' Schuldgenossen zu machen, da war es gewiß kein Irrthum, was ihn leitete. Auch die ganze Anlage der Rede gegen den Ktesipho ist von höchst tückischer und boshaft berechneter Künstlichkeit. Aber wo der Kampf auf Leben und Tod geht, wer gedenkt da noch in jedem Augenblicke des Würdigen und Rechten! Kein anderes war Aeschines' Verhältniß gegen Demosthenes, er konnte nicht zweifeln, daß hier nur zwischen Vernichten und Vernichtetwerden die Wahl sey. Selbst die furchtbare Gewalt, mit der Demosthenes sich auf diesen Gegner stürzte,

sowie sein Edelmuth nach dessen Bewältigung, überzeugt uns, daß er weit entfernt war, ihn zu verachten; der Haß hörte mit dem Widerstand auf. Und dagegen ist Aeschines' Benehmen, sobald von Kampf nicht mehr die Rede war, Zeugniß für eine Seele, deren angeborner Adel auch unter den verderblichsten Einwirkungen nie ganz ertödtet werden konnte. Hüten wir uns also, zu rasch den Stab zu brechen über einen Mann, den sein Unglück neben einen zu weit überlegenen Gegner stellte, und in eine verwirrungsvolle Zeit warf, gegen deren Stürme sich zu behaupten ihm, wie, außer Demosthenes, allen Mitlebenden, die Kraft gebrach.

Eine bestimmtere Würdigung gestattet sein Werth als Redner. Gesprochen hat er oft, aufgezeichnet nur drei Reden, die wir alle noch besitzen. Die erste gegen den Timarchos ist eine schaudererregende Urkunde für die sittliche Entartung Athens zu seiner Zeit, mit verwegner Kraft, aber mit unverkennbarer Wahrheit ausgeführt. Timarchos, mit allen Lastern befleckt, hatte sich gleichwohl durch Herkunft, Vermögen und Redegabe lange in äußerer Achtung und Volksgunst zu erhalten gewußt; bloß weil niemand Klage gegen ihn erhoben hatte. Desto unvermeidlicher war nun sein Sturz, den er nach einigen Nachrichten nicht überlebte [1]). Sein Name blieb als Sprichwort in entehrendem Gedächtniß. Die zweite, nur in Redeform abgefaßte Schrift ist bestimmt, Demosthenes' Anklage gegen seine zweite Sendung an Philipp zu entkräften. Sie enthält manchen, freilich nur nach strenger Prüfung benutzbaren Beitrag zur griechischen Staatsgeschichte, auch vieles über sein eignes Leben. Ueber den Grad seiner Schuldigkeit, ob ihn schon damals bewußte Absicht, ob ihn nur Verblendung zu manchem Tadelhaften verleitet hatte, giebt sie keinen sichern Aufschluß, so verworren sind die Verhältnisse, so vielfältig seine Widersprüche mit seinem Gegner, dem er dießmal an lichter Darstellung der Begebenheiten überlegen ist. Man begreift es darum leicht, daß er auch aus diesem Streit als Sieger hervorging. Die dritte Rede ist die dem Namen nach gegen den Ktesipho, in der That aber gegen Demosthenes gerichtete. Das ganze Alterthum ist einig darüber, daß beide Meister hier die ganze Kraft und Fülle ihrer Beredtsamkeit gegen einander aufgeboten haben, niemand erkannte das thätiger an als Cicero, der beide in seine Sprache übertrug [2]). Der Erfolg lag unstreitig ebenso tief in Demosthenes' sittlicher, als in seiner rednerischen Ueberlegenheit begründet. Eine vierte Rede über die Angelegenheiten von Delos, die sich nicht erhalten hat, war schon im Alterthum als unecht anerkannt, und wahrscheinlich das Werk des an seiner Statt nach Delos gesandten Hyperides oder eines andern Aeschines [3]).

Ohne eine regelmäßige Schule, durch das Leben selbst zum Redner gebildet, von der Natur mit äußerlichen Gaben reichlich ausgestattet, nicht minder mit raschem Entschluß, kühler Besonnenheit und zuströmender Redefülle, lag ihm der Vortrag aus dem Stegereif nahe genug. Er übte ihn wahrscheinlich zuerst im Großen, sodaß er als der Erfinder davon (des αὐτοσχεδιάζειν) betrachtet wurde [4]). Auch seine auf uns gekommenen

1) Aesch. c. Timarch. summar. graec.

2) Auf uns gekommen ist nur die Einleitung, das Büchlein „De optime genere oratorum".

3) Pseudoplut., p. 840. E. Ruhnken hist. crit. oratt. Graec., p. LXIX.

4) Philostr. Sophist., I, 18, 3.

Reden mögen zuerst gesprochen, dann erst niedergeschrieben seyn. Wenigstens in der gegen den Timarchos hatte Demosthenes mehrere heftige Ausfälle gehört, die in unsern Exemplaren nicht mehr gelesen werden. So kam es denn, daß die Form seiner Reden keiner Trefflichkeit ermangelt, als jener tiefen Vollendung in Anlage und Ausführung, durch die Demosthenes unerreichbares Vorbild aller Zeiten wurde. Leichtigkeit und Gewandtheit, Gewicht und Erhabenheit, lichtvolle Darstellung und überraschende, schlagende Wendungen, alles was den großen Künstler beurkundet, stand ihm zu Gebot, für alles liefern seine Reden glänzende Beispiele. Die Alten preisen besonders die klare Fülle, die glückliche Entfaltung, den Nachdruck, die Keckheit und den Aufschwung, und bei großer Anmuth den Donner seines Ausdrucks (sonitus) [1]). Sie wissen nichts zu rügen, als daß er aus Mangel an strenger Schule mehr Fleisch als Muskel zeige [2]). Der gänzliche Mangel einer reiflich durchdachten und wohl ausgeführten Anlage wäre hinzuzufügen gewesen. An Schönheit und hinreißender Kraft des mündlichen Vortrags scheint Demosthenes selbst sich in Nachtheil gegen ihn gefühlt zu haben. Diese Vereinigung der seltensten, zum Theil fast entgegengesetzten Rednertugenden hätte ihn vielleicht zu gleicher Höhe mit Demosthenes gehoben, wenn dieselbe unerschütterliche Vaterlandsliebe, derselbe, eines tragischen Helden würdige, Hochsinn seinen Werken die großartige, sich überall in gleicher Schwebung bewahrende Haltung, diesen sittlichen, das Ganze erst weihenden Verband gegeben hätte, den wir bei Demosthenes als das Höchste bewundern, und ohne den die Rede sich zu gröberer oder feinerer Sophistik entwürdigt. Aeschines galt, seit er die rhodische Schule gestiftet hatte, als zweites Haupt der Sophisten nach Gorgias [3]); und er selbst zeigte einen tiefen Blick in die Natur echter Beredtsamkeit, als er erklärte, nur Grammatik könne er lehren, nicht Redekunst [4]).

Außer den drei Reden las noch Photius neun Briefe von ihm, die man, wie jene mit den Grazien, so diese mit den Musen verglich [5]). Auf uns sind zwölf Briefe unter seinem Namen gekommen, alle aus seiner Selbstverbannung, theils an Einzelne, theils an Rath und Volk nach Athen geschrieben. Ihre Unechtheit ist von den Engländern Markland, Thomas Clarke und Taylor besonders, aus historischen Gründen erwiesen; nur den dritten Brief möchte Markland retten. Vieles ist noch unbemerkt gelassen, z. B. daß Philokrates, an den zwei Schreiben gerichtet sind (erstes und sechstes), längst gestorben war, als Aeschines auswanderte. Alle sind darauf berechnet, Rührung und Theilnahme für den Flüchtling zu erregen; sie verrathen deutlich eben den sophistischen Ursprung, welchem wir die sogenannten Briefe des Phalaris, Themistokles, Sokrates u. a. zuzuschreiben von Bentley gelernt haben.

Auch als erotischer Dichter hatte Aeschines sich versucht; aber, wie er selbst andeutet, keinen Namen erlangt [6]). Nichts davon scheint ihn überlebt zu haben.

---

1) Cic. de orat., 3, 7. Christodor. Ecph., 13. Anal. 2., p. 456.
2) Quinctil., 10, 1, 77.
3) Philostr. Sophist. prooem,, p. 481. Olear.
4) Liban. vit., p. 11.
5) Phot. bibl., 61, 264 Bek.
6) Aesch. c. Timarch., §. 135, 136.

Von Aeschines' Privatleben wissen wir wenig mehr, als daß er im J. 343 mit der Tochter eines Philodemos verheirathet war, und daß diese ihm bis dahin eine Tochter und zwei Söhne geboren hatte. Er soll ein Freund des Weins, freien, frohen und freudigen Sinnes, auch so also geborner Gegensatz des Demosthenes gewesen seyn. Hier haftet kein Makel, dergleichen die Schlechtigkeit Neuerer ihm hat anspritzen wollen.

Ein schönes marmornes Brustbild [1]), in dem Landhause des Cassius gefunden, jetzt eine Zierde des Vatikans, zeigt ihn als einen athletisch kräftigen, sehr fleischigen Mann, steif durch erkünstelten Anstand, offnen, lebenslustigen und genußfähigen Angesichts ohne irgend etwas eigenthümlich hervortretendes, aber bequeme und gefällige Uebereinstimmung aller Züge, in denen die Mühen und Stürme seines Lebens keine Spur hinterlassen haben; die breite Unterlippe unedel wegwerfend. Nur das Profil von Stirn und Nase würdig und fest, die Wölbung der Augenknochen vorzüglich schön und im Aufblicke tragische Erhebung [2]).

---

1) Zuerst von E. T. Visconti im „Mus. Pio-Clement.", T. 6, Tab. 36, bekannt gemacht; wiederholt in seiner „Iconogr. Grecque.", T. 1, p. 258, Tab. 29. Das Bildniß bei Ursinus ist unecht.

2) [Hier ist der letzte Abschnitt „Literatur" weggelassen worden, da er für die Gegenwart natürlich nicht mehr ausreicht und durch neuere Werke zur Genüge ersetzt ist.]

Lateinische Anthologie [1]).

Die wichtigen Gegensätze zwischen griechischem Volksleben und römischem Staatsleben, durch den gesammten Stufengang politischer und bürgerlicher Entwicklung zur Anschauung gebracht geben sich nicht minder in den frühsten Anfängen griechischer und römischer Kunstausbildung als wesentlich und eingeboren kund. Dort bewegt sich der frohe Jugendgesang erwachender allgemeiner Menschlichkeit ungefesselt, in großen Formen, von Mund zu Mund, von Land zu Land, jedem angehörend, der ihn sich anzueignen die innere Kraft besitzt. Hier begrenzt das Dunkel priesterlicher Gewalt und die Herrscherwürde Einzelner jede ursprüngliche Regung: sie muß erst vom Staat ihre Anerkennung empfangen, der sie dann, künftiger Zeit gedenk, in Stein und Erz zu erhalten bemüht ist. So beginnt dort weitverbreitetes geistiges Streben nach Kunst und Schönheit der Darstellung Jahrhunderte vor Einführung allgemeiner Schriftzeichen: während hier von Etrurien her eine völlig ausgebildete Schriftsprache angenommen ist, ehe das Volk eine eigne Sprache, geschweige denn Sprachwerke besitzt. Darum liegen die Anfänge der griechischen Literatur, soweit wir zurückschauen können, in der Phantasie und dem Gedächtniß des Volks, eine unbegrenzte Beweglichkeit und Bildungsfähigkeit voraus verkündend: die der römischen in dem Willen priesterlicher Könige, in der starren Wandellosigkeit geheiligter Verordnungen, in verewigenden Steinplatten und Erztafeln, nicht minder bedeutungsvoll vor den Einwirkungen späterer Zeit geschützt. Nur durch die mannigfaltigsten Umgestaltungen gelangten die Homerischen Gesänge auf uns Spätlinge, während wir den Weihegesang der Arvalischen Brüder in Marmor aufbewahrt, wahrscheinlich noch in eben der Gestalt lesen, in welcher ihn die Priester des Romulus absangen. Es folgen dann von urkundlich Erhaltenem die Grabschriften der Scipionen; die des L. Cornelius Scipio Barbatus 298 Jahre vor Christus, 34 Jahre vor dem ersten punischen Krieg abgefaßt; die des Cn. Cornelius, Scipio Hispanus, mit Ennius gleichzeitig, das älteste römische Ueberbleibsel elegischen Versmaßes: also schon hier römische Sitte in griechischer Gestalt. Von dieser Zeit an verschwindet aber die Poesie mehr und mehr aus dem öffentlichen Leben: sie hört auf, italisch zu seyn, und verliert damit alles Volksmäßige. Zugleich ist die Sprache nun mündig geworden: sie hat sich eine eigne Prosa geschaffen, und diese herrscht in allem Oeffentlichen. Nur Ein Mittelglied bleibt, das sich beide Gestalten zu erhalten weiß, die Inschrift; oft zwar im strengsten prosaischen Geschäftsstyle; oft aber auch

1) [Vergl. „Leben und Briefe", S. 243.]

schon mit griechischem Namen zum Epigramm geworden, in der zierlichsten Umhüllung durch griechische Versweisen den harten Ernst der lapidarischen Prosa mildernd. Erfüllte Gelübde, Werke der Baukunst und der Skulptur, vor allem aber die schöne alte Sitte, an Grabstätten frische Lebensbilder zu knüpfen, und den Abgeschiedenen fortwährend in Beziehung zu erhalten auf die Nachbleibenden, gaben dazu so häufigen Anlaß, daß wir wenig römische Dichter kennen, die nicht auch Epigrammendichter gewesen wären, während sich unzählige innerhalb dieser Grenzen versuchten, die sich nie in weitere Gebiete hinausgewagt haben. Hierin lag aber auch der Grund, daß das Epigramm zeitig seines ursprünglichen Berufs vergaß, und unabhängig als freie Dichtung auftrat: griechische Meister waren mit ihrem Beispiel vorangegangen. Besonders in den Zeiten geistigen Verfallens war eine Form erwünscht, was sich von abgerissenen dichterischen Bildern und Gedanken Einzelnes in Einzelnen erregte, gefällig aufzunehmen und anmuthig weiter zu überliefern: sowie auch die zierlichen und sinnreichen Spiele der Steinschneidekunst durchaus in Zeiten fallen, die sich nicht mehr zu den großartigen Schöpfungen der Bildhauerei erheben können. Daher wurde denn bald ein jedes dichterische Element, das mit enger Begrenzung irgend verträglich schien, epigrammatischer Stoff: Fabel und Geschichte, Vergangenheit und Gegenwart, Ferne und Nähe, Tod und Leben, Ernst und Scherz, Weisheit und Thorheit: selbst Undichterisches täuschte in der sauber behandelten Form, und so war denn keine Gattung poetischer Behandlung unbegrenzter, fesselloser, freier von aller Theorie, da sich weder Inhalt, noch Umfang, noch Versweise vorzeichnen ließen. Am allerwenigsten, der Form wegen, von der Elegie scharf abzugrenzen, spielt es ebenso leicht in das jambische und das trochäische, in das epische und das lyrische, in das idyllische und das satirische Gedicht; ja nicht einmal der Dialog war auszuschließen. Diese Ungebundenheit setzt dann freilich den Theoristen und den systematisch abklassenden Geschichtschreiber der Poesie nicht selten in Verlegenheit: aber gerade hierin scheint auch der Grund zu liegen, daß Griechen und Römer noch in Zeiten der tiefsten künstlerischen Entartung untadeliche, ja musterhafte Epigramme aufzuweisen haben. Die zarten Wurzeln dieser Dichtungen schlangen sich durch Schutt und Trümmer, und wußten jeden noch übrigen Lebenstropfen hervorzusaugen, und zu ihrem Gedeihn zu verarbeiten. Darum sind auch die Ueberreste beider Literaturen von ihrem Beginn bis zum gänzlichen Erlöschen mit Epigrammen wie mit einem immergrünen Epheugespinst überwoben, das aber auch darin dem Epheu gleicht, daß es schmarozerartig die letzten Nahrungssäfte in sich zieht, ehe sie sich zu kräftigern Bildungen anhäufen und sammeln konnten. Hierin ist die Geschichte des griechischen und römischen Epigramms sich völlig gleich.

Der bedeutendste Unterschied zeigt sich in der Art, wie bei beiden Völkern diese anmuthigen und unschätzbaren Kleinigkeiten aufbewahrt wurden. Bei den Griechen sonderte sich bald die Thätigkeit des Dichters und des Sammlers. Sinnender Fleiß war bemüht, das Beste in dieser Art, das vereinzelt so leicht untergehn konnte, in reichlichen Blumenkränzen zu verbinden, und diesen, mit Meleager etwa 100 Jahre v. Ch. beginnenden, Anthologien verdanken wir das Meiste und Köstlichste, was wir noch von griechischen Epigrammen besitzen. Andre, vor allen der leider uns nicht erhaltene Euemerus, lasen zu besondern Zwecken zusammen, was von geschichtlicher Wichtigkeit zu seyn schien, und so ist es nicht Schuld der Griechen, wenn sich aus der Fülle

des Vorhandengewesenen doch nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil auf unsre Zeit gerettet hat.

Bei den Römern finden wir keine Spur von solcher weislich erhaltenden Vorsorge. Allerdings grub das ernste, reiche und vornehme Volk mehr in Marmor und Erz: auch fanden sich mehrere Dichter, die selbst ihre Epigrammen in besondern Werken herausgaben, wie Martialis, Ausonius, Claudianus, Ennodius, Luxorius u. a. Aber gerade diese, die die Sinndichterei zuerst und geschäftsmäßig betrieben, waren, wie bei uns derselbe Fall seyn soll, bei weitem die Unbedeutendern. Dagegen überließ man die herrlichsten einzelnen Funken hochbegabter Geister oder glücklicher Augenblicke ihrem eignen Geschick. So besitzen wir denn keine römische Blumenlese, die, wie die beiden vorhandenen griechischen, aus alten Sammlungen geschöpft, von Alten angeordnet wäre: sondern einzig dem Zufall haben wir zu danken, was sich außer den genannten Werken einzelner Epigrammatiker Schätzbares erhalten hat, und erst Neuere haben daraus, nach griechischem Vorbild, eine römische Anthologie zu gestalten begonnen.

Den ersten Grund dazu legte der große Joseph Scaliger durch seine „Catalecta veterum Poetarum", Lugd. 1573, die Friedrich Lindenbruch, Lugd. B. 1595 (1617) neu herausgab, dem Appendix Virgilii beidemal angehängt; in zwei Bücher, dem Inhalt nach vertheilt, enthalten sie etwa 250 kleine, großentheils hier zuerst herausgegebene Gedichte, ohne daß bei der Auswahl eine Epigrammenlese berücksichtigt wäre: man findet auch Oden, Elegien, ja Bruchstücke epischer, didaktischer und mimischer Poesie. Den ersten Nachtrag gab Claud. Binet, Pictav. 1579 besonders durch neu entdeckte Epigramme des Petronius, die von dieser Zeit an eine oft wiederholte eigne Sammlung, „Catalecta Petroniana", bilden: an diese schließen sich seit der von Peter Pithoeus besorgten Patissonschen Ausgabe des Petronius die „Priapeja" oder „Errores Venerei" verschiedener alten Verfasser an. Wichtiger aber um vieles waren die „Epigrammata vetera e codd. MS. et lapid. collecta", die gleichfalls Peter Pithoeus, Par. 1590 in vier Büchern bekannt machte. Sie fügten zu dem von Scaliger gegebenen eine reiche Ausbeute von bis dahin Ungedrucktem oder Uebersehenem hinzu. Ueberhaupt aber richtete sich die Thätigkeit der Alterthumsforscher anjetzt vorzugsweis auf dies Gebiet: außer den Italiänern, die zahllose Inschriften aller Art ans Licht zogen, dachten Salmasius, Caspar Barth, Thomas Muncker, Hoogstraten und Janßen von Almeloveen ernstlich auf neue Epigrammensammlungen. Niemand aber hatte einen vollständigern Apparat dazu vorbereitet, als der treffliche Nicolaus Heinsius'. Indeß unterblieb die Ausführung aller dieser Plane, bis Heinsius sämmtliche Hülfsmittel — unter diesen besonders die Copien einer von Salmasius an die pariser Bibliothek gekommenen und einer dijoner Handschrift — an Peter Burmann den Jüngeren gelangten. Mit diesen und andern bedeutenden Hülfsmitteln ausgerüstet, unternahm er seine „Anthol. vett. Latt. Epigr. et Poem.", die in Amsterdam 1759 und 1773 in zwei Quartbänden erschien, das Letzte und Vollständigste, was wir in dieser Art besitzen.

Die sämmtlichen, hier zum Theil zum ersten Mal bekannt gemachten Gedichte, 1546 an der Zahl, sind auf dreierlei Quellen zurückzuführen, auf gelegentliche Anführung alter Schriftsteller, auf alte Inschriften und auf Handschriften. Die Zahl der ersten ist bei weitem die geringere: doch besitzen wir

auf diesem Wege fast nur ausgezeichnet Vortreffliches, das überdies am seltensten Zweifel über seine Echtheit gestattet. Cicero, Varro, Suetonius, Gellius und die spätern Grammatiker haben am reichlichsten beigesteuert. — Ungleich mehr ist aus Inschriften gewonnen, vorzüglich aus Italien und aus Spanien, auch aus Ungarn, Deutschland, Frankreich und Afrika. Aber freilich ist unter diesen vieles ungewiß und verdächtig. Nicht genug, daß unzählige neuangefertigte Inschriften absichtlich als alte untergeschoben wurden: auch unverkennbar echte wurden falsch und nachlässig abgeschrieben, dann oft zerstört und zerstreut, sodaß nun jedes urkundliche Hülfsmittel zu ihrer Wiederherstellung fehlt. Aber auch umgekehrt entlehnte die neuere Zeit manche alte Inschrift zu eignem Gebrauch, sodaß wir fast ebenso oft Gefahr laufen, Altes zu verkennen, weil es uns aus jungen Quellen zufließt. S. Burm., Th. 2, S. 69, 183, 200, 201, 291 und sonst. Ebenso wenig war von dieser Seite Vollständigkeit zu erreichen: fördert doch noch jetzt fast jeder Tag so viel Neues ans Licht, daß aus den seitdem in Italien, England und Frankreich erschienenen archäologischen Werken schon wieder die wichtigsten Nachträge gegeben werden können. Am vollständigsten scheint das in Spanien nicht kärglich Vorhandene durch die sorgsamen Bereisungen des Valencianers Gregor Majansio und für Tarragona durch Joseph Finestresio von Barcelona gesammelt zu seyn. Beider verdienstvolle Nachrichten bei Burm., Th. 2, S. III—LII. — Ebenso vieles beruht auf dem Ansehen von Handschriften, besonders der in Paris und Dijon; aber auch unter diesen ist des Zweifelhaften, aller kritischen Zuverlässigkeit Ermangelnden sehr vieles. Die Handschriften selbst scheinen ohne irgend einen Plan willkürlich Zusammengerafftes, Gutes und Schlechtes, Altes und Neues aufgenommen zu haben, ohne daß sich sagen läßt, bis zu welchem Zeitalter die Sammler herab steigen wollten. Indeß sind wir von der wahren Beschaffenheit dieser Urkunden noch zu wenig unterrichtet: namentlich über die Folge der einzelnen Gedichte in ihnen wissen wir noch nichts, und doch würde schon dies zu wesentlichen Resultaten führen können. Möchten wir vor allem nur von der dijoner Handschrift, wenn sie noch vorhanden ist, so sichre Kunde erhalten, als wir durch Jacobs von der palatinischen der griechischen Anthologie besitzen. Manches müssen wir auch auf den Glauben alter Gelehrten hinnehmen, für deren Launen uns niemand bürgt. Es war leicht, hier den Kundigsten zu täuschen, weil viele echte Inschriften des 4. und 5. Jahrhunderts schlechter und uncömischer sind, als mancher Italiäner des 14., 15. und 16. sie zu machen im Stande war; und leider berechtigt die Gelehrtengeschichte dieser Zeit zu jedem solchen Argwohn. Es ist namentlich von Johann Cotta, von Sannazar, von Pontanus, von Zanchi, von Marullus u. a. bekannt genug, daß sie ebenso geneigt waren, sich Neuentdecktes, noch wenig verbreitetes Altes anzumaßen, es sich auch wohl durch willkürliche Aenderungen und Einschiebsel anzueignen, als eignes Machwerk unter einem ehrwürdigen Namen in die Welt zu schicken, und dadurch die mannigfaltigsten, oft unauflöslichen Verwirrungen zu veranlassen. Nimmt man nun noch alle die möglichen Irrungen, Mißverständnisse und Uebereilungen hinzu, die gerade bei einem solchen, aus zahllosen Einzelheiten erwachsenden Werke nie ganz zu verhüten sind; bedenkt man endlich den Geist der Zeiten, in die ein großer Theil dieser Fünde fällt, und die Eigenthümlichkeit des Italiäners, dem gerade in Sachen des Alterthums unkritische Phantasie schon so manchen schlimmen Streich gespielt hat:

so leuchtet die theilweis unvermeidliche Unzuverlässigkeit unsrer lateinischen Anthologie nicht minder ein, als das Meer von Schwierigkeiten, das der zu erschöpfen hat, der hier etwas durchaus kritisch Begründetes und Genügendes geben will. Ein jahrelanger Aufenthalt in Italien, das Burmann nie betrat, wäre die erste Bedingung. Nach den Umständen hat dieser Gelehrte dennoch viel geleistet, und unzählige Male die rechte Bahn gezeigt, auf der ihm leider noch niemand gefolgt ist. Zum Beleg sehe man seine Bemerkungen zu 1: 6, 112, 135; 2: 20, 23, 24, 93, 170, 227, 260; 3: 64, 177, 263, (dies Epigramm ist allerdings eines alten und guten Dichters würdig: aber gerade der Umstand, daß Ferret es auf einem alten Marmor gelesen zu haben vorgiebt, erregt entschiednes Mißtrauen: wie konnte dies zierliche Lob der Schönheit eines Mädchens *in eine Steinschrift* kommen?) 3: 266—68; 4: 16, 58, 59, 74, 76, 85, 95, 112, 174, 251, 276, 342; 5: 214, 215, 216 u. s. w.

Diesen ganzen Vorrath von Epigrammen und andern Gedichten hat Burmann nicht, wie Brunck die griechische Anthologie, nach ihren Verfassern, auch nicht nach der wahrscheinlichsten Zeitfolge, sondern nach der viel schwankendern und täuschendern Uebereinstimmung der Gegenstände und des Inhalts in sechs Bücher vertheilt. Das erste enthält 178 Gedichte, auf Götter und Göttinnen, Heroen und Heroinen: das zweite 268, auf berühmte geschichtliche Personen, in Glimpf und Schimpf: das dritte 293 Ortschilderungen, Beschreibungen von Bauwerken, dann Gedichte sittlichen Inhalts, Lebensweisheit und Lebensgenuß, Wein und Liebe: das vierte 406 Grabschriften, fast alle von alten Marmorn: das fünfte 219, Vermischtes, darunter besonders didaktische Stücke, Räthsel, arithmetische Aufgaben und allerlei Naturwissenschaftliches: das sechste die 87 Priapeja, das bisher ungedruckte Büchlein des Luxorius, 83 Epigrammen enthaltend, 11 größtentheils epithalamische Gedichte verschiedener Verfasser, und das dem Valerius Cato beigelegte Verwünschungsgedicht. Bei jedem sind mit preiswürdiger Genauigkeit die Quellen und die verschiedenen Lesarten angegeben.

Daß unter diesen Gedichten die aus Steinschriften gewonnenen alle ohne die Namen ihrer Urheber sind, bedarf kaum der Erwähnung: aber auch von den übrigen ist die größere Hälfte namenlos, wenn sich auch aus Inhalt und Sprache hie und da das Zeitalter mit mehr oder mindrer Bestimmtheit vermuthen läßt. Genannt sind von anderweitig bekannten Verfassern folgende, die wir in chronologischer Ordnung hersetzen. Näbius, Ennius, Plautus, Porcius, Licinius, Pacuvius, Valerius Aedituus, Lucilius, Valerius Cato, Q. Valerius Soranus, L. Manilius, M. Terentius Varro, Q. Lutatius Catulus, Laberius, P. Syrus, L. Pomponius, M. und Q. Cicero, Tullius Laurea, Julius Cäsar, Catullus, C. Licinius Calvus, M. Furius Bibaculus, C. Helvius Cinna, Varro Atacinus, Octavianus Augustus Imp., Mäcenas, Virgilius, Cassius Parmensis, Asinius Gallus, C. Abronius Silo, Tibullus, Cn. Mattius, Germanicus Cäs., Pedo Albinovanus, Domitius Marsus, Corn. Severus, Lucilius jun., L. Annäus Seneca, Volcatius Sedigitus, Nero Imp., Petronius, A. Septimius Serenus, Virginius Rufus, Plinius jun., Sentius Augurinus, Sulpicia, Martialis, Adrianus Imp., Julius Florus, Apulejus, Gallienus Imp., Solinus, Publilius Optatianus Porphyrius, Citerius Sidonius, Ausonius, Symmachus, Claudianus, Rufus Festus Avienus, Turcius Rufus Apronianus, Boethius, Eucheria, Alcimus

Avitus, Phocas, Priscianus, Luxorius, Beda und Gerbert, nachmals Papst Sylvester II. ums Jahr 1000. Unbestimmter ist die Zeit der übrigen, die nach dem Alphabet folgen mögen: Ablavius, Alanus, Alcinous, Alfius Avitus, Coronatus, Donatus, Etemundis, Evantius, Eurialus, Eusebius, Flav. Felix, Florentinus, Floridus, Lätus Avianus, Lindinus, Mavortius, Modestinus, Modestus, Pentadius, Petronius Afranius, Petrus Referendarius, Ponnanus, Porphyrius, Puler Puppius, Regianus, Reposianus, Aurel. Romulus, Rufinus, Flav. Sisebutus, Sulpicius Apollinaris, Sulpic. Lupercus Servastus, Symposius (vielleicht Eine Person mit Lactantius), Tuccianus, Valerianus, Valerius Probus, Vincentius, und endlich die immer gemeinsam zu zwölfen anrückenden, immer dasselbe Thema zwölffach variirenden zwölf Scholastiker: Asclepiadius, Asmenus, Basilius, Euphorbus, Eusthenius, Hilasius, Julianus, Maximianus, Palladius, Pompejanus. Vitalis und Vomanus, s. 2: 158, 195, 197, 198; 3: 75; 5: 2, 17, 29, 52, 89, 101. Doch ist hiebei nie zu vergessen, daß mancher jener erstgenannten großen Namen bei einer strengen Prüfung als nachgefälscht wieder verschwinden dürfte; während unter den herrenlosen Gedichten viele von solcher Vortrefflichkeit sind, daß sich die ersten Meister ihrer nicht zu schämen brauchten. Gerade dieser ebenso wichtige, als schwierige Theil der Kritik liegt noch ganz unangerührt.

Wieweit man nun aber auch die Grenzen des Epigramms auszudehnen geneigt sey, eine bedeutende Zahl der in der „Anthol. Lat." befaßten Poesien wird niemand auch in die lockerste Begrenzung zu zwängen vermögen. Zum Theil werden die Grenzbestimmungen immer schwankend bleiben, denn durch die mechanische Abmessung der Länge des Gedichts wird nichts erreicht: die mit Recht gepriesene Grabschrift des Luccejus, 4, 13, auf einem vaticanischen Marmor, ist 46, die nicht minder schöne der Aconia Fabia Paulina, 4, 201, auf einem capitolinischen, 58 Verse lang, und wer will es diesen absprechen, Epigramme zu seyn? Dasselbe gilt von manchen kleinen hexametrischen Gedichten, die ganz in die Weise der idyllischen Erzählungen des Bion hineinspielen, wie 1: 30, 31, 146, 170; 3: 276. Man hat gleichwohl kein Recht, sie auszuschließen. Dagegen ist manches in die Burmannsche Sammlung gerathen, was sich mit Fug, als nicht hinein gehörig, herausweisen läßt, und bei künftigen Ausgaben nicht wieder aufgenommen werden darf. Dahin gehören vor allem Bruchstücke aus ganz fremdartigen Dichterwerken, aus den Mimen des Laberius, P. Syrus und Mattius, 2: 212; 3: 101, 102, 132, 189, den Eumeniden des Varro, 1: 54, einer Tragödie des Pomponius Secundus, 1: 75 und einer ohnehin untergeschobenen Uebersetzung des Apulejus aus Menander, 3: 231, aus den jambischen Geschichten der Sulpicia und des Volcatius Sedigitus, 2: 223; 3, 251, aus den didaktischen des Ennius, Varro Atacinus, Germanicus, Solinus, 3: 135; 5: 48, 51, 113, und den epischen des Pedo Albinovanus, des Nero und eines Ungenannten, 2: 121; 3: 8, 9. Ebenso wenig erwartet man hier vollständig oder großentheils erhaltene epische Erzählungen wie des Corn. Severus Cicero, Mavortius Urtheil des Paris, Reposianus Mars und Venus, Beda Lob des Kukuks, Avienus an den Murmecius, und die unbenannnten vom Achilles unter Lycomedes Töchtern, von der Dido, über die Aeneide, an den Senarius, 2, 155; 1, 147; 1, 72; 5, 70; 3, 58; 1, 89, 173; 2, 184; 2, 133, ebenso wenig die Elegien auf

Mäcenas Krankheit und Tod, auf Messala, auf Mänius Brudermord, auf Roms Verfall, auf die Hoffnung, auf das zu reich geschmückte Mädchen, auf die Rose, von den Thierstimmen, auf die Nachtigall, des Avienus vuo den Sirenen, des Sulpicius Servastus von der Begehrlichkeit, des Rufinus auf den Amor, die des Pentadius und der Eucheria: 2: 119, 120, 122, 131; 3: 5, 82, 275, 292; 5: 143, 149; 1: 169; 3: 74, 89, 105[illegible]; 5: 133, ebenso wenig die didaktischen Gedichte astronomischen und mathematischen Inhalts im fünften Buch, oder das vom braven Mann, 5: 141, oder die Epithalamien am Ende des sechsten Buches, oder die Dirä ebendaselbst, oder die Copa, 3: 293, oder die schlechten, dem Horatius nachgestümperten Oden, 2: 17, 153, 186; 3: 90, 97, 104, 167 und manches bei Luporius. Am allerwenigsten aber die elenden Spielereien, mit denen sich scholastische Langeweile besonders am Virgilius versündigt hat, die Summarien zu seinen Werken, 2: 188 ff., die „Themata Virgiliana", 1, 174 ff., und die Virgilischen Centonen, 1: 14, 45, 168, 170—72; 2: 180; 3: 81, Lupor. 84, die in dem fünfthalbhundert Hexameter langen Drama Medea, 1: 178, den Gipfel der Widerlichkeit erreichen. Die Spielereien mit Ovidischen Versen, 1: 112; 5: 52 ff. sind um nichts erträglicher. Von diesen also, und noch von manchen andern muß die „Anthol. Lat." gereinigt werden, wie Brunck's Analekten durch Jacobs gereinigt sind, bevor wir eine echte römische Epigrammenlese erhalten können. Manches davon hat Wernsdorf mit Recht, aber ohne festen Plan, in seine kleinern lateinischen Dichter aufgenommen: es gehört aber dieß sehr verschiedenartigen Sammlungen an, und darin, daß wir zu diesen auch noch nicht die Aussicht haben, liegt eine triftige Entschuldigung für Burmann's Zusammenwerfen so verschiedenartiger Elemente. Auch das Bemühen, an Vollständigkeit den Sammlungen Scaliger's und Pithöus' nicht nachzustehen und beide entbehrlich zu machen, scheint Einfluß gehabt zu haben. Dagegen ist es durchaus nicht gutzuheißen, daß Burmann alle *christlichen Epigrammen* rein ausgeschlossen hat; T. 2, p. 624. Denn gesetzt auch, sie ermangelten jedes dichterischen, sprachlichen und geschichtlichen Werthes, was doch zu glauben schwer hält: so sind sie doch selbst geschichtliche Thatsachen, und zur Charakteristik ihrer Zeit, ja zur Geschichte des Epigramms ebenso unentbehrlich, als in der „Anthol. Palat." die des Gregorius von Nazianz.

Fassen wir nun unter Einen Ueberblick zusammen, was unbestreitbar dem Gebiete des Epigramms angehört, so finden wir in dem Vorhandenen einen Zeitraum von mehr als 1200 Jahren umgrenzt, und zugleich so ausgefüllt, daß bis zum 6. Jahrh. nach Chr. vielleicht kein Menschenalter ohne irgend ein poetisches Denkmal geblieben ist. So liegt der ganze Bildungskreis der römischen Sprache und Verskunst in diesem großen Epigrammenkranze, der nicht minder die Umgestaltungen der römischen Gesinnung im Freistaat und unter den Kaisern durch redende Zeugnisse belegt; hierin der griechischen Anthologie durchaus vergleichbar. Hieraus ergiebt sich aber auch, wie unsicher alle kritische Behandlung dieser Dichterwerke bleiben muß, so lange nicht von einem jeden das Zeitalter ausgemittelt ist. Hat das aber schon bei größern Werken nicht selten unüberwindliche Schwierigkeiten: so zeigt sich bei diesen engbegrenzten Ueberresten, die zum Theil durch Nachbildung älterer Muster gefährlich täuschen, oft die entschiedenste Unmöglichkeit. Auch hiebei wäre indeß von eigner Ansicht der auf Steinen erhaltenen Epigramme viel

zu hoffen: diese würden dann wahrscheinlich für viele, auf andern Wegen zu uns gekommene, als Normen benutzt werden können.

Schon in den verschiedenen Gestaltungen der Versweisen zeigen sich die abweichendsten Zeitalter. Allerdings herrscht, wie im griechischen Epigramm, das Distichon und der Hexameter überwiegend vor. Doch finden wir daneben manche Versart für diese Gattung benutzt und verbreitet, die von den Griechen gar nicht oder doch sehr selten angewandt wurden. Wir zählen dazu nicht Ausgeburten in ungemischten Pentametern, wie 2: 99 und mit der liederlichsten Ungebundenheit in der Behandlung des Fünffüßlers, 4: 56, dergleichen auch Ausonius, „Sent. sept. sapient.“ und „Epitaph. Ariadnes“, und Martianus Capella, 9, S. 307 Grot. versucht haben: von Griechen Philippus von Thessalonich, 4, und Heliodorus 2, 2, S. 109 Coray; auch nicht die sonderbarsten und regellosesten Mischungen des Pentameter mit dem Hexameter: besonders unter den Grabschriften, wie 4: 25, 155, 164, 166, 189, 213, 214, 227, 261, 264, 267, 275, 287, 316, 364, 394, 395, von welcherlei Unnatur auch Jacobs griechische Beispiele, gleichfalls lauter Epitaphien, zu den bei Brunck schon vorhandenen gegeben hat, Th. 13, S. 759, 763, 770, 793, 797, 819. Doch möchten diese alle nicht sowohl der Barbarei des Zeitalters, als der beschränkten poetischen Einsicht ihrer Urheber zuzuschreiben seyn, wofür auch das spricht, daß diese verwahrlosten Gedichte ohne Ausnahme wirkliche Inschriften sind. Bei einigen haben aber auch die Verfasser mit sichtbarer Absicht neue, an sich nicht verwerfliche Gesetze für die Verbindung beider Versarten geschaffen, z. B. 4: 102, 118, 271 (ganz ebenso in der griech. Anthol. Epigr. adesp. 721) und 340. — Als eigenthümlich im römischen Epigramm ist dagegen der häufige und frühe Gebrauch des phaläcischen Hendekasylbabus zu betrachten, der vom Varro und Catullus eingeführt zu seyn scheint, und besonders bei Gedichten leichtern Inhalts, sowohl bei erotischen, als bei Spottgedichten, mit Glück angewendet ist. Die „Anthol. Lat.“ hat gegen hundert Beispiele davon. — Gleichfalls in frühe Zeit fällt der Gebrauch trochäischer Tetrameter nach Archilochus' und Solon's Beispiel: er war, wie es scheint, herkömmlich bei poetischen Pasquillen und persönlichen Angriffen, daher auch bei den Spottversen der Soldaten auf die Triumphatoren, so 2: 58, 59, 60, 61, 127, vergl. Bernstein, „de antiq. Rom. milit. in duces triumph. jocos versusque satir. faciendi licentia“, Jen. 1810. Aber ebenso früh wußte er auch seinen feierlichen Prachtschritt geltend zu machen, in den Versen des Porcius Licinius und des Varro, 2: 215; 3: 100. Trochäische Dimeter von der leichtesten Bewegung finden wir nur in den Neckereien des Kaiser Adrianus mit dem Julius Florus, 2: 97, 98. — Desto vielartiger hat sich der Jambus auch für das Epigramm ausgebildet, obgleich es sich in dieser Gestalt oftmals dem lyrischen Gedichte so stark annähert, daß Zweifel über die Abgrenzung entstehen können: vorherrschend ist der akatalektische Trimeter, oft mit der Nachlässigkeit der römischen Komiker, nicht selten aber auch mit Archilochischer Reinheit und Zierlichkeit behandelt: der Choliambus kommt vor, aber nicht häufig, 2: 126, 242; 3: 127 und mehrmals in den Priapejen: er bleibt dem ihm einmal aufgeprägten Charakter überall treu. Mit jambischen Dimetern in Epodenform abwechselnd erscheint der Trimeter Einmal, in dem genialen Schmähgedicht auf den Kinäden Lucius, einer echten Epode, gewiß aus der bessern Zeit, 2: 246. Einmal katalektisch, 2, 78, ein Paarmal der

akatalektische Dimeter, 2: 96, 267; 3: 239. Einmal dieser mit der daktylischen Penthemimeris zum Elegiambus verbunden, Luxor. 6. Ebenso vereinzelt sind die Versuche in Anacreontischen Maßen, 3: 212; 4: 399, Luxor. 11, 22, in ithyphallischen, 1: 19, in choriambischen Tetrametern, 1, 27. Herm. „Element. metr.“, p. 366, in priapeischen Versen, Priap. 86, 87, in glykonischen, Luxor. 9, und mit pherekratischen wechselnd, 3: 149, in anapästischen Dimetern 5: 50, Luxor. 12, 35, 66, und in etwas rohen Parömiakern, 4: 257, in wirbelnden Galliamben endlich zwei unschätzbare, aber wahrscheinlich fragmentarische Gedichtchen des Varro und des Mäcenas, 1: 53, 54, die sich der Schönheit ihrer Rhythmen nach mit Catullus' Atys messen können. Vor allen erwünscht wären Denkmale von altitalischen Versmaßen gewesen: aber hier sind wir sehr leer ausgegangen: nur hie und da regt sich etwas von Saturnischer Weise, aber außer 2: 2, 42, 43, 218, 219 wagen wir nichts hieher zu ziehen. Anderes, wie 2: 108; 3: 219, 232; 4: 38, 43, 279, 398 trägt mehr die Spuren unverständlicher Willkühr, als unbekannter, altehrwürdiger Art an sich. Im Ganzen aber sieht man nirgend einleuchtender, als in diesen Epigrammen, wie tief die künstlerische Ausbildung der römischen Verskunst unter der der griechischen geblieben ist. Allerdings ist aus dem Augusteischen Zeitalter manches auch der metrischen Form nach klassisches darunter: aber dies sind vereinzelte, seltene Lichtblicke, während wir in der griechischen Anthologie durchweg Muster für metrische Behandlung finden, und durch Unvollkommenheiten von dieser Seite ebenso überrascht werden, wie in der römischen Sammlung von selten hervorbrechenden Trefflichkeiten.

Dieser beständige Kampf mit der Form mag uns bei der römischen Anthologie vor mancher künstlichen Spielerei bewahrt haben, dergleichen bei den Griechen mehr gefunden wird. Das Vorhandene beschränkt sich so ziemlich auf Schlangenverse (versus serpentini, ophites oder reciproci. Burm. T. 1, p. 558. Wernsd. Poet. Lat. Min., T. 3, p. 257), in denen die letzte Hälfte des Pentameters genau die Penthemimeris des vorhergehenden Hexameters wiederholt, 1: 139; 3: 86, 105; 4: 250; 5: 69, und auf Krebsverse (versus anacyclici, palindromi, retrogradi, auch diabolici. Burm., T. 1, p. 542. Wernsd. P. L. M., T. 2, p. 370. Jacobs Anthol., T. 10, p. 129 und 13, p. 924), die dem Sinn und dem Versbau unbeschadet rückwärts wie vorwärts gelesen werden können, 3: 89, in deren ersten besonders Pentadius gewandt war. Mit Unrecht ausgeschlossen hat Burmann die drei Epigrammata figurata des Publilius Optatianus Porphyrius, den Pythischen Altar, die Syrinx und das Organon (bei Wernsd., Th. 2, S. 379 ff.). Nachahmungen der bekannten Spiele unter Theokritus, Simmias, Dosiades und Besantinus Namen.

Den vollen Werth für die Geschichte der lateinischen Sprache kann die Epigrammenlese erst dann erreichen, wenn alle Inschriften mit der erforderlichen diplomatischen Treue abgeschrieben sind. Dann kann besonders für Rechtschreibung viel daraus gewonnen werden. Aber auch schon jetzt hat das Vorhandene besonders für Erweiterung unserer Kenntniß vom römischen Sprachschatz, seinem Wörterreichthum und seiner Bildungsfähigkeit dankenswerthe Ausbeute gegeben, obgleich auch hierin künftigen Lexikographen noch manches übrig geblieben ist. Ueberhaupt ist ein jedes solches Denkmal des Alterthums unerschöpflich, weil sich die Grenzen der Combinationsgabe nie bestimmen und abschließen lassen.

Entschiedener noch ist die geschichtliche Wichtigkeit der lateinischen Anthologie. Sie berührt und erhellt manche Begebenheit, und stellt manche neue Thatsache auf. Besonders aber giebt sie durch den reichen Vorrath von Grabschriften die zahlreichsten Beiträge für römische Familiengeschichte und zur klaren Anschauung des häuslichen Lebens. Namentlich über den großen Einfluß der Freigelaßnen im Innern der Familien giebt kein Historiker so vielen und beurkundeten Aufschluß als die Reihe der hieher gehörigen Epitaphien, 4: 335—398. Eine andre Reihe, 3: 1—50, ist ebenso bedeutend für die Städtegeschichte, und durch die drei ersten Bücher Zerstreutes für Archäologie der bildenden Künste, das eben die Benutzung verdient, welche die neuesten Herausgeber von Winkelmann's Kunstgeschichte von ähnlichen Epigrammen der griechischen Anthologie gemacht haben. Für römische Sittengeschichte endlich giebt es wenig ergiebigere Quellen als diese, aus der sich alle Seiten des römischen Lebens lebendig zurückspiegeln.

Ueber den dichterischen Werth der Sammlung ein genügendes und erschöpfendes Urtheil auszusprechen, ist unmöglich: hier würde jedes Epigramm einzeln und von den übrigen unabhängig zu würdigen seyn. Viele sind von großer Vortrefflichkeit und wahre Zierden der römischen Poesie; die meisten Mittelgut, aber freilich auch eine bedeutende Zahl ohne Geist und ohne Form. Hier kam die Sprache nicht zu Hülfe wie bei den griechischen Epigrammatikern, bei denen doch immer der Stoff, in dem mitunter auch recht ungeschickte Hände wühlen, rein und edel bleibt, sodaß er oft den Verarbeiter über sich selbst erhebt, und an seiner Statt dichtet. Diesen Zauber hat die lateinische Sprache nie erlangen können, und so steht denn das Schlechtgedachte alsbald in seiner nackten Armseligkeit da. Unverdienten Ueberschätzungen ist allerdings dadurch entgegen gearbeitet.

Viele Epigrammen sind griechischen Mustern nachgebildet, obgleich man bei andern zu der entgegenstehenden Vermuthung veranlaßt werden, und das Lateinische als das Vorbild betrachten könnte, z. B. 1: 42 und 103. Verhältnißmäßig ist jedoch die Zahl des aus dem Griechischen Entlehnten, soviel wir vergleichen können, nicht gar groß.

Vor den übrigen gelungen erscheinen uns die römischen Grabschriften. Allerdings sind gerade unter diesen die leersten, am wenigsten dichterischen, von Seiten der metrischen Ausführung am meisten verwahrlosten; auch ist eine ziemliche Anzahl arg verstümmelt, und eins und das andre noch nicht einmal vollständig bekannt, z. B. ein von Shaw in Afrika gefundenes, 4: 318, und ein andres das Paciaudi auf einem griechischen Anaglyph entdeckte, 4: 329. Dagegen aber redet in andern das Gefühl freier und wahrhafter, wo ein wirklicher Schmerz die Worte gab, und der männliche Ernst, der hier geziemt, war dem Römer natürlicher. Die griechischen Epitaphien sind meistens sinnreicher, und spielen uns anmuthig hinweg über Tod und Grab, oder sie schmelzen in der weichsten Wehmuth hin: die römischen sind tiefer gefühlt, und fassen fest und streng ins Auge, was der Grieche verhüllte. — Desto weniger können neben den griechischen die erotischen Epigramme der Römer gefallen: von dem Feuer, das in den Elegien des Tibullus und Propertius glüht, findet man kaum einzelne Funken wieder. Die sittenlosesten, in denen wenigstens eine Art von Kraft gezeigt werden konnte, sind immer noch die besten, daher den Priapejen durchweg der Vorzug vor den übrigen dieser Gattung zugesprochen werden muß. Sie sind meistens keck, entschieden und eigen-

thümlich durch ausgelaßnen Muthwillen. Aber wo Zartheit und Anmuth erstrebt wurde, da machte die Sprache und der sie beseelende Geist Hinderungen, die der Einzelne, zumal in diesem engen Raume, selten zu überwinden vermochte. Als das reizendste von allen hat schon Ruhnken zum Rutil. Lupus S. 258 die Rückkehr des epischen Sängers zum Liebesgedicht, 3: 192, anerkannt. Besser kleidet den römischen Epigrammatiker das sententiöse Gewicht des Sittenspruches: und wo Begebenheiten oder Helden der römischen Vorzeit den Stoff gaben, ist die Ausführung oft sehr edel und angemessen. Während der Gelehrte vor allem Vollständigkeit fodern muß, wäre es für die größere Zahl gebildeter Freunde des Alterthums sehr wünschenswerth, daß vorläufig in geschmackvoller Auswahl eine Sammlung des Schönsten, Bedeutendsten und Eigenthümlichsten aus allen Gattungen veranstaltet, und dadurch wieder einige Aufmerksamkeit auf diese fast vergessenen Denkmale gewendet werden möchte. Die griechische Anthologie ist seit Brunck und Jacobs ganz eigentlich der Tummelplatz geworden, auf dem jeder seine kritische Kraft und Gewandtheit üben will. Um die römische, die nicht weniger Anlaß dazu bietet, hat seit Burmann kaum einer und der andere sich bemüht; niemand daran gedacht, ihr einen verhältnißmäßigen Aufwand von Kraft und Zeit zu widmen. — Sie verdient es, daß auch ihr ein Jacobs zu Theil werde! —

Aus der Acht gelassen sind sowohl von Burmann, als von Johann Schrader, der dem zweiten Bande der Anthologie eine reichhaltige Epistola critica beigegeben hat, Varianten zu mehren Epigrammen, — besonders zu denen der 12 Scholastiker — die ein ungenannter französischer Gelehrter, nebst Lesarten zu des Cornelius Severus Aetna, des Lactantius Phönix, den Räthseln des Symposius und der Periegesis des Priscianus, aus einem St. Galler, einem schwedischen (Codex Suecicus) und einem Thuanischen Manuscript ausgezeichnet, und Joh. Ernst Imman. Walch, „Acta Soc. Latin Jenens", 1756, Vol. V, p. 1—23 mitgetheilt hat. Auch Wernsdorf in den kleineren lateinischen Dichtern hat von diesen, zum Theil schätzbaren Beiträgen, keinen Gebrauch gemacht. Vergl. Fabric. Bibl. Lat., T. 3, p. 241, 266. Saxe Onom., T. 1, p. XXVII.

[Zur Geschichte der griechischen Erotiker und Epistolographen.]

Antiphanes von Berga,

Einer der vielen, die nach Alexander's des Großen indischen Feldzügen von unglaublichen Dingen, ἄπιστα, schrieben. Antiphanes erzählte, wahrscheinlich in der Gestalt einer Reisebeschreibung, Unglaublichkeiten von Ländern und Völkern, und wurde besonders von Strabo 1, 3, p. 47; 2, 3, p. 102 mit Pytheas und Euemerus, als Aufschneider in diesem Gebiet bezeichnet. Er trieb dies Geschäft so arg, daß nicht nur der fabelnde Antonius Diogenes aus ihm das Meiste für seine Reisemährchen entlehnte, wodurch Antiphanes eigentlicher Vater der griechischen Erotiker wurde, sondern daß auch seine Landsleute durch ihn in den bösesten Leumund kamen. Denn nach Stephanus von Byzanz (v. *Βέργη*, p. 159) hieß von ihm *Βεργαΐζειν*: kein wahres Wort reden. Da Strabo ihn immer nach Euemerus nennt, Eratosthenes von Kyrene ihn aber schon als unzuverlässig und lügenhaft kannte: so dürfen wir seine Lebenszeit mit Sicherheit zwischen 300 und 240 vor Chr. setzen. Er ist nicht mit dem gleichnamigen Komiker, um 400 vor Chr., zu verwechseln [1]).

Antonius Diogenes,

Verfasser einer Erzählung von der Liebe des Dinias und der Dercyllis in 24 Büchern (*τὰ ὑπὲρ Θούλην ἄπιστα*), von denen Photius in seiner „Biblotheca", Cod. 166, p. 364 sq. Hoeschel., eine vollständige Inhaltsübersicht gegeben hat. So viel sich daraus ergiebt, war das Ganze eine Reisebeschreibung durch die fernsten fabelhaften Theile des Erdkreises, belebt durch die daran geknüpften Schicksale der Liebenden, welche ein ägyptischer Magus mit Zauberkünsten verfolgend, von Land zu Land treibt, bis die Treue siegt, und durch ein Wunder, wie Fortunats Wünschhütlein, die langen Irrfahrten in Tyrus ihr Ziel finden.

Lebendige Phantasie, ein unendlicher Reichthum verschiedenartiger Lagen und Zustände, vor allem aber Anhäufung alles Seltsamen, was von unbekannten Gegenden in Osten und Norden, besonders von der Insel Thule, gefabelt war, scheinen dies Werk ausgezeichnet, und es zur Fundgrube für

1) Fabric. B. Gr., T. 1, p. 196; 2, p. 419; 8, p. 157. Casaub. zu Strab., T. 1, p. 196 Almelov. Pineda zu Steph. Byz., p. 754 sq. Schweigh. zu Polyb. 33, 12, 10, T. 8, p. 99, 109. Scymn. 657.

alle spätere Erotiker gemacht zu haben. Da wir wissen, daß Antonius überall mit Anführung der Quellen, aus denen er seine Unglaublichkeiten schöpfte, erzählt hat, so läßt sich von seiner Art und Kunst keine sonderliche Meinung fassen, und begreift sichs, warum sich nur die aus dem seinigen hervorgegangenen erotischen Bücher erhalten haben. Sein Hauptgewährsmann war der als ausgemachter Lügner berüchtigte Reisebeschreiber Antiphanes von Berga. Darstellung von Seelenzuständen scheint nicht seine Sache gewesen zu seyn.

Des Antonius Zeitalter wußte Photius schon nicht mehr: er glaubt, man könne es bald nach Alexander dem Großen setzen. Aber es leuchtet ein, daß der würdige Patriarch eine Dichtereinkleidung in der Einleitung zu ernstlich als historischen Bericht genommen hat. Dort heißt es, Alexander habe bei der Eroberung von Tyrus diese Wundergeschichte im Grabe des Dinias, von Erasinides dem Athener auf Cypressentafeln aufgezeichnet, gefunden, und Antonius habe sie von diesen abgeschrieben und bekannt gemacht. Hieraus sieht man zugleich, wodurch Longus und Achilles Tatius zu ihren Eingängen veranlaßt sind. — Aus dem Namen des Antonius vielmehr, aus dem gänzlichen Schweigen über ihn bei allen Schriftstellern vor Porphyrius (gegen 300), während nach Photius sämmtliche spätere Erotiker aus ihm schöpften, aus dem Umfang seiner Erdkunde und aus seiner Art, das ägyptische Zauberwesen darzustellen, da wir leider den sichersten Schluß aus seiner Sprache nicht mehr machen können, läßt sich mit großer Wahrscheinlichkeit ein bedeutend späteres Zeitalter vermuthen. Schwankt dies allerdings immer noch durch die ersten drei Jahrhunderte nach Christus, so bleibt doch die letztere Hälfte dieses Zeitraums die glaubhaftere [1]).

Achilles Tatius,

(bei Suidas und Eudokia Στάτιος) alexandrinischer Lehrer der Redekunst, von ungewissem Zeitalter, im spätern Alter Christ, endlich Bischof: Verfasser der 8 Bücher von Klitophon's und Leukippe's Liebe, einer mathematischen Schrift über die Sphäre, eines etymologischen Werkes und einer geschichtlichen Sammlung, Nachrichten von ausgezeichneten Männern enthaltend. Seine etymologischen und geschichtlichen Arbeiten sind nicht auf unsre Zeit gekommen: auch aus seiner Sphäre nur ein unvollkommner Auszug, der sich als Einleitung zu Aratus „Phaenomena“ ankündigt, aber, wie wir ihn besitzen, eines wissenschaftlichen und geschichtlichen Werthes ermangelt [2]), ein Paar uns hier erhaltene Bruchstücke älterer Schriftsteller ausgenommen. Allein seine Liebesgeschichte ist uns vollständig erhalten.

Wie in den übrigen erotischen Erzählungen der spätern Griechen wird auch in dieser ein liebendes Paar, vom ersten Erwachen gegenseitiger Neigung an, durch mannichfache Trennungen, Fährlichkeiten und Versuchungen auf vielfach verschlungenen Wegen endlich glücklich in den Hafen der Ehe geführt. Antonius Diogenes hatte in einem großen Werk, voll von Wundern und Abenteuern, das erste Beispiel gegeben. Heliodorus von Emesa ließ das Wahrscheinliche an die Stelle des mährchenhaft Unglaublichen treten, mögliche

1) Untersuchungen über sein Alter: Vavassor de ludicra dict., p. 148, dem Bayle Diction. v. Antoine, T. 1, p. 247 leichtsinnig widerspricht, und Manso verm. Schr. Th. 2, S. 287 fg. Fabr. B. Gr., T. 1, p. 196; T. 8, p. 157.

2) Montucla Hist. des Mathem., T. 1, p. 317.

Verhältnisse des Lebens an die Stelle kecker Erdichtung, und ein mehr begrenzter Umfang gewährte leichtere Uebersicht über das Ganze. Ihm folgte auch Achilles. Alle seine Erzählungen sind an sich nicht unmöglich, und erst ihre Zusammenreihung erregt das Gefühl des Wunderbaren. Entführung, Meerfahrt, Schiffbruch, Land- und Seeräuber, Krieg, Giftmischerei, Knechtschaft und drohender Opfertod sind nur Vorspiele, die erste Hälfte des Buchs hindurch. Hat die physische Welt alle Schreckniſse vergebens aufgeboten, ein Band zu zerreißen, für dessen Bestehen sich ahndungsvolle Träume und Götterſprüche verpfändet haben: so beginnen gefahrvollere Kämpfe mit Anfechtungen des sittlichen Menschen: Lockungen und Drohungen wetteifern, die Liebe und Treue der bisher Siegreichen wanken zu machen. Hiebei ist es bezeichnend für unsern Erzähler, daß er als letzte und höchste aller Gefahren die Verwicklung in einen Rechtshandel und in die Schlingen spitzfündiger Redekünstler bis ans Ende aufspart: ja, mit aller seiner Unschuld wäre hier der Angeklagte schwerlich gerettet, — wenn nicht eine höhere Fügung, alle Netze und Knoten zerhauend, dazwischen getreten wäre. Nun hat erst die Liebe ihre unsterbliche Natur bewährt, und reichliche Dichtergerechtigkeit wird geübt, im Strafen wie im Belohnen. In diesem gesteigerten Fortschreiten der Begebenheiten ist zweckmäßig geordneter Plan nicht zu verkennen: aber auch hierin allein zeigt er sich lobenswerth. Ein innigerer nothwendiger Zusammenhang der Theile wird vergebens gesucht: und vieles selbst ist im höchsten Grade ungeschickt und widersinnig angelegt. Dahin gehört der dem Longus unglücklich nachgeahmte Eingang, und der lykophronische Gedanke, die ganze Geschichte von Anfang bis zu Ende den Klitophon ohne Unterbrechung einer ihm und uns völlig gleichgültigen Person hererzählen zu lassen. Im Fortgange der Ereigniſse zeigen sich besonders zwei so schlecht verkleisterte Uebergangspunkte, daß diese allein die Unfähigkeit des Achilles zu einer wahrhaft dichterischen, ja zu einer bloß verständigen Anlage darthun würden. Wir meinen alles, was zwischen der Entführung von Klitophon's vorbestimmter Braut Kalligone und seiner Flucht mit Leukippe sich begiebt: (2, 18—31). Denn dem natürlichen Gange der Dinge nach mußte die Verwicklung sich da von selbst lösen, wo sie nun eigentlich erst beginnt. Ebenso unbegreiflich in sich ist die Scheinvermählung zwischen Klitophon und Melitte (5, 12 ff.), ohne die freilich die letzten 4 Bücher überall nicht geschrieben werden konnten. So gewinnt man bald die Ueberzeugung, daß Achilles sich selbst alles gestattete, was zur künstlichsten Schürzung des Knotens beitragen, und verwunderliche Wirkung erregen konnte. Während er also bis zum Ende alles aufbietet, was die Liebenden trennen kann: ist diesen dagegen jegliches erlaubt, was zu ihrer Wiedervereinigung helfen mag. Betrug, Lüge und Meineid steht da als makellos reine Handlung, sobald sie zu diesem Ziel zu führen scheinen; und Klitophon trägt nicht länger Bedenken, in Melitte's verbrecherische Wünsche, schon nach ihres rechtmäßigen Gatten Heimkehr, einzuwilligen, weil er dadurch seine Geliebte am schnellsten wieder zu gewinnen hofft (5, 27). Ja, durch ein schändliches Sophisma wird am Ende etwas nie zu Rechtfertigendes verhüllt, und das entscheidende Gottesurtheil zum frechsten Gaukelspiel gemacht (8, 11. 14). So wenig der Gedanke an sich zu verwerfen gewesen wäre, die strengsten Gesetze der Sittlichkeit als ausgeglichen mit der Liebe darzustellen: so unsittlich und undichterisch ist der Sieg, den diese über jene davon trägt, während alle übrige menschliche und bürgerliche Ordnung ihren gewohnten Gang daneben

fortsetzt. Dieses Gefühl widriger Inconsequenz, da sich zwei verschiedene Welten überall kreuzen, wird erhöht durch die klägliche Gestalt, in der der Held der Erzählung sich in allen entscheidenden Augenblicken zeigt. Feigheit und Unentschlossenheit bilden sein Wesen, sodaß keine seiner Handlungen ihm selbst gehört. Leukippe ist dagegen in möglichst hellem Lichte gehalten, ja sie wird gelegentlich bis zur Selbstverläugnung und Todesverachtung einer Glaubensheldin hinaufgeschraubt (6, 21. 22). Folgerechte Charakterzeichnung findet sich ebenso wenig bei den Hauptgestalten, wie bei den Nebenfiguren. Man sieht sich unter willkührlich aufgeschminkten Menschenlarven, die wie Menschen reden und thun, aber jeder Eigenthümlichkeit, alles wahren Lebens, aller kräftigen Wirklichkeit ermangeln, sodaß sie Gliederpuppen und Sprachröhre des Dichters bleiben. Scheint die Schilderung des Lebens der ägyptischen Räuber hievon eine Ausnahme zu machen: so ist nicht zu vergessen, daß das Beste darin vom Heliodorus geborgt ist [1]). Ebenso verliert sich die oft und mit Vorliebe gesuchte Darstellung leidenschaftlich erhöhter Zustände durchaus in hohles Wortgekünstel, in seelenlose Schönrednerei, ohne Sinn für Natur und Wahrheit. Und doch lag in den Werken der Komödien- und Mimendichter der reichste Schatz lebendiger Menschenkenntniß zu allgemeiner Benutzung dar, ein Quell, aus dem Longus mit Glück und Einsicht zu schöpfen wußte. Aber zu dieser künstlerischen Anspruchlosigkeit konnte der Rhetor nicht gelangen, der vor allem sich selbst hören lassen mußte, und seinen Gegenstand nur in so weit liebte, als er Stoff für seine kleinlichen Bestrebungen darbot. Innerer Zusammenhang, Wahrheit, Sittlichkeit und Schicklichkeit war darum für ihn gar nicht vorhanden, und man hat Unrecht, ihn verführerischer Schilderungen zu zeihen. Einzig die Form hatte für ihn Bedeutung, sodaß Zweifel über die Gegenstände nie entstehn konnten, sobald diese zu schildern und zu reden gaben; hierin ist sich vielleicht kein uns erhaltener alter Schriftsteller so durchaus gleich geblieben wie Achilles; und das macht seine Lesung lehrreich. Hieraus erklärt sich zugleich die Anzahl von Beiwerken, die theils den Begebenheiten fremd, theils ihrem Fortschreiten geradezu hinderlich sind: ausführliche Beschreibungen von Kunstwerken (1, 1. 3, 6 ff.; 5, 1. 3), allerlei Seltnes von Sagen und Fabeln (1, 18; 2, 11. 21. 22; 5, 5; 8, 6. 12), von Naturbemerkungen und Wahrnehmungen (1, 17; 2, 15; 3, 25; 4, 2—5. 19), von Völker- und Länderkunde (2, 14. 4, 11. 12. 18), der zahllosen, indeß mit der Hauptsache etwas fester verbundnen Monologe, Gespräche und Disputationen über Liebe und Leidenschaft zu geschweigen. Allerdings geben diese glänzend ausgeführten Abschweifungen einige Thatsachen, die uns ohne diese Ueberlieferung fehlen würden: aber gerade das, was sich am ersten erwarten ließ, anschauliche Einzelheiten aus dem geselligen und bürgerlichen Leben, vermissen wir durchaus: ein Beweis mehr, wie fremd der nicht ungelehrte Rhetor in dem Kreise des Lebens war, den er zu schildern unternahm. Mit desto größerem Dank auszeichnen müssen wir die, zwar unbefriedigende, Erwähnung homerischer Rhapsoden, die Truppweis zu dramatischen Darstellungen in Aegypten — wann bleibt ungewiß — umherzogen, und die recht vollständige Beschreibung eines Bühnendolches mit zurückweichender Klinge (3, 20. 21).

Das vorwaltende rhetorische und sophistische Bestreben, das die Anlage

1) Achill. 4, 11 und Heliod. 1, 2.

im Ganzen verdarb, konnte auf das Einzelne der Ausführung keinen andern Einfluß üben. Diese Anhäufung von Süßigkeiten, Zierlichkeiten und Anreizungen, von Gegensätzen, Bildern und Wortspielen überbietet kein Schriftsteller des Alterthums: man muß aber gestehen, daß in dieser Art vieles nicht glücklicher ausgeführt werden konnte, als Achilles gethan hat: sowie denn überhaupt wenig zu tadeln seyn möchte, wenn der Standpunkt zu entschuldigen wäre, von dem alles ausgegangen ist. Darum steht nicht zu zweifeln, daß er im Sinn seiner Zeit ein tüchtiger Lehrer der Schönrednerei war; und die Nachricht bei Suidas, alle seine Werke seyen im Styl der Liebesgeschichte geschrieben, wird ganz glaubhaft. Sie giebt aber auch die Gewißheit, daß, was wir unter dem Namen seiner Sphäre besitzen, in dieser Gestalt nicht von seiner eignen Hand seyn kann.

Daneben tritt die ausschweifendste Nachahmungslust in allen Theilen der Erzählung bezeichnend hervor. Platon, besonders im Phädros und im Gastmahl, hat überall beisteuern müssen: bald sind Bilder und Ausdrücke von ihm entlehnt, bald ist seiner Art, Uebersinnliches zu sinnlicher Anschauung zu bringen, und philosophirend zu dichten, mit athemlosem Bemühen nachgetrachtet. Wie viel Achilles den großen Meistern der griechischen Elegie schuldig ist, läßt Propertius noch ahnden. Von den näher liegenden sind besonders Heliodorus, Longus und Synesius, Nonnus und der Grammatiker Musäus benutzt, oft bloß aus- und umgeschrieben. Diese Nachweisungen in möglicher Vollständigkeit bleiben dem künftigen Bearbeiter eine Hauptaufgabe. Besäßen wir alles, was Achilles noch las; vielleicht ließe sich seine ganze Schriftstellerei als die Arbeit eines geschickten Musivkünstlers darstellen. Man hat zwar die Sache auch umgekehrt, und ihn zum Vorbilde des Heliodorus, Longus und Musäus zu machen versucht. Aber das meiste davon ist schon widerlegt, (s. z. B. J. G. Schneider zum Anakreon, S. 240) und mit Fug haftet der Vorwurf an dem, der die zahlreichsten unleugbaren Beweise von Nachahmerei zuläßt, und der das streitige Gut am ungeschicktesten und unverständigsten gehandhabt hat. Eine Folgerung daraus auf das Zeitalter des Achilles bleibt gleichwohl höchst mißlich: über die meisten der zuletzt genannten schwebt ein gleiches Dunkel, und wieviel aus allen Erotikern gemeinsamen Quellen geschöpft sey, vermögen wir mit unsern mangelhaften Hülfsmitteln nicht mehr zu entscheiden. Doch sind selbst keine Scheingründe vorhanden, seine Lebenszeit vor den Anfang des 6. Jahrhunderts zu setzen. Ebenso vergeblich ist es, gegen die ausdrücklichen Worte des Suidas erweisen zu wollen, erst als Christ habe Achilles seine Leukippe geschrieben. Außer dem Gebrauche der alten Götterfabeln ist die ganze Ansicht von Nothwendigkeit, Verhängniß und Untergang alles Daseyns im Tode ganz unchristlich: mag bei der Schilderung von Leukippe's Standhaftigkeit mancher Zug von den ersten Glaubenszeugen hergenommen seyn, was läßt sich mehr daraus schließen, als daß Achilles geschichtlich gewußt habe, was damals jeder wissen konnte! Was man von Uebereinstimmung zwischen seiner Sprache und der des Neuen Testaments geträumt hat, bedarf keiner Widerlegung, nur mittelmäßiger Sprachkenntniß, um es zerfallen zu sehen. Aber sowie das Christenthum selbst nothwendiges Erzeugniß seiner Zeit war; ebenso nothwendig gehörte Christen und Heiden mancher tiefe Gedanke gemeinschaftlich, und was nicht ausschließlich auf christlichen Glaubenssätzen beruht, ist mit mehr Sicherheit als Ureigenthum der alten Welt anzusprechen. In Klitophon's und Leukippe's

Liebe wird niemand Christliches erkennen wollen, und wenn irgendwo, so müßte es sich hier kund geben. Die Knabenliebe hatte schon unter den ersten römischen Kaisern das Aeußerste von Entartung erreicht, sodaß sie aus der Poesie mehr und mehr verschwinden mußte. Darum steht auch Achilles gegen sie in gleichmäßig polemischer Richtung: er spricht entweder geradezu strafend über sie (8, 9), oder er stellt sie erzählend als verfolgt vom vernichtenden Götterzorn, mit überall tragischem Ausgang dar (1, 12; 2, 34). Dieß ist nicht der schlechteste oder unbedeutendste Theil des Buches.

Vorzüglich zu loben ist die Leichtigkeit, das gute Verhältniß und der Wohlklang im Bau der Perioden: obgleich er sich mitunter in dichterische Rhythmen, selbst in hexametrische Vershälften verirrt. Uebereinstimmend damit kann man die Behandlung der Sprache nennen. Sie ist im Ganzen der bessern Atticisten würdig; nur selten durch einigen alexandrinischen Anflug ihre Heimath verrathend, und auch dieser fast auf einige Aoristformen (wie εἶπα, εἶδα, ἔλιπα) beschränkt. Dabei sind aber einzelne starke Jonismen doppelt auffallend, die schwerlich aus Unkunde oder Uebereilung geflossen sind, da beides sonst dem Achilles nicht nachgewiesen werden kann. (Hieher gehört als durchherrschend ὄφελον statt ὤφελον, überdieß ganz als Wunschpartikel mit dem Subjunctiv verbunden, κάλος statt κάλως, und abwechselnd mit der attischen Form νηός statt νεώς, ἠώς, ἐλεεινός, Dative wie σχοίνοισι und κακοῖσι, ἕνεκεν und εἵνεκεν, οἶδας und οἴδασιν, ῥέετω, συνέῤῥεεν, δέει u. s. w., ein Hexameterausgang, den drei Jonismen bezeichnen: τὴν Ἰονίην Σκυθίην πεποίηκας, und noch vieles der Art, was die Herausgeber nicht hätten übersehen sollen.) Manches davon möchte allerdings bei sorgfältigerer Bearbeitung des Schriftstellers getilgt werden; einiges schon nach genauerer Vergleichung der Handschriften verschwinden [1]). Anderes aber wurde ohne Zweifel vom Schriftsteller selbst mit bewußter Absicht als seltener und gewählter Redeschmuck der gewöhnlichen Form vorgezogen: ein Recht, das sich die reinsten Attiker kräftigst zu bewahren wußten: und hie und da liegen vielleicht zerstückelte Dichterglieder unter, deren Spur nicht ganz vertilgt werden sollte, wie in der angeführten Stelle, 8, 2.

Sonach ist der Werth dieses Schriftstellers ein sehr bedingter, und seine Lesung nur für den von Ausbeute, der ein geschichtliches Studium der griechischen Sprache, oder der Poesie, oder der spätern wissenschaftlichen Zustände von Alexandria zu unternehmen vermag.

Alkiphron,

der beste unter den briefstellenden Sophisten und Schönschreibern Griechenlands. Von seinem Leben ist nichts bekannt, auch die Zeit nicht. La Croze und Joh. Christoph Wolf rückten sie ohne sonderlichen Grund bis ins 5. Jahrhundert n. Chr. herab. Bergler, dem Saxe, Wagner und Harles blindlings gefolgt sind, während sie thaten, als verbesserten sie ein vermeintliches Schwanken dieses vortrefflichen Mannes, setzten ihn zwischen Lucianus, als seinem Vorbild, und Aristänetus seinem Nachahmer (170 und 350). Joh. Fr. Reitz, Vorrede zum Lucian, Th. I, p. LIX Bip. und J. G. Schneider zu Anakreon p. 87 selbst vor Lucianus. Befremdlich genug ist die einzige

1) S. Jacobs Obs. misc. post Pors. Advers. p. 306 ed. Lips., wohin auch 1, 15, p. 39 Mitsch. gehört.

geschichtliche Hindeutung, die ihn zum Zeitgenossen und Freund des Lucianus macht, ganz aus der Acht gelassen: 2 Briefe des Aristänetus, 1, 5 und 22, die zwischen Alkiphron und Lucianus gewechselt wurden. Auf jeden Fall lebte Aristänetus bald genug nach diesen Schriftstellern, die seine steten Muster sind, um ihr Zeitalter wissen zu können; und da er sich übrigens keine Sünden gegen die Geschichte zu Schulden kommen läßt, haben wir auch hier kein Recht zu zweifeln. Selbst sein angebliches Nachahmerverhältniß zu Lucianus kann damit bestehn, welches für die bemerkt wird, die auch künftig Bergler's Urtheil wiederholen wollen.

Unter Alkiphron's Namen haben wir in 3 Büchern 116 erdichtete Briefe, mit wenig Ausnahmen ohne Bezug auf einander. Ihr Zweck ist unstreitig, gewisse Menschenclassen von scharf bezeichneter Eigenthümlichkeit im Leben und Seyn ihr Wesen unmittelbar aussprechen zu lassen, und insofern nähert er sich dann der mimischen Poesie noch mehr, als dem der neuern attischen Komödie. Wir glauben, gegen die gewöhnliche Meinung, vier Abtheilungen annehmen zu müssen: „Fischerbriefe", 1, 1—19. 3, 1—3; „Ländliche Briefe", 1, 24—28. 3, 9—41; „Parasitenbriefe", 1, 20—23. 3, 4—8, 42—72 und „Hetärenbriefe", 1, 29—40 nebst dem ganzen zweiten Buche. Den letztern gebührt der entschiedenste Vorzug vor den übrigen. Denn allerdings war es ein unglücklicher Gedanke, Fischer, Bauern und Schmarotzer sich über ihre nächsten Angelegenheiten in Briefen, und in so zierlich gesetzten, durchaus gefälligen und anmuthigen, besprechen zu lassen: während bei den Hetären Athens gerade diese epigrammatische, reizende und witzige Geistesbildung gar nicht selten war; auch ließ dieser Stoff schon dichterische Veredlung und Steigerung leicht zu. Jene Unschicklichkeit, die alle übrigen Briefe mehr oder weniger drückt, und ein Zeichen ihrer Zeit ist, würde allein den Beweis geben, daß Alkiphron die griechischen Mimendichter nicht benutzt, vielleicht überall nicht gekannt hat. Sein Bestreben geht rein sophistisch auf die anmuthigste Umhüllung durch eine schöne und gebildete Darstellungsweise, in der selbst Armuth und Niedrigkeit behaglich und ergötzlich, Gemeinheit und Unsittlichkeit anständig und einladend auftreten. Insofern steht er mit Lucianus, der jeden Schein unerbittlich befehdet, im schärfsten Gegensatz, so ähnlich er ihm sonst in feinem Auffassen, im lebendigen Wiedergeben und in der Benutzung mancher gemeinsamen Quelle ist.

Der Schauplatz aller dieser Briefe ist in und um Athen, einige wenige (1, 30—32. 3, 51. 60.) sind aus dem nachbarlichen Korinth geschrieben. Die Zeit ist selten angedeutet, weil diese Charaktergemälde dazu nicht oft Anlaß gaben; wo etwas Geschichtliches hervortritt, weist es in die makedonischen Zeiten zunächst nach Alexander. Doch läßt sich so wenig hieraus etwas für ein frühes Zeitalter des Briefstellers folgern, als aus manchem spottenden Seitenblick auf den Peloponnes (s. 2, 1, 65. 3, 51. 60) für seine Abstammung aus Athen. Der Kreis, in dem er sich mit Vorliebe bewegt, bringt eins wie das andre von selbst mit sich; auch die Quellen, aus denen er schöpfte, erklären es genügend.

Gemeinsames Verdienst aller Alkiphronischen Briefe ist Reinheit der Sprache, die ihn zu einem der besten Atticisten macht, natürliche Einfachheit der Darstellung, und, so viel die gewählte Form es zuläßt, durchgängige Wahrheit der Charaktere. Der Alterthumsforscher findet außerdem manche schätzbare Einzelheit für atheniische Sitten- und Culturgeschichte, manche

historische Thatsache und vieles zur genauern Kunde der attischen Umgangssprache, was Alkiphron allein uns erhalten hat. Was aber den Hetärenbriefen einen besondern und bedeutenden Werth giebt, das ist, außer dem Angeführten, die größtentheils geschichtliche Unterlage und die dabei benutzten Quellen. Hier konnten historische Personen eingeführt werden, was weder bei den ländlichen, noch bei den Parasitenbriefen möglich war; und dabei wurde dem unbestimmten Schwanken selbstgeschaffner Wesen vorgebaut. Die Lagen, Verhältnisse und Gesinnungen aber, die hier behandelt sind, waren schon durch die Dichter der neuern Komödie zu einem beziehungsreichen poetischen Gemeingut geworden. Allerdings sind auch diese Briefe nicht alle von gleicher Trefflichkeit, da viele das Hetärenleben wieder nur in allgemeinen Zügen darstellen; aber sie sind leicht auseinander gefunden, wenn man sich nicht durch die Ueberschriften irren läßt, die zuweilen einen geschichtlichen Namen vor einen ganz ungeschichtlichen Brief setzen. Dahin gehört besonders 1, 38 die Schilderung der Bakchis, die, an sich höchst anziehend, auf arge Fehlschlüsse leitet, wenn man in ihr ernstlich die berühmte korinthische Buhlerin sucht, deren Alkiphron an andern Stellen gedenkt. Aber es ist nicht schwer, der Haltung des ganzen Briefes sein ungeschichtliches Phantasiespiel abzusehn. Als historisch begründet erkennen wir 6 Briefe des ersten Buches, 29—34, und das ganze, höchst vortreffliche zweite. Hyperides und Phryne, Bakchis, Myrrhina, Thaïs, Lamia und der Städteeroberer Demetrius, Leontium und Epikurus, Glycera und Menander sind hier nicht bloß geschichtliche Namen, es sind leben- und seelenvolle Gestalten von der tiefsten innern Wahrheit. Die Briefe des zweiten Buchs, die sich gleich durch Länge und Ausführlichkeit von den übrigen unterscheiden, sind ohne Zweifel als ein in sich verbundnes Ganzes zu betrachten. Hingebende weibliche Liebe zu einem ritterlichen Fürsten, zu einem etwas wunderlichen Philosophen und zu einem liebenswürdigen Dichter ist ihr meisterhaft durchgeführter Gegenstand. Lamia's Brief an Demetrius kann sich mit der zartesten Scene in Göthe's Egmont vergleichen; Leontium's üble Laune über den kalten und herrischen Epikurus, mit lucianischem Muthwillen geschildert, steht ergötzlich zwischen dem alle Herzen erobernden Helden, und der reichen Liebe Menander's zu seiner Glycera. Die beiden zwischen diesen gewechselten Briefe, die Krone der ganzen Sammlung, geben uns das treueste Bild von Menander's zarter Ueppigkeit und dem süßen Reiz seiner Poesie. Hier ist alles geschichtlich, und zugleich erhalten wir die wichtigsten Aufschlüsse über das Studium, das Alkiphron diesem Dichter zugewendet hatte. Alles ist durchwebt mit Anspielungen auf seine Lustspiele und auf einzelne Stellen derselben; aber leider sehen wir nur soviel daraus, daß uns der rechte Schlüssel zum Alkiphron in Menander's Werken untergegangen ist, daß diese erst über jenen volles Licht verbreiten würden, und daß wir uns jetzt meistens mit Ahnungen begnügen müssen. Sollte uns indeß einmal jener Spätling attischer Anmuth verloren gehen, so gebührt der Fügung Dank, die uns wenigstens in diesem Abglanz die Größe unsers Verlustes erkennen läßt. Daß die reizende Schilderung von Glycera's treuer Liebe aus dem Drama entlehnt ist, das der Dichter zur Verherrlichung seiner Geliebten schrieb, deutet Alkiphron selbst an, 2, 4, 153.

Aber auch außerdem ist es nicht zu verkennen, welchen Einfluß die neuere Komödie auf diese ganze Briefsammlung gehabt hat. So gering das ist, was von jener auf uns gekommen; so hat man doch schon manches

Bruchstück des Menander, des Machon, des Anaxilas, des Antiphanes u. a. im Alkiphron sinnreich angewandt wieder gefunden. Aber was mehr ist, alles was lebt in seinen Personen, ja die ganze, eigenthümlich sinnlichgeistige Haltung seiner Gemälde scheint von dorther gekommen zu seyn. Darum leugnen wir selbst die Möglichkeit, daß dieser Schriftsteller, dem solche Quellen zugänglich waren, vom Lucianus hätte borgen können. Man hat besonders aus Lucianus' Hetärengesprächen, Zusammenstimmendes nachgewiesen; aber es ist bedeutend, daß man ungewiß blieb, wo er hier der Nachahmende, wo er der Nachgeahmte sey. Die Schwierigkeit löst sich leicht und natürlich und zu beider Ehre, wenn wir beiden gemeinsame ältere Vorbilder anerkennen; und dazu sind wir doppelt und dreifach berechtigt, da wir ja auch vom Lucianus wissen, wie viel er den attischen Komikern verdankt. Darum ist es gewiß ein schönes und wahres Wort Bergler's, Alkiphron verhalte sich zum Menander, wie Lucianus zum Aristophanes; auch das Verhältniß der beiden geistreichen Sophisten zu einander ist damit ausgesprochen. — Dagegen hätte nicht unbeachtet bleiben sollen, daß Alkiphron wie dem Thukydides, so auch dem Demosthenes viel verdankt. (Man vergleiche besonders Demosthenes de cor. 41, 2. p. 270 R. mit Alkiphron 3, 62.) Man sieht, er wußte die bessern Muster zu finden, und das erhebt ihn über seine Zeit, sowie es ihm dagegen manchen Nachtreter zuzog.

Ob alle ihm zugeschriebene Briefe sein Eigenthum sind, hat man auf sich beruhen lassen. Schon die Geschichte seines Textes macht es zweifelhaft, auch scheint einiges seiner zarten und sinnigen Weise zu widerstreben, besonders das Huren- und das Philosophengelag, 1, 39 u. 3, 55, beide sehn dem Aristänetus gleich, und letzteres erscheint überdieß wie ein Auszug aus Lucian's Symposion; obgleich es auch nicht widersinnig wäre, dieß aus jenem Briefe entstehen zu lassen; sowie Longus 3, 3 fg. unverkennbar aus Alkiphron 3, 30 heraus gesponnen und erweitert hat.

Von diesen Briefen enthielten die ersten Ausgaben nur das erste und zweite Buch. Bergler fand in wiener und vaticanischen Handschriften 72 hinzu, und machte aus diesen das dritte Buch; abermals 2 vollständige neue und von 5 andern die Bruchstücke aus wiener und florentinischen Handschriften theilte zuerst Wagner mit. Wir beklagen besonders den schlechten Zustand des dritten Bruchstücks, aus dem man nur noch erkennt, daß es zu einem Brief der Phryne an Praxiteles gehört hat. Hier kann uns ein Gegenstück zu Menander und Glycera untergegangen seyn. — Endlich findet sich noch ein sehr langer ungedruckter Brief, aus dem bereits Dorville, Valckenaer, Abresch, Heringa u. a. Holländer Pröbchen gegeben haben, in mehrern pariser Handschriften s. Saxe Onom. T. I, p. 385; Schoell Repert. de Litter. anc. T. I, p. 8; Bast epist. crit. ad Boisson., p. 223, 259 und zum Gregorius Corinthius, p. 70.

Aristänetos.

Man hat neuerdings als erwiesen angenommen, daß die zwei Bücher erotische Briefe und Erzählungen, die diesen Namen an der Stirn tragen, dem Aristänetos von Nikäa in Bithynien angehören, dem vertrautesten Freunde des Sophisten Libanius, einem ausgezeichneten Redner, der im Jahr 358, als Verwalter der vom Kaiser Constantius seiner Gemahlin Eusebia zu Ehren neubenannten Landvogtei Bithyniens (Dioecesis Pietatis), bei der

vom Libanius ausführlich beschriebenen Zerstörung von Nikomedia durch ein Erdbeben mit umkam [1]). Dem widerstreitet aber die einzige geschichtliche Angabe, die sich in den gesammten 51 Briefen findet. Die bewundernde Schilderung einer Tänzerin, Panareta, (I, 26) läßt ihn eines Pantomimen Caramallus gedenken, als des einzigen, dem Panareta nachahme, während sie selbst allen andern ein Vorbild sey. Dieses Caramallus gedenkt aber Sidonius Apollinaris [2]), mit nicht geringem Lobe als seines Zeitgenossen, und Sidonius starb erst im Jahr 484. Darum haben die im Allgemeinen ausgesprochenen Zweifel eines Salmasius, Caspar Barth und Hemsterhuis [3]) sehr triftigen Grund: und muß es auch unentschieden bleiben, ob unser Briefsteller seine Erzeugnisse einem berühmten Namen unterschob, oder ob Zeit und Zufall dies thaten, oder ob er wirklich Namensgenosse jenes Nicäers war — denn der Name kommt gerade in dieser Zeit öfter vor — so kann man doch nicht zweifeln, daß diese Briefe in das Ende des fünften oder den Anfang des sechsten Jahrhunderts zu setzen sind: ein Ergebniß, zu dem auch die Uebersicht der von ihm nachgeahmten Schriftsteller führt. Denn dem denkbaren Einfall, daß die Briefe von verschiedenen Verfassern, und gerade der des Caramallus gedenkende von einem spätern herrühren könnte, ist die völlige Gleichheit der Sprache und der ganzen Behandlungsweise nicht sehr günstig: und mehre Caramalle, ohne das geringste geschichtliche Zeugniß, anzunehmen, ist abgeschmackt, so lange sich andere zuverlässigere Auskunftsmittel darbieten.

Soviel ergiebt sich aus den Briefen selbst, daß ihr Urheber ein Sophist und zwar keiner der geistreichsten und geschmackvollsten war. Liebesgenuß, bald in frostiger Lüsternheit, bald in ziemlich roher Sinnlichkeit, ist der Gegenstand aller, meistens Erzählung, oft Schilderung und Beschreibung, selten die unmittelbare Darstellung bestehender, noch in der Entwickelung begriffener Verhältnisse, wie man sie im Briefe, der dem Dialog so nah verwandt ist, zu erwarten hatte. Daher würde man die wenigsten dieser Aufsätze für Briefe nehmen, wenn sie nicht die Namen der Personen trügen, zwischen denen sie gewechselt seyn sollen. Geschichtliches ist in ihnen allen nicht, und trifft man auch auf Namen wie Laïs, Hippias, Euphorio, Eratosthenes, Euemeros, Glykera, Archilochos, Terpander u. A., so haben doch diese mit ihren berühmten Inhabern nichts gemein. Ja, wo geschichtliche Erzählungen zum Grunde liegen, wie I, 13 die bekannte Heilung des Antiochos durch den Erasistratos, werden die wirklichen Personen in erdichtete umgewandelt. Ebenso wenig ist des Briefstellers Absicht, mimische Charakter-Anschaulichkeit zu geben. Seine Personen begnügen sich, verliebt zu seyn: die Mannigfaltigkeit ist nur in den verschiedenen, zum Theil abenteuerlich und unerfreulich zusammengekünstelten Lagen und Umständen gesucht. So verlieben sich zwei Frauen, die Eine in den Ehemann, die Andere in einen Sclaven der andern, und beide verabreden sich zu gegenseitiger Erreichung ihrer Wünsche: ein Jüngling geräth ins Gedränge zwischen einer Sclavin und ihrer Gebie-

1) Liban. *περὶ τῆς ἑαυτοῦ τύχης*, T. I, p. 40 sq., *μονῳδία ἐπὶ Νικομήδειᾳ* T. 3, p. 337 Reiske. Epist. 31, p. 14 Wolf und die Ausleger zu Ammian. Marcell. 17, 7.

2) Carm. 23, 267.

3) Zu Lucian. Dial. Mort. 20.

terin, die sich eine die andre belauschen: Ehemänner von ihren Weibern, und Männer von Hetären auf allerlei Art betrogen; und mehr dergleichen von schlechter und doch vielleicht selten von eigner Erfindung. Die beschreibenden Stücke sind um nichts besser gerathen: Farben sind nicht gespart, besonders wo es die oft versuchte Schilderung körperlicher Reize gilt, aber ein belebtes Bild kommt nie zu Stande. Am lesbarsten sind immer noch die eigentlichen Briefe [1]), obgleich auch hier das Wesentliche fehlt, Kenntniß des menschlichen Gemüths. Zu dieser Abtheilung gehören auch Selbstbekenntnisse und monologische Erinnerungen an genossenes Glück, meist in Stoßgebeten an eine Gottheit endend [2]).

Die Behandlung ist sich übrigens in allen diesen Gattungen so vollkommen gleich geblieben, daß man an der Einheit des Verfassers nicht zweifeln kann. Er sucht überall nur Gelegenheit, einen zusammengelesenen Vorrath alter und neuer Redeblumen wieder an den Mann zu bringen; und da scheut er dann keine Ueberladung, keine Unzweckmäßigkeit, keine Wiederholung, am wenigsten aber Eingriffe in fremdes Gut, von dem er eigentlich lebt. Dichterfloskeln aus Homeros, Hesiodos, Sappho und Apollonios von Rhodos möchte man mehr dem Bestreben nach Zier, als der Nachahmungssucht zuschreiben. Aber die Art, wie er von Aelteren den Platon, von Neueren besonders den Philostratos, Lukianos und Alkiphron (denen aber er zum Dank Briefe beilegt), auch den Xenophon von Ephesus und den Grammatiker Musäos ausgeschrieben hat, läßt keinen Zweifel übrig an seiner eignen bettelhaften Geistesarmuth. Seine Nachahmung des Musäos, die dafür von Dorville, Van. crit. p. 207, von J. Schrader u. A. bereits anerkannt worden, ist insofern wichtig, als sie zur Bestimmung seines Zeitalters beiträgt. Denn so lange nicht die Gründe widerlegt sind, die den Musäos zum Zeitgenossen des Prokopius von Gaza machen; wird man diesen Aristänetos auch nicht älter annehmen dürfen, als etwa 500 Jahre n. Chr. So würde er ziemlich gleichzeitig werden mit Achilles Tatius, dem er auch in seiner Schreibart verwandt ist, gleich schmuckreich, gleich frostig und geschraubt, und gleich unempfänglich für wahre Poesie.

Da bis jetzt nur eine Handschrift des Aristänetos, gegenwärtig auf der kaiserlichen Bibliothek zu Wien, bekannt, und auch diese noch nicht mit kritischer Sorgfalt benutzt ist: so begreift sich der sehr verdorbene Zustand des Textes, dem im Ganzen noch kein Gelehrter zusammenhängende Aufmerksamkeit geschenkt hat. Die wiener Handschrift ist vielleicht selbst verstümmelt, denn vom letzten Brief des zweiten Buches fehlt ein bedeutendes Stück. Dagegen hat der Neugrieche Polyzoïs Kontou, als griechischer Versmacher nicht sehr rühmlich bekannt, einen neuen Brief dieses Sophisten aus der Handschrift eines Alexios Spanos, *κατὰ τὴν νῆσον Ἰωαννίνων Ἀχερουσίαν καλουμένην*, ans Licht gezogen, der auch in Bast Epist. crit., p. 270 zu finden ist. Vielleicht gehört auch in der Briefsammlung des Alkiphron Eins und das Andre ihm [3]).

---

1) Wie 1, 24; 2 1—3. 6. 9. 13. 15—17. 21.

2) Wie 2, 8. 10. 11.

3) [Auch hier ist bei den letzten drei Artikeln, wie oben bei dem Aufsatze „Aeschines", der Schlußabsatz „Literatur" weggeblieben.]

Ueber die romantische Bearbeitung hellenischer Sagen.

Jedes Korn hat seine Hülse,
Seine Schaale jeder Kern.

Um den vollen Eindruck, den ein edles Dichterwerk hervorzubringen vermag, rein und lebendig in sich aufzunehmen, wird es auch bei einem auf Erzählung gegründeten Gedicht nicht erst der Frage bedürfen, von woher der Stoff entlehnt, wieviel davon überliefertes dichterisches Gemeingut, wieviel des Künstlers Eigenthum in Erfindung der Begebenheiten und in ihren Verknüpfungen sey. Ja, eine Nachforschung dieser Art kann leicht mehr als den bloßen Anschein kalter Neugier und unfruchtbares Vorwitzes nach sich ziehn, wenn eben nichts dadurch erreicht werden soll, als die an sich sehr gleichgültige Kenntniß, wo der erste Quell einer herrlichen, sinnvollen Sage verborgen liege, und wieviel oder wie wenig der Dichter von eigner Schöpferkraft aufgeboten habe, um dem sinnigen Genuß ein genügendes, erfreuendes, erhebendes Werk darzubieten. Denn in der vollkommensten Verschmelzung des sich draußen Regenden und Bewegenden mit dem stillen innern Leben in der geläuterten Menschenbrust liegt doch wohl das wahre Dichtergeheimniß, und das glückliche Vermögen, dieses mit jenem so innig zu vermählen, daß die Gegensätze zwischen dem draußen und drinnen im reinsten Zusammenklang sich auflösen, bleibt die echte dichterische Weihung, deren Geheimniß die Völkersagen aufs mannigfaltigste zurückspiegeln. Dem Meister gehört sein Werk ganz und ausschließlich eigen, wie dem Bräutigam die Braut, die er sich selbst erworben: er verdankt der Außenwelt nichts mehr, und diese dagegen ist geehrt und beseligt, daß der Sänger sie in sein stilles Reich zog.

Erwägt man nun aber, zu einzelnen Dichterwerken hingewandt, daß alles in den Kreis der Erscheinungen Eintretende auch sofort äußerlichen Bedingungen, endlicher Mangelhaftigkeit und Bedürftigkeit, und allen den unberechenbaren Einwirkungen der Zeit unterworfen ist, so möchte doch die Frage nach dem, was der Dichter vorfand, und was er aus dem Vorgefundenen gestaltete, nicht mehr so eitel und nichtig erscheinen. Ja sie wird unerläßlich und von der höchsten geschichtlichen Bedeutung, sobald wir, nicht zufrieden uns einer herrlichen dichterischen Schöpfung in angenehmer Hingebung zu erfreuen, sie wiederum als wesentlichen Theil eines noch herrlichern Ganzen, als einzelnen bedeutungsvollen Zug eines größern Bildes betrachten. Dabei gilt es gleich, ob wir des Dichters gesammtes Geistesleben in seiner innern Verknüpfung und seinen geheimen Schöpfungsgang, ob wir die Richtung des Zeitalters, dem er angehört, oder die ganze Fülle des bildenden

Vermögens, das die Menschenbrust zu umschließen und zu entwickeln vermag, aus Thatsachen anschaulich zu erkennen streben: immer und immer kehrt die Eine Frage wieder, was vor dem Dichter da war, und was durch ihn geworden ist. Wollen wir aber auch nur das Zunächstliegende, das Wesen eines echten Künstlers aus seinen Werken vollständig begreifen, und die Offenbarungen des Göttlichen in der lichtesten Umhüllung anschauen lernen, so führt auch dahin nur dieser streng geschichtliche Pfad, auf dem wie überall mit der gereinigten und erweiterten Einsicht zugleich der Genuß an lebendiger Frische gewinnet, und die leidende Hingebung sich zu selbstthätigem Mitleben und Mitbilden erhöht.

Man hat das feurige Entzücken des ungelehrten Kunstfreundes oft in schroffem Gegensatz der ruhigen Betrachtung des besonnenen Kunstkenners und Kunstrichters gegenüber gestellt, meist nicht zu der letztern Begünstigung. Aber Eines ist nichtig ohne das Andere: der warme Freund wird jeden Augenblick den gefahrvollen Irrthümern bestrickendes Sinnentruges preisgegeben seyn, so lang er seinem schönen, liebevollen Gefühl ausschließlich vertraut: der ernsthafte Kenner wird sich vielleicht noch schneller Luft und Licht unter Meinungen und Grundsätzen verbauen, wenn er die freie Liebe im Herzen mit dem oft mühsam gewonnenen Ertrag achtbares Wissens umschränken und umpferchen will. Darum neigen sich zartsinnige Frauen, die sich lautere Empfänglichkeit für alles wahrhaft Vortreffliche erhalten haben, bei mangelndem Gleichmaaß und Zusammenhang der Bildung, so leicht in mißverstandenem Wohlwollen auch zu schwächern Erzeugnissen hin, wenn diese zufällig eine unbewachte Seite des Gemüths berührten: während es ebenso leicht Männern von ausgezeichneter Einsicht begegnet, daß sie kleinlich an Meisterwerken mäkeln, die etwa das Selbstgefühl ihres Kunsturtheils verletzten, oder daß sie sich ungerecht auf einen gewissen Kreis von Darstellungen beschränken, alles dasjenige verwerfend, was jenseits der willkührlich unternommenen Abgrenzung liegt.

Für die freie Bewegung des lyrischen Gedichts wird freilich wohl kein anderer Maaßstab auszumitteln seyn, als die Reinheit und die Wärme des eignen Gefühls. Einzelheiten können von außen bedingt seyn, und es ist gut für das genügende Verstehen einzelner Stellen, sich im Besitz dieser und jener Kunde zu befinden. Aber die Würdigung des Ganzen wird immer auf das Unveräußerliche, Ewige in der Menschennatur zurückzuführen seyn. Das Geschichtliche bleibt hier ein Zufälliges und Untergeordnetes, und Namen sind im lyrischen Gedicht nicht Zeichen für vergängliche Wesen, sondern für unvergängliche Gedanken.

Wie anders dagegen gestaltet sich alles in den erzählenden und darstellenden Dichtungsarten, in denen die Bilder des äußern Lebens in Handlung und That hervortreten, und die Gesetze der Geschichte walten, im Heldengedicht durch seine vielfachen Abstufungen hin und im echten geschichtlichen Bühnenspiel! So sinnlos an den Weltweisen die Frage seyn würde, von wannen ihm die Thatsachen seines Bewußtseyns gekommen, so verkehrt wäre bei dem lyrischen Dichter eine Nachforschung nach den Quellen seiner Gedanken und Gefühle. Aber wie der Geschichtschreiber Rede stehen muß über den empfangenen Stoff, wie er damit geschaltet, und was er daraus gebildet, und wie danach erst sein wahrer Werth oder Unwerth ermessen werden kann, ebenso sind auch die Dichter rechenschaftspflichtig, deren gestaltenden

Händen die gleichen edeln Steine zum Bau anvertraut sind. Erst dann, wenn sorgfältig ausgemittelt ist, was diesen Meistern die Gunst der Zeit darbot, was ihre Werke bedingte, wieviel gediegne Dichtung schon in den Stoffen rein zu Tage lag, wieviel erst von den Schlacken alter, den köstlichen Gehalt oft unkenntlich machender Ueberlieferung zu scheiden war, wieviel endlich aus eigener Dichtungsfülle beigesteuert werden mußte, um dem Verwahrlosteten Gestalt, dem Unbedeutenden, Todten, Gehalt und Sinn zu verleihen, erst dann wird manches Meisters einfache Größe, mancher unschätzbarer Naturgaben traurige Verwilderung, manches Jüngers künstlich verhülltes Unvermögen gerechte Würdigung finden.

Zwei der reifsten Heldenspiele des Sophokles, sein Aeas und sein Philoktetes, haben ihre Wurzeln so tief in die Homerische Sagenwelt gesenkt, daß wir ohne Ilias und Odyssee kaum ahnden würden, wie fest sie mit dem ganzen hellenischen Volksleben verwebt und verwachsen waren. Daß wir von den drei Häuptern der tragischen Bühne in Athen Einen Stoff in dreifacher Bearbeitung besitzen, dürfen wir unter die glücklichsten Fügungen zählen, die über den Werken des Alterthums gewaltet haben: die dadurch möglich gemachte genaue und unmittelbare Vergleichung ihrer Art und Kunst giebt nicht nur über die Eigenthümlichkeit eines jeden und über ihr wechselseitiges Verhältniß zu einander, sondern über die Ausbildung und Gestaltung der attischen Tragödie selbst die tiefsten Aufschlüsse. Für Virgilius Nachruhm dagegen mag es kein geringes Glück seyn, daß die Jahrbücher des Ennius nicht bis auf uns gekommen sind. Wieviel Licht über Shakespear's Riesengestaltungen verbreitet ist, seitdem man ihren geschichtlichen Unterlagen sowie der Sittengeschichte ihrer Entstehungszeit sorgfältigere Beachtung gewidmet hat, ist bei den zahlreichen Freunden des großen Dichters in dankbarer Erinnerung, und was sich auf demselben Wege für Calderon's gründlicheres Verständniß gewinnen lassen würde, zeigen die schätzbaren Nachforschungen, die wir über den „standhaften Prinzen" schon besitzen. Umgekehrt aber ist das Uebereilte, das Unreife, das Verfehlte in vielen Gedichten unseres noch im Tode fortduldenden und büßenden Bürger seitdem erst recht vollständig anerkannt, seit sein scharfsinnigster und gerechtester Beurtheiler mit unerbittlicher Strenge nachgewiesen hat, wie treffliche Urbilder den Anlaß zu manchen seiner mißlungensten Werke gegeben haben.

Die unendlich bewegliche Natur der deutschen Dichtkunst, die jede fremde Würdigkeit leicht anerkennt und sich aneignet, hat darum eine größere Menge von Nachbildungen und Ueberarbeitungen schon früher dichterisch gebildeter Stoffe möglich gemacht, als irgend ein anderes Volk von gleicher geistiger Freiheit von sich rühmen kann. Aber auch in dieser scheinbaren Abhängigkeit hat der deutsche Geist sich eine eigenthümliche Bahn gebrochen, in der der gesammte Bildungsgang des deutschen Volkes mit allen seinen Sprüngen, augenblicklichen Rückschritten und Unverbundenheiten nachgewiesen werden könnte. Denn während die Hellenen unverbrüchlich treu bei den heiligen Sagen der Kindheit und Jugend ihres Volkes ausharrten, die mit ihnen im Heldenspiel zu männlicher Reife und tiefer Bedeutsamkeit heranwuchsen, dann in gleicher Wechselwirkung in verkünstelter Ueberbildung erstarrten, und sich endlich in kleinlich spielender Schwäche und Weichlichkeit auflösten: so begab sich bei den Deutschen das Gegentheil. Die frühen, reichen Sagenschätze der Vorzeit wurden vergessen, ihre Zugänge durch Fremd-

artiges, Angelerntes verschüttet, sodaß nur in einzelnen Gauen unsers Vaterlandes Nachklänge davon im Munde des Volks blieben, und mit dem Volke fortlebten. Dagegen richtete eine unendliche Wißbegier und die regste Theilnahme an dem allgemeinen Geschick des großen Menschheitslebens die Dichter wie die gelehrten Forscher in eben dem Maaße nach allen Himmelsgegenden der Fremde zu, in welchem sie der angestammten Güter zu vergessen schienen, bis das richtige Bedürfniß, dem großen Kreis einen bestimmten Schlußstein zu geben, sie endlich in ihre Heimath zurückführte.

Die Spuren dieses durchmessenen Kreislaufes zeigen sich in allen Gebieten deutscher Dichtkunst: in keinem treten sie deutlicher, ansprechender, oft befremdender hervor als in der Ballade, von der wir die Romanze nur dem Namen nach unterschieden glauben. Die bequeme Begrenzung dieser Form, ihr dem deutschen Gefühl besonders zusagendes Mitteninneschweben zwischen dem epischen und dem lyrischen Gedicht, wodurch nach beiden Seiten hin eine unendliche Tonleiter von Abstufungen möglich wird, auch das allgemein Zusagende in dieser annähernden, vergegenwärtigenden Behandlung geschichtlicher Ueberlieferungen weckte bei den Sängern und ihren Freunden die alte, angestammte, eine Zeit lang vergeßne Liebe dafür wieder, sobald der Werth der Gattung an den Mustern andrer Völker wahrgenommen und begriffen war. So geschah es denn ganz nothwendig, daß die Wiedererweckung der Ballade unter uns fast gänzlich in ausheimischen Anregungen ihre Beginne hatte. Wie kräftig Herder, Göthe und der Bardenverein in Göttingen den deutschen Volksgesang neu zu beseelen strebten, bei weitem das Entscheidendste bewirkten sie durch Verpflanzung schottischer und spanischer Volkssagen auf deutschen Boden: dadurch erst gelang es, die Lust der Mitlebenden an reinen Naturklängen mit Macht zu wecken, den welschen Tand zu bannen, und das Verwandte mit dem Verwandten zusammenzuführen.

Daß Ton und Wesen der altschottischen und englischen Balladen so glücklich als geistreich getroffen wurden, daß sie alsbald jeden störenden Anhauch des Ausländischen abstreiften, und nur noch der eigenthümliche Reiz zauberischer Ferne über ihnen schwebte, möchte sich aus dem geheimen Zuge naher Stammverwandtschaft erklären lassen. Daß aber auch alle Gluth und Farbenpracht des Südens ungeschwächt aus deutschen Tönen auf deutsche Gemüther überströmte, das konnte nur bei der uns oft genug zum Vorwurf gemachten, unbegrenzten Empfänglichkeit für alles, was gut und schön an sich ist, in diesem Grade gelingen. Wie wenig dem aber ein bloß gelehrtes Wohlbehagen zum Grunde liegt, das lehrt die Geschichte der deutschen Romanze. Obgleich für uns ausheimisch geworden, und erst, nachdem sie sich zu vollkommener Kunstform erhoben hatte, das Vaterländische in sich aufnehmend, ist sie doch schneller volksthümlich und allgemein bei uns geworden, als das Heldengedicht und das echte, seines Namens würdige Trauerspiel. Freilich ist dabei die belebende Kraft der Männer nicht zu übersehen, denen wir die Urbarmachung dieses Gebiets nach langer Brache verdanken, aber sie allein hätte nie hingereicht, ein Gewächs zum Grünen und Blühen zu bringen, für das der Boden nicht schon die erforderlichen Nahrungssäfte besaß.

Diese schönen, frischen Tage des wiederaufblühenden romantischen Dichtergartens in Deutschland fielen zusammen mit der Zeit, als Lessing und Winckelmann, Heyne und Wolf die Erkenntniß des Alterthums von mancher

entstellenden, verdunkelnden Hülle zu befreien begannen, und die bedeutendsten Einwirkungen auf das größere Volksleben vorbereiteten.

Vergessen waren die alterthümlichen Götter- und Heldensagen zwar nie unter den Deutschen: das hätten schon die gründlichen deutschen Schulen nicht zugegeben: auch liebten es die Dichter von jeher, gelehrte Anspielungen auf die heidnische Fabellehre ihren kunstreichsten und prächtigsten Werken als gewählten, kostbaren Schmuck anzuheften: das hing genau mit der gleichzeitigen Sprachendurchmengung zusammen. Aber es kann nicht geläugnet werden, daß diese gelegentliche Benutzung der alten Welt durchaus unfruchtbar blieb, ja Schaden stiftete. Sie rückte uns weder die Vergangenheit näher, noch erhöhte sie wahrhaft das Leben in der Gegenwart: schwer lastete der Schulstaub auf den einzelnen, aus dem großen Buch der Zeit gerissenen Blättern, und die herrlichen Göttergestalten schritten in Reifröcken und aller Entstellung modisches Aufputzes daher: ihr freudiges Leben war erloschen, und sie galten nur noch als Redeblumen, durch die man gemeine und alltägliche Gedanken herauszuschmücken, auch wohl zu verdunkeln trachtete.

Diejenigen aber, die wirklich den guten Willen hatten, eine schöne Erinnerung aus der Vorzeit dichterisch zu verjüngen, vergriffen sich in den Mitteln, und wählten meist das ungehörigste, widersprechendste, das sich denken ließ, den Bänkelsängerton der von den Franzosen entlehnten komischen Erzählung, die man dann wohl als Romanze gab und gutmüthig dafür nahm. Dadurch wurde denn nichts vergegenwärtigt, nur die Einbildungskraft getrübt und verwirrt: der Vater der Götter und Menschen stieg herab zum faunischen Weltmann, zum hungrigen Leyermann der dichterisch kühne Apollo, und dem jugendlich zarten Bacchus fehlte nur noch Ein Schritt zum Falstaff. So wurde man gemein, wo man volksmäßig werden wollte, man verzerrte statt anzunähern, und was unter andern Umständen auf niederer Stufe als Parodie hätte gelten mögen, verlor anjetzt auch diese Bedeutung, weil denen, zu deren Gunsten so handgreiflich gescherzt ward, die Grundform unbekannt war. Wie tief dieß Uebel gewurzelt hatte, zeigt der Einfluß, den es selbst auf edle, der Urschöne des Alterthums wohl kundige Geister ausgeübt hat. Bürger's „Prinzessin Europa" vereinigt alles in sich, was von dieser Seite gesündigt werden konnte, und dient darum zugleich als Vorbild und als Entschuldigung für die, deren Gemeinheit sich noch heut zu Tage in ähnlichen Erzeugnissen wohlgefällt.

Dennoch gehört ohne Zweifel Bürger mit zu denen, die mit dem schönsten Erfolg auch für den Volksgesang einen reinern und edlern Sinn anregten. Im Ganzen hatte er den Romanzenton mit einer Kraft, einer Innigkeit und Gemüthlichkeit gefaßt, die nicht ohne tiefe Nachwirkung bleiben konnten: dieß hohe Verdienst wurde durch alle Mißgriffe in Einzelheiten so wenig aufgehoben, daß vielleicht die mitunter gar zu große Häuslichkeit und Ungebundenheit, denen er sich mit unverkennbarer Vorliebe hingab, das ihrige beigetragen haben, der ganzen Gattung bei sehr vielen und verschiedenartigen Hörern den schnellsten Eingang zu vermitteln.

Als die Romanze einmal eingebürgert war, gewann sie bald an Beweglichkeit und Mannigfaltigkeit der Behandlung. Man begnügte sich nun nicht mehr, nordische und südliche Sagen auf deutschen Boden zu verpflanzen: auch das Vaterländische ward in den erweiterten Kreis gezogen. Für Heldengesänge von längerem Athem hatten ohnehin zu wenig

Dichter die Kraft und zu wenig Leser die Ausdauer. Der Romanze aber, in mäßigem Raume beschlossen, und oftmals in einen geschickt vorbereiteten, blitzähnlich wirkenden Schlag auslaufend, kamen die mannigfachsten Begünstigungen zu statten. Eine nicht geringe lag auch in der Freiheit, ihr durch unerschöpflich verschiedenartigen Versbau und Reimwechsel die höchste Mannigfaltigkeit, ja eine unvergängliche Neuheit für die äußern Sinne zu geben, während ihre geschichtliche Grundlage, der einfachsten Erzählung ebenso reichen Stoff bietend wie der üppigsten Fülle dichterischer Malerei, sie gleichmäßig für das Vorlesen und den Gesang eignete, ein Vorzug vor dem Liede, den sie hauptsächlich der gedankenvollern Behandlung deutscher Dichter schuldig ist.

Nun war es bei der ganzen Richtung der Zeit natürlich, daß, nachdem viel köstliches Dichtergut mitlebender Völker sich in der Romanze erneut und auf deutsche Weise sich zu bewegen gelernt hatte, auch den Schätzen der immer vollständiger erkannten, immer höher geehrten hellenischen Vorzeit vielseitigere Aufmerksamkeit zugewandt wurde.

Viele herrliche Sagen waren hier schon von alten Sängern so einladend behandelt, daß die Versuchung, mit ihnen zu wetteifern, oder auf vaterländischen Boden selbständig zu verpflanzen, was in der fremden Hülle entzückte, nahe genug war: andere nicht minder vortreffliche lagen noch in einem unverdienten Halbdunkel, und es mußte erfreulich scheinen, ihnen ihr bisher versagtes Recht nachzuliefern, das so lange Versäumte endlich einmal nachzuholen. Dadurch war gleichmäßig angezogen, wer sich zu umdeutschender Nachbildung oder zu freier Gestaltung geneigter fühlte.

Dünkte nun vielleicht auch manchem die neue Romanzenform auf den ersten Blick diesem Gebrauch widerstrebend, weil sich darin zwei bisher nur im Gegensatz gedachte Lebensansichten zu verbinden schienen: so ließ sich doch auch nicht verkennen, daß grade in einer solchen Umkleidung das Alte am täuschendsten in die neue Welt herübergetragen werden könne. Einen eignen Reiz fügte grade die Verschmelzung jener kämpfenden Lebensrichtungen hinzu, die damals auf verschiedenen Wegen angestrebt ward, und sich am vollständigsten mit allen ihren Licht- und Schattenseiten in der „Braut von Messina" darstellte.

Der erste, der rein alterthümliche Sagen in der edelsten und gewähltesten Romanzenform aufzufassen unternahm, war Schiller, etwa vom Jahr 1797 an. Die „Kraniche des Ibykos", der „Ring des Polykrates", die „Bürgschaft", etwas später „Hero und Leander", sind unschätzbare Denkmale dieses Bestrebens, das Reich der Romanze zu erweitern und die Einheit des wahrhaft Alterthümlichen mit dem wahrhaft Neuen durch die That zu erweisen. Den „Kranichen des Ibykos" dürfte wohl der erste Platz unter diesen Balladen gebühren. Des harmlosen Dichters Geschick, die Trauer eines ganzen Volkes um den ihm Entrissenen, die großartige Rache seines Mordes, in der Göttliches und Menschliches auf eine geheimnißvolle Weise, natürlich und wunderbar zugleich, in einander greift, sind so allgemein wirkende Triebfedern, daß sie ihres Eindrucks nicht verfehlen konnten. Schiller hat sie durch die glücklichsten Gegenüberstellungen von Sieg und Fall, von hülfloser Einsamkeit und freudigem Volksgetümmel, von Tod und Leben noch zu verstärken gewußt: und meisterhaft ist die durch das isthmische Fest so natürlich herbeigeführte Erscheinung der Rachegöttinnen selbst, denen des Aeschylos besinnungraubender, herzbethörender Erinnyengesang in den Mund gelegt

wird [1]), sodaß man den geschichtlichen Mißgriff in dem Auftreten des tragischen Chors bei dieser Gelegenheit leicht und willig vergißt. Aber auch Schiller's eigne dichterische Schöpfungskraft erscheint in ihrem glänzendsten Lichte, wenn man erwägt, daß zur Hervorzauberung dieses vielgestaltigen, lebensreichen Gemäldes das Alterthum nichts beigesteuert hat, als eine gelegentliche Erwähnung bei Plutarch und nachstehendes kleines Gedicht des Antipatros von Sidon:

Ibykos, Räuber entrissen das Leben dir, während vom Eyland
Hin an dem Meeresgestad einsame Wege du zogst:
Aber du flehtest zum Schwarme der Kraniche, welche zu Zeugen
Drohend genaht, als des Tods herbestes Loos dich ereilt:
Und nicht riefst du umsonst, denn die strafende Göttin Erinnys
Hat auf der Vögel Geschrei, was du erlittest, gerächt
Fern in des Sisyphos Reichen. Vernahmt ihr es, gierige Horden,
Räubergeschlecht, und erbebt nicht vor der Himmlischen Zorn?
Auch Aegisthos, der einst den heiligen Sänger erschlagen,
Floh den rächenden Blick dunkler Erinnyen nicht [2]).

Viel geringer ist dieß Verdienst im „Ring des Polykrates" und in der „Bürgschaft". Herodotos und Cicero haben beide, an sich echt dichterische Ueberlieferungen so vollständig und befriedigend ausgeführt, als es in ungebundener Rede irgend statthaft war [3]). Für den deutschen Bearbeiter liegt das größte Lob in der Auswahl beider Stoffe, deren erster zu den minder bekannten gehörte, in der schönen geistigen Treue, mit der er jeden Zug besonders bei Herodotos zu erhalten gewußt, in der glücklichen Abweichung, durch die er im Ring des Polykrates das in die unmittelbar gegenwärtige Handlung als Gespräch verwebt, was der Geschichtschreiber auf dem langsamen Wege eines Briefwechsels zwischen Aegypten und Samos geschehen läßt, und in der Bürgschaft in den wohlerfundenen Hindernissen und Gefahren, die des heimwärts eilenden Freundes Kühnheit zu überwinden hat, um dem Zurückgebliebenen sein Wort zu erfüllen, und sich dem unvermeidbar scheinenden Tode darzubringen. Nur den weichlich rührenden Ausgang, wo der Tyrann sich den Begnadigten zum Genossen ihres Freundschaftsbundes anträgt, hätte man dem deutschen Dichter wohl erlassen. Zwar hat er ihn nicht selbst erfunden: denn er steht schon in der Erzählung des Cicero: nur mit dem Unterschiede, daß Dionysios dort der in Platon's Umgang hochgebildete, staatskluge, gegen menschliche Gefühle keineswegs verschlossene Herrscher ist, bei Schiller aber ein blutiger, finsterer Wütherich, der an allem Edeln im Menschen zweifelt, und mit teuflischer Arglist jede Gelegenheit ergreift, wo er eine bis dahin unerschütterte Tugend in Versuchung bringen kann, ja der mit bösen Mächten im Bunde zu stehen scheint, die durch zwingende und drohende Naturgewalten seinen Planen förderlich werden: für einen solchen hätte sich ein andrer, ein ernster, strafender Schluß besser geeignet.

In „Hero und Leander" ist der Stoff sehr einfach, ja fast unbedeutend, auch möchte man ihn kaum noch für einen wahrhaft alterthümlichen gelten

1) Aeschyl. Eumenid. 306 fg. 321 fg. 366 fgg.

2) Antip. Sid. ep. 78. Anal. Brunck. T. 2, p. 27. Jacobs Anth. Palat. 7, 745. vergl. Plutarch. de garrul. 14. Viel ähnliches hat die Entdeckung der Mörder des heil. Mainrad durch verfolgende Raben, Acta. Sanctor. Jan. T. 2, p. 385A.

3) Herodot. 3, 41. Cic. de offic. 3, 10.

lassen: überdieß war er schon von einer langen Reihe alter und neuer Dichter in allen Zungen so vielfältig bearbeitet worden, daß der eignen Erfindung nichts mehr überlassen war. Das war auch Schiller's sicherem Gefühl nicht entgangen, und er erhob sich dadurch über alle seine Vorgänger, daß er von der verwicklungslosen Sage fast alle Beiwerke wieder hinwegräumte, mit der andre sie überladen hatten, sodaß er außer den beiden Liebenden nur die leitende Fackel und das öde Meer und die unsichtbaren neidenden Götter über ihnen mit in die Begebenheit verwebt. Aber durch die süßeste Fülle der Sprache, deren liebliche Zartheit mit dem kurzen Liebestraum der beiden Glücklichen zu wetteifern scheint, ist auf die angemessenste Weise ersetzt, was die alte Sage an eigner, tieferer Bedeutsamkeit vermissen läßt.

Der „Klage der Ceres", dem „Eleusinischen Fest", der „Kassandra" und der Siegesfeier der von Troja heimziehenden Helden liegen zwar ähnliche Sagen zum Grunde, aber sie sind durchaus lyrisch behandelt, und keines dieser Gedichte ist von Schiller als Romanze oder Ballade anerkannt. So gern man also auch sonst bei diesen sinnvollen Schöpfungen verweilt, so ist doch hier so wenig für sie der Ort, wie für die in manchem Sinne verwandten Götter Griechenlands, in denen überdieß ein am Schluß dieser Darstellung noch einmal zu berührender Gedanke auf eine Weise durchgeführt ist, die aller Poesie den Krieg erklärt, und uns in eine höchst undichterische Wirklichkeit niederzieht.

Alle jene Romanzen aber tragen bei unübertrefflicher Schönheit der Darstellung den unverkennbaren Stempel des hohen sittlichen Adels, der Schiller's wahrstes, innerstes Leben bezeichnete, der unendlichen Sehnsucht nach dem Edelsten und Vollkommensten, wodurch alle Werke dieses erhabenen Mannes ein Volksschatz für uns geworden sind.

Fast gleichzeitig mit Schiller, wahrscheinlich durch ihn mit angeregt, ihm wenig nachstehend an Anmuth und Fülle der Sprachbehandlung, ihm überlegen an kühler dichterischer Besonnenheit, an Regelgerechtheit des Ausdrucks und an gründlich gelehrter Alterthumskenntniß, trat August Wilhelm Schlegel mit seinem „Pygmalion", seinem „Arion" und seiner „Kampaspe" hervor, von denen der erstere besonders allgemein gepriesen und bewundert ward. Vieles erinnert an Schiller, aber auf eine solche Weise, daß der beginnende Dichter die Vergleichung mit dem bewährten Meister nicht zu scheuen brauchte. Dennoch zweifeln wir sehr, daß Schlegel's Dichterruhm ein dauernder und echter geworden seyn würde, wenn diese und ähnliche Werke in der That die Träger desselben seyn müßten. Die am wenigsten beachtete prunklose „Kampaspe" spricht gerade durch ihre Einfachheit und durch Wahrheit des Gefühls mehr als die übrigen an: aber auch in diesem Gedicht stört nur zu oft ein unreifer Hang zu müßiger Wohlredenheit, dessen rhetorische Annehmlichkeit nicht in eben dem Grade ausreicht, etwanige dichterische Mängel zu vergüten, wie Schiller's sittliche Hoheit. Um den „Pygmalion" hingegen sind mit wahrhaft verschwenderischem Aufwand alle Dichterfarben und Blüthen versammelt: aber ihm so wenig wie irgend einem seiner Vorgänger ist es gelungen, unter diesen Beiwerken das Widrige und tief Unsittliche der lüsternen Fabel zu verhüllen. Schwerlich viel älter als Ovidius, dem sie irgend eine Sammlung milesischer Mährchen dargeboten haben mag, von keinem wahrhaft Alten erwähnt, hätte sie von deutschem Dichterboden fern, und der Schaubühne unsrer westlichen Nachbarn überlassen bleiben sollen.

Am wenigsten befriedigt von Seiten der Ausführung „Arion", wiewohl die wundervolle Rettung des Sängers sich ganz besonders für eine romantische Behandlung zu eignen scheint, sowie auch die ähnliche Bearbeitung desselben Gegenstandes durch Ludwig Tieck an dichterischer Wärme und Belebtheit unstreitig höher steht: leider aber verletzt die Unvollkommenheit und eilfertige Unreifheit der Form, die so vielen Werken dieses reichbegabten Dichters anhängt, doppelt und dreifach bei einem Stoff, den man sich in aller Vollendung alterthümlicher Darstellung zu denken gewohnt ist. [1]).

Im Ganzen aber wird man bei Schlegel in den genannten Gedichten viel an die Weise erinnert, wie Arioſto, mitunter auch wohl wie Marini aus bedeutungsvollen Sagen der alten Welt Herz und Seele herausgauckelten, und nichts als eine schimmernde Hülle, eine buntgefärbte Seifenblase übrig ließen, nur mit dem Unterschiede, daß ein solches Spiel dem Italiener immer besser steht als dem Deutschen, der die anmuthige Beweglichkeit der südlichen Sprache nicht mit herüber zu ziehen vermag. Wir haben um so weniger Bedenken getragen, das Gefühl, das uns allemal bei jenen drei Schlegel'schen Gedichten anwandelte, ohne Hehl auszusprechen, da der nachmalige edle Kunststyl dieses Meisters sich von dieser Manier soweit entfernt hat, daß ihm selbst diese Versuche, zu denen er später keine ähnlichen hinzugefügt hat, nur noch als bedeutende und lehrreiche Versuche, nicht mehr als Kunstwerke gegolten zu haben scheinen.

Durch Schiller und durch Schlegel auf dieß neue Gebiet hingewiesen, haben viele Jüngere sich in mancherlei Nachahmung bemüht. Sie lenken aber fast alle in die leichter zu betretende rhetorische Bahn ein, und darum hat nichts von ihnen so volksthümlich werden wollen, wie ihre Vorbilder. Manche gute Stoffe sind dabei ans Licht gezogen, unter denen der „König Ankäos von Samos" besonderer Auszeichnung werth ist [2]), aber mehr und mehr um sich greifend zeigt sich ein gewisses Erstarren in den Gestalten, eine Gefahr, in welche die einfachruhige Großheit der helleniſchen Sagen den gar leicht verlocken kann, der ihrer und seiner nicht in jedem Sinne Herr und Meister ist.

Ueberall aber bleibt bei diesen Verpflanzungen alterthümlicher Handlung und Gesinnung eine Schwierigkeit, die schwerlich je ganz und genügend gelöst werden kann, wenigstens nicht zu dessen Befriedigung, der dem so Verjüngten bis an seine Quellen folgen, es in seinem ursprünglichen Zustande beurtheilen kann. Alle diese Unternehmungen gleichen der Uebertragung eines Werkes der Bildhauerei in die Kunstmittel der Malerei: auch dabei wird alles andere eher erreicht werden, als die Aufstellung eines wahrhaft schönen Gemäldes. Ebenso erscheinen uns diese helleniſchen Sagen im Balladengewande: die festen und reinen Formen der alten Kunst lösen sich darin wieder auf, und es wird zu einer dämmernden Unbestimmtheit zurückgeführt, was längst gediegener gestaltet war. Im Fall des glücklichsten Gelingens wird ein solcher Versuch den Eindruck hervorbringen, welchen die Gemälde des Paul Veroneſe: eine gewisse Nähe und Vertrautheit in der äußern Er-

1) Tieck's „Phantasien über die Kunst", S. 39. Grundlage ist und bleibt auch hier Herodot, I, 23, 24.

2) Tzetzes schol. in Lycophr. 488. Spannh. ad Callim. hymn. in Delum. 50. Schol. Apoll. Rhod. 1, 188.

scheinung, deren innere Fremdartigkeit jedoch grade durch diese Umkleidung merkbarer und störender wird.

Freilich sind die Meinungen über getreue Nachahmung des Zeitgemäßen, des Ländlichen und Sittlichen, was man Kostum zu benamen pflegt, in den Künsten von jeher verschieden gewesen, und es kann nicht geläugnet werden, daß manche vorzügliche Geister, wie grade Paul Veronese, werthlos und ungenießbar geworden seyn würden, wenn man ihnen ihre ummodelnde Weise hätte verbieten, und sie zwingen wollen, auf gelehrtem Wege zum Werk zu schreiten. Damit ist aber über die Sache selbst noch nichts ausgemacht: auch möchte sich diese wohl auf keine Weise Einem Grundsatz unterordnen lassen. Die Entstehungszeit eines Kunstwerkes, sein Heimathsland, die Stufe der Bildung, auf der des Künstlers Zeitgenossen standen, die gesammte Eigenthümlichkeit seines Volkes, besonders dessen größere oder geringere Fähigkeit, sich in fremde Volkseigenthümlichkeit zu versetzen, endlich die Nähe oder Ferne, in der uns die gesammte Sagenwelt steht, aus welcher uns Einzelnes vergegenwärtigt werden soll, fodern ihre sorgfältige Berücksichtigung, und werden beinahe für jeden besondern Fall auf ein besonderes Ergebniß führen.

Im Allgemeinen läßt sich wohl annehmen, daß der heutige deutsche Künstler bei größerer Freiheit in Beobachtung des Kostums durchaus verlieren und sich selbst Eintrag thun würde. Wir haben uns die schöne Gabe, alles Vortreffliche ohne selbstgeschliffene Brillen in seinem wahrsten Naturzustande anzuschauen, durch Jahrhunderte langen ernsten Fleiß errungen: etwas so erkämpftes darf nicht leichtsinnig wieder hingegeben werden: am allerwenigsten ist da Grund dazu vorhanden, wo es die Betrachtung des hellenischen Volksgeistes gilt, dessen tiefe innere Verwandtschaft mit dem unsrigen anerkannt ist, und in Wort und Werk aufs festeste geknüpft werden muß. Wollen wir so die Freiheit des deutschen Künstlers in der Wahl der Formen beschränken, so sprechen wir ihm darin einen Umfang geistiger Freiheit zu, wie er weder dem italiänischen, noch dem französischen zugestanden werden kann. Für den zweckmäßigen Gebrauch vaterländischer Formen gebricht es uns an vaterländischen Stoffen nicht, deren noch viele, in Chroniken und Legenden, in Städte- und Familiensagen verborgen, eines würdigen Bearbeiters harren. Von dem aber, der uns Ausheimisches darstellen will, haben wir das Recht, es in möglichst eigenthümlicher Gestalt zu fodern, in seinem mütterlichen Boden, unter seinem heimathlichen Himmel. In jenen Verkleidungen aber liegt eine Willkühr, die nie auf ein Gesetz zurückgeführt werden wird, und die Form erscheint dabei als etwas Zufälliges, Unwesentliches, welches der echte Künstler nie zugeben wird.

Die musikalischen Versgestaltungen der Neuern mit ihren Anklängen und Reimverschlingungen haben einen so ganz eigenthümlichen Geist, daß sie nie zu passenden Umhüllungen des Alterthums werden können. Sowie uns Händel's „Messias" mit untergelegten italiänischen Worten fremd werden würde: so und noch vielmehr bekommen griechische Namen, griechische Sitten in neumodischen Strophen, von Reimen umklingelt, etwas durchaus Unheimisches, das nur dadurch gebannt werden kann, wenn der Dichter jede Erinnerung an den fremden Ursprung zu vertilgen weiß. Darin war nie ein größerer Meister als Arioste: seine Olympia am Felsen, sein Ruggiero auf dem Flügelroß entzücken, weil sie ganz sind, was sie seyn sollen, und im vollsten Einklang mit ihren Umgebungen: man versuche es, und setze Perseus

und Andromoda an ihre Stelle: alles wird erstarren wie unter den Einwirkungen des versteinernden Zauberschildes.

Darum ist es wohl kein bloßes Ungefähr, wenn die beiden deutschen Dichter, die am tiefsten in den Geist des Alterthums eingedrungen sind, wenn Voß und Göthe die Umstaltung alter Sagen in neuer Romanzenform durchaus verschmäht haben.

Voß ist überall entweder wo er mit- und nachdichtend übersetzt ganz Grieche, oder wo er frei dichtet ganz Deutscher. Das einzige, vortreffliche Idyll „Philemon und Baucis" steht insofern in der Mitte, als der deutsche Dichter hier einen alterthümlichen Stoff durchaus selbständig behandelt hat. Aber diese Behandlung ist eine rein alterthümliche, und nur die Sprache der neuen Welt angehörig. Dennoch fühlt man sich unter diesen Umgebungen heimischer und eingewohnter, als alle künstlich annähernden Verjüngungsversuche bewirkt haben würden. Die Ganzheit, die Wahrheit und liebevolle Treue dieser Darstellung zieht den unverdorbenen Sinn unwiderstehlich mit sich fort, das lautere Gefühl einer herrlichen alten Zeit wird durch kein neues Flickwerk gestört, alle Theile treffen zu Einem harmonischen Eindruck zusammen, und gerade durch die sorgfältigste Vermeidung aller Kunstmittel ist der Zweck dieser Nachbildungen aufs glücklichste erreicht Dieses Gedicht, mit einsichtsvoller Treue in die griechische Sprache zurückgeführt, würde in derselben einen so genügend alterthümlichen Eindruck hervorbringen, wie wenn jemand dasselbe mit Göthe's „Iphigenia" zu leisten unternähme, die schon jetzt um vieles hellenischer athmet, als die griechisch-geschriebene des Euripides.

Darum ist es auffallend und unerfreulich, daß Voß auf diesem Wege auch nicht Einen nennenswerthen Nachfolger gefunden hat. Alle Anklänge in Mitlautern und Selbstlautern sind aufgeboten, um uns die Schauer des Nordens und die Gluth des Südens anzunähern, es fehlt nicht an Rittergedichten, die sich mit Zierlichkeit durch viele Bücher achtzeiliger Stanzen hindurchbewegen, damit uns kein italienischer Anhauch verloren gehe: die gewichtvollen Strophen des „Nibelungenliedes", wie die mühsamen Schlocken des „Ramayon" und der „Sakuntala" sind mit Glück wieder versucht, um uns durch alle Zonen hindurchzugeleiten: nur den schönen, uns längst einheimisch gewordenen erzählenden Vers der Alten gebrauchen wir dazu am wenigsten, wozu er sich am vollkommensten eignet. In dieser stammverwandten Form könnten uns die sinnvollsten Sagen des Alterthums auf eine würdige Weise neu belebt werden, und wir würden so in dem echten Idyll, im ursprünglichen Sinne des Wortes, wofür uns Theokritos in seinen nicht ländlichen oder mimischen Gedichten beinah das einzige alte Vorbild ist [1]), um eine neue Dichtungsart reicher, die sich zum alterthümlich gestalteten Heldengedicht so verhielte, wie die Romanze zum romantischen Rittergedicht.

Göthe erscheint hier beinahe im Gegensatz mit Voß. Bewundern wir in der „Iphigenia" die nie in Steifheit ausartende Würde, womit er den hohen Prachtschritt des attischen Heldenspiels nachschreitet, so veranlassen zwei

---

1) Besonders im Kyklopen, im Hylas, im kleinen Herakles, und im Löwentödter: hieher gehört ferner Moschos' Europa und Cornelius' Gallus' Ciris, in dessen Vorbilde, dem gelehrten Euphorion von Chalkis, uns wahrscheinlich der Meister in dieser gefälligen Gattung verloren gegangen ist.

seiner kühnsten und eigenthümlichsten Romanzen, der „Zauberlehrling" und die „Braut von Korinth", die beide aus hellenischen Quellen geflossen sind, zu fast entgegengesetzten Betrachtungen. Denn wenn die „Iphigenia" einen der lehrreichsten Beweise giebt, bis zu welchem Grade täuschender Uebereinstimmung der Deutsche zum Griechen werden kann, ohne seiner Volksart etwas zu vergeben: so zeigen umgekehrt die beiden letztgenannten Gedichte in Beispielen die Möglichkeit, alte Ueberlieferungen durch überwiegenden Dichtergeist der neuen Zeit vollkommen und unbedingt anzueignen, und in der Romanze dasselbe zu bewirken, was Shakespeare für das Trauerspiel im „Julius Cäsar" und im „Coriolanus" geleistet hat: der Britte freilich wieder auf eine so durchaus eigne Weise das Volksthümliche der Römer und seiner Landsleute in Berührung bringend, daß wir diese Vergleichung nicht gar weit durchzuführen geneigt wären.

Den Stoff zum „Zauberlehrling", der vielleicht eine noch viel ältere morgenländische Quelle hat, finden wir in Lukianos' „Lügenfreund" [1]). Bei dem kranken Weltweisen Eukrates haben sich mehrere Freunde, Anhänger verschiedener Philosophenschulen, versammelt: die hingeworfene Frage nach dem Grunde des allgemeinen Wohlgefallens am Wunderbaren bringt sie auf allerlei abenteuerliche, zum Theil auch aberwitzige Geschichten. Endlich nimmt Eukrates selbst das Wort, um zu berichten, was er in Aegypten auf einer Reise mit dem magischen Wundermann Pankrates von Memphis erlebt habe.

„Wenn wir, erzählt er, in eine Herberge kamen, nahm er den Thürriegel oder den Besen oder auch einen Mörserstößel, hing ihm Kleider um, sprach eine Zauberformel dazu, und ließ ihn wandeln und gehen, sodaß er allen andern wie ein Mensch vorkam: er schritt dann heraus, schöpfte Wasser, kaufte Gemüse ein und richtete es zu, und bediente uns in allen Dingen gar sehr geschickt und wartete uns auf. Hatte Pankrates dann seiner Bedienung zur Genüge, so sprach er einen andern Zauberbann, durch den er den Besen wieder zum Besen den Mörserstößel zum Mörserstößel machte. Das gefiel mir aus der Maaßen wohl, aber es wollte sich nicht schicken, es ihm abzulernen. Denn so bereitwillig er seine übrigen Kunststücke mittheilte, so neidisch behielt er dieses für sich. Eines Tages aber horchte ich ihm, in einem dunkeln Winkel versteckt, ohne daß er es merkte, seinen Bann ab, der aus drei Sylben bestand. Er begab sich darauf nach dem Markte, nachdem er dem Mörserstößel seine Aufträge hinterlassen hatte. Sobald er nun am folgenden Tage wieder etwas auf dem Markte zu thun hatte, nahm ich den Stößel her, kleidete ihn an, sprach gleicherweise die drei Sylben zu ihm, und hieß ihn Wasser tragen. Als er aber den vollen Eimer herangeschleppt hatte, sprach ich: nun laß gut seyn, und bringe kein Wasser mehr, sondern sey wieder Stößel. Aber das Ding wollte mir nicht mehr gehorchen, und brachte Wasser über Wasser, bis es uns das ganze Zimmer voll Wasser geschöpft hatte. Da ich mir nun nicht anders mehr zu helfen wußte, (denn ich fürchtete, Pankrates möchte, wenn er mich ertappte, sehr böse werden, wie es denn auch geschah), griff ich nach einer Axt, und hieb den Stößel in zwei Stücke auseinander. Da nahmen beide, eins wie das andere, ihren Eimer, und trugen Wasser, und statt eines Dieners hatte ich ihrer zwei. Da trat Pankrates wieder ein, und sowie er denn gleich merkte, was vor-

1) Luciani Philopseud. 35. 36. T. 7, p. 287 sg. Bipont.

gefallen war, machte er die beiden Stücke zwar wieder zu dem, was sie gewesen waren, mich aber ließ er heimlicherweise im Stich, und ich weiß nicht, wohin er geschwunden seyn mag."

In so guter Laune dieß Mährchen auch erzählt ist, so muß man doch zugestehen, daß von der tiefen Bedeutsamkeit, die in der Göthe'schen Romanze unter dem anmuthigen Scherz hervorblickt, sich keine Spur darin zeigt, und daß der deutsche Dichter sich den Stoff, dadurch daß er Geist und Seele hineinschuf, wahrhaft zu seinem Eigenthume gemacht hat.

Einem Wunder ähnlich ist aber die Läuterung und Verklärung der Sage, auf welcher die „Braut von Korinth" beruht. Göthe hat sie aus einem der armseligsten Bücher zu Tage gefördert, die je in griechischer Zunge geschrieben seyn mögen, aus den Gespenster- und Wundergeschichten des Phlegon von Tralleis, eines Zeitgenossen und Freigelassenen des Kaisers Hadrianus. Wir glauben den Dank unsrer Leser zu verdienen, wenn wir keine vollständige Uebersetzung, sondern einen zusammenziehenden Auszug aus der unerträglich breiten Erzählung geben, doch so viel wie möglich mit Phlegon's eigenen Worten, besonders da, wo Göthe ihm bis ins Einzelne treu geblieben ist [1]).

Der Anfang fehlt.

„Die alte Amme blickt verstohlen in das Frembengemach, und gewahrt dort beim Lampenschimmer Philinnion, die vor bald sechs Monaten verstorbene Tochter des Hauses, neben dem Gastfreunde Machates sitzend. Erschreckt eilt sie zu den Eltern, Demostratos und Charito, und meldet, was sie gesehen. — Charito wird ohnmächtig, dann weint sie, zuletzt glaubt sie, die Alte sey von Sinnen, und will sie wegschicken. Da diese ihr aber Vorwürfe macht, daß sie sich so wenig um das Geschick der unglücklichen Tochter kümmere, entschließt sich Charito endlich, mit ihr zum Frembengemach zu gehen."

„Sie finden den Jüngling und das Mädchen schlafend: die Mutter aber glaubt an der Kleidung wie an den Gesichtszügen ihre Tochter zu erkennen. Sie zieht sich indeß, noch nicht völlig überzeugt, für jetzt zurück, um am Morgen das Mädchen beim Weggehen anzuhalten, oder doch vom Machates alles zu erkunden. Da sie das erste versäumt, wendet sie sich also an den Gast, und fleht diesen an, ihr die Wahrheit nicht zu verhehlen."

„Machates, anfangs bestürzt, sagt endlich aus, das Mädchen heiße Philinnion, und sie habe ihm gestanden, daß sie ohne Wissen ihrer Eltern zu ihm komme. Zur Beglaubigung bringt er aus seinem Reisekoffer einen von ihr erhaltenen goldenen Ring und einen Busengürtel hervor, den sie ihm in der letzten Nacht hinterlassen hatte. Nun kann die Mutter nicht länger zweifeln: sie überläßt sich dem heftigsten Schmerz, und beruhigt sich erst nach Machates Versprechen, sie in der nächsten Nacht mit der Tochter zusammen zu führen."

„Diese kommt zur gewohnten Stunde, und läßt sich wie sonst auf das bereitete Lager nieder. Machates aber, der sich noch immer nicht überzeugen kann, daß eine Abgeschiedene sich so regelmäßig bei ihm einfinde, mit ihm esse und trinke, indeß doch zur Gewißheit zu gelangen wünscht, läßt den Eltern heimlich ihre Anwesenheit melden. Demostratos und Charito eilen

1) Phlegontis Trall. mirabil. cap. 1.

herbei, erkennen sofort ihre Tochter, und brechen in lautes Jammergeschrei aus, sie aber redet zu ihnen:"

„O Mutter und Vater, wie grausam mißgönnt ihr mir, zu dreien Tagen im elterlichen Hause harmlos mit dem Gast zu weilen! Darob werdet ihr schwer zu büßen haben, um eurer Neugier willen: ich aber werde heimgehen zu dem mir beschiedenen Orte: denn nicht ohne göttlichen Willen kam ich hieher."

„Kaum hat sie ausgeredet, so sinkt sie todt aufs Lager zurück. Die lauten Klagen der Eltern rufen die Nachbarschaft zusammen: der Vorfall wird schnell stadtkundig, und man beschließt das Grabgewölbe des Hauses zu öffnen, in welchem auch Philinnion beigesetzt war. Alle Leichen ruhen hier auf ihren Todtenlagern, aber auf dem, auf welchem Philinnion gebettet war, findet sich nichts als der eiserne Ring, der dem Machates gehört, und der vergoldete Pokal, den er ihr am ersten Tage geschenkt hatte."

„Dieß Wunder setzte die ganze Stadt in Angst, der Wahrsager Hyllos gebot, die unruhige Leiche außerhalb der Grenzen zu verscharren, den unterirdischen Hermes und die Eumeniden zu sühnen, und für Kaiser und Reich besondere Opfer darzubringen: Machates aber in Verzweiflung gab sich selbst den Tod."

Es bedarf keines besondern Fingerzeiges, wie verschieden hier die Benutzung des Geschichtlichgegebenen von der in Schiller's und Schlegel's Romanzen ist: bei diesen meist vortreffliche, wahrhaft alterthümliche Stoffe, wobei es hauptsächlich darauf ankam, eine des unschätzbaren Gehaltes würdige Umhäusung zu finden, und nichts Vorhandenes zu verderben oder zu verwischen: bei Göthe unbedeutende, ja gemeine, kaum recht alterthümlich zu nennende Ueberlieferungen, die, wie von einem Zauberstabe berührt, zur höchsten dichterischen Bedeutung erhoben, und dennoch ihre ursprünglichen Züge keineswegs verläugnend, zu beredten Sinnbildern der tiefsten und größten Gedanken geadelt sind: im „Zauberlehrling" die Gefahr, die allen Menschen droht, wenn sie unberufne Geister aufregen, die sie nicht mit entschiedener geistiger Obergewalt zu lenken und zu zügeln vermögen: in der „Braut von Korinth", wie in den „Göttern Griechenlands", der Kampf zwischen der alten und der neuen Welt, der Sieg des Christenthums über das Heidenthum, aber wie anders hier gefaßt. Wir vernehmen hier nicht des Dichters wehmüthige, unbefriedigte Klage über den Untergang einer Weltgestaltung, die weder zurückgefleht werden kann, noch darf; eine Klage, die dem deutschen Ohr als leeres Bildergepränge bedeutungslos, oder als Ausbruch unchristlicher Gesinnung bei einem sonst so hochsinnigen Dichter doppelt verletzend seyn muß. Göthe hat alles in der ernsten Nothwendigkeit der Geschichte dargestellt: die alte Welt erscheint im lockendsten Liebreiz, aber sie ist zur leeren Hülle geworden, sie verführt die beweglichen Sinne, doch fesselt sie kein Herz mehr,

denn es schlägt kein Herz in ihrer Brust!

Gegen ein solches Phantom, das nur noch wie ein greulicher Golem die schöne Kindheit des Menschheitlebens log, that es nicht Noth, das Christenthum in seiner vollen Göttlichkeit kämpfend zu zeigen. Einfache Sittlichkeit genügt, und ohne Trauer sehen wir unter der Funken Sprühn, unterm Verglühen der Asche den alten Göttern zueilen, was seine Zeit ausgelebt hat.

Zur Geschichte der Demagogie in Griechenland [1]).

Das atheniſche Volk erſcheint in der Geſchichte der europäiſchen Staaten wie vorbeſtimmt, alle Stufen geſetzlicher und ungeſetzlicher Volksfreiheit und Selbſtändigkeit vom glücklichſten Gleichmaaß aller bewegten Kräfte an bis zur zügelloſeſten Uebergewalt des Haufens durchzuverſuchen, und der Folgezeit die lehrreichſten Erfahrungen über Wünſche, Hoffnungen und Beſtrebungen zu überliefern, die gewiß einmal in jedem größern bürgerlichen Vereine lebendig geweſen ſind. Hier iſt keine Höhe edler Kraftentwicklung, die Athen nicht erſtiegen hätte, aber auch keine Tiefe frecher Entartung, die es nicht hätte durchmeſſen müſſen.

Eine Herrſchaft des Volks aber iſt nie denkbar ohne eine leitende Einwirkung, die den Willen der geſetzgebenden Menge bald offenbar, bald durch geheime Triebfedern bewegt, und ihm ſeine Richtung mehr oder minder merklich vorzeichnet. In dieſem allgemeinſten Sinne mußte alſo auch in Athen eine Volksführung (Demagogie) in eben dem Augenblick geboren ſeyn, in welchem ſich das Streben nach Volksherrſchaft (Demokratie) zum erſtenmal in nicht erfolgloſen Regungen kundgab: ſie mußte ſich zum Gebäu wohl unter einander verbundener Grundſätze vollenden, ſobald des Volkes Uebergewicht durch eine von allen Seiten als gültig anerkannte Verfaſſung begründet war: unter welchem Namen und in welcher Geſtalt iſt dabei gleichgültig: der Name konnte durch Zufälligkeiten oder Aeußerlichkeiten beſtimmt werden, wie faſt überall da geſchehen iſt, wo zwieſpältige Bürger das Bedürfniß der Vereinigung unter neuen Benennungen ſuchten, nachdem der alte heilige Vaterlandsname ſeine Bedeutung verloren hatte: die Geſtalt aber iſt abhängig von der Form des geſammten öffentlichen Lebens, ſowie von den jedesmaligen ſittlichen und geiſtigen Zuſtänden des Volkes, und kann daher nicht zu jeder Zeit dieſelbe ſeyn. Soviel iſt indeß gewiß, daß der Volksführer Kraft und Thätigkeit, das wahre Ziel, dem ſie nachjagen, und die Wahl der Mittel dazu um ſoviel beachtenswerther ſind, als ſich das von ihnen gelenkte Volk durch Geiſt und Freiheitsliebe über die meiſten andern erhebt.

Je weniger dieſe Eigenſchaften den Athenern ſtreitig gemacht werden

---

1) Der nachſtehende Aufſatz ward bereits im Herbſt 1819 in der philomathiſchen Geſellſchaft in Breslau vorgeleſen. Er erſcheint hier im Ganzen unverändert, nur mit Benutzung von Friedr. Kortüm's gehaltvollem Buche über die helleniſchen Staatsverfaſſungen. Denn anderes mit Einſicht und Wahrheitsliebe aus den Quellen Geſchöpftes iſt, ſoviel ich weiß, ſeit jener Zeit [bis 1822] in Bezug auf den behandelten Gegenſtand nicht erſchienen. [Vergl. „Leben und Briefe", S. 262.]

können, desto minder gewagt wird auch die Behauptung erscheinen, daß die geschichtliche Darstellung der atheniſchen Volksführung einen höchſt weſentlichen Theil jeder vollſtändigen Geſchichte des atheniſchen Staats- und Bürgerlebens bildet. Und in der That führt ſie uns eine eigne, ſich trotz mancher Umgeſtaltung durch Jahrhunderte hinziehende, immer raſtlos wirkſame, am Ende ſo furchtbare als verabſcheuenswerthe Kette von Männern vor, die gleich den ihnen nahverwandten Sophiſten durch unverbrüchliche Einheit des Zweckes und der Mittel zuſammenhielten, und dieſelbe, zu unfehlbarem Untergange führende Umgeſtaltung in der politiſchen Geſinnung der Athener herbeiführten, welche in ihrer Art zu empfinden und zu denken der Sophiſten ruchloſes Werk war.

Als der atheniſchen Volksführer gemeinſames Ziel ſtellen wir gleich im Voraus das unverrückte Beſtreben auf, die politiſche Richtung, die ſie beim Volke ſchon als die herrſchende vorfanden, des Volkes Lieblingsneigungen und Abneigungen, aus eigenſüchtigen Abſichten auf den ſchnellſten und kürzeſten Wegen bis zu dem Gipfel emporzutreiben, über den hinaus ſich kein höherer mehr zeigte, wo alſo der entfeſſelte Wille, jedes innern Haltes ermangelnd, ſich ſelbſt überſtürzen, und das mit mancher Anſtrengung langſam Erreichte ſchnell genug und auf immer wieder verloren gehn mußte. Denn nachdem einmal die Blüthe männlicher Selbſtändigkeit ohne Frucht zu tragen abgefallen war, wechſelten die einſt Freien nur noch ihre Gewalthaber, und bei jedem derſelben fand niemand ſchneller weiten Spielraum für lange gewohnte Betriebſamkeit wieder als der geweſene Volksführer, bei ſeinen Grundſätzen folgerecht ausharrend, aber mit dem jedesmal Mächtigſten ſeinen Namen wechſelnd, und ſo dem Alleinherrſcher gegenüber als Fürſtenknecht die ſchimpfliche Reihe ſeiner Verwandlungen endend.

Ein zu künftigem Herrſchen berufenes Volk gab es in Athen von Annahme und Einführung der Soloniſchen Verfaſſung an. Solon, ſelbſt aus dem königlichen Geblüt der Kodriden, hatte die ſchon damals gegen einander gährenden Kräfte des auf verjährten Beſitz manches ehrwürdigen Vorrechts ſtolzen, aber auch inneres Werthes ſich bewußten Adels (dem Ariſtokraten) und des mit der allen atheniſchen Entwicklungen eignen reißenden Schnelle zum Gefühl allgemeiner Menſchen- und Bürgerrechte gereiften Volkes (der Demokraten) mit echter Staatsweisheit in ein richtiges Verhältniß zu einander zu ſtellen gewußt, und ein Gleichgewicht zwiſchen dem, was ſie hatten und was ſie wollten, begründet, wie es jenen Anfängen europäiſcher Staatsgeſtaltung entſprechend war. Solon ließ ſo wenig den Adel zu trägem Stilleſtehn oder Rückſchreiten, als das Volk zu unzeitigem Vorwärtseilen Muße oder Raum gewinnen, und bereitete dadurch eine ruhige Ausbildung aller der Anlagen vor, mit denen vorzugsweis die attiſch-joniſchen Stämme begabt erſcheinen. Den großen und milden Sinn dieſer Anordnungen hat das atheniſche Volk nie verkannt, und bei allem nicht bloß ſcheinbaren, damals aber noch nothwendigen Uebergewichte des hemmenden ariſtokratiſchen Einfluſſes galt Solon doch alle Zeit hindurch ſo ungetheilt als echter Volksfreund wie er es war [1]).

1) Isocr. Areopagit., p. 143 Steph. ja nach Ariſtoteles, (Polit. II, 9, p. 66 Göttl) war er der eigentliche Urheber der nachmals in Demagogie ausartenden Uebergewalt des Volkes.

Gegen diesen ersten Gründer volksmäßiger Verfassung erhob sich auch alsbald der erste Demagog Peisistratos, dem von Solon uneigennützig und bedachtsam vorbereiteten mit selbstischem Ungestüm vorgreifend. Ob drückender Uebermuth einzelner Reichen oder unzufriedener Trotz unter den ärmern Bürgern die ersten Reibungen veranlaßte, mag als geschichtlich nicht mehr zu ermitteln auf sich beruhn. Gewiß ist, daß der gewandter Redegabe mächtige Mann vorhandne Unruhen schlau benutzte, daß er sich unter dem Vorwand die dürftigen Höhenbewohner (Hyperakrier) gegen die aristokratischen Meeranwohner (Paralier) zu schützen an die Spitze der Demokraten stellte, und nachdem Megakles durch ihre Keulen aus dem Felde geschlagen war, die oberste Gewalt in Athen als wohlerworbenen Siegespreis an sich nahm. So war aus dem ersten demagogischen Volksvertreter schnell der erste Tyrann geworden: beide aber sind ihrem Wesen nach so nahe verwandt, daß es nicht befremden kann, im Peisistratos die Geschichte der spätern Demagogie gleichsam vorgebildet, und ihren nothwendigen Ausgang den Athenern deutlich genug vor die Augen gerückt zu sehn [1]).

Eine so erworbene Obmacht über ein jugendlich frisches Volk konnte indeß nicht von langer Dauer seyn. Die Athener hatten die Süßigkeit anerkannter Volksrechte einmal gekostet: bei ihrer Regsamkeit, bei der sichern Entschiedenheit ihres Wollens konnten sie unmöglich lange von der nachdrücklich betretenen Bahn abgelenkt werden, und so mußte unter den Peisistratiden schnell wieder zerfallen, was gewaltsame List unvorbereitet gebaut hatte.

Als die Solonische Verfassung aufs Neue in Kraft getreten war, bildeten Aristokratismus und Demokratismus sich in unablässigem Gegeneinanderstreben doppelt rasch zu zwei kämpfenden Systemen heraus, die auf wohlzusammenhangenden, vom Vater auf den Sohn vererbten Grundsätzen beruhten, und wie sie die Ansprüche des Alten und des Neuen, des Seyns und des Werdens um die Wette geltend zu machen suchten, mit der Zeit eine heilbringende Ausgleichung zu verheißen schienen. Die Aristokraten fochten für alte Anrechte, die ihnen Geburt und fortgeerbter Reichthum von den Vätern her in wenig bestrittnem Besitz gelassen hatten, ohne daß sie darum gleichgültig wurden gegen die Tugenden und die Ehre ihrer Ahnen: Standesunterschiede und danach gesonderte Rechte galten ihnen als hergebrachte Bedingungen des Staatswohls, aber sie achteten und förderten dabei die sittliche Kraft des Volkes, dem sie in getreuer Verehrung der vom Staat anerkannten Götter, in strenger Reinheit und Würdigkeit des Lebenswandels, in Abhärtung, Mäßigung und kriegerischem Muthe — Tugenden, die der fleißig besuchte Turnplatz nährte und befestigte — mit preiswürdigem Beispiele vorangingen [2]).

---

1) Peisistratos als Demagog bezeichnet von Aristot. polit., V, 4, p. 162 Göttl. ausdrücklich so genannt polit. V, 8, p. 178 Göttl.; vergl. Herodot 1, 59. und Plutarch im Solon 13. — Ueber die Geistesverwandtschaft zwischen dem Demagogen und dem Tyrannen s Aristot. polit. V, 8, p. 177 f. 184; V, 9, p. 187 Göttl. Plutarch im Alkibiades 16, Kortüm über Kleon in den philol. Beiträgen aus der Schweiz, 1, p. 38. 40. Daher gewöhnlicher Untergang der Demokratien durch Demagogen, zumal wenn diese Feldherren sind, Aristot. polit. V, 4, p. 160 f. 7, p. 170 ff. Göttl.

2) Eine mit der meinigen völlig übereinstimmende Ansicht von dem ältern Adelsleben in Athen finde ich in K. O. Müller's „Geschichten hellen. Stämme und Städte", Th. 1, p. 15 aufgestellt, und von Kortüm, „Zur Geschichte hellen. Staatsverfassungen",

Aber durch die Natur ihres Besitzstandes selbst zurückgewiesen auf die Betrachtung des Vergangenen, und dem Ernst lakonischer Zucht durch ihren eignen Wandel geneigt, wünschten sie keine Erweiterung der atheniſchen Landmark durch Eroberungen, sie suchten die Ausbildung einer Seemacht nach Vermögen in Schranken zu halten, und verschmähten jede geregelte Beredtsamkeit wie die lebenverschönernden Künste, weil sie darin die ersten Keime loser Gaukelei mit leicht zu verdrehenden Worten, gleißend verhüllter Unrechtlichkeit, sittlicher Verweichlichung und Erschlaffung zu erkennen glaubten. So ist ihr ganzes Seyn und Wollen ehrwürdig durch makellose sittliche Strenge gegen sich selbst, und weder durch die volkverachtende Härte des römischen Patriciers, noch durch den kläglichen Dünkel des gemeinen Lehnjunkers befleckt. Weil aber ihr ganzer Zustand sie mehr zur Aufrechthaltung des bestehenden als zur Ausbildung des noch in seinen Anfängen begriffenen hinführte, mußten sie allmählig hinter dem durch Zeitbegebenheiten schnell gereiften, zur Mündigkeit geweckten, unaufhaltsam vorwärtseilenden Volke zurückbleiben, ihr Gesichtskreis verengte sich mehr und mehr zu willkührlicher Abgeschlossenheit, und leeres Prunken mit den Tugenden der Väter schlich sich am Ende an die Stelle der verlorengegangenen eigenen ein. Bei solchem einseitigen Verkennen der bessern Regungen des Volkes konnte der Aristokratismus den mächtig von innen heraus wirkenden Kräften nicht auf die Dauer widerhalten: seine starre Unbeweglichkeit ward sein Untergang. — Isagoras, Miltiades, Aristeides, — dann auf der glänzendsten Höhe der Theseusähnliche Kimon, Thukydides, des Milesias Sohn, und schon im entschiednen Sinken Nikias können als geschichtliche Stellvertreter dieser Ansicht, als Aufnehmer, Bewahrer, Fortbildner und Ueberlieferer dieser Grundsätze genannt werden: Aeschylos und Aristophanes dichteten, Thukydides, des Oloros Sohn, schrieb seine Geschichte in ihrem Sinne, den jedoch diese Meister in einer Reinheit aufgefaßt hatten, in der ihn das wirkliche Leben nie dargestellt haben mag [1]).

Diesen gegenüber, meist Mann gegen Mann in öffentlicher Wirksamkeit kämpfend, aber auch, wo es des Staates Gesammtwohl gilt, gegen äußere Feinde oft wieder thätig mit ihnen verbunden, erscheinen auf der andern Seite Kleisthenes, Themistokles, in der vollendeten Herrlichkeit der höchsten Kraftentfaltung und Beherrschung der olympische Perikles, Ephialtes, und schon vom Verfall der Zeit gewaltsam mit hinabgerissen Alkibiades, Männer, die uns nicht blos das ihrem politischen Wirken aufgedrückte Gepräge, sondern auch das ausdrückliche Zeugniß des Alterthums als Demagogen kenntlich macht [2]):

---

p. 71. 182 lebhaft angegriffen. Was aber der letztere Gelehrte, dießmal gegen seine sonstige Art mit mehr rhetorischem Nachdruck, als geschichtlichem Ueberblick, einwendet, hat meine frühere Ueberzeugung nicht verändern können.

1) Ueber Aeschylos als edel-aristokratischen Dichter s. meine „Melet. crit. in Aeschyli Persas", p. 13 fg. [Fr. Passovii opuscula academica, p. 14 fgg.] Ludw. Döderlein's „Comment. de Aesch. Eumen.", p. 4 und August Jacob's „Quaestion. Sophocl.", T. 1, p. 172 f. Aristophanes aber bekämpft jede demokratische Ungebühr mit solcher Kühnheit, und mit so ungezügelter Laune, daß selbst Wieland, „Att. Museum", Th. 2, p. XII, den unwürdigen Gedanken fassen konnte, dieser freisinnige Dichter scheine im Solde der Aristokratie gewesen zu seyn!

2) Kleisthenes heißt bei vielen alten Schriftstellern Demagog, s. Schneider zu Aristot. Polit. III, 1, zu Anf. Themistokles bei Plutarch im Themist. 10 und im

eine ehrenwerthe Reihe, deren letzter erst Theil an der Befleckung hat, die von seiner Zeit an vom Namen des Demagogen unzertrennlich ist.

Die ihrer Zahl nach gleich von Anbeginn überwiegende Hälfte, an deren Spitze die zuletzt genannten Staatsmänner standen, war ebenso wenig wie ihre Häupter nothwendig ohne Geburt und Vermögen: aber über beides stellten die meisten nicht gerade Tugend und Geist, sondern Gewandtheit im sichern Lenken des Staatsschiffes, wenn auch viele unter ihnen wohl begriffen, wie nur Gerechtigkeit und Milde dabei zu sichern Erfolgen führen. Sie nahmen für alle Bürger gleiche Rechte in Anspruch, um die vollkommenste persönliche Freiheit des Einzelnen dadurch zu begründen. Dieß in seiner ganzen Ausdehnung war aber nicht erreichbar ohne wiederholte Erschütterung der Solonischen Verfassung, nach welcher der Gegensatz zwischen Adel und Volk fortwährendes Staatserziehungsmittel geblieben seyn würde: vor allem aber mußte das wohlthätige Ansehn des Areopags gebrochen werden, nicht um das Gewicht des Adels durch Gegengewichte zu mäßigen, sondern um es zu vernichten. Damit aber stürzte viel Heiliges und Ehrwürdiges zusammen: die fromme Scheu vor dem, was der Väter Weisheit gestiftet und Jahrhunderte hindurch in Ehren gehalten hatte, war unwiederbringlich dahin, als es dem kühnen Ephialtes gelang, das Ansehn des ältesten attischen Gerichtshofes, aus dem Götter gerichtet hatten, über den Haufen zu werfen. Was konnte den nur durch Ueberlieferung und fromme Verjährung oder durch Einrichtungen des Staats getragnen Glauben der Ahnherren länger halten, wenn ihm diese lange gewohnten Stützen entzogen wurden, ehe man sie durch andre, gleich kräftige zu ersetzen wußte?

So konnte schon Themistokles den allerdings auch eines Helden würdigen, ja vielleicht nur einem Helden möglichen und durch den größten Erfolg glänzend gerechtfertigten Rath geben, die Tempel der Götter und die Grabstätten der Vorfahren der Wuth barbarischer Feinde preiszugeben. Perikles war dem Anaxagoras und dem Sokrates zu eng befreundet, um im alten Sinne des Wortes ein guter Athener bleiben zu können, und Alkibiades, durch Unmäßigkeit in allen Dingen auch das Gute ins Schlechte verkehrend, vermochte nicht sich von dem dringenden Verdacht zu reinigen, als Vorbereitung auf ein sehr ernstes, weitaussehendes Unternehmen den Hermenbildern in der Stadt die Köpfe abgeschlagen zu haben.

War soviel Würdiges locker und lose geworden, und einem anfangs gewiß wohlgemeinten Streben zum Opfer gebracht, so mußte auch das um solchen Preis erkaufte die Schuld seines Ursprungs büßen. Ueberhaupt hat der Mensch nur den Beginn des Bösen ganz in seiner Gewalt: jeder Fortschritt, den es thut, lähmt ihm zusehends die Kräfte zum Widerstand. So sank auch in Athen, sobald die angeborne Scheu vor heiliger Sitte überwunden war, mit den Bollwerken des Aristokratismus die Schätzung der

---

Kimon, 10, vergl. Heeren's „Ideen", Th. 3, p. 388. Perikles bei Plut. im Perikl. 3. 4. 10. aller Demagogen edelster, 39. und im Nikias, 2. womit man Thukyd. 2, 65 zusammenhalte. Ephialtes bei Diodor von Sicilien, 11, 77. und bei Plut. im Kimon, 10. vergl. Aristot. Polit. II, 9, p. 67 Göttl. Alkibiades endlich bei Plut. im Alkib. 6. 13. 34. und im Nikias, 9. wobei freilich nicht unbeachtet bleiben darf, daß diese ausdrücklichen Zeugnisse nicht gleichzeitigen, sondern bedeutend spätern Schriftstellern angehören, die für den wirklichen Gebrauch des Wortes für die genannten Männer in Athen keine vollgültigen Bürgen sind.

Tugenden, die man bis dahin in den alten Aristokraten geehrt hatte, Rechtlichkeit im öffentlichen und Reinheit im häuslichen Leben: wer aber konnte es hinfort der Mühe werth finden, mit Aufopferungen und Entsagungen das selbst zu üben, was ihm an andern gleichgültig und bedeutungslos geworden war? Der Edeln Vorrechte zwar wurden atheniſches Gemeingut, aber nicht die innern Vorzüge, durch die ſie ſich derſelben würdig gezeigt hatten. Themiſtokles ließ ſich von den Euböern zu dem erkaufen, was er entweder als ſeine Pflicht oder als ein ungeheures, ſeinem Vaterland unmittelbares Verderben drohendes Wagniß betrachten mußte, der perſiſchen Seemacht bei Artemiſion Stand zu halten, und das Glück einer Schlacht zu erproben [1]): er war der erſte, der bei den Berathungen über die Abführung der deliſchen Bundeskaſſe nach Athen in Staatsangelegenheiten das Nützliche klüglich vom Rechtlichen unterſcheiden lehrte [2]), ſowie er ſich auch nicht mehr entblödete, am hellen Mittage mit einem Wagen voll Buhldirnen durch die Akademie zu fahren [3]). Alkibiades aber zeigte wiederholt durch die That, daß die beiden heiligſten Begriffe des Hellenen, uneigennützige Vaterlandsliebe und Unverletzlichkeit des beſchworenen Gaſtrechts, ihm zu leeren Klängen geworden waren: ſo wenig vermochten ſie noch ſeiner ungebändigten Selbſtſucht Schranken zu ſetzen, daß er ſelbſt ihren Schein mit frecher Gleichgültigkeit verſchmähte.

Wenn die Häupter und Vertreter des Volkes ſolche Richtungen nahmen, ſo kann man ſich nicht wundern, wenn der große Haufe zu folgen kein Bedenken trug, und dadurch auch an ſeinem Theile den Verfall des Gemeinweſens beſchleunigte. Weil Athen nicht mehr im Stande war, die wachſenden Bedürfniſſe ſeiner Bürger aus eignen Mitteln zu beſtreiten, ſo fing man an, begehrliche Blicke nach außen zu wenden, und auf Eroberungen zu ſinnen. Die natürliche Lage von Attika machte Vergrößerung und Vervollkommnung der atheniſchen Seemacht zur erſten Bedingung ſolcher Unternehmungen. Ihrer Ausbildung widmeten von Themiſtokles an alle ſeinen Staatsgrundſätzen folgende eine überwiegende Sorgfalt, und wenn gleich nicht zu läugnen iſt, daß ſie auf dieſem Wege den Ruhm der atheniſchen Waffen lange zu behaupten und weithin zu verbreiten wußten, ſo iſt es doch ebenſo gewiß, daß in gleichem Maaße die alte Vortrefflichkeit des atheniſchen Landheeres abnahm, daß die Turnplätze verödeten, und der freie perſönliche Muth des einzelnen Mannes mit jedem Jahre ſeltener ward [4]): dieß alles um ſo raſcher, je weniger die in Wohlleben ſich verſchwemmenden Athener für die alte Weiſe hinfort Sinn und Neigung in ſich bewahren konnten.

---

1) Herodot, 8, 4. 5. und daſelbſt Valcken. Plutarch im Themiſt. 7. und de malign. Herod. cap. 34. vgl. Plut. Themiſt. 5. und Ariſtid. 4.

2) Plut. im Ariſtid. 25 und ſonſt.

3) Heraklid. bei Athenäos, 12, p. 533 D.

4) Vergl. meine „Melet. crit. in Aesch. Pers.“, p. 12 [Opuscc., p. 16]. Zwar will Kortüm, „Hellen. Staatsverf.“, p. 73. das darüber Geſagte als ungerecht in Anſpruch nehmen. Aber der Muth, den atheniſche Heere im peloponneſiſchen Kriege zeigten, war nicht mehr der vormalige freie Seelenmuth von Marathon und Platää, wo der gleiche tüchtige Wille jedes einzelnen Kämpfers den Geiſt des ganzen Heeres bildete. Ebenſo wenig dürften die nachtheiligen Folgen für den ſittlichen Zuſtand zu läugnen ſeyn, ſobald der Bürger ſich vom häuslichen Heerde weggewöhnen, und an dem unſtäten Seefahrerleben Geſchmack finden lernt.

Statt dessen thaten sich anjetzt neue Wettkämpfe mit der Zunge in den Versammlungen des Rathes und der Bürger auf, die den bei aller Sinnentust für jedes geistige Spiel, besonders aber für alle schöne Kunstform unendlich empfänglichen Athenern höchlich zusagten: und da diese Verhandlungen mit der Theilnahme des Volkes auch die bedeutendsten Zweige der Staatsverwaltung in ihren Bereich zu ziehn und von sich abhängig zu machen wußten, vollendeten sie den Sieg der Volksherrschaft. Wer von jetzt an nicht in der Rede gewandt war, der mußte jeder bedeutenden Thätigkeit im Staat entsagen: die alte ritterliche Ehre der Waffen hatte ihre Geltung verloren: selbst Rechtlichkeit, Uneigennützigkeit und Edelsinn waren ohne Kraft, wenn sie sich nicht im Gewande fertiger, dem Volke gefälliger, oft schmeichelnder Beredtsamkeit Eingang zu verschaffen wußten. Selbst die herrlich erblühten Künste, Architektur, Bildhauerei und Malerei, dienten bald nur noch eitler Prunklust und verächtlicher Lüsternheit, weil die höhern Beziehungen des Lebens, die ihnen ihre wahre Weihe gegeben haben würden, zu schnell von ihnen wichen.

Hatten die ernsten Männer, die auf der andern Seite stehend vergebens entgegenstrebten, durch oft ängstliches Festhalten am Hergebrachten, überhaupt durch absichtliche Einengung und Beschränkung gefehlt, und darin ein gänzliches Verkennen der außerordentlichen geistigen Schnellkraft eines jeden einmal wach gewordenen, zumal aber ihres eignen Volkes an den Tag gelegt: so vergriffen sich diese Volksvertreter auf die entgegengesetzte Weise, durch übereiltes Zerbrechen aller lange bestandenen Formen und durch das riesenhaft unbegrenzte ihres gewaltigen, dem Volke nur zu wohlgefälligen Strebens. Solche Flammen ungemäßigter Volkswillkühr wie Themistokles, wie Perikles angefacht hatten, konnten wohl nicht mehr gehemmt oder gelöscht werden: sie mußten sich selbst hingegeben ausbrennen, und Kohlen und Asche hinterlassen.

In solchen Erfolgen stellen sich uns diese Männer allerdings als die Zerstörer ihres Vaterlandes dar, weil sie der Zeit nichts überlassen, sondern alles durch eigne Kraft und nach eignem Willen, ihren Ansichten und Ueberzeugungen gemäß, gestalten wollten, besonders aber weil sie das durch die Perserkriege schon genug zu stolzem Selbstbewußtseyn erhobne Volk, anstatt mit besonnener Mäßigung den ohnehin wenig wahrscheinlichen Rückschritten zu wehren, und durch Geistesüberlegenheit jedem unmäßigen Mißbrauch zu steuern, zu einem Gipfel der Unabhängigkeit emportrieben, zu dem nur der ruhigste Entwicklungsgang hinaufführen durfte. Aber auch abgesehen davon, daß diese schweren Fehlgriffe theils in den Begebenheiten jener Zeit, theils in der Eigenthümlichkeit der Athener gar manche Entschuldigung finden, so beruhen sie auch an sich auf so großartigen Irrthümern, daß man das Jahrhundert glücklich zu preisen sich versucht fühlt, das solche Erscheinungen hervorzubringen vermag. Sie entsprangen aus dem seltensten Verein aller nach Außen hin wirkenden menschlichen Vermögen, aus einer Fülle von Thatkraft und Geistesanlagen, denen nichts fehlte als das Maaß, und aus der erhabnen Unbewußtheit großer Männer, die eben das von ihrem Zeitalter erwarten, was ihnen selbst zu leisten mühelose Nothwendigkeit ist. So irrten sie wie Demosthenes, weil sie zu hoch standen, um scharf genug in die Tiefen des Lebens zu schauen, und weil sie das Aeußerliche nach dem Maaßstabe maaßen, den ihnen ihr Inneres gab.

Ihr Wille erscheint dabei über jeden Tadel erhaben; denn haben wir auch aus unserm Gesichtspunkt an ihrem bürgerlichen und häuslichen Leben gar manches auszusetzen, so trifft doch die wenigsten der Vorwurf, an dem Wohle des Vaterlandes, dem sie jede andre Rücksicht unterordneten, absichtlichen und bewußten Verrath geübt zu haben: ja die Fehler des Menschen waren nicht selten Tugenden des Staatsmannes.

So lange daher auch Perikles, in dem sich alles Ausgezeichnete und Vortreffliche dieser Volkshelden in seltner Reinheit und Tadellosigkeit beisammen fand, an der Spitze des Gemeinwesens behauptete, und mit erhabner Ruhe, keiner Anfeindung achtend, wahrhaft und im rechten, löblichen Sinne den Staat und das Volk leitete [1]): blühete Athen, und war der Mittelpunkt einer allseitigen geistigen Regsamkeit, die in einen Zeitraum von weniger als achtzig Jahren eine Fülle von Entwicklungen zusammendrängte, wie sie seit jener Zeit schwerlich aus Jahrtausenden wieder zusammengelesen werden kann, und die nur bei dieser völligen Freilassung aller Kräfte möglich war.

Das Eine hatte Perikles nicht berechnet, daß die Kraft des Oberhauptes in gleichem Verhältniß mit der Unabhängigkeit des Volkes wachsen müsse. Daß darum, bei mangelnder Gewährleistung von dieser Seite, sein kühnes Vorschreiten gewissem Untergang entgegenführte, konnte ihm selbst in der letzten Zeit seines Wirkens schwerlich mehr verborgen seyn. Aber damals war alles schon so weit gediehen, daß an ein Umkehren und Einlenken nicht mehr zu denken war: so endete er in demselben Sinne, in welchem er begonnen hatte, und stellte es den schirmenden Göttern anheim, ob sie ihn den Athenern zu ersetzen beschlossen hätten oder nicht.

Mit Perikles schließt sich die erste Reihe der Volksvertreter, die uns das Alterthum als Demagogen bezeichnet hat. Alle diese Männer vereinigt das ungetheilte Bestreben, durch völlige Gleichstellung aller Bürger und durch gleiche Berechtigung zu den Staatsämtern jeder noch ruhenden Kraft Anregung und Nahrung zu geben. Dabei erscheinen sie in unaufhörlichem Kampfe gegen das Ueberlieferte und Vorgefundne, weil die aristokratische Form in Athen die ältere gewesen war, die in vielen Einrichtungen fortbestand, und erst gänzlich hinweg getilgt werden mußte, ehe das freie Spiel demokratisches Lebens beginnen konnte. So im erklärten Kriege gegen das Alte, unablässig vordringend zu ihrem Ziele, sind sie so lange das erfrischende, dem Staate Regsamkeit und Leben gebende Element, als der Aristokratismus zu verhältnißmäßigem Widerstand fähig war. Dieser wohlthätige Widerstand mußte aber in einem Staate, der von jeher zu demokratischer Gestaltung hinneigte, desto schneller sein Ende finden, je außerordentlicher die Kräfte waren, die sich zu seinem Untergange verbündet hatten. Perikles war es, der, wie ein alter Schriftsteller sagt [2]), nach Ueberwältigung des Areopags seinen Athenern den Taumelbecher lauterer und ungemischter Volksfreiheit zutrank. Da anjetzt nichts Höheres mehr zu erringen übrig, und ein weises Erhalten des Errungenen überhaupt nicht eben der Athener Sache war, ließ sich jäher Verfall als nahe bevorstehend voraussehn. Die Reinigung der Gesinnung, welche jedes angestrengte Trachten nach einem edeln Gut von selbst zu erzeugen pflegt, die sorgfältige Auswahl der Mittel, die verständige Mäßigung

1) Thukyd. 2, 65. Plut. im Nikias, 3.

2) Platon im Staate, 8. p. 562 D. vergl. Plut. im Perikl 7.

bei jedem Gelingen, die aufgeboten werden mußten, um den Sieg zu erlangen, schienen ihren Werth verloren zu haben, sobald der Sieg entschieden war. Das ganze Gewicht von Perikles' alles bändigender Persönlichkeit war erforderlich, um eine bedeutende Reihe von Jahren hindurch einen Schwebezustand auf gleicher Höhe zu erhalten. Sein Tod hob dieß künstliche Gleichgewicht auf, das nun unwiederbringlich dahin war.

Wir haben diese Männer Demagogen genannt, weil alte Schriftsteller ihnen diesen Namen gaben [1]), und weil ihr Wirken dieser Wortbezeichnung im beßten Sinn entspricht. Doch bleibt es ungewiß, ob auch ihre Zeitgenossen schon ihnen diese Benennung zuerkannten: ja man möchte daran zweifeln, wenn man bedenkt, daß das ganze Wort sich bei keinem uns erhaltenen griechischen Schriftsteller vor Vollendung der Demokratie findet, und weil es da, wo es zuerst vorkommt, bei Aristophanes, nur von Menschen gebraucht wird, deren Treiben schon in die Zeit der unbedingtesten Volksherrschaft fällt, während der Ausdruck selbst bereits mit einem solchen Uebermaaß von Verachtung belastet ist, daß er gleich von seinem Entstehen an für einen Menschenschlag gebraucht zu seyn scheint, der mit den bisher genannten Männern nicht mehr verglichen werden kann. Vielmehr bezeichnet der Demagog bei allen wahrhaft alten Schriftstellern, namentlich bei den Komikern, bei Lysias, Demosthenes und Aristoteles, nie den Volksführer und Volksvertreter, sondern durchaus nur den Volksverführer, den Volksschmeichler, und wo es die Gelegenheit giebt den eigennützigen Volksplacker. Erst Spätere, wie Diodoros von Sicilien und besonders der noch jüngere Plutarchos, die zum Theil selbst vom griechischen Boden fern das alte atheniſche Volksleben nur noch wie wir aus schriftlichen Ueberlieferungen kannten, die die Hellenensprache schon als eine todte zu handhaben begannen, und daher leicht in den Fall kamen, zu ihrem schriftstellerischen Bedarf die grammatisch-etymologische Bedeutung eines Wortes seiner geschichtlich-lebendigen vorzuziehen, erst diese, die theils aus Unkunde und mangelhafter Auffassung, theils aus eignen, einseitigen Ansichten so manches Alte entstellt haben, nennen auch die Gründer und Vollender der atheniſchen Volksfreiheit, namentlich den Themistokles, Ephialtes und Perikles, oft genug ohne allen tadelnden Nebenbegriff Demagogen. Sie wollen sie dadurch bloß als diejenigen, die das Volk zu seiner geschichtlichen Bestimmung führten, ihren aristokratischen Widersachern entgegenstellen, welchen Zweck sie durch die echte, alte, anspruchlose Benennung des Vorstandes [2]) freilich nicht erreicht haben würden, da weder der Ausdruck, noch die Sache eine von beiden Parthien ausschließlich bezeichnete. Auch ist es an sich wenig glaubhaft, daß ein leidenschaftlich demokratisches, auf seine demokratische Verfassung unmäßig eifersüchtiges Volk, das sich als gesetzgebende Macht betrachtet wissen will, seine Freunde und Stützen zugleich ausdrücklich als seine Führer und Lenker anerkannt haben sollte.

Wenn daher auch der Gegensatz zwischen Aristokraten und Demokraten in der Sprache früh vorhanden gewesen, und vielleicht ebenso alt ist wie die Sache, so glauben wir doch annehmen zu dürfen, daß während dieses ersten, wahrhaft großartigen Abschnittes in der demokratischen Verwaltung Athens bis zu Perikles' blühendster Zeit der Vorstand das geschichtlich echte Wort

1) S. p. 114, Anm. 2.

2) Aristot. polit. V, 4, p. 162 Göttl. Kortüm über Kleon, p. 36.

für das jedesmalige Volkshaupt war. Dagegen war von Demagogen schwerlich vor dem vollendeten Siege des Volkes über den Adel die Rede: anjetzt aber, da die Lenkung des Gemeinwesens ein ganz verändertes Ansehn bekam, und das Unwesen seinen Anfang nahm, das Aristophanes und der dem einreißenden Verderben wahrscheinlich ebenso abholde Eupolis zuerst Demagogie benannt zu haben scheinen, trat auch anstatt des Vorstandes eine Benennung ein, die das Volk gewiß keinem seiner Günstlinge beilegte, und deren der Inhaber sich nicht eben zu freuen hatte, allem Anschein nach eine Erfindung der Komiker, aber von der Menge so angemessen befunden, daß der Demagog bald in den allgemeinsten Umlauf kam.

Will man dieß Wort nichts destoweniger auch den Volksvertretern des ersten Zeitraums der athenischen Demokratie, von Solon an bis Perikles, beilegen, so darf wenigstens sein gänzlich verändertes Gepräge dabei nicht unbeachtet bleiben. Sowie die Leitung der Volksangelegenheiten erst in der Epoche, die mit Perikles' Tode beginnt, eine unbedingt verwerfliche Richtung nimmt, so bekommen auch die sich auf sie beziehenden Ausdrücke erst jetzt eine herabwürdigende Bedeutung, die die Sache nothwendig herbeiführte.

Solange Perikles des durch ihn unbeschränkt mündig gesprochnen Volkes Vorstand war, konnten die gefahrvollen Keime, die sein kühnes Werk in sich schloß, nicht eben bemerklich hervorbrechen. Allerdings waren die Athener, seit Themistokles den ersten folgenreichen Anstoß gegeben hatte, so unaufhaltsam ins Vorwärtseilen gekommen, daß ihnen ein plötzliches Stillestehn auf der einmal gebrochnen und nur immer weiter lockenden Bahn unmöglich gefallen konnte. Unter allen Gelüsten ist das nach Unabhängigkeit, sowie ihm einmal Raum sich zu entwickeln gegeben ward, das unersättlichste, das hinfort keine Grenzen mehr kennt: daher ist jede verfrühte Demokratie schon im Augenblick ihres Entstehens zur Herrschaft des stets unmündigen und grade darum am heftigsten wollenden Haufens, zur Ochlokratie, reif. Nur Perikles, sein ganzes Zeitalter aufwiegend, vermochte es, den unvermeidlich nothwendigen Erfolg des vor ihm eingeleiteten auf eine Weile zu hemmen: er hielt das Volk in den mächtigsten und in den sanftesten Zügeln, und wußte durch Redlichkeit, Ernst und den würdigsten Zauber der Beredtsamkeit alle Ausbrüche demokratischer Zügellosigkeit zu beschwören.

Aber freilich auch nur die Ausbrüche! Im Innern rächte der übereilte Bildungsgang sich längst durch ebenso reißend um sich fressende Entartung der zu früh freigegebenen und sich selbst überlassenen Kräfte, die, lange in Schranken gehalten, nach dem Hintritt des Einen gewaltigen Mannes mit doppelt verderblicher Uebermacht losbrechen mußten.

Sowie Perikles im zweiten Jahre des peloponnesischen Krieges Opfer der Attika verheerenden Seuche geworden war, zeigte sich auch der Wechsel der Dinge sofort darin, daß die leitende Macht in Athen ihre bisherige Einheit verlor. Viele streckten zugleich ihre Hände nach dem aus, was er bis dahin allein besessen hatte, und da keiner unter diesen an Reinheit und an Kraft des Willens ihm auch nur nahe kam, war dem Spiel wechselnder Partheiungen freier Raum gegeben. Edle Abkunft und bedeutendes Vermögen, ausgezeichnete Erziehung, nahe persönliche Verbindung mit Perikles und bei dem allen eine verschwenderisch reiche Ausstattung mit den schönsten und größten Naturanlagen gaben dem Alkibiades das nächste Anrecht auf die

Gunst des Volkes und den entschiedensten Einfluß auf die Stimmung desselben. Allein durch Wandelbarkeit und Unstätigkeit der Sinnesart zerstörte er selbst alle diese Vortheile wieder, sodaß er zwar für Augenblicke der Liebling des ebenso beweglichen Haufens seyn, nie aber ihn mit Nachdruck und Gewicht zügeln konnte. Denn unverkennbar ist es, daß die zwei feindlichen Elemente, die bis dahin alle Athener in zwei große Massen auseinander geschieden hatten, in ihm auf die unglücklichste Weise durcheinander gemengt waren, und ihn in sich selbst zerrissen, sodaß er uns in der Geschichte bald mit allen Ansprüchen des eifrigen Aristokraten bis zur lakonischen Strenge in Leben und Gesinnung, bald in voller Losgelassenheit des ungemäßigten Demokraten, in beiden Rollen aber gleich sehr als unruhiges Partheihaupt und ausgemachter Selbstling erscheint. Bei diesem gänzlichen Mangel an innerer Haltung, die nur in einer, rein für die Sache begeisterten Seele heimisch werden kann, glückten ihm wohl einzelne bedeutende Schläge, aber zu einem dauernden, folgerecht auf ein bewußtes Ziel hinsteuernden Einfluß gelangte er nie.

Mit mehr Erfolg buhlten um diesen zwei Männer, die Beide gerade an beharrlichem Willen dem Alkibiades ebenso weit überlegen waren, als sie in jeder andern Hinsicht tief unter ihm standen, Nikias, des Nikeratos Sohn, und Kleon der Gerber. Beide hatten sich gründlich befestigt in den Einseitigkeiten der entgegengesetzten Stände, denen sie angehörten, beiden war dadurch eine feste Bahn zu einem bestimmten Zielpunkte vorgezeichnet, und wenn sie auch sonst in allen übrigen Beziehungen von einander abwichen, so waren sie sich doch an Beharrlichkeit und an Ehrgeiz gleich.

Nikias gründete seine Ansprüche auf uralten Geburtsadel, auf großen Reichthum und auf anerkannte, durch oft erprobtes Kriegsglück verherrlichte Feldherrentugenden. Was ihm an klar entwickelten und zeitgemäßen politischen Grundsätzen abging, ersetzte er einigermaßen durch wahres Wohlwollen gegen sein Vaterland, durch ruhigen Verstand, sittlichen Ernst und milde Mäßigkeit der Gesinnung: seine oft ins Kleinliche gehende Eitelkeit aber wußte er unter unbegrenzter Freigebigkeit geschickt zu verbergen. Diesen Mangelhaftigkeiten seines Wesens zum Trotz würde er vielleicht grade durch seine gutartige Nachgiebigkeit an die Spitze des Volks gestellt seyn, da sein eifriger Wunsch, im Staat eine ausgezeichnete Rolle zu spielen, ihn gar manchen aristokratischen Eigenheiten und Starrheiten entsagen ließ, wenn ihm nicht zu seinem Unglück das Eine gefehlt hätte, welches seit Perikles' Tod, von wo an die Zerstückelung und Vereinzelung der früher noch verbunden gewesenen atheniſchen Bürgertugenden immer mehr überhand nahm, in allen öffentlichen Verhältnissen den Ausschlag gab. Denn so bewährt und unerschütterlich Nikias' Muth dem Feinde gegenüber und in den bedenklichsten Lagen des Krieges war, so nachdrücklich er in der Schlacht selbst das Schwerdt zu führen, und mit den Tugenden des Feldherrn die des gemeinen Kriegers zu paaren wußte, so unmännlich zaghaft erwies er sich, wenn er Angesichts des Volkes als Redner aufzutreten, und des Haufens Beifall oder Mißfallen zu erproben hatte. Nur widerstrebend entschloß er sich das Wort zu nehmen, und konnte er nicht umhin, so war seine Rede, wenn auch verständig und wohlgemeint, doch ohne Feuer, ohne Nachdruck und ohne das kräftige Selbstvertrauen, das vor allem erfordert ward, um Wirkung auf das Volk hervorzubringen. Wenn daher auch er uns allerdings ziemlich uneigentlich als Demagog auf-

geführt wird [1]), so müssen wir dies mehr auf das beziehn, was er zu seyn wünschte, als auf das, was er war. In der That erschien er nur zu tüchtiger Vollstreckung kriegerischer Beschlüsse brauchbar, eine willenlose Waffe, die von der Willkühr der stimmführenden Menge ihre Richtung und Anwendung empfing, anstatt diese selbst zu bestimmen: und so fiel ihm zuletzt das traurige Loos, als Opfer des von ihm dringend abgerathenen Eroberungsversuches gegen Syrakus am Fluß Asinaros ein unglückliches, wenn gleich keineswegs unrühmliches Ende zu finden [2]).

Alles was diesen guten und ehrenhaften Mann zierte, fehlte seinem Widersacher, dem Gerber Kleon [3]), der sich aber zum reichen Ersatz für solche überflüssig gewordene Aristokratentugenden grade jenes Einen, woran es dem Nikias gebrach, dreister Redegabe ohne Schaam und Scheu wie keiner seiner Zeitgenossen bemächtigt hatte. Vielleicht nicht einmal ein freigeborner athenischer Bürger, gewiß von so niedriger Abkunft, als von schlechter und verwahrloster Erziehung, frech im Frieden, feig im Kriege, und doch nach Gutdünken schaltend mit der Volksstimmung, steht er als der giftigste Glückspilz da, den die übereilte atheniſche Volksfreiheit aufgetrieben hat. Schon unter Perikles wollte er von ihren Segnungen einen handgreiflichen Theil für sich beseitigen: er glaubte daher seine öffentliche Laufbahn nicht bezeichnender betreten zu können, als mit einem Angriff auf Perikles selbst, der ihm aber zu Athens Ehre so gänzlich mißlang, daß er zum Gespött der Lustspieldichter ward, und schleunig in sein Dunkel zurückgewichen zu seyn scheint.

Sowie aber jener erhabne Mann sein Haupt zur Ruhe legte, richtete Kleon das seinige dreister wieder empor. Die freche Zuversicht, die ihn sein ganzes Leben durch begleitete, unterstützt durch eine verruchte Gewandtheit, die Schwächen andrer zu seinem Vortheil zu benutzen, und vielleicht durch einen erkauften Schwarm lauter Anhänger, ließ ihn sofort dem durch Perikles herrenlos gewordenen Staatsruder nachtrachten.

Die Künste, durch die er sich unglaublich schnellen Einfluß auf das Volk und, mancher einzelnen Beschämungen ungeachtet, bald ein höchst furchtbares, allen Rechtlichen Gefahr drohendes Ansehn zu erstürmen wußte, hat Aristophanes in seinen „Rittern" mit der ihm eignen dichterischen Gründlichkeit ans Licht gezogen: noch vollständiger würden wir ohne Zweifel über vieles unterrichtet seyn, wenn uns nicht die Zeit das oft von den Alten erwähnte Lustspiel des Eupolis, die „Zünfte" (Δῆμοι), entzogen hätte, aus dem wir soviel wissen, daß die einzelnen Rottenführer darin aus der Unterwelt heraufgebannt wurden, um ihre Sünden zu beichten [4]).

Spenden und Geschenke im Großen an das durch Liederlichkeit und müßiges Herumtreiben auf den Gerichts- und Berathungsplätzen mit jedem Tage mehr verarmende Volk dienten als erster Köder. Nikias betrieb das

---

1) Plutarch im Nikias 3. 4. und im Alkib. 13, viel zu seinem Lobe bei Platon im Laches, vom Anf.

2) Thukyd. 7, 86.

3) „Der Demagog Kleon" von Friedr. Kortüm in den philologischen Beiträgen aus der Schweiz, herausgegeben von Bremi und Döderlein, 1. p. 35 eine vortreffliche, leider noch unvollendete Darstellung. Sie bricht bald nach dem Unternehmen gegen Sphakteria ab.

4) Plut. im Perikl. 3. 24.

zu aristokratisch-großartig, im Styl des Themistokles, große Geldsummen auf würdige Verzierung der Stadt und auf glänzende Schauspiele verwendend: Kleon nahm mit geringerm Aufwand und mit richtiger berechnetem Erfolg den gemeinsten Eigennutz des Pöbels unmittelbar in Anspruch, und erreichte vielleicht durch einige Dutzend Schuhsohlen aus seiner Gerberei, durch ein Paar Fässer schlechter gesalzner Fische [1]) im rechten Augenblick unter eine Anzahl abgerissener oder ausgehungerter Bürger vertheilt, mehr als Nikias durch alle Prachtaufzüge, durch die niemand satt oder bekleidet ward. Aber auch diese Ausgaben wußte er, nachdem der erste Einschritt in die Volksgunst gethan war, von sich abzuwenden, und freigebiger mit andrer Hab' und Gut zu bezahlen: gegen reiche Bürger, die eben kein andrer Vorwurf traf, als das Ihrige zusammengehalten und durch Betriebsamkeit vermehrt zu haben, trat er als Ankläger auf, oder stiftete seine Helfershelfer dazu an: wie redlich und tadellos jene Männer seyn mochten, ihr Wohlstand drohte der Freiheit und Gleichheit Gefahr, und das Volk war immer zum Verdammungsurtheil bereit, wenn es dabei durch Gütereinziehungen sich selbst bedenken konnte.

Der Uebergang zu ähnlichen Anklagen gegen alle die, deren Rechtlichkeitssinn und uneigennützige Vaterlandsliebe solchen Umtrieben Hindernisse in den Weg stellte, war leicht gemacht. Ist die dem Menschen angeborne Scheu vor dem Frevel Einmal überwunden, so ist jeder Wiederholung des Verbrechens die Bahn geöffnet.

Das Hauptmittel aber, Abscheulichkeiten dieser Art sogar mit einem Anschein gesetzliches Verfahrens beim Volke durchzusetzen, war die freche Redegabe der Demagogen, die der alten Staatsberedtsamkeit den härtesten Stoß gab, und dasselbe Gewebe von Lug und Trug in die öffentlichen Verhandlungen brachte, das gleichzeitig die Sophisten über jede wissenschaftliche Erforschung der Wahrheit auszubreiten trachteten.

Der innere und äußere Zustand von Athen brachte es mit sich, daß, solange das aristokratische Gegengewicht in seiner ganzen Kraft fortbestand, nur der bei dem noch mannhaften und kriegerischen Volke in Ehren gehalten ward, der sich selbst als Feldherr hervorgethan hatte: darum mußten die ältesten Volksvorstände im Besitz aller kriegerischen Tugenden seyn, um nicht, durch die aristokratischen Gegner verdunkelt, des äußern Glanzes zu entbehren, durch den die Menge zuerst gewonnen wird [2]). Ohne einen Themistokles also wäre keine Umwandlung zu Gunsten der demokratischen Parthei möglich gewesen. Sobald aber die Adelsgewalt gestürzt, die alte Aristokratentugend erschlafft, und Athen gegen seinen furchtbarsten auswärtigen Feind geschützt war, erschien auch eine Anfoderung dieser Art minder dringend. Desto nothwendiger zeigte sich ein sicherer Ueberblick über die mannigfacher gewordnen innern Einrichtungen der Stadt und über ihre verwickeltern Verhältnisse zu den übrigen hellenischen Staaten: man wurde der Unentbehrlichkeit eines festen und umsichtigen Staatsmannes inne, dem kriegerische Tüchtigkeit höhere Anerkennung verschaffte, und Perikles ward durch den Verein dieser Eigenschaften der Held seiner Zeit. Da aber das Volk verfassungsmäßig an allen Verhandlungen Theil nahm, mußte der Staatsmann zugleich Redner seyn,

1) Aristophanes in den Rittern.

2) Aristot. polit. V, 4, p. 161 Göttl. Heeren's Ideen, Th. 3, p. 388.

und somit jede Trefflichkeit des öffentlichen Lebens in seiner Person zum Ganzen verbunden darstellen.

Je seltner diese Tugenden zusammen gefunden wurden, jemehr jede derselben hinreichend schien, allein eines Mannes ganze Thätigkeit zu beschäftigen, desto natürlicher war ihr Auseinanderfallen, sobald die Zahl der nach Ehren und Aemtern Jagenden wuchs, und jeder auf seinem besondern Felde das zu erreichen suchte, was er im Ganzen aufgab. Hier war nun der Redner im entschiedensten Vortheil, weil die anerkannteste Tapferkeit, die gebildetste Staatsklugheit gelähmt waren, sobald ihnen die Beredtsamkeit ihren Dienst versagte. Diese aber trägt in Freistaaten unfehlbar das Gepräge des schlechtesten Zeitgeistes, wenn der Redner sich selbst nicht gänzlich vergessen mag. Denn wer das Volk nicht ergreifen kann, wie das athenische nach Perikles nur Demosthenes ergriffen hat, der muß sich dem Volke unterordnen und seinen Schwächen huldigen, wenn er seine besondern Zwecke erreichen will. Diesen unwürdigen Charakter trug in Athen die Beredtsamkeit von Perikles' Tode an, und die Demagogen waren es, die ihn ihr aufgeprägt hatten. Diese verächtliche Zungenfertigkeit, aus einerlei Unsittlichkeit mit der Täuschungskunst der Sophisten entsprungen [1]), setzte gleißnerische Schmeichelei an die Stelle ernst belehrender Wahrheit, und die Bedeutung der Sache mußte dem eigennützigen Vortheil des Sprechers weichen [2]), dadurch kam der Gebrauch der freien Rede zuerst in Verfall, und was übrig blieb, war elende Rechtsbreherei, gemeine Anwaltskniffe, für die die Athener selbst nur den Spottnamen Sykophantie hatten [3]).

In dieser neuen Weise war Kleon, vielleicht mit mancher auf Wirkung bei dem großen Haufen wohl berechneten Gabe des Vortrags ausgerüstet, allen seinen Zeitgenossen überlegen. In seiner wahrhaft bluttriefenden Rede gegen die überwundenen Mitylenäer zwei Jahre nach Perikles' Tode gehalten, die selbst die zürnenden Athener gegen den Redner empörte, hat Thukydides [4]) uns ein für die Geschichte der attischen Beredtsamkeit und für die tiefere Kenntniß von Kleon's Gemüthsart gleichwichtiges Denkmal aufbewahrt. Mit der schleichendsten Arglist verbindet sie die gewaltsamste Entschlossenheit zum Bösen, und bei aller ihrer Rohheit drängt sich doch das Gefühl auf, daß zumal in einem entsitteten Volke ein solcher Sprecher einflußreich werden mußte, und daß Cicero nicht Unrecht hatte, den Kleon in der Reihe der bedeutendsten attischen Redner mit aufzuführen [5]).

---

1) Ueber die Verwandtschaft der demagogischen Beredtsamkeit mit der sophistischen, s. besonders Platon im Gorgias, p. 462 fg., 502 fg., 515 fg.

2) Plutarch im Nikias, 8. und im Tib. Gracchus, 2. Eine Charakteristik der demagogischen Beredtsamkeit giebt in seiner Manier Sextus der Empiriker adv. rhet. 2, 41.

3) Ueber den Ursprung der Sykophantie aus der demagogischen Beredtsamkeit s. Plut. im Timol. 37 und im Phokion, 32.

4) Thukyd. 3, 37—40 vergl. Diodor von Sicilien, 12, 55. So fest ich überzeugt bin, daß der Geschichtschreiber nicht Kleon's eigne, vielleicht nie aufgezeichnete Worte gegeben hat, so fest überzeugt mich ihr Styl und ihr Abweichendes von allen andern Reden bei Thukydides, daß er uns in dieser ein treues Bild von Kleon's und überhaupt von der Demagogen Beredtsamkeit hat hinterlassen wollen.

5) Cicero im Brutus, 7. Ein besonders naher Geistesverwandter des Kleon, auch von Seiten seines allerdings viel höhern und gebildetern Rednertalents, hat mir

War diese aller Sittlichkeit Hohn sprechende Freirednerei das Hauptmittel, dem Einwirken der Demagogen baldige Verbreitung zu geben, so mußte ihnen doch ein zweites fast ebenso nothwendig seyn: Verwicklung ihres Vaterlandes in beständige auswärtige Kriege. Mögen sie sich nebenbei mit Siegs- und Eroberungshoffnungen geschmeichelt haben, der Hauptgrund Kampf auf Kampf zu entzünden war dieß gewiß nicht. Je mehr Thätigkeit aber nach Außen zu richten war, desto freieres Spiel hatten sie im Innern des Staates, das ganz und unbedingt in ihre Hände fiel, sobald sie die mannhaftesten, durch kriegerisches Verdienst doch immer eine unfreiwillige Achtung gebietenden Bürger von den Berathungsplätzen verdrängt, und in Gefahren geschickt hatten, aus denen mancher nicht zurückkehrte. Ueberdieß erzwangen die außerordentlichen Bedürfnisse, die jeder Krieg herbeiführte, auch ihre außerordentlichen Maaßregeln, und der Drang des Augenblicks mußte manchen willkührlichen Schritt entschuldigen, da man nicht immer Zeit hatte, nach der strengen gesetzlichen Vorschrift zu verfahren. Wo aber das Gesetz seine Kraft verloren hat, da erndtet der Demagog [1]).

So war es gemeinsame Angelegenheit aller dieser Volksaufstörer, dafür Sorge zu tragen, daß die kriegerischen Gährungen in Athen nie ein Ende nahmen, und wie gut sie dazu ihre Mittel zu finden wußten, ist aus der Geschichte dieser verwirrungsvollen Zeiten nur zu bekannt [2]). Kleon jedoch überbot, wie in allem andern, so auch im Krieganstiften seine Genossen weit, und er verdiente es, die große Mörserkeule zu heißen, mit der der Kriegsgott die hellenischen Staaten in seinem Mörser zerstampfe [3]). Was im Perikles noch auf das Schönste vereint war, Thätigkeit des Staatsmannes und des Feldherrn, das rissen zu Athens Verderben Kleon und Nikias auseinander, um sich darin zu theilen. Der Zunge und dem Arme wurden nun gesonderte Kampfplätze angewiesen: aber die Zunge beherrschte das Volk, und der Arm mußte ihr dienen. So rafften die demokratischen Redner schnell genug die Leitung aller Volksbeschlüsse an sich, und die aristokratischen Feldherrn, deren manche wie Nikias, sein Unglücksgefährte Demosthenes, Laches, selbst der rohe Lamachos, noch die alte Tapferkeit in sich bewahrten, sanken zu dienstbaren Werkzeugen einiger maulfertiger Rottenführer herab, die das geäffte Volk bevormundeten, und unter der allgemeinen Unruhe ihre eigne Schändlichkeit verbargen.

Aber der Kampf nach Außen reichte für ihre bösen Absichten noch nicht hin, solange Eintracht im Innern bestand, an der die Unternehmungen einzelner schlechter und unruhiger Bürger immer zu Schanden werden. Darum gehörte es zu ihren Hauptgeschäften, den Staat in seinem Innersten zu spalten und das Gleichgewicht darin aufzuheben. Hatten sie sich dann einen

---

immer Demosthenes' Gegner, Aeschines, zu seyn geschienen. Aus seiner Rede gegen den Ktesiphon, wie aus der des Kleon gegen die Mitylenäer, könnten die Vehmrichter und Verschwärzer aller Zeiten viel für ihr Gewerb lernen.

1) Aristot. polit. IV, 4, p. 123 Göttl.

2) Ueber die Demagogen als Kriegstifter (πολεμοποιοί) s. Plut. im Kimon, 19. und im Nikias, 9. 11. 12. vgl. Heyne opusc. academ. Th. 4, p. 410.

3) Aristoph. im Frieden.

Staat im Staate gebildet, so genossen sie in Ruhe die Früchte der von ihnen ausgesäeten Zwietracht [1]).

So drohend und gebieterisch nun aber auch die Stellung der Demagogen gegen die Aristokraten und gegen einzelne Spaltungen im Volk erscheint, so ganz verändert stellt sich ihre Lage dar, wenn wir einen Blick auf ihr Verhältniß zum Volk im Ganzen werfen. Weil ihr Ansehn jeder wahrhaft Sicherheit verheißenden Grundlage ermangelt, giebt es auch kein anständiges Mittel sich darin zu erhalten, und wenn wir nach jener Seite hin nur Stolz und Hochmuth wahrnehmen, so tritt uns auf dieser, den echten Knechtssinn bezeichnend, überall die weggeworfenste Schmeichelei und Unterwürfigkeit entgegen, doppelt abscheulich durch den Gegenstand und den Zweck dieser Huldigungen [2]). Und dieß ist es vielleicht, wodurch sie die sittliche Kraft der Athener am wirksamsten untergraben haben.

Solchem Treiben mit ganzer Seele hingegeben würde doch Kleon ohne die Unverschämtheit, die ihm nach Aristophanes' Ausdruck als seine Schutzgöttin immer mit Hülfe zur Seite stand, seine Rolle wahrscheinlich schon vier Jahre nach Perikles' Tode mit Schimpf ausgespielt haben, da er ohnehin kurz zuvor wegen einer mit den atheniſchen Bundesgenossen eingeleiteten Betrügerei in Strafe verfallen war, und er, um mit dem öfter angeführten Dichter zu reden, fünf verschluckte Talente wieder hatte ausspeien müssen.

Um diese Zeit hatte der atheniſche Heerführer Demosthenes an der Westküste von Elis, auf der Stelle, wo das alte Pylos stand, eine kleine Festung angelegt, und war in derselben von bedeutender spartaniſcher Kriegsmacht zu Lande, zugleich aber auch von der See aus durch eine kleinere Heeresabtheilung, unter Epitades und Hippagretas auf der Insel Sphakteria, eingeschlossen. Den Belagerern auf der Landseite war vom Peloponnes her nicht beizukommen; dagegen hatte ein atheniſches Geschwader, von Eurymedon befehligt, die Insel umzingelt, und ihre Besatzung von aller Verbindung mit der Hauptmacht abgeschnitten. So suchte man sich in einer eignen Doppelbelagerung gegenseitig auszuhungern. Den Spartanern auf Sphakteria kam die Gefahr zuerst nahe, und sie veranlaßten durch Herolde Friedensanträge in Athen, die den Verständigen und Besonnenen dort höchst erwünscht, dem Kleon aber und Seinesgleichen ebenso ungelegen kamen. Kleon erhob sich dagegen: die ganze Schuld der langwierigen Einsperrung des Demosthenes schob er auf den damaligen Staatsfeldherrn, den Nikias, und erklärte dem Volke, es bedürfe nur eines nachdrücklichen Entschlusses, um der Stadt einen glänzenden und entscheidenden Sieg über Sparta zu verschaffen: nach diesem könne man dann mit Ehren und mit Vortheil über den Frieden unter-

1) Aristot. polit. V, 8, p. 179 Göttl. Diodor von Sicilien, 13, 53. vergl. Kortüm's Kleon, p. 38.

2) Aristot. polit. IV, 4, p. 123. V, 9, p. 187 Göttl. Plutarch im Kimon 10. Nach Aristoteles war Demagog und Schmeichler Eins. Und dieser Gebrauch des Wortes von jeder Kriecherei Vornehmer gegen Geringere, zumal wenn ein politischer oder sonst eigennütziger Zweck zum Grunde liegt, scheint bald stark in Gebrauch gekommen zu seyn: so braucht es Aristot. polit. II, 6, p. 56 f. Göttl. vom Betragen der spartaniſchen Könige gegen die Ephoren, so selbst vom Agesilaos Plutarch im Ages. 5. Hier ist es also gleichbedeutend mit *κόλαξ*, *δημοκόπος*, *δημοπίθηκος*. In minder tadelndem Sinne hat es Arist. polit. V, 9, p. 192 Göttl. und Demosth. in der Rede über die Angelegenheiten im Chersones, p. 98 Reiske.

handeln. Nikias, gewandter als er sonst pflegte, erklärte dagegen, er sey bereit dem Kleon den Oberbefehl abzutreten, damit er das so zuversichtlich Verheißne wahr mache. Dieser, der darauf nicht gerechnet hatte, suchte jetzt sein Wort schleunig zurückzuziehen: aber das von Hoffnungen berauschte Volk schrie ihn ohne weiteres zum Feldherrn aus, und er, der wahrscheinlich nie ein Lager gesehen hatte, ließ sich nun um so eher bereit finden, als grade im entscheidenden Augenblick die Nachricht von bedeutenden, ein Mehres verheißenden Vortheilen des Heeres in Pylos einlief. Die spartanische Friedensbotschaft ward also unverrichteter Sache heimgesandt, und Kleon ging mit einiger Verstärkung nach Pylos ab. Hier fand er alles durch Demosthenes' entschloßne Thätigkeit zum allgemeinen Angriff auf Sphakteria vorgerüstet: bescheidnerweise begnügte er sich, den Befehl nur mit Demosthenes, nicht über ihm anzunehmen, und da so alles nach dieses erfahrnen Kriegers Plan und Leitung ausgeführt ward, krönte der glänzendste Erfolg das Werk. Demosthenes mit seinem halbverhungerten Heere war gerettet, die auf Sphakteria aber wurden theils zusammengehauen, theils gefangen genommen: nie zuvor war eine solche Anzahl freier spartanischer Bürger, unter ihnen Söhne aus den ersten Geschlechtern, in die Hände der Athener gerathen: und Kleon, nun selbst von seinem Feldherrnberuf überzeugt, kehrte mit einem wahren: „Ich kam und sah und siegte", in die überglückliche Stadt zurück.

Um so leichter war er nunmehr im eiteln Wahn seiner Unbesieglichkeit drei Jahre später zu bewegen, mit ansehnlicher Heeresmacht den Oberbefehl in Thrake zu übernehmen. Daß er dabei keinen Demosthenes zur Seite, nnd statt einer kleinen, von Hunger und Drangsal erschöpften Schaar ein Spartanerheer unter dem glorreichen Brasidas gegen sich hatte, ließ ihn die Verblendung, die ihn seinem Schicksal entgegentrieb, nicht in Anschlag bringen. In Skione gelandet, überrannte er die kleinen Festen Torone und Galepsos, und durch diese geringfügigen Erfolge noch mehr aufgebläht, lagerte er sich bei Eïon am Strymon, der wichtigen Stadt Amphipolis gegenüber, die Brasidas mit viel schwächerer Macht besetzt hielt. Da dieser abwartete, was da kommen werde, zweifelte Kleon nicht, daß diese wohlberechnete Zögerung lediglich eine Wirkung des vor ihm her ziehenden Schreckens sey, und der hochtönenden Reden eingedenk, die er vor seiner Abfahrt in Athen gehalten hatte, beschloß er sofort Amphipolis mit Sturm zu nehmen.

Als Brasidas das atheniſche Heer von den Anhöhen herab kommen sah, erkannte auch sein sicherer Blick schon in der ungeschickten Anordnung der durch ihre Anzahl wirklich zu Besorgnissen berechtigenden Massen den Geist ihres Führers und die Unfehlbarkeit seines Sieges. Ohne es nöthig zu achten, alle seine Streitkräfte aufzubieten, eilte er dem Kleon mit einer kleinen Schaar entgegen. Dieser, der den Brasidas in Amphipolis hatte aufsuchen wollen, um dort den Tag von Sphakteria zu erneuen, gerieth über die unerwartete Begrüßung dermaaßen in Schrecken, daß er schleunigst nach Eïon umzuwenden befahl. Sein Gebot ward aber mit so fluchtähnlicher Hast ausgeführt, daß der Eine Flügel beim Umschwenken dem andern den Weg verrannte: allein bevor sie sich wieder auseinander wirren und den Rückzug fortsetzen konnten, hatte Brasidas das schon vor Beginn der Schlacht geschlagene Heer erreicht, und zur Gegenwehr gezwungen. Einzelne Haufen kämpften ihres Vaterlandes würdig, ohne das Ganze halten zu können: der Sieg war schnell für die Spartaner entschieden, doch hatten sie ihn mit dem

Leben ihres heldenmüthigen Führers erkaufen müssen. Kleon war schon zu Anfang des Treffens, von einer bereits in den Kampf verwickelten Schaar zu einer andern ihren Rückzug noch ungehindert verfolgenden flüchtend, durch einen Leichtbewaffneten eingeholt und getödtet.

So endete der Mann sein auch mit allen häuslichen Lastern beflecktes Leben, den seine Zeitgenossen wo nicht zuerst, so doch vorzugsweis vor allen andern mit dem Namen des Demagogen belegt zu haben scheinen [1]). Denn wenn uns auch noch manche seiner Genossen besonders vom Aristophanes vorgeführt werden, so sind uns doch von diesen allen nur unzusammenhangende Einzelheiten aufbewahrt, und keiner von ihnen scheint es zu solchem persönlichen Ansehn gebracht zu haben, wie es Kleon zur Schande Athens eine Zeit lang behauptete, und wer weiß wie lange behauptet haben würde, wenn nicht auch in Bezug auf seinen baldigen Fall das Glück der Stadt größer als das Verdienst der Bürger gewesen wäre [2]). Wir gedenken nur einiger der nahmhaftesten, die theils gleichzeitig mit Kleon, theils gleich nach seinem Untergange das atheniſche Volk bearbeiteten [3]).

Hyperbolos, eines gebrandmarkten und in die Silberbergwerke geschickten Züchtlings Sohn, erwarb sich zuerst als Inhaber einer Lampenfabrik durch verfälschte Gewichte und andern Betrug ein bedeutendes Vermögen. Dann mit Kleon verbunden machte er sich bemerklich durch die freche Gleichgültigkeit, mit der er alle Angriffe der Lustspieldichter, die ihn dem Volke in seiner ganzen Nichtswürdigkeit zeigten, von sich abgleiten ließ, und durch die er sich am Ende bei Manchen in den Ruf eines festen und muthigen Mannes brachte. So gelang es ihm denn auch, da nach Kleon's Tode dem Volke niemand so schaamlos zu schmeicheln, niemand Kleon's böse Künste so dreist fortzusetzen verstand wie er, großen Einfluß in den Volksversammlungen, ja selbst die Feldherrnwürde zu erschleichen. Doch dauerte sein Ansehn nicht gar lange: auf Alkibiades' Betrieb wurde er durch das Scherbengericht verbannt, und 5 Jahre nachher bei einem Volksauflauf in Samos erschlagen.

Nächst diesem würdigsten Nachfolger Kleon's zeichneten sich aus als Anhetzer zum Kriege Kleophon, ein Ausländer von dunkler Abkunft, wahrscheinlich ein Thraker, der sich allen Friedensunterhandlungen mit der größten Heftigkeit widersetzte, mit seinem Ungestüm gewöhnlich durchdrang und selbst zur Oberfeldherrnwürde gelangte, der Becker Kleigenes, auch ein Fremdling, klein an Leib, aber unternehmendes Geistes, der mit Kleophon nach der Schlacht bei den Arginusen das Volk bewog, den dargebotnen Frieden zurückzuweisen, und Demostratos, der einen Theil der Schuld an dem unglücklichen sicilischen Kriege trug [4]). Durch niedrige Gesinnung und lasterhaftes Leben befleckt waren Kleisthenes [5]), Archedemos, ebenfalls ein Ausländer, Kleonymos,

---

1) Plut. im Kimon, 19. setzt die Hauptzeit der anfangenden Demagogie nach Kimon's Tod, bestimmter, im Aristid. 24. nach Perikles' Tod, womit Demosth. in der Rede über die Angel. im Cherson. p. 97 und Olynth. III, p. 34 R. zusammenstimmt.

2) Welches niemand den Athenern häufiger zu hören gab als Demosthenes.

3) Die Nachweisungen der Quellen über die folgenden Demagogen bei Kortüm, Hellen. Staatsverf., p. 177 fa.

4) Plut. im Nikias, 12.

5) Aristoph. [illegible] den Rittern, 1374. Heyne opusc. academ., Th. 4, p. 404.

ein feiler, feiger und doch nicht einflußloser Prunkredner, und der Schaafhändler Lysikles [1]: strafbarer Wankelmuth entehrte den Theramenes von Kos, einen Mann, der bei einiger Festigkeit des Willens Großes hätte leisten können, nun aber, von Feigheit und unstätem Ehrgeiz getrieben, nach allen Richtungen hin schwankte, mit großer Gewandtheit die jedesmal vorherrschenden Grundsätze der Verwaltung zu den seinigen machte und dafür durch den Beinamen des Kothurns [2] der Nachwelt als Mantelhänger überliefert ward. An ihm und dem Aristokrates, der ihm gleich war an Klugheit, Einsicht und Thätigkeit, aber auch an Charakterlosigkeit, veranschaulichte sich die Wahrheit des Ausspruchs, der Demagog leite das Volk nicht, sondern lasse sich vom Volke leiten [3].

Schlimmer aber als alle wirkten [4] auf Staat, Sitten und Wissenschaft die Frömmler, die den Schwachen in Opfern, Gebeten und heiligem Müßiggang Schutzmittel gegen den unruhigen Zeitgeist vorspiegelten, um durch Fesselung der Vernunft und Geistesfreiheit das sinkende Ansehn einer entarteten Priesterschaft herzustellen, und unter dem Deckmantel des Glaubens und der Gottesfurcht, der eignen Habgier fröhnend, die wahren Grundlagen des Staates zu untergraben. Zu diesen gehörte der Priester Lampon, und auch der rohe Kleon war ihrem nebelnden Gaukelwesen nicht abhold.

Solche Menschen, deren Zahl noch mit manchem Namen vermehrt werden kann, lauter Emporkömmlinge der niedrigsten Art, zum Theil Barbaren von Geburt, alle mit entehrender sittlicher Makel behaftet, vollendeten den Sturz des alten athenischen Volksglaubens, den Verfall der Beredtsamkeit, die Verödung der Turnplätze, die Auflösung des athenischen Kriegswesens, das von jetzt an durch Miethlinge betrieben ward, und die Zerrüttung des öffentlichen und des häuslichen Wohlstandes.

Und dieß Getreibe war es, was die Alten im eigentlichen Sinne Demagogie nannten, Verführung des Volkes durch kriechende Erniedrigung unter seinen launenhaften Willen, um es zur rechten Stunde hinwiederum nach eignem Gelüsten bestehlen und berauben zu können. Wo Zweck und Mittel so an Verworfenheit wetteiferten, da mußte der Untergang der Demokratie, für deren Verfechter die Demagogen angesehn seyn wollten, unvermeidlich und recht eigentlich der Demagogen Werk seyn [5].

Eine Volksherrschaft, die durch Partheihäupter über ihr wahres Wesen getäuscht, und über alle Grenzen gesetzlicher Ordnung hinausgelockt ist, findet in der Pöbelherrschaft endlich ihre Auflösung. Eine solche Volksseuche aber konnte, wie überall, so auch in Athen nicht von langem Bestande seyn: sie mußte schnell, wenn auch erst nach gänzlicher Erschöpfung aller sittlichen Kräfte, austoben. In Athen erreichte sie ihre Endschaft achtzehn Jahre nach Perikles' Tode, als unter Alkibiades' Mitwirkung durch förmlichen

---

1) Heyne opusc. academ., Th. 4, S. 404.

2) Entweder weil der Kothurn für beide Füße paßte, oder weil er ebensowohl von Weibern wie von Männern getragen werden konnte.

3) Thukyd. 2, 65. Kortüm's Kleon, S. 38.

4) Nach Kortüm's trefflicher Darstellung, hellen. Staatsverf., S. 185. eine Grundwahrheit für jedes Land und für jede Zeit.

5) Aristot. polit. V, 7, p. 170 ff. Göttl.

Volksbeschluß die Volksherrschaft abgethan, und an ihrer Stelle eine von vierhundert Aristokraten geleitete oligarchische Verfassung angeordnet wurde.

Durch der Demagogen heillose Verstrickungen war also das Volk selbst soweit gebracht, der Nothwendigkeit eines Rückschrittes inne zu werden, und freiwillig aufzugeben, was es lange als sein höchstes Gut geachtet und mit schweren Aufopferungen verfochten hatte. Der ersten Umgestaltung folgten gewaltsamere auf dem Fuße nach, die gewaltsamste nach Lysandros' Eroberung der Stadt durch Einsetzung der dreißig Zwingherren. Mit dem Untergang der unbeschränkten Pöbelsherrschaft verschwinden aber auch die Demagogen, deren Zeit in der ächten, alten Bedeutung des Namens wir sonach auf die achtzehn Jahre zwischen dem vierten der 87sten und dem ersten der 92sten Olympiade (429—411 vor der christlichen Zeitrechnung) zu beschränken uns berechtigt glauben [1]).

Daß die Demagogie nur in Athen zu voller Entwicklung gelangte, und daß sie nur dort einen förmlichen Stand bildete, hängt mit der ganzen politischen Geschichte dieser Stadt so nothwendig als natürlich zusammen. Nur da wo eine anerkannte demokratische Verfassung alle Volkstugenden weckte, ohne eine Gewähr für die Aufrechthaltung derselben zu geben, war eine solche durch das Uebermaaß erzeugte Entartung denkbar. Ausschließlich aber hat sie keineswegs in Athen gewüthet: sowie fast alle hellenischen Staaten mannigfaltigen Verfassungswechseln unterworfen gewesen sind, und auf die meisten derselben die glanzvollen Erscheinungen an Athens politischem Horizont einen unverkennbaren Einfluß gehabt haben, so hat es auch in vielen andern Staaten nicht an gewaltthätigen und arglistigen Bürgern gefehlt, die die Demagogenrolle soweit durchspielten, als es die Umstände, von denen sie abhängig waren, gestatten wollten. Am freisten von Umgestaltungen durch demagogische Eingriffe behauptete sich fortwährend Sparta. Dort waren die Demagogen ebenso gründlich verhaßt, wie diesen spartanische Sitte und Verfassung [2]). Sichere Spuren dagegen finden wir in den vereinzelten Nachrichten, die sich über Kumä [3]), Sybaris [4]) und Leontini [5]) erhalten haben: das oft durch gewaltsame innere Stürme erschütterte Syrakus [6]) hat in seinen blühendsten Zeiten der Demagogen störende Einmengungen wiederholt erfahren: ebenso Rhodos [7]), Kos [8]), Abydos [9]), die pontische wie die phthiotische Herakleia [10]), Megara [11]) und Korinth [12]). Aber bei der Lückenhaftigkeit

1) Diodor von Sicilien 13, 34. 38. vergl. S. 128, Anm. 1).

2) Plutarch im Perikl. 10. und im Kimon. 10. Ueber den uneigentlichen Gebrauch des Wortes in Bezug auf spartanische Vorfälle, s. S. 126, Anm. 2).

3) Aristot. polit. V, 4, p. 161 Göttl. mit den Anm. von Garve, S. 354.

4) Diodor von Sicilien, 12, 9.

5) Aristot. polit. V, 8, p. 178 Göttl.

6) Aristot. polit. V, 8, p. 178 Göttl. Diodor von Sicilien, 13, 19. 33. 35. Plut. im Nikias 28. und im Timol. 37.

7) Aristot. polit. V, 4, p. 160 Göttl. vgl. Schneider zu V, 2, 5. 6. u. Thukyd. 8, 44.

8) Aristot. polit. V, 4, p. 160 Göttl.

9) Aristot. polit. V, 5, p. 165 Göttl.

10) Aristot. polit. V, 4, p. 161. V, 5, 162 ff. Göttl. vergl. Garve, S. 352. 362.

11) Aristot. polit. V, 4, p. 161 Göttl.

12) Aristot. polit. V, 8, p. 178 Göttl.

unsrer Ueberlieferungen über die innere Geschichte der einzelnen hellenischen Städte führt das wenige Vorhandne zu keinen besonders wichtigen Ergebnissen. Nur soviel geht daraus mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit hervor, daß fast alle diese Bewegungen, wie der erste Versuch des Peisistratos, in tyrannischer Gewaltherrschaft ihr Ende fanden.

Das Grundwesen der Demagogie hatte aber in Athen viel zu tiefe Wurzeln geschlagen, um mit einer Veränderung in der Verfassung ausgerottet zu werden. Volksverführer, die zu frevelhaftem Mißbrauch zugestandner demokratischer Vorrechte anleiteten, gab es freilich nach Auflösung der Demokratie nicht mehr. Aber das Gift, das dieser den Tod gebracht hatte, niedrige Schmeichelei gegen die herrschende Macht anstatt freies Gehorsams gegen das Gesetz, war keineswegs mit der Demokratie ausgestorben: vielmehr ging es mit neuer Kraft auf den neuen oligarchischen Zustand über, und wird alsbald in oligarchischen Demagogen sichtbar, die ihren demokratischen und ochlokratischen Vorgängern und Meistern in keiner Hinsicht nachstehn, vielmehr die Entartung der neuen Verfassung ebenso nachdrücklich beschleunigen wie vorher die der Volksherrschaft [1]). Ein solcher oligarchischer Demagog, Phrynichos, saß im Rathe der Vierhundert [2]), und Menschen wie Theramenes und Charikles [3]) wanden sich durch alle diese Wechsel glücklich hindurch, um als Theilnehmer an der Zwingherrschaft der Dreißig sich endlich ohne Larve in ihrer wahren Gestalt zu zeigen.

Diese scheinbaren Widersprüche erklären sich unschwer aus dem Wesen der atheniischen Demagogie. Zuviel Ehre würde man dieser erzeigen, wenn man sie als einfaches Ergebniß verkehrter Ansichten aus der mangelhaften Erkenntniß ihrer Anhänger herleiten wollte: sie ging einzig aus dem Willen und der Gesinnung der schlechtesten Bürger hervor, und diese wollten nicht der Volksfreiheit einen wohlgemeinten, nur übel verstandnen Dienst leisten, sondern durch feiges Anschmiegen an die im Staate vorwaltende Macht freien Spielraum gewinnen, ihren Leidenschaften zu fröhnen.

Die ältern sogenannten Demagogen bis zu Perikles flößen Achtung ein durch die folgerechte Beharrlichkeit, mit der sie den Gedanken der Mündigmachung des Volkes zu verwirklichen, und alle entgegenstehenden Schwierigkeiten zu überwinden wissen. In diesem Sinne Demagog zu seyn, war so schwer als gefahrvoll, weil man es mit ehrenwerthen und mächtigen Gegnern zu thun hatte. Mit jedem Stoß, den diese erlitten, nahmen Schwierigkeit, Gefahr und Verdienstlichkeit der Volksvertretung gegen den Adel ab, und sie schwanden gänzlich, sobald das Volk obgesiegt hatte.

Erst anjetzt, nach Perikles' Tode, sahn wir die eigentlich sogenannte Demagogie sich erheben, die fortan die willigste Dienerin der Gewalt war, ohne sich weiter um deren Wesen und Richtung zu kümmern. Sowie nun aber das erste demokratische Emporstreben gerade dadurch viele herrliche Kräfte und große Tugenden hervorrief, daß es einen ununterbrochnen großartigen Kampf unterhielt, und einen steten, zum Gleichgewicht hindrückenden Gegensatz bildete: so brachte die erst mit dem völlig befestigten Siege der Demo-

1) Aristot. polit. V, 5, p. 163 f. Göttl.

2) Aristot. polit. V, 5, p. 163 Göttl. vergl. Thukyd. 8, 68. 90.

3) Xenophon, griech. Gesch. 2, 3, 2. Aristot. polit. V, 5, p. 163 Göttl.

kratie beginnende Demagogie auch die entgegenstehenden Nachtheile hervor, und bewirkte eine trotzige Selbstzufriedenheit beim Volke, in der schon der Verfall der frühern Kraft eingestanden war. Der Demagog aber konnte bei jeder Unthat auf den Schutz der gebietenden Menge rechnen, da er nur dieser als seiner wahren Göttin, nie dem Gesetz, dem Recht, der Wahrheit oder einer selbständig gefaßten Idee zu huldigen sich gewöhnt hatte.

Wie konnte also der Demagog länger eine demokratische Larve tragen, als die Demokratie an der Tagesordnung war? Die demokratische Farbe war eine zufällige Aeußerlichkeit gewesen, die ohne Umstände mit einer neuen vertauscht ward, sobald die Form der Verfassung wechselte. Kein Wunder also wenn uns Ein und derselbe Bürger innerhalb weniger Jahre als wüthender Ochlokrat, als Oligarch und als Mitglied eines Vereins von despotischen Landvögten erscheint. Wer nichts davon aus Gesinnung war, konnte leicht das alles und noch mehr aus Klugheit werden. Nicht also ein das Gleichgewicht und die gesetzliche Ordnung störendes Uebermaaß von demokratischer Gesinnung machte den wahren Demagogen, sondern eine völlige Gesinnungslosigkeit, die nur dem Einen Grundsatz folgte, der gerade im Staate herrschenden Macht zu dienen, und sie wieder zu verlassen, sobald ihre Zeit abgelaufen seyn würde. In demokratischen Zeitläuften erwachsen und danach benamt, ward sie mit den Vierhunderten oligarchisch, mit den Dreißigen tyrannisch, und in der kurzen Zwischenzeit zwischen den Schlachten von Mantineia und Chäroneia prunkte sie abermals demokratisch daher.

Scheint auch der Name Demagog damals schon fast außer Gebrauch gekommen zu seyn, so fehlte es doch nicht an solchen, die ihn zu tragen würdig waren. Eubulos von Anaphlystos, Aristophon von Kolyttos, Demades, Aeschines und die ganze, vom Demosthenes vergebens bekämpfte Hydra der philippisirenden Redner waren Kleon's würdige Nachfolger, die das von ihm begonnene Werk zu Ende führten, indem sie mit gleicher Willfährigkeit den bequemen Gelüsten des atheniſchen Volkes und den Eroberungsplanen des makedonischen Königs entgegenkamen.

Im buchstäblichen Sinne des Wortes können sich also Demagogen nur da erheben, wo das Volk herrscht. Sieht man auf die Sache, so sind sie in jeder Verfassungsform denkbar, vor allen in der monarchischen. Hier sind es die Verräther an den heiligsten Menschheitsrechten, die den Alleinherrscher zum frevelhaft willkührlichen, Recht und Gesetz mit Füßen tretenden Mißbrauch seiner Macht verführen, und dadurch die festeste Grundlage der Throne wankend machen.

Zu Theokrit's Chariten.

Obgleich die Aechtheit dieses sinnvollen Gedichts neuerlich angezweifelt ist, so wird doch darauf nicht eher widerlegende Rücksicht zu nehmen seyn, als bis Gründe den leichtfertigen Einfall zu einem prüfungswerthen Gedanken erhoben haben. Bleibe dem stümpernden Anfänger sein „Theocriteum, non Theocriti" unverwehrt: nur meine man nicht, daß der alte Sänger gegen solche Unkritik einiges kritischen Beistandes bedürfe.

Klar ist aus V. 76 sq., daß die Chariten gleich nach Hieron's Bündniß mit Rom gegen Karthago, 263 Jahre v. Chr., geschrieben sind, aus der Haltung des Ganzen und besonders aus V. 106, daß Theokrit sich mit diesem Werke dem musenliebenden Fürsten allererst bekannt zu machen gedachte. Der mißmuthige Anfang läßt das noch nicht wieder verwundne Nachgefühl vereitelter Plane und Hoffnungen durchblicken: wahrscheinlich war es ihm wie andern Auswanderern in Aegypten nicht nach Wunsch ergangen. Das lehrt in den Adoniazusen V. 48. 49, welche Stelle allein hinreicht, die gemeine Ansicht zu beseitigen, nach der Theokrit diesen Mimus für den alexandrinischen Hof geschrieben haben soll. Aber auch abgesehen von diesem ungeheuern Ausfall auf die Aegyptier im Ganzen, der nur außerhalb Aegypten unternommen werden konnte: welche Thorheit wäre es gewesen, dem Ptolemäus die Feste im Kleinen abzuschildern, die dieser selbst im Großen veranstaltet hatte! Seinen Landsleuten in Syrakus stellte er einen glänzenden Punkt aus dem alexandrinischen Hofgetreibe mit aller mimischen Lebendigkeit dar, und ermangelte dabei nicht, die Theilnahme durch geschickte Anregung des dorisch-syrakusischen Volksgefühls in Anspruch zu nehmen, s. V. 90—93. Was sollten damit die Ptolemäer? Ebenso bedeutend ist die Stelle 14, 64, wo dem Philadelph zwar allerlei Löbliches und Königliches zugestanden, aber am Ende einige Kargheit vorgerückt wird: daher wird 14, 66 nur kriegerischen Abentheurern gute Erndte in Aegypten verheißen, was, mit den Klagen in den Chariten zusammengehalten, Theokrit's Heimkehr nach Sicilien erklärt. Wahrscheinlich sind die drei Idyllien 14. 15. 16 ziemlich aus Einer Zeit und in Einer Stimmung geschrieben.

Wir theilen nun über drei Stellen der Chariten unsere Meinung zu weiterer Prüfung mit.

V. 24—29 werden den Reichen Regeln über zweckmäßige Verwendung ihrer Schätze gegeben: sie sollen sie nicht zu todten Klumpen anhäufen, sondern lieber Einiges dem Herzen schenken, Einiges einem der Sänger, vielen der Verwandten und auch andern Menschen wohlthun, den Göttern stets

opfern, nicht karg seyn gegen den Gast, sondern ihn reichlich bewirthen, zumeist aber die heiligen Priester der Musen ehren.

Ueber diese Zusammenstellung hat man entweder nichts zu bemerken gefunden, oder den Dichter gar wegen zweimaliger Erwähnung der Sänger belobt. Jacobs allein fand großen und gegründeten Anstoß daran, und änderte:

ἀλλὰ τὸ μὲν Ψυχᾷ, τὸ δὲ καί τινι δοῦναι ἀέθλων

statt ἀοιδῶν, denn sollte der Sänger mit wahrem Nachdruck zweimal gedacht werden, so mußte das zuerst und zuletzt, nicht an einer indifferenten Stelle mitten drinne geschehen: dazu nun noch das matte τινὶ ἀοιδῶν, welches ganz gegen Theokrit's Meinung ist, der V. 29 keineswegs einen und den andern, sondern alle Sänger geehrt wissen will. Gegen die Aenderung ἀέθλων möchte aber das einzuwenden seyn, daß die ritterliche Lust an den Kampfspielen schon in der Ψυχά steckt, die Alles umfaßt, was den Reichen selbst Freude macht, während von den Worten τὸ δὲ καί an die Verpflichtung eingeschärft wird, sich selbst auch dann und wann etwas zu entziehen, um es Andern mitzutheilen: daher scheinen auch hier Personenbezeichnungen durchaus nothwendig, Verwandte, Mitmenschen, Götter, Gäste, Sänger werden nach einander aufgezählt: dabei stören die Kampfspiele unfehlbar. Mir scheint das leichteste und natürlichste:

ἀλλὰ τὸ μὲν Ψυχᾷ, τὸ δὲ καί τινι δοῦναι ἀϊτῶν,

welches ächt Theokritische Wort aus den Commentatoren zu 12, 14 und aus Welcker's geistreicher „Ehrenrettung der Sappho", S. 47, hinlänglich bekannt, und von einem Itacisten gesprochen mit der gewöhnlichen Lesart beinah gleichlautend ist: auch braucht dann, worauf man bei kritischen Aenderungen in der Regel zu wenig achtet, der Accent nicht geändert zu werden. Daß unser Dichter aber von einem in aller Lebensfülle schwelgenden Manne zärtliche Neigungen forderte, lehrt das Lob, das Ptolemäus Jh. 14, 61 als ein ἐρωτικός empfängt. Ganz übereinstimmend damit ist die heitere Stelle in Platon's „Staat", 4, 1. p. 320, A. Steph., wo Bekker die ficinische Lesart ἑταίραις mit Recht in den Text gerückt hat.

Mehrfach besprochen ist eine andere Stelle der Chariten, V. 32:

ὥρει τις μαχέλᾳ τετυλωμένος ἐνδόθι χεῖρας,
ἀχὴν ἐκ πατέρων πενίαν ἀκτήμονα κλαίων,

wo Valckenaer ἀχήν statt des gewöhnlichen εὐχήν oder δεινήν aus guten Quellen herstellte, und es als Nominativ, zusammengezogen aus ἀεχήν, nahm, woraus sich auch die Länge der ersten Sylbe erklärte, und worin ihn das „Etymologicum Magnum", p. 181, 15. 404, 23 befestigte. Neuere änderten die Wortverbindung, und setzten nach ἀχήν ein Komma, das aber unstreitig am besten nach ἐκ πατέρων gesetzt würde, indem der Arme dann erst volles Recht hat, über seine Dürftigkeit zu klagen, wenn sie wie ein Fluch schon von den Vätern her auf ihm ruht, also durch keine Arbeitseligkeit beseitigt werden kann, und also die unverdiente, von den Göttern verhängte Armuth ist, von der schon Hesiod opp. 640. 720 singt.

Dabei bleibt aber ein schweres prosodisches Bedenken, indem Aeschylos uns das unmittelbar von ἀχήν abzuleitende Substantivum ἀχηνία in dem glykonischen Verse, Agamemnon, 429,

ὀμμάτων δ'ἐν ἀχηνίαις
ἕδρει πᾶσ' Ἀφροδίτα

mit unleugbar kurzer Anfangssylbe aufbewahrt hat, wogegen die zweite Stelle, an der dieß seltne Wort vorkommt, Choephoren 298 wenigstens nicht streitet, indem die fragliche Sylbe dort an gleichgültiger Stelle steht. Hieraus folgt, daß die von Valckenaer angenommene Etymologie nicht die richtige, und ἀχήν wahrscheinlich auf den Stamm χαίνω mit einer wie gewöhnlich kurzen Vorschlagsylbe zurückzuführen ist. An einem solchen Widerspruche wird dem freilich nichts gelegen seyn, „der die Sprache aus innern Gesetzen, und nicht nach zufälligen Vorkommenheiten zu erfassen sucht": desto mehr jedem Andern, der nicht zu diesen leichtfertigen Sonntagskindern gehört, der die griechische Sprache aus ihren ächten Quellen schöpft, und sie sich nach Bequemlichkeit oder Laune selbst zu machen Bedenken trägt. Darum wird wohl entweder anzunehmen seyn, daß bei Theokrit die Aspirata in ἀχήν eine Position hervorbringe, dergleichen von Schäfer zum Theognis 1057 und von Elmsley zu Sophokles' Oedipus Tyrannos 1222 bemerkt ist: oder man lese mit Aenderung Eines Buchstaben und Eines Tons:

ὠχεί τις μακέλᾳ τετυλωμένος ἐνδόθι χεῖρας,
ἄτην ἐκ πατέρων, πενίαν ἀκτήμονα κλαίων,

wodurch der obenangedeutete Sinn dieser Stelle aufs bestimmteste hervorgehoben wird.

Der nächstfolgende Vers ist bisher unangetastet, freilich auch unerläutert geblieben. Theokrit will zeigen, wie der Dichter allein dem Reichen, dem Mächtigen, dem Tapfern Unsterblichkeit verleihe. Zum Beweise führt er zuerst die vom Keischen Simonides verherrlichten Thessaler Fürsten auf:

πολλοὶ ἐν Ἀντιόχοιο δόμοις καὶ ἄνακτος Ἀλεύα
ἁρμαλιὰν ἔμμηνον ἐμετρήσαντο πενέσται,
πολλοὶ δὲ Σκοπάδαισιν ἐλαυνόμενοι ποτὶ σακὸν
μόσχοι σὺν κεραῇσιν ἐμυκήσαντο βόεσσι,
μυρία δ' ἅμ πεδίον Κρανώνιον ἐνδιάασκον
ποιμένες ἔκκριτα μᾶλα Φιλοξείνοισι Κρεώνδαις.
ἀλλ' οὔ σφιν τῶν ἦδος κτλ.

Was soll uns hier der syrische Königsname Antiochos, mit Aleuas zugleich genannt, wo nicht als sein Hausgenoß, doch offenbar als thessalischer Häuptling, wie die Penesten zeigen, und als besungener Freund des Simonides? Das hat niemand weder gesagt, noch auch nur gefragt.

Daß Theokrit hier die drei vornehmsten thessalischen Familien, die Aleuaden, die Skopaden und die Kreonden, nach einander aufführt, fällt in die Augen: dieß mit der Stellung der einzelnen Wörter zusammengehalten, nöthigt zu der Annahme, Antiochos gehöre zum Aleuadenstamme, um so mehr als zu Simonides' Zeit nur noch Aleuaden, kein Aleuas mehr in Larissa lebte, so daß die Nennung des Letztern hier offenbar den ersten Gründer jenes Hauses, Antiochos aber einen der damaligen Besitzer desselben, bezeichnet. Wer waren nun zu Simonides' Zeit die Aleuaden? Nach dem Zeugniß des gleichaltrigen Herodot, 9, 58 Thorax, Eurypylos und Thrasydeïos. Diese Stelle bringt Alles ins Klare, wenn wir ändern:

πολλοὶ ἐν Εὐρυπύλοιο δόμοις καὶ ἄνακτος Ἀλεύα.

Einen etwas leichtern Ausweg wollen wir indeß nicht verschweigen: Diogenes Laertius 2, 25 nennt neben dem Skopas als Herrn von Larissa zu Sokrates' Zeit den Eurylochos. Da nun gewisse Namen in den Familien erhalten wurden, könnte man leicht Eine dieser Stellen durch die andere verbessern, und

Gleichheit der Namen bewirken, da die Namen Eurypylos und Eurylochos leicht genug verwechselt werden konnten. Wir brauchten dann nur Ἀντιόχοιο in Εὐρυλόχοιο zu verwandeln. Aber der Gewinn dabei ist gering, und außerdem scheint der Name Eurypylos in Larissa heimisch gewesen zu seyn, wie z. B. Quintilian institut. orat. 11, 2, 14 eines lariſſäiſchen Geſchichtſchreibers der Aleuaden Eurypylos gedenkt, wahrſcheinlich deſſelben, der auch bei Athenäos 11, p. 508 f. vorkommt. Da nun bei Herodot alle Handſchriften den Namen gleich ſchreiben, glaube ich, daß ſowohl die Stelle des Theokrit, als die des Diogenes danach berichtigt werden muß. Zugleich laſſen nun Theokrit's Worte vermuthen, daß zu Simonides' und Herodot's Zeit die Aleuaden in Lariſſa, die Skopaden in Pharſalos und die Kreonden in Kranon wohnten: ein vielbeſprochener Streitpunkt, der am weitläuftigſten von Schneider zu Ariſtoteles' Politik 5, 5, 7. addend., T. 2., p. 490 sq. beſprochen iſt. Volle Gewißheit freilich würden erſt die Gedichte des Simonides ſelbſt geben, auf die Theokrit ſich bezieht, und deren das Alterthum ſo oft bewundernd gedenkt.

Ueber das Zeitalter des Physiognomikers Polemon.

Soviel mir bekannt ist, sind über das Zeitalter und die Person des Physiognomikers Polemon mancherlei abweichende Meinungen ausgesprochen; festgestellt aber ist von diesen allen keine, weil sie nicht sowohl auf innern oder äußern Gründen, als auf gewagten Verhältnissen beruheten, und man schon Etwas gethan zu haben glaubte, wenn wenigstens ein Schein von Möglichkeit hervorgebracht war [1]). Die Besonnensten begnügten sich daher als mit dem einzig Sichern damit, daß Polemon wenigstens älter müsse gewesen seyn als Origenes, da dieser Kirchenschriftsteller des dritten Jahrhunderts schon als die vorzüglichsten physiognomischen Schriftsteller den Zopyros, den Loxos und den Polemon nennt [2]).

Eine viel nähere Bestimmung scheint indeß ein Schriftsteller des Mittelalters zu geben, dessen Nachweisung ich einer mehrfach schätzbaren Vorarbeit des verstorbenen J. G. Schneider verdanke. Unsere Universitäts-Bibliothek besitzt nämlich ein Exemplar der Franzischen „Scriptores physiognomiae veteres", welchem jener unvergeßliche Gelehrte viele sehr wichtige Beiträge für die Kritik der griechischen Physiognomiker beigeschrieben hat. Darunter zeichnet sich eine bisher ganz unbeachtet gebliebene lateinische Uebertragung der „Physiognomonica" des Polemon und Adamantios aus, die Albertus Magnus (geb. 1193, gest. 1280) seiner Uebersetzung des zweiten Buches von Aristoteles' Thiergeschichte beigefügt, und Schneider nach der editio Lugdunensis mit unserm Texte genau verglichen hat [3]).

Aus der Vergleichung dieser Uebersetzung, von der es ungewiß ist, ob Albertus Magnus sie selbst aus einer Handschrift verfertigte, oder ob er sie

---

1) Die verschiedenen Meinungen sind gesammelt bei Fabricius bibl. Gr. III, p. 323. Das Urtheil Fülleborn's, „Beiträge zur Geschichte der Philosophie", Stück 8, S. 94, „allem Anscheine nach" sey Polemon jünger als Galenos, lassen wir auf sich beruhen, da ihm keine weitere Auseinandersetzung zu Theil geworden ist.

2) Origenes contra Celsum, 1, p. 26. Ueber den Loxos vergl. Fülleborn's „Beiträge", St. 8, S. 109.

3) Ueber die kritischen Vorzüge dieser Ausgabe s. Schneider's Vorrede zu „Aristot. de hist. anim.", p. xxxi f.

schon vorfand, erhellt sogleich, daß ihr ein viel vollständigerer Text des Polemon, wie des Adamantios, zum Grunde liegt, als unsern Ausgaben, in denen wir also nur einen wahrscheinlich sehr verworrenen und dürftigen Auszug aus beiden Schriftstellern besitzen: eine Thatsache, auf welche uns auch ohne eine solche geschichtliche Beglaubigung sowohl die gegenwärtige Beschaffenheit der griechischen Urschrift, als auch das Verhältniß beider Werke zu einander führen würde, da Adamantios selbst erklärt, er wolle das Werk des Polemon nur in eine volksfaßliche Sprache bringen [1]).

Unter den Zusätzen der lateinischen Uebersetzung nun befinden sich zwei von geschichtlichem Inhalte, die beide Licht auf des Polemon Zeitalter werfen. In dem einen zu S. 352 ed. Franz., wo die Rede von der physiognomischen Bedeutung heller und durchsichtiger Augen ist, heißt es dann: et tales dicuntur fuisse oculi Adriani imperatoris, humidi videlicet, acres et luminibus pleni et corusci. Könnten auch wirklich gegen die Beweiskraft dieser Worte einige Zweifel aus dem dicuntur fuisse hergeleitet werden, welches aber dem spätern Umarbeiter Adamantios angehört, der sich nicht anders ausdrücken konnte; so schließt doch der zweite Zusatz zu S. 363 ed. Franz. jeden Zweifel aus. Hier nämlich, wo die Rede von weitgeöffneten Augen, περὶ ὀφθαλμῶν ἀναπεπταμένων, und dem ihnen eigenthümlichen Charakter ist, fügt die Uebersetzung hinzu: Polemon autem quendam talium oculorum multum noxium descripsit: sed eius nomen non posuit, sed multa corporis sui indicia adiunxit, ita quod de quodam Favorino intelligatur dixisse. Dixit enim hunc habuisse tensam frontem, genas molles, os laxum, cervicem tenuem, crassa crura, pedes planos, vocem foemineam, verba muliebria, membra et omnes artus sine rigore; luxuriosum et dissolutum, impatientem libidinum, turpia fecisse omnia et passum esse ab aliis etiam contra naturam: praeterea dicit eum fuisse maledicum, temerarium et maleficiis studentem: dicebatur enim venenum letiferum clanculo vendere.

Da aus dieser ganzen Schilderung auf's Deutlichste erhellt, daß sie ein freilich stark geschwärztes Bild des unter Trajanus und Hadrianus blühenden Philosophen und Redners Favorinus von Arelas enthalte, der nach einigen Alten ein Verschnittener, nach Andern ein Hermaphrodit war [2]); so glaube ich ohne Bedenken annehmen zu können, daß Polemon dem Hadrianischen Zeitalter angehöre.

Nicht so gar gewagt wird nunmehr die schon früher von Andern hingeworfene, aber freilich auf keine Weise unterstützte Vermuthung erscheinen, unser Physiognomiker Polemon sey eine und dieselbe Person mit dem Redner Antonius Polemon aus Laodicea in Phrygien, den Hadrianus zum Mitgliede des alexandrinischen Museums machte, und von welchem uns zwei, noch neuerdings von Joh. Conr. Orelli wieder herausgegebene Prunkwerke erhalten sind. Der Unterschied des Styls zwischen diesen Deklamationen und den Physiognomonicis beweist um so weniger gegen diese Annahme, da erwiesen ist, daß wir das letztere Werk keineswegs in dem Zustande besitzen, in welchem es von seinem Verfasser ausgegangen ist. Vielmehr erklärt sich viel-

1) Adamant. Physiogn. 1, p. 314 ed. Franz.

2) Lucian. Demon. 12. 13. Eunuch. 7. Philostrat. vit. Sophist. 1, 8, 1.

leicht der ungeziemliche Eifer gegen den Favorinus auf die natürlichste Weise, wenn wir in diesem einen Nebenbuhler des Polemon zu sehen berechtigt sind [1]).

1) Das angeführte Schneider'sche Exemplar der französischen „Physiognomici veteres" enthält außer vielen handschriftlichen Verbesserungen einzelner Stellen, in denen besonders Polemon aus dem Adamantios und umgekehrt berichtigt wird, die kritisch wichtige Vergleichung der alten lateinischen Uebersetzung von Aristoteles' „Physiognomonicis" aus einer gothaer Handschrift. Kein künftiger Bearbeiter der griechischen Physiognomiker darf dieß Exemplar unbenutzt lassen. — Ueberhaupt ist der Nachlaß Schneider'scher Bemerkungen zu vielen alten Schriftstellern an den Rändern von ihm besessener Ausgaben sehr groß; vieles davon besitzt unsere Universitäts-Bibliothek, anderes ist durch Versteigerung in Privatbesitz gekommen, wie z. B. an den Verfasser dieses Aufsatzes der stark beschriebene Athenäus von Schweighäuser, ein Marcus Antoninus, ein Menander Rhetor und Schneider's Aesopische Fabeln mit Vergleichungen von Handschriften u. a. Ist auch unter diesen Randbemerkungen Vieles unverkennbares Werk des Augenblickes und von nicht höherm Werth als Manches, welches eine sehr verkehrte Pietät in Porson's Adversarien zusammengerafft hat: so würde doch auch eine sorgfältige Auswahl des wirklich Probehaltigen immer noch ein artiges Bändchen „Schneideriana" füllen.

Heliodorus II, 26.

Ueber den poetischen Stellen, die die griechischen Erotiker hie und da in ihre Erzählungen eingewebt haben, scheint ein ganz besonderer Unstern gewaltet zu haben. Das Orakel und die Grabschrift bei Xenophon von Ephesus, I, 6 und III, 2 sind wahre Aufgaben für die Kritik: aber auch Heliodorus giebt von dieser Seite noch Manches zu thun. Hier für jetzt nur Ein Beispiel.

Ein Orakel der Pythia im sechsundzwanzigsten Kapitel des zweiten Buches beginnt mit den Worten:

ἴχνος ἀειράμενος ἀπ' ἐϋστάχυος παρὰ Νείλου,
Φεύγεις Μοιράων νήμαι' ἐρισθενέων,

wie auch Korai noch den Text giebt. Indeß ist es einleuchtend und keines weitern Erweises bedürftig, daß die beiden Präpositionen ἀπό und παρά bei ἐϋστάχυος Νείλου nicht zugleich statthaben können. Den ersten Versuch, diesem Uebelstande abzuhelfen, finden wir unter den von Commelinus gesammelten Lesarten, wo die zweite Präposition durch Verbindung mit dem folgenden Worte beseitigt ist, ἀπ' ἐϋστάχυος Παρανείλου. Da jedoch das Wort Παράνειλος nicht nur ohne Beispiel ist, sondern auch aller sichern Analogie ermangelt, und überdieß eine solche Ausdrucksweise der allernüchternsten Prosa angehören würde, so zog Dorville zum Chariton S. 358 vor, die erste Präposition wegzuwerfen und ἠϋστάχυος zu schreiben, was auf allen Fall besser ist, als die Meinung Korai's, ἀειράμενος ἀπό könne hier κατ' ἀναστροφήν für ἀπαειράμενος gesetzt seyn. Mir scheint das Einfachste und Natürlichste, bloß mit Umstellung Eines und mit Einschaltung eines zweiten Buchstaben zu schreiben:

ἴχνος ἀειράμενος πανεϋστάχυος παρὰ Νείλου.

So ist zugleich besser für die Haltung des Verses gesorgt, und das Adjectivum πανεύσταχυς, wenn auch ohne weitere Beispiele, so doch durch πανευδαίμων, πανεύδιος, πανεύφρων u. dgl. hinlänglich gesichert.

Der Dichter Fabullus.

Zu den seltensten Fundgruben für die Bruchstücke verloren gegangener Dichter des Alterthums gehören unstreitig andrer Dichter auf unsre Zeit gekommene Werke: doch fehlt es auch, ohne des Aristophanes zu gedenken, nicht ganz an Beispielen. Ueberreste aus einer Fabel des Archilochos finden wir in Pindar's großem pythischen Siegeshymnus, ein ganzes und treffliches Liebeslied des Kydonen Lykidas hat uns Theokrit im siebenten Idyll aufbewahrt, und in der neunten Ekloge des Virgil sind die Anfänge mehrerer seiner untergegangenen ländlichen Gesänge erhalten. Ebenso scheinen in Catull's dreizehntem Gedicht einige Verse seines uns sonst als Dichter nicht bekannten Freundes Fabullus versteckt zu liegen.

Catull ladet seinen Freund in diesen gefälligen Hendekasyllaben zu einer coena ein, beginnt aber wie folgt:

> Coenabis bene, mi Fabulle, apud me
> Paucis, si tibi Di favent, diebus,
> Si tecum attuleris bonam atque magnam
> Coenam.

Welch ein Anfang einer Einladung! Du sollst gut bei mir zu Abend essen, wenn Du eine gute und tüchtige Mahlzeit mitbringst denn ich habe kein Geld. Eine solche Einladung ist so platt und durchaus reizlos, daß sie einem der feinsten und geistvollsten römischen Dichter gar nicht in den Sinn kommen konnte: so mag man wohl die Anmeldung eines vertrauten Freundes scherzhaft ablehnend annehmen, nicht aber zuerst ihn zu kommen einladen. Doch Das ist nicht alles: denn der Zusatz, si tibi Di favent, ist aus dem Standpunkt der Einladung gefaßt vollkommen sinnlos, und was soll man nun gar mit der Zeitbestimmung — paucis diebus coenabis apud me — anfangen? Wer ladet so unbestimmt zum Schmause?

Es scheint also klar, Catull schrieb diese Verse nicht unveranlaßt: die Veranlassung aber läßt sich aus dem Gedichte wohl errathen. Fabullus, noch abwesend von Rom, oder wo Catull sonst damals lebte, aber im Begriff dahin zurückzukehren, (vielleicht von seinem verunglückten Feldzuge nach Iberien unter Piso, dessen Catull öfter spottend gedenkt, z. B. XII, 14. 15. XXVIII. XLVII, 3.) hatte seinem Freunde schon von der Reise aus seine nahe Ankunft verkündet, und sich zugleich im Voraus zu einer coena bei ihm angemeldet, leider aber zu einer Zeit, als sich nach V. 8 nichts als Spinnweben in Catull's Beutel fanden. Nehmen wir nun an, unser Gedicht sey Antwort auf jene Anmeldung, so ist die Art und Form des Ein-

gangs durchaus passend und angemessen: Ja, Du sollst bei mir zu Abend essen, wenn Du die Mahlzeit mitbringst: denn kaufen kann ich keine, weil mein Beutel leer ist. Die gerügten einzelnen Ausdrücke aber bekommen erst dann ihr wahres Licht, wenn wir der Vermuthung folgen, Fabullus habe sich, ebenso wie Catull ihm antwortet, in Hendekasyllaben angemeldet, und Catull wiederhole mit der nöthigen Umformung der Personalbezeichnungen zu Anfang humoristisch parodirend des Freundes eigne Worte. Und in der That scheint das ganze poetische Anmeldungsschreiben des Fabullus klar dazustehn, und einfach so gelautet zu haben:

Coenabo bene, mi Catulle, apud te
Paucis, si mihi Di favent, diebus.

Ein wortkarger, aber urbaner römischer Kriegsmann, der noch auf dem Marsche begriffen den Tag der Ankunft nicht festzusetzen wagt, und überdieß erfahren hat, wie Viel bei Allem noch zukünftigen von der Gunst der Götter abhangt, konnte sich unmöglich schicklicher anmelden: aber auch Catull konnte nicht schicklicher antworten, als wenn er des Freundes eigne Worte aufnehmend seine Bedingungen daran knüpfte.

Zum besondern Vergnügen Solcher aber, die, wie der rostocker Herausgeber des Tibull, ohne Parallelstellen Nichts glauben, dann aber, was sie so nennen, auch das Ungereimteste, stehe hier noch eine wirklich gleichlautende Anmeldung aus Properz, II, 15, 28:

memento
Venturum paucis me tibi luciferis.

Recension.

1) Leipzig, gedruckt bei Teubner: De *A. Tibulli* vita et carminibus disputatio. Scripsit *Frid. Aug. Guil. Spohn.* Partis I, cap. I—V. 1819. 103 S. Gr. 8.

2) Paris, gedruckt bei Dondey-Dupré: De *Tibulli* vita et carminibus disseruit *Philippus Amatus de Golbéry.* 1824. 78 S. Gr. 8.

3) Jena: De *Lygdami* carminibus quae nuper appellata sunt commentatio I. Scripsit *Henr. Carol. Abr. Eichstadius.* 1819. 6 S. Fol. — Commentatio II. 1823. 10 S. 4. — Commentatio III. 1824. 12 S. Fol.

Wenn die öffentliche Beurtheilung eines Werkes zunächst für den Verfasser desselben geschrieben würde, so hätte die erste der drei vorstehenden Abhandlungen sich bereits dem Wirkungskreise der Kritik entzogen, da ihr trefflicher, durch vielseitige Gelehrsamkeit, eindringenden Scharfsinn und unermüdlichen Forschungseifer gleich ausgezeichneter Urheber schon zu Anfang des vorigen Jahres durch frühen Tod den Wissenschaften und seinen Freunden entrissen ist. Aber wir glauben vor allem dem gebildeten Leser getreuen Bericht schuldig zu seyn von dem Inhalt des zu beurtheilenden Schriftwerkes, von seinem eigenthümlichen Geiste, von seiner Form und seiner Art überhaupt; und was sich daran etwa Berichtigendes und Widerlegendes oder den gegebenen Faden weiter Ausspinnendes anknüpft, gehört nicht sowohl der Person des Verfassers, als vielmehr der Wichtigkeit des Gegenstandes an. Daher fürchten wir keinen Tadel, wenn wir bei der Schrift eines verstorbenen Gelehrten länger verweilen, da sie sich mit einer Ausführlichkeit und Sorgfalt über die verwickelten Lebensumstände eines der größten römischen Dichter verbreitet, dergleichen diesem nie zuvor zu Theil geworden ist, ohne doch darum alles Einzelne so unumstößlich fest gestellt zu haben, daß nicht noch mancher und, wie es scheint, sehr gegründeter Einwendung Raum geblieben wäre. Es scheint dabei das zweckmäßigste Verfahren, zuerst den Gang und die Ergebnisse der Spohn'schen Untersuchung in übersichtlicher Kürze zusammen zu fassen, und das Verhältniß der Ansichten des Herrn de Golbéry zu jenen nachzuweisen; hieran wird sich dasjenige anknüpfen, was vorzüglich eine andere Darstellung zu erfodern scheint; die wichtige Streitfrage über die Aechtheit des dritten Buches der Tibullischen Elegien aber, die von Herrn

Eichstädt in drei besondern Abhandlungen erörtert worden ist, soll zuletzt berührt werden, insoweit der Raum und die Bestimmung dieser Blätter es gestattet.

Die Spohn'sche Schrift — eigentlich eine Gelegenheitsschrift, mit welcher ihr Verfasser im Herbst 1819 die ordentliche Professur der griechischen und römischen Literatur auf der leipziger Universität antrat — sollte nach S. 6 aus zwei Haupttheilen bestehn, und der erste derselben sieben Kapitel unter sich begreifen. Leider ist davon nicht einmal die Hälfte, nur die ersten fünf Kapitel des ersten Haupttheils, erschienen. Ob das Werk sonach ein Bruchstück bleiben, oder ob Spohn's würdiger Freund, Herr Weichert in Grimma, aus den hinterlassenen Papieren, die sich nach Joachim Christian Jahn's Vorrede zu seiner Ausgabe des Horaz S. V, in dieses Gelehrten Händen befinden, das Fehlende zu ergänzen im Stande seyn wird, muß die Zeit lehren. Wir wenden uns für jetzt zu dem reichen, wenn auch nicht durchaus bequem angeordneten Inhalte des Vorhandenen.

Der erste Haupttheil scheint bestimmt gewesen zu seyn, eine bedeutende Anzahl einzelner Schwierigkeiten wie in eignen Exkursen beseitigend, besonders dasjenige ins Klare zu bringen, was theils in Bezug auf Zeitbestimmung, theils auf persönliche Verhältnisse des Dichters dunkel oder schwankend ist, um nach Gewinnung einer solchen Grundlage im zweiten Theile eine zusammenhangende, nach den Jahren geordnete Lebensbeschreibung des Tibullus aufstellen zu können [1]).

Das erste Kapitel (S. 7—32) untersucht das Todesjahr und das Geburtsjahr des Dichters. Die Frage nach dem Todesjahre ist zuerst beantwortet, weil die vorhandenen Nachrichten aus dem Alterthume nur von dieser eine unzweifelbare Beantwortung möglich machen. Denn nicht genug, daß Ovid ausdrücklich bezeugt, Catullus sowohl als Cornelius Gallus seyen vor Tibull gestorben, es erhellt auch aus dem bekannten Epigramm des Domitius Marsus, daß sein Tod kurze Zeit nach dem des Virgilius erfolgt ist, also im Jahr 735 oder 736 Roms.

Viel verwickelter ist die Bestimmung seines Geburtsjahres, obgleich er selbst dieses Eleg., III, 5, 17 genau anzugeben scheint, indem er sagt, seine Aeltern hätten seinen ersten Geburtstag in dem Jahre gesehen, in welchem beide Consuln einem gleichen Geschick erlegen seyen, welches nur vom Tode der Consuln Hirtius und Vibius Pansa in und gleich nach der Schlacht bei Mutina, also vom Jahre 711 verstanden werden kann: dieselbe, wenn auch unstreitig nur aus eben dieser Stelle geschöpfte Angabe enthält die zuerst von

1) Diese Recension sollte eben abgehn, als uns der erste Band von Spohn's nachgelassenem Werke „De lingua et litteris veterum Aegyptiorum" zu Händen kam. In der beigefügten, sehr anziehenden Lebensbeschreibung des Verewigten von Herrn Seyffarth finden wir S. 17 bemerkt, daß Spohn späterhin seinen Plan etwas geändert gehabt hat. Der erste Theil sollte acht Kapitel enthalten: 1) De annis quibus natus et mortuus videatur Tibullus; 2) de eius amoribus; 3) de Delia et Nemesi; 4) de Neaera et elegiarum libro tertio; 5) de Deliae, Glycerae et Neaerae personis; 6) de horum nominum causis et origine; 7) de Maratho; 8) de Sulpicia et libri quarti elegiis. Die zusammenhangende Darstellung von Tibull's Leben aber nebst mannigfaltigen Bemerkungen, einer Zeittafel über das Alter eines jeden Gedichts, einer Untersuchung über das Gedicht an den Messala IV, 1, und einem Epimetrum war einem zweiten und dritten Theile vorbehalten.

Huschke bekannt gemachte, durchaus werthlose „Vita Tibulli“ des Hieronymus Alexandrinus.

Daß aber Tibull, der dann höchstens 25 Jahr alt gestorben wäre, in diesem Jahre nicht geboren seyn könne, haben seine besten Ausleger von Jos. Scaliger an fast einstimmig ausgesprochen, und Spohn tritt ihnen unbedingt bei. Denn wäre Tibull im Jahre 711 geboren, so würde er den aquitanischen Feldzug, in welchem er sich kriegerische Ehren erwarb, als Knabe von 14 oder 15 Jahren mitgemacht haben; er würde im Widerspruch mit Ovid. Trist., IV, 10, 51 sq. in Einem Jahre mit diesem ihn als älter bezeichnenden Dichter geboren und jünger als Propertius gewesen seyn, dessen Geburt spätestens ins Jahr 700 falle: wäre er aber wirklich in Einem Jahre mit Ovid geboren, so würde dieser, sein warmer Verehrer und Nachahmer, nicht ermangelt haben, von einem so ehrenvollen Zusammentreffen dichterischen Gebrauch zu machen, wozu besonders die Trauerelegie, Amor., III, 9, eine fast unabweisbare Veranlassung gegeben haben würde. Hierzu kommt nun noch, daß der beinahe vierzigjährige Horaz einen zwanzigjährigen, wenn auch noch so talentvollen Dichter nimmermehr als lauteren Richter seiner lebenserfahrenen Sermonen angeredet haben würde, während aus Ovid. Trist, II, 464 das wenigstens höchst Unwahrscheinliche folgen würde, daß Tibull sich schon in der praetexta ausgebreiteten Dichterruhm erworben habe.

Hieraus entsteht nun die Frage, mit welchem Rechte gleichwohl Domitius Marsus habe sagen können, Tibull sey als juvenis dem Virgil in die elysischen Felder gefolgt. Schon Dousa hat dieses aus der Anordnung des Servius Tullius zu erklären gesucht, nach welcher die Kriegsfähigen bis zum 46. Jahre juniores hießen. Aber mit Voß zieht Spohn es vor, dem nicht bloß dichterischen Gebrauch zu folgen, nach welchem auch bei den besten Rednern und Historikern der Mann in frischer Kraft bis in die Vierzige hinein juvenis genannt werde, wodurch Domitius überdieß das unerwartet frühe Ende des Tibull und das Verhältniß seines Alters zu dem des Virgil rührend und passend bezeichnet habe.

Da aber gleichwohl in der angeführten Stelle des dritten Buchs Tibull selbst das Jahr der Schlacht bei Mutina als das seiner Geburt bezeichnet, haben bereits frühere Gelehrte diesen Widerspruch auf verschiedene Weise zu heben sich bemüht. Man hat hiezu vier Wege versucht.

Joseph Scaliger, Dousa, Volpi, Brouckhuys, Heyne u. a. verwerfen den ganzen Vers als unächt und aus Ovid. Trist., IV, 10, 6 eingeschwärzt, an welcher Stelle bekanntlich derselbe Pentameter,

quum cecidit casu Consul uterque pari,

vorkommt, aber als Bezeichnung von Ovid's eigenem Geburtsjahre, an dessen Richtigkeit nicht zu zweifeln ist. Auch Spohn erklärt sich für diese Ansicht, die er durch neue Gründe zu befestigen sucht. Zuerst leugnet er die Möglichkeit, daß ein so gewandter Dichter wie Ovid den Tibull, anstatt ihm mit Geschick nachzuahmen, so plump habe ausschreiben können. Dann prüft er die Tibullische Stelle mit großer Sorgfalt, und zeigt, wie wenig am rechten Orte hier die ganze Zeitbestimmung angebracht sey, wie schlecht sie mit dem Vorhergehenden zusammenhange, und wie viel besser alles von Statten gehe, wenn das ganze Distichon fehle: sonach sey es unmöglich, daß es vom Tibull

selbst herrühre, vielmehr komme es auf die Rechnung solcher Interpolatoren wie Philelphus, Aurispa, Seneca und Pontanus, von denen unserm Dichter so mancher fremdartige Lappen angeheftet ist. Ueber die schlecht angebrachte Betriebsamkeit dieser Männer, sowie über den Grund, gerade diese Stelle zu interpoliren, ist S. 23—27 manches Wahre und Sinnreiche bemerkt: vorläufig aber wird Voß getadelt, daß er dem Tibull lieber ein ganzes Buch entreißen, als ein einziges Distichon wegschneiden lassen wollen. Dagegen müssen wir jedoch bemerken, daß durch diese Stellung der Sache Voß'en Unrecht gethan ist: denn keineswegs verwirft er das ganze Buch, um dieß Distichon zu retten, sondern zu den innern Gründen, auf denen sein Verdammungsurtheil hauptsächlich beruht, fügt eben dieß Distichon — an dessen Aechtheit zu zweifeln aus Voß'ens Gesichtspunkt keine hinreichende Veranlassung ist — noch einen ziemlich starken äußern hinzu. Auch können wir keineswegs im allgemeinen zugeben, daß es gewaltsamer sey, ein ganzes Buch für unächt zu erklären, als ein noch dazu von allen Handschriften anerkanntes Distichon auszumärzen. Vielmehr halten wir jenes an sich für das bei weitem gelindere Verfahren, weil dadurch nichts geändert wird, als unsere Ansicht von einem Schriftwerke, während die Tilgung einer ganzen Stelle das Werk selbst ziemlich unsanft antastet. Es dürfte also die Vergleichung mit einem Arzte, der um einen Nietnagel zu heilen, den ganzen Arm abschneidet, eine ziemlich unglückliche seyn, die in die Kritik ein ihr ganz fremdartiges Element, ein Abwägen oder Abmessen des Mehr oder Weniger, des Größer oder Kleiner einführen würde.

Auf eine andere Weise hatte Ayrmann zu helfen gesucht, der die Aechtheit des Distichons gelten ließ, aber die Lesart der Handschriften für verdorben hielt; er änderte darum

quum cessit fato Consul uterque pari,

und bezieht dieses auf das Jahr 705, in welchem beide Consuln, Claudius Marcellus und Cornelius Lentulus, bei Cäsar's Annahn mit dem Pompejus aus Rom und Italien entwichen. Aber mit siegreichem Scharfsinn thut Spohn die Unhaltbarkeit dieser Vermuthung dar, indem weder das absolut gebrauchte cedere, noch das Wort fatum, wo von einer geschichtlichen Begebenheit die Rede ist, dem angenommenen Sinne der Stelle entspricht, und um anderes zu übergehen, Tibull auch so noch fünf Jahre jünger bleibt als Properz: sodaß man sich allerdings wundern muß, wie ein Herr Bauer, der sich nicht scheut, Männer wie Voß mit den Waffen gemeines Spottes zu befehden, zu Ayrmann's schlecht erwognem Einfall hat zurückkehren und sich bei demselben beruhigen mögen.

Die dritte Ansicht ist die von Voß aufgestellte, der es bekanntlich zuerst wagte, das ganze dritte Buch dem Tibull abzusprechen und einem etwas jüngern Dichter Lygdamus beizulegen, wodurch allerdings jede Schwierigkeit gehoben ist. Weil aber Spohn der ganzen Voß'schen Ansicht den Krieg erklärt, hat natürlich auch die Anwendung derselben auf diese Stelle für ihn kein Gewicht. Doch darüber unten ein mehreres.

Viertens endlich hat man angenommen, Tibull singe im dritten Buche nicht von eigner Liebe, sondern wie im vierten biete ihm fremde Leidenschaft den Stoff: so habe denn also ebenso wenig die darin vorkommende Zeitbestimmung als sonst irgend etwas auf Tibull's Person und Leben Beziehung,

vielmehr gelte alles von Lygdamus, dessen unglückliche Liebe zur Neära der Dichter so behandle, wie im vierten Buche das glücklicher endende Verhältniß des Cerinthus zur Sulpicia. Diese eigentlich von Volpi ausgegangene Deutung hat neuerlich in Herrn Huschke, der jedoch keines Vorgängers zu gedenken beliebt und also als Erfinder glänzen will, einen wortreichen Verfechter gefunden, welches darum wenigstens interessant ist, weil der rostocker Kritiker sich sonst nicht leicht zu Untersuchungen dieser Art erhebt, und er namentlich im Tibull, wo so viel Auffoderung dazu war, jede anderweitige Forschung dieser Art bedachtsam vermieden hat. Was er aber über das dritte Buch vorgebracht hat, ist eben nicht geeignet, nach mehrerem Aehnlichem lüstern zu machen; dagegen ist diese Vertheidigung am besten geeignet, die Unhaltbarkeit jener Meinung einleuchtend zu machen, bei der auch Spohn sich nicht länger aufhält, wiewohl er weiterhin, im vierten Kapitel, S. 71 ff. noch einiges zu Herrn Huschke's vollständiger Widerlegung nachträgt.

Soviel ist nun aus dem bisher Gesagten klar, daß Tibull bedeutend früher als im Jahre 711 geboren seyn muß, während die nähere Bestimmung lediglich auf Vermuthung beruht; und hier scheint allerdings Voß'ens Annahme, die seine Geburt ums Jahr 695 setzt, der gewöhnlichen, von Dousa herrührenden, die ihn um fünf Jahre älter macht, bei weitem vorzuziehn zu seyn, weil sie mit allen geschichtlichen Momenten in Tibull's Leben, so viele deren uns bekannt sind, im besten Einklang steht. Es würde also des Dichters Leben von 695 bis 736 reichen, und einen Zeitraum von etwas mehr als vierzig Jahren in sich begreifen, in welchem Hauptergebniß sowie in mancher Einzelnheit dieses Abschnitts Spohn mit Voß und Bach völlig übereinstimmt.

Das zweite Kapitel (S. 32—50) ist den Personen gewidmet, die auf Tibull's innerstes Gemüthsleben und dadurch auf seine Poesie den größten Einfluß gehabt haben, eine Untersuchung, die dem oberflächlichen Blicke leicht als kleinliche und unberufene Neugier erscheinen kann, deren Wichtigkeit aber bei einem Dichter der Liebe, wenn man seine Werke im Ganzen und in ihrem Zusammenhange verstehen will, von Voß bereits dargethan, von Spohn mit Recht anerkannt ist.

Hier treten denn sofort die beiden Namen Delia im ersten und Nemesis im zweiten Buche bedeutend hervor, und es ist nicht zu verkennen, daß sie vom Dichter vorzugsweise wie geliebt, so auch besungen sind.

Daß Delia seine erste Jugendliebe war, lassen nicht bloß die Elegien des ersten Buches vermuthen: das ausdrückliche und wiederholte Zeugniß des Ovid bestätigtes. Nach mehrern Jahren ungetrübten Glückes durch zärtlich erwiederte Neigung war Tibull veranlaßt, seinen Gönner Messala nach Aquitanien, dann nach Cilicien zu begleiten; aber schon auf Corcyra wegen schwerer Krankheit zurückbleibend und bald darauf nach Rom heimkehrend, fand er die treu geglaubte als eines andern, wahrscheinlich reichern, Mannes Gattin wieder. Durch ihrer Mutter Begünstigung ist zwar die alte Vertraulichkeit bald heimlich erneut: aber da Tibull sich gleich darauf überzeugen muß, daß Delia nicht allein um seinetwillen den Eheherrn betrügt, giebt er selbst eine Liebe auf, deren er ohne Nebenbuhler nicht genießen kann und mit solchen nicht theilen mag.

Dieß alles ergiebt sich ziemlich klar aus den Elegien des ersten Buches, obgleich deren Aufeinanderfolge noch streitig ist. Dunkler ist Delia's Stand

und ihre äußerlichen Lebensverhältnisse. Fast einstimmig war bisher angenommen, sie sey eine Libertinin und zwar nach Voß, den der Name irre leitete, von Delos gebürtig. Diese Meinung aber wird völlig umgestoßen, theils durch die Notiz bei Appulejus, Delia sey ein erdichteter, Plania hingegen (oder Platia oder Plautia oder Flavia oder Planca, denn die Lesart schwankt, s. Oudend. zu Appulei. Apol., p. 406) sey der wahre Name des Mädchens gewesen, theils durch eine in der That schwierige und mehrfach mißverstandene Stelle bei Tibull selbst, Eleg., I, 6, 67. 68:

Sit modo casta, doce, quamvis non vitta ligatos
Impediat crines, non stola longa pedes.

Diese Worte erklärte man bisher von der Tracht der freigebornen Jungfrauen und Matronen, wonach der Gedanke der wäre: halte deine Tochter zur Züchtigkeit an, obgleich sie nichts weiter ist, als eine freigelassene Sclavin: in der That ein plumper Einfall, sich dadurch die ausschließliche Gunst einer Schönen gewinnen zu wollen, daß man ihr ihren geringen Stand vorrückt, durch den sie vielmehr nach römischer Sitte zu freierem Wandel einigermaaßen privilegirt war. Wahr und schön zeigt Spohn, was Herr Bauer geahndet hatte, daß Tibull von der Tracht der vestalischen Jungfrauen spreche, und der Gedanke dieser sey: halte sie zur Züchtigkeit an, wenn sie auch keine Vestalin ist: denn nicht vestalische Strenge begehrt der Dichter von ihr, welches geradezu gegen seine lebhaftesten Wünsche gestritten haben würde, sondern nur ein minus peccare, I, 6, 16 statt des crebro peccare, IV, 14, 1, wovon ihm unerfreuliche Kunde zugekommen war, oder mit andern Worten, völlige Hingebung an ihn und vestalische Keuschheit gegen alle andere Männer. Charakteristisch ist es übrigens, wie Herr Huschke, der so oft bei den bekanntesten Dingen selbstbehaglich verweilt, über diese wahrhaft schwierige Stelle ohne ein Wort zu verlieren, hinweggleitet: eine Leichtigkeit, um die wir ihn nicht beneiden.

Endlich wird der verschiedenartige Ton in den Elegien an Delia richtig aus der Veränderung ihrer äußern Lage erklärt: die an das Mädchen gerichteten sind zart und anmuthig, wie die Liebe sie eingiebt, die an die Vermählte leidenschaftlich, zügellos und ungemäßigte Begier athmend.

Tibull's Verhältniß zur Nemesis hat keine Dunkelheiten; daß diese Liebe in seine letzte Lebenszeit fällt und bis an seinen Tod dauert, bezeugt Ovid, daß Nemesis als stadtkundige Buhlerin in Rom lebte, und daher wahrscheinlich eine Libertinin war, daß unersättliche Habsucht ihre Gunst bestimmte, und daß daher der mit der ganzen Sinnenglut des reifen Mannesalters für sie entbrannte Dichter nur Pein und Qual von dieser Leidenschaft hatte, lehren die Elegien des zweiten Buches zur Genüge.

Ueber den Knaben Marathus, auf den sich drei Elegien des ersten Buches beziehen, ist nichts bemerkt, als daß es Verwunderung errege, wie zu einerlei Zeit diese leichtfertigen Producte und die Elegien an Delia hätten gedichtet werden können. Hiebei wird freilich vorausgesetzt, was vor allem zu erweisen gewesen wäre: jene nicht grundlose Verwunderung löst sich aber auf, sobald wir die Gedichte an Marathus in eine frühere Zeit, vor der Liebe zur Delia setzen, und sie als Spiele einer unbeschäftigten Phantasie ohne Wirklichkeit und vielleicht nach griechischen Vorbildern betrachten. Doch kennen wir Spohn's Ansicht von diesen drei Gedichten nicht vollständig, da er über sie, sowie über die Elegien der Sulpicia und den Panegyrikus an

Messala im vierten Buche in den letzten Abschnitten des ersten Haupttheils ausführlicher sprechen wollte, welches ins Werk zu richten ihm nicht mehr vergönnt gewesen ist.

Den Schluß des zweiten Kapitels macht Glycera, deren Tibull selbst zwar nirgends gedenkt, von der aber aus Horaz bekannt ist, daß unser Dichter sie geliebt und ihre Treulosigkeit in trauervollen Elegien beklagt hat. Spohn verwirft — und nicht ohne Grund — die gewöhnliche Annahme, nach der Glycera eine von Tibull's übrigen Geliebten ganz verschiedene war, deren Verhältniß zu ihm Voß in seine allerletzte Lebenszeit setzt, sodaß er sie nach der Nemesis geliebt hättte, und die ihr gesungenen Elegien im ungeordneten Nachlaß untergegangen wären, welches, wenig einleuchtend an sich, mit der sehr bestimmten Aussage des Ovid in Widerspruch steht. Jos. Scaliger's hingeworfene Aeußerung, Glycera sey Eine Person mit Nemesis, wird gleichfalls verworfen, weil Horaz jener Treulosigkeit und spröden Stolz, Tibull dieser Geiz und Gewinnsucht vorwerfe, und auch nicht wohl zu begreifen sey, wie Horaz sich eines andern Namens habe bedienen können als Tibull selbst: woraus denn folgt, daß nach Spohn Glycera nur dem Namen nach von der Delia oder Plania verschieden sey.

Im dritten Kapitel (S. 50—59) beschäftigt der Verfasser sich ausschließlich mit der Neära des dritten Buches, dessen Aechtheit einstweilen vorausgesetzt wird. Zunächst werden alle die Stellen geprüft, die einiges Licht auf Neära's Person werfen können. Sie erscheint danach als noch lebender ehrbarer und wohlhabender Aeltern Kind, selbst züchtig und sittsam und nichts weniger als an griechische Abkunft erinnernd, auf die nur ihr, aber gewiß fingirter Name hinzuweisen scheinen könnte. Tibull aber, von leidenschaftlicher Liebe zu ihr ergriffen, wirbt um eine dauernde Verbindung und wird nicht ohne Hoffnung gelassen; allein Neära hält nicht Wort, sondern vermählt sich einem andern, worüber der Dichter schier verzweifeln will.

Da nun aber Tibull in der vierten Elegie sagt, daß Neära durch seine Gesänge gefeiert sey (carminibus celebrata), im ganzen dritten Buch aber nur Klage, nicht Lob vorkommt, so schloß Heyne daraus auf den Untergang vieler Tibullischer Elegien, und auch Spohn giebt zu, daß die vierte Elegie, auf frühere glücklichere Zeiten zurückblickend, sich auf ganz andre Gedichte als auf die des dritten Buches beziehe: wo diese aber zu suchen sind, — denn verloren ist seiner Meinung nach nichts — zeigt er im vierten Kapitel.

Es werden darauf noch die Bemerkungen früherer Herausgeber über Ableitung und Gebrauch des Namens Neära beleuchtet und widerlegt. Die Etymologien waren solcher Mühe nicht werth; aber die Behauptung Einiger, die Römer hätten den Namen Neära in der Regel solchen Mädchen beigelegt, die der Leichtfertigkeit und Untreue verdächtig gewesen seyen, wird dahin berichtigt, daß die Dichter ihn wie manchen andern in ihren Werken gebraucht hätten, um ein geliebtes Mädchen zu bezeichnen, gleichviel ob dieß ein wirklich vorhandenes oder ein erdichtetes gewesen sey, sowie es denn auch bei neuern Dichtern an ähnlichen, eine Geliebte überhaupt bezeichnenden Namen, Laura, Cäcilia u. dgl. nicht fehle. So konnte denn allerdings gelegentlich auch eine ungetreue Schöne Neära heißen, ohne daß daraus eine Regel für den besondern Gebrauch des Namens folgt. Das aber leuchtet ein, daß die Urheber jener Meinungen angenommen haben, der Name Neära sey vom

Tibull willkührlich erwählt worden, um unter ihm den wahren Namen der Geliebten zu verbergen: daher vermuthete Ayrmann auch, Neära sey dieselbe, die im zweiten Buche Nemesis heiße, während mehrere Ausleger des Horaz sie für Eine Person mit der Glycera hielten. Sowie nun Spohn dieser Annahme im Allgemeinen beitritt, verwirft er doch — und gewiß mit größtem Recht — alle bisher davon gemachten Anwendungen; die Entwicklung der seinigen aber behält er sich für den fünften Abschnitt vor.

Diese Erörterungen über die Person der Neära führen im vierten Kapitel auf die nähere Prüfung des ganzen ihr gewidmeten dritten Buches, und es ist natürlich, daß hier, da Spohn fest an der Aechtheit desselben hält, vorzugsweise gegen Voß gekämpft wird, der — ein Paar bloße Nachsprecher abgerechnet — bis dahin erst Einen selbstforschenden Genossen seiner Ansicht, Herrn Eichstädt, gefunden hatte. Ebenso aber ist Spohn auch der erste würdige Gegner, der sich gehörig gerüstet wider Voß erhebt, und nach Wahrheit strebend mit Gründen, nicht mit seichtem, nur seinen Urheber verunehrenden Spott gegen den edeln Greis streitet.

Zuvörderst werden Voß'ens Gründe, das dritte Buch dem Tibull ab- und einem anderweitig nicht bekannten Lygdamus zuzusprechen, in vier Hauptmomenten zusammengefaßt: 1) Das in der dritten Elegie angegebene Geburtsjahr des Dichters, 711, kann nicht das des Tibull seyn. 2) Ovid bezeugt, daß Tibull nur zwei Mädchen, die Delia und die Nemesis, geliebt habe: damit ist die Liebe zu einer dritten, zur Neära, von der dieß ganze Buch handelt, nicht vereinbar. 3) Der Verfasser dieses Buchs nennt sich in der zweiten Elegie selbst Lygdamus. 4) Styl und Charakter der Elegien des dritten Buchs sind von dem der ächt Tibullischen so wesentlich verschieden, daß sie sich nur aus Verschiedenheit der Verfasser erklären lassen.

Der erste dieser Gründe hat für Spohn natürlich gar kein Gewicht, da er, wie wir gesehen haben, das Distichon, in welchem jene Zeitbestimmung enthalten ist, als ein vom Seneca oder Pontanus herrührendes Einschiebsel auswirft.

Gegen den zweiten Grund wird erinnert, daß schon Volpi's Annahme, Tibull beschäftige sich im dritten Buche nicht mit einer selbst empfundenen Liebe, sondern mit der eines andern, den er Lygdamus nenne, die Aufstellung einer so viel gewagteren Muthmaaßung unnöthig mache, und über die von Voß erregte Schwierigkeit hinweghelfe. Indeß ist dieß keineswegs Spohn's eigner Ansicht gemäß, und er verweist deshalb auf das sechste Kapitel, wo dieser Gegenstand aus seinem Standpunkte behandelt werden solle. Leider hat dieß Versprechen unerfüllt bleiben müssen, obgleich der Inhalt des fünften Kapitels einigermaaßen andeutet, was das sechste enthalten haben würde.

Dem dritten, aus dem Namen Lygdamus hergenommenen Grunde wird vollends alle Beweiskraft abgesprochen: so gut Tibull sich dichterisch in die Stimmung und Lage eines Andern habe versetzen können, ebenso gut habe er sich auch einen fremden Namen zulegen können, sowie er denn auch kein Bedenken getragen habe, sich dieses poetischen Rechts bei seiner Plania zu bedienen. Ueberdieß erscheint ihm wenig haltbar, was Voß aus diesen Elegien über die Person des Lygdamus ermittelt zu haben glaube: denn dagegen, daß er von griechischer Herkunft, ein Freigelassener oder eines Freigelassenen Sohn sey, streiten seine eignen Worte, III, 1, 2:

exoriens nostris hinc fuit annus avis,

welches auch bereits von Herrn Wagner zur Eleg. ad Messal., S. 36 bemerkt worden sey: ebenso wenig begründet finde sich die von Voß behauptete Dürftigkeit des Lygdamus: Stellen wie III, 2, 22. 3, 23. (welche Worte Voß völlig mißverstanden habe) 6, 5 fg. und 63 fg. stellen ihn uns vielmehr als wohlhabend und mit feinerem Lebensgenusse vertraut dar. Alles dieß über die Verhältnisse des Lygdamus gegen Voß Erinnerte finden wir durchaus wahr und trifftig: aber auf die eigentliche Streitfrage, ob diese Elegien vom Tibull oder von einem andern gedichtet seyen, hat diese ganze Erörterung keine Beziehung: sie lehrt nur, daß Voß sich in mehrern Einzelnheiten vergriffen haben dürfte, und weist auf die Nothwendigkeit hin, auch diesem genauen Forscher nur mit selbständiger Prüfung zu folgen.

Den vierten Grund anlangend, wird der allerdings bedeutende Vorwurf gegen Voß erhoben, daß er in seinem Urtheil über den Lygdamus sich selbst nicht gleich bleibe: denn bald zähle er ihn zu den nicht Ungeschickten, durch frische Farbe der Sprache und der Verskunst Belebenden, zu denen, die zwar nicht Bewunderung erzwingen, aber doch ihren Platz unter denen behaupten, welche man lobt, ja zu den Geachteten, deren Gesänge im Munde des Volkes leben, sodaß Ovid selbst es nicht verschmäht habe, gelungenere Verse von ihm nachzuahmen und zu entlehnen; bald aber tadle er ihn streng, und weise jede Möglichkeit einer Vergleichung mit Tibull unbedingt zurück: kurz, er erkläre ihn zugleich für einen ausgezeichneten und für einen erbärmlichen Dichter. Im erstern Falle sey es nur unbegreiflich, daß des Lygdamus Name sonst von keinem alten Schriftsteller genannt werde; im andern müsse man sich wundern, daß der an allen poetischen Farben üppig reiche Ovid von einem so armseligen Versmacher habe erborgen mögen. Indeß hat es uns scheinen wollen, als ob Spohn grade in diesem wichtigsten Theile der Untersuchung Voß'ens Sinn am allerwenigsten gefaßt, und den Dichtergreis bei weitem mehr mit den elenden Waffen des Herrn Bauer als mit denen seines eignen schönen und klaren Sinnes befehdet hat, s. besonders S. 67 und 68. Wir wenigstens gestehen, diese Widersprüche bei Voß nicht gefunden zu haben, wohl aber eine scharfe Unterscheidung zwischen dem urkräftig in gediegener Fülle hervorsprudelnden schöpferischen Dichtergeiste und der durch fleißige Uebung angelernten Geschicklichkeit eines gebildeten, wenn auch von Grund aus unpoetischen Nachahmers. Dem Dichter wird immer das Ganze, dem Nachdichtenden kann nur das Einzelne gelingen: vergleiche man doch Schiller mit dem ganzen Chorus seiner Nachahmer: in diesem Sinne scheint Voß uns Lob und Tadel gerecht und im vollsten wechselseitigen Einklange gespendet zu haben. Da nun aber Ovid wohl nicht mit Unrecht von vielen zu den Nachdichtenden gezählt wird, so würde alles Verwunderliche wegfallen, wenn wir ihn auch von den glücklicheren Momenten eines Geistesverwandten geschickten Gebrauch machen sehn. Indeß will es uns doch wahrscheinlicher bedünken, daß Lygdamus von dem berühmtern und unverkennbar geistig reichern Ovid poetisches Gut erborgt hat, als dieser von jenem.

Am Ende des Kapitels kommt Spohn noch einmal auf Volpi's von Herrn Huschke ins Breitere gearbeiteten Gedanken zurück, Tibull behandle im dritten Buche nicht seine eigene, sondern eines Dritten Liebe, und stellt ihn in seiner ganzen Verkehrtheit dar: zu Volpi's Ehre ist zu bemerken, daß dieser von Anfang an wenig Gewicht darauf gelegt hat, wodurch sein Nachtreter sich vielleicht berechtigt glaubte, sich den Einfall als eine res relicta zuzueignen.

Ist nun der Verfasser bisher größtentheils ablehnend und verneinend zu Werke gegangen, und hat er sich durch Widerlegung der Meinungen anderer allmählig Bahn gemacht, so ist dagegen das fünfte Kapitel (S. 75—101) — für uns leider das letzte — bestimmt, das wahre Verhältniß des Tibull sowohl zur Neära, als zur Glycera zu entwickeln, und insofern es durchgängig neue Ansichten enthält, müssen wir es als das beachtenswertheste und interessanteste, wenn auch freilich nicht gelungenste der ganzen Schrift ansprechen.

Der Verf. geht davon aus, es könne als geschichtlich festgestellt betrachtet werden, daß Tibull zwei Mädchen, Delia und Nemesis, geliebt und besungen habe. Außer seinen eignen Elegien bezeugen dieß Ovid, Martialis, Appulejus und Sidonius Apollinaris, deren Beweisstellen gesammelt und sorgfältig erläutert werden. Besonders hervorgehoben wird hier Ovid's unbedingte Glaubwürdigkeit, dem nach Belieben zu folgen und zu mißtrauen, wie es gerade zur Behauptung einer vorgefaßten Meinung sich schicke, allerdings ein unkritisches Verfahren ist. Da nun gar kein Grund nachgewiesen werden kann, in Ovid's Aussagen auch nur den geringsten Zweifel zu setzen, so darf weder angenommen werden, daß Delia und Nemesis nur zwei Namen für Eine Person seyen (welches auch durch die gänzliche Verschiedenheit ihrer Charaktere und ihrer äußeren Verhältnisse, sowie uns diese Tibull selbst kennen gelehrt hat, genug und übergenug widerlegt wird) noch auch daß Tibull's Liebe zu ihnen auf bloßer Erdichtung beruhe.

Mit der Bestimmtheit aber, mit welcher Ovid von nicht mehr und nicht weniger als zwei Geliebten des Tibull spricht, scheint es in unauflöslichem Widerspruch zu stehen, daß das dritte Buch eine dritte, Neära, und Horaz gar noch eine vierte, Glycera, hinzufügt, die beide gleichfalls von unserm Dichter geliebt und in Gesängen theils gepriesen, theils betrauert seyen, ohne daß Ovid davon irgend eine Kunde gehabt zu haben scheint. Dieß ist auch frühern Kritikern befremdend gewesen, und sie haben sich durch allerlei künstliche Mittel aus der Verlegenheit zu ziehen gesucht; mit wie schlechtem Erfolg, hat Spohn mit Geist und Gewandtheit ins hellste Licht gestellt, und wir halten diesen Theil seiner Schrift (S. 81—87) für einen der gelungensten. Dagegen zeigt er, daß wenn Tibull außer der Delia und Nemesis auch noch eine Neära so geliebt und besungen habe, wie im dritten Buche zu geschehen scheine, Ovid diese unfehlbar gekannt haben würde; habe er sie aber gekannt, so habe er sie auch vor allen andern in der Trauerelegie nennen müssen, da ja Tibull keiner häufiger, keiner mit größern Lobeserhebungen und innigern Liebeswünschen gedenke als dieser: selbst die untreue Glycera habe wenigstens ebenso viel Anspruch auf Erwähnung gehabt, als die um nichts treuere Delia und gar als die bösartige Nemesis.

Da nun gleichwohl Ovid weder einer Neära, noch einer Glycera Meldung thut, so drängt sich — fährt der Verfasser fort — die Frage auf, ob nicht beide mit Einer der genannten, der Delia oder Nemesis, identisch seyen, und mit welcher? Mit der Nemesis gewiß nicht, antwortet er sich sebst, das lehrt die ganze Art, wie Tibull diese schildert; nichts davon paßt auf die freigeborne, wohl erzogene, anständige Neära. Daraus folgt denn also, daß wie Delia so auch Neära und Glycera dichterische Namen für die Eine Plania sind: eine Beweisführung, die wir als ziemlich zwingend anerkennen

würden, wenn wir alle Vordersätze hinreichend gesichert fänden; aber dagegen müssen wir uns im Voraus gar sehr verwahren.

Um nun die auf diesem Wege gewonnenen Ergebnisse noch mehr zu befestigen, wird zuerst eine wesentliche innere Uebereinstimmung zwischen der Delia und der Neära nachzuweisen versucht. Dann aber unternimmt der Verfasser eine Art von psychologischer Construction des wechselnden Gemüthszustandes im Tibull, aus welcher erhellen soll, wie er — je nachdem sein Verhältniß zur Delia durch äußere Ereignisse sich verschieden gestaltet — von reiner und zarter Liebe zu Eifersucht und immer wachsendem Argwohn, dann zu völliger Hoffnungslosigkeit, und als die Geliebte sich wirklich mit einem glücklichern Nebenbuhler verbindet, zu einer alle Lebenslust ertödtenden Trauer übergeht; wie er dann doch allmählig wieder aufathmend den Bacchus zum Tröster in seinen Schmerzen anruft, wie aber das alte Gefühl für die Treulose immer wieder die Oberhand gewinnt, und er sich am Ende, um so vielen quälenden Erinnerungen zu entfliehn, in die einsame Stille des Landlebens zurückzieht: dahin läßt er denn auch den Horaz zuerst seine scherzende Trostode, Carm., I, 33 und da diese die beabsichtigte Wirkung nicht erreicht, ja Tibull auch leiblich erkrankt, den dringender und ernster anmahnenden Brief an den Tibull, Epist., I, 4 richten. Dieser verfehlt seines Zweckes auch nicht: dem Tibull kehrt Ruhe und Heiterkeit wieder, der gegen das ganze weibliche Geschlecht in ihm rege gewordene Haß verschwindet, und er kehrt zur alten vergnüglichen Lebensweise zurück. Da nun aber der anfängliche Zauber zerstört ist, der die jungfräuliche Delia in seinen Augen verklärte, war es auch um die ursprüngliche Reinheit seiner Liebe gethan: leichtsinniges Trachten nach augenblicklichem Sinnesgenuß tritt an die Stelle derselben: der zu wenig argwöhnische Gatte wird hintergangen, aber nicht allein zu Tibull's Gunsten, was diesem nicht lange verborgen bleibt: nun wechseln Entzweiung und Versöhnung immer leidenschaftlicher, bis Delia dem entweihten Verhältniß ein rasches Ende macht, und der verstoßene Dichter seine Schmerzen wieder im Weine zu endigen sucht. Dem gemäß werden die Elegien an Delia und Neära zu Einem Ganzen wie zu einem kleinen Liebesroman verbunden, und Spohn giebt ihnen diese Aufeinanderfolge: I, 3. 1; III, 4. 3. 1. 2. 6. 5; I, 5. 6. 2. Nun bleibt freilich noch die Frage übrig, wie es bei diesem genauen Zusammenhange der Elegien habe geschehen können, daß Tibull im dritten Buche plötzlich die Namen wechselte, und sich selbst Lygdamus, die Delia aber Neära nannte. Vorläufig erklärt Spohn diese Namensveränderungen in aller Kürze als die Folge der veränderten Verhältnisse: das Nähere darüber behält er sich aber für eine andere Stelle vor, und bis dahin seinen Faden fortzuspinnen, war ihm nicht beschieden. Wie Herr de Golbéry sich die Sache zurechtlegte, werden wir weiter unten sehen.

Wir verkennen das Sinnreiche in dieser letzten Auseinandersetzung nicht, und geben im Allgemeinen zu, daß die Sache sich so vielleicht hätte verhalten können, da — die schnelle Wirkung des Horazischen Briefes etwa ausgenommen — gar nichts Unmögliches darin obwaltet. Doch erfodern Zusammenfügungen dieser Art immer die höchste Behutsamkeit, weil insgemein, sobald ein Stein zu wackeln anfängt, der ganze Bau zusammmenstürzt. Der Grundstein, auf dem in unserm Falle nicht nur die ganze letzte Darstellung, sondern auch die Aechtheit des dritten Buches beruht, ist die Dreinamigkeit der Plania oder die Identität der Delia, Neära

und Glycera: wird diese widerlegt, so begiebt sich das Unerwartete, daß alles das, was Spohn mit einem bedeutenden Aufwand von Gelehrsamkeit und Scharfsinn zum Umsturz der Voß'schen Ansicht beigebracht hat, sich in neue und kräftige Stützen derselben umwandelt. Daß aber weder Neära noch Glycera Eine Person mit der Delia seyn könne, gedenken wir weiter unten so einleuchtend zu machen, daß der für jede Wahrheit schnell empfängliche Spohn vielleicht der erste gewesen seyn würde, der uns beigestimmt hätte.

Für jetzt wenden wir uns zu dem vielthätigen, wie aus der pariser „Revue encyclopédique" bekannt ist, in dem deutschen Schriftwesen wohlbewanderten Herrn de Golbéry, dem auch unseres trefflichen Landsmanns eben angezeigte Schrift nicht entgangen war: vielmehr weiß er sie nach ihrem ganzen Werth zu schätzen, benutzt sie fleißig, und verdankt ihr namentlich fast alle die gelehrte Ausstaffirung, mit der auch seine Abhandlung nicht kärglich verziert ist. Doch hat er daneben so viel eigne, nicht von Spohn allein ganz abweichende Meinungen, daß er sich schon dadurch als hinlänglich befugt zu einer neuen Schrift über denselben Gegenstand manifestirt, sowie es denn auch ihm vergönnt war, manches von seinem Vorgänger unvollendet Gelaßne zu Ende zu bringen. Seine Arbeit zerfällt in fünf Kapitel, die vor den Spohn'schen den Vorzug haben, daß sie durch bestimmte Ueberschriften sofort Kunde geben von ihrem Inhalt. Wir werden uns aber bei demjenigen, was mit Spohn's Forschungen übereinstimmt, nicht aufhalten, sondern nur das davon Abweichende hervorheben.

Cap. I. „De anno Tibulli natalitio" (S. 1—29). Wie Spohn beginnt Herr de Golbéry die Untersuchung mit dem Todesjahre des Tibull, obgleich er diese Ordnung als eine verkehrte tadelt, worin er dem deutschen Gelehrten Unrecht thut. Denn da dieser das bereits besprochene Distichon (III, 5, 17) als unächt verwirft, hatte er nur für das Todesjahr eine Zeitbestimmung, von der er sich nicht anders als rückwärts schließend dem Geburtsjahr annähern konnte: Herrn de Golbéry hingegen hinderte, wie wir sehen werden, nichts, gewöhnlichermaaßen mit der Geburt anzufangen: daher trifft ihn der Tadel, es ohne Grund unterlassen zu haben.

Ueber Tibull's Todesjahr konnte kein Zweifel obwalten, da die Angabe des Domitius Marsus bestimmt und unbedenklich ist. In der Festsetzung des Geburtsjahrs aber weicht Herr de Golbéry sogleich von Spohn ab. Denn gleich wenig zufrieden mit Spohn's und mit Ayrmann's Urtheil über das chronologische Distichon (III, 5, 17) erklärt er es wie das ganze dritte Buch für ächt Tibullisch und für unverdorben zugleich, sodaß es also bei ihm vollgültige Zeugnißkraft hat. Der Einwand, daß ja Ovid sich derselben Worte bedient habe, um sein eignes Geburtsjahr zu bezeichnen, wird dadurch beseitigt, daß dieser ja absichtlich den ganzen Vers entlehnt haben könne, um recht nachdrücklich auf seine Altersgleichheit mit Tibull hinzuweisen: nur Schade, daß dieß an einer Stelle geschehn ist, wo kein Mensch an Tibull denken kann, während Ovid eine solche Andeutung da unterlassen hat, wo sie grade am rechten Orte gewesen wäre, in der Trauerelegie. Daher wird auch durch Vergleichung der übrigen Stellen, die Ovid offenbar von unserm Dichter entlehnt hat, nichts ausgerichtet: denn diese beziehn sich alle auf persönliche Verhältnisse des Tibull, sodaß wir in ihnen keine Nachahmung anerkennen können, sondern nur eine absichtliche Bezugnahme auf seine eignen Worte zu stärkerer Beglaubigung des Gesagten. Wir können daher nicht sagen,

daß auch nur die Gründe entkräftet wären, durch die Spohn bewogen dieß Distichon für nicht Tibullisch erklärte.

Darauf werden die einzelnen Einwendungen durchgegangen, die besonders von Voß und Spohn gegen Tibull's Geburt im Jahre 711 geltend gemacht sind. Ovid bezeichnet in einer sehr wichtigen Stelle der Tristia, IV, 10, 51, die Altersverhältnisse der vier berühmtesten römischen Elegiker jener Zeit:

Virgilium vidi tantum, nec avara Tibullo
Tempus amicitiae fata dedere meae:
Successor fuit hic tibi, Galle, Propertius illi,
Quartus ab his serie temporis ipse fui.

Diese Worte hat man bisher so gefaßt, dem Gallus sey an Jahren Tibull zunächst gefolgt, dem Tibull Properz, dem Properz als vierter Ovid, und daran hat man unstreitig wohlgethan, da die Sprache keine andere Auslegung gestattet: denn illi weiset über das zunächst stehende Galle hinweg, auf das entferntere hic, d. i. Tibullus, ganz richtig hin. Herr de Golbéry ist aber andrer Meinung: er zieht hic zwar auch auf den Tibull, aber illi auf den Virgil und preßt so den Sinn heraus, Gallus und Virgil seyen älter als Properz, Tibull aber und Ovid jünger als die drei andern. Durch diese Gewaltthat wird freilich erreicht, was erreicht werden sollte: Tibull wird dem Ovid an Jahren ganz nahe gebracht; aber schon das quartus ipse fui hätte darüber belehren können, daß das Alter des Properz keineswegs mit dem des Virgil verglichen werde, indem es sonst hätte heißen müssen, quintus ipse fui; es wird also bloß die Aufeinanderfolge der Elegiker bezeichnet, ohne Rücksicht auf Virgil. Gar kein Gewicht dagegen hat die Berufung auf die Worte des Properz:

Primus ego ingredior puro de fonte sacerdos,
Itala per Graios orgia ferre choros.

Wer kann darin mehr sehn, als eine dichterische Magniloquenz, die dem Properz auch sonst nicht fremd ist? Wäre es damit geschichtlich streng zu nehmen, so müßte Properz ja auch älter als Gallus, ja als Catull gewesen seyn: vielleicht aber beziehn sich auch die Worte des Properz bloß auf seinen berühmtesten Vorgänger, den Tibull, und in Vergleichung mit diesem konnte er sich füglich den ersten nennen, der italische Orgien durch griechische Reigen führe, weil Tibull durchaus nicht in dem Sinne Nachahmer der alexandrinischen Elegie genannt werden kann, in welchem Properz: Tibull hellenisirt eigentlich gar nicht mehr als jeder gebildete römische Dichter dieses Zeitalters, ja sogar weniger als Virgil, Horaz u. a., sodaß aus seinen Werken sich keine Spur nachweisen lassen dürfte, daß er die Elegien des Kallimachus und Philetas auch nur gelesen habe.

Für Herrn de Golbéry ist es nun aber ein schlimmer Umstand, daß seine ganze Berechnung des Geburtsjahres unseres Dichters in sich selbst zusammenstürzt, sobald dieser älter bleibt als Properz. Denn anstatt aus der Jahresangabe in der dritten Elegie gegen diese oder wenigstens mit Spohn gegen dieß Distichon Verdacht zu schöpfen, macht er es umgekehrt. Er nimmt vor allen Dingen an, das Distichon enthalte die Wahrheit, und nun muß alles, was widerstrebt, gut oder übel danach gedreht und zugestutzt werden.

Allein das Distichon selbst muß sich auch einige Mißhandlung gefallen

lassen: geradezu im Widerspruch mit der Behauptung, Ovid habe es von Tibull nachmals geborgt, um handgreiflicher zu verstehen zu geben, er sey mit ihm in Einem Jahre geboren, sollen nun unerwarteter Weise dieselben Worte bei Tibull nicht dasselbe Jahr bezeichnen wie bei Ovid, sondern — wozu freilich, wie wir gleich sehn werden, dringende Nothgründe vorhanden waren — wenigstens um ein Jahr doch soll Tibull älter gewesen seyn als Ovid. Die überraschende Thatsache wird dem Hexameter entpreßt,

Natalem nostri primum videre parentes,
Quum cecidit fato Consul uterque pari,

das heißt nach Herrn de Golbéry: als die Schlacht bei Mutina geschlagen wurde, feierten meine Aeltern mein erstes Geburtsfest, d. i. ich war damals Ein Jahr alt, also im Jahre vorher, im Jahr 710 geboren. Das ist doch eine eigne Art zu zählen! Da aber natalis nun einmal der Tag der Geburt, nicht der Jahrestag derselben, das anniversarium, ist, so wird auch wohl primus natalis der Tag seyn, an dem einer geboren wird, nicht an dem er den ersten Jahrestag seiner Geburt feiert. Doch Herr de Golbéry sagt, Ovid bestätige diese Erklärung, denn Sappho spreche Heroid. XV, 61,

Sex mihi natales ierant,

und alle Ausleger bemerkten dazu: septimum vix annum attigerat, sodaß also doch nicht Ovid, sondern die Ausleger die Bestätigenden sind. Das würde genügen, wenn die Ausleger untrüglich wären: so aber haben sie ebenso geirrt wie ihr Nachsprecher: Ovid kann mit jenen Worten nichts anders haben sagen wollen als sextum vix annum attigeram, d. i. kaum hatte ich das erste Lustrum vollendet, den ersten merklichern Lebensabschnitt nach römischer Zeiteintheilung, vergl. Metam. II, 497. VIII, 242. XIII, 753. Doch man soll es vielleicht mit dem Dichter nicht zu genau nehmen, der nun einmal kein Chronolog ist: wenn der Ausdruck nur an sich des Dichters würdig ist, der hier keine dürre Zahl geben, sondern seine Geburt lebendiger an ein denkwürdiges Ereigniß anknüpfen wollte. Leider aber käme damit nur eine neue Ungeschicktheit des Poeten an den Tag. Wie konnte derjenige, der im Jahre der Ermordung Cäsar's geboren seyn soll, sich läppischer benehmen, als wenn er sagte, er sey ein Jahr vor dem Tode der Consuln Hirtius und Pansa geboren? Man antworte nicht, mali ominis evitandi causa, denn der Tod zweier Consuln in Einer Schlacht war keine bessere Vorbedeutung. Doch genug von dieser kunstvollen Rechnung: Herr de Golbéry pflegt die von den seinigen abweichenden Meinungen Anderer insulsitates zu nennen: welchen Namen verdient wohl das hier mitgetheilte Probestück von seiner Auslegungskunst?

Was soll nun aber durch alle diese Anstrengung erreicht werden? Ovid soll jünger seyn und bleiben dürfen: Tibull soll volle 16 Jahre gezählt haben, als er in den aquitanischen Krieg zog, volle 17, als er sich in die Delia verliebte, und da er sonach als Achtundzwanziger gestorben seyn muß, soll Domitius Marsus im gewöhnlichen Sinne des Wortes gesagt haben, er sey als juvenis gestorben.

Allein dieß Gebäude ist um nichts besser als sein morscher Grund. Aus der zehnten Elegie des ersten Buches erhellt, daß Tibull schon vor dem aquitanischen Kriege einen Feldzug gemacht hat, aus der dritten mit der ersten zusammengehalten, daß er bereits, ehe er nach Aquitanien ging, in zärtlicher

Vertraulichkeit mit der Delia gelebt hat; Domitius Marsus aber bedarf keiner so hinfälligen Stütze, um Recht zu behalten, sobald man der wahrhaft dichterischen Erklärung von Voß folgt, der auch Spohn beigetreten ist: höchlich mißbilligen müssen wir es dabei, daß Herr de Golbéry, der sich sonst die Mühe nicht verdrießen läßt, auch recht ungesalzne Meinungen weitläuftig zu widerlegen, über diese treffliche Auslegung ein völliges Schweigen beobachtet.

Ueberhaupt ist Herr de Golbéry mit seinen Widerlegungen achtbarer Männer zwar immer leicht fertig, aber nicht sehr glücklich. Mit gutem Bedacht haben Voß und Spohn erinnert, es lasse sich nicht wohl denken, daß der etwa vierzigjährige Horaz den etwa zwanzigjährigen Tibull sermonum meorum candide iudex (Epist. I, 4) habe anreden können. Dagegen weiß unser Verfasser nichts besseres aufzubringen, als die Galanterie, daß auch heut zu Tage kein französischer Dichter das Urtheil des Herrn Casimir Delavigne verschmähen würde, auch wenn er älter wäre als dieser. Wir wissen nicht, wie alt dieser Herr dermalen ist: aber das wissen wir, daß zwischen damals und jetzt, zwischen Rom und Paris, zwischen der Anrede: „Du meiner Sermonen lauterer Richter!" und dem höflichen Hinnehmen eines Kunsturtheils, wenn es auch von einem Jüngern herrührt, eine gewaltige Kluft befestigt ist. Ob wohl Göthe bei aller gleichmüthigen Milde, mit der er die kritischen Bestrebungen kunstbeflißner Jünger über sich ergehen läßt, diesen und jenen als „lauteren Richter" seines „Faust" begrüßen würde? wir zweifeln. Auch kommt nicht wenig auf die Dichtart an: über ein Liebes- oder Kriegslied möchte man dem Zwanzigjährigen, wenn er sonst Dichtergeist zeigt, ein richterliches Urtheil zugestehn; aber über einen Horazischen Sermon dem in Liebe schwelgenden zwanzigjährigen Tibull? Das könnte im Munde des kühlen, feinen und welterfahrnen Horaz nur bittere Ironie seyn. — Dagegen möchten wir es keine bloße Conjectur nennen, daß Tibull's väterliches Landgut im Bezirk des alten Pedum zwischen Tibur und Präneste gelegen gewesen sey, s. die treffende Bemerkung von Voß zu Tibull, I, 7, (bei ihm 8) 57. S. 101 der Uebersetzung, durch welche Stelle mehr bewiesen wird als durch die beigebrachte Horazische.

Sonach können wir diesen ersten Abschnitt im Ganzen, wie in fast allen seinen Theilen nur für durchaus verunglückt erklären, weil der Verfasser sich auf keine Weise von der Auctorität des vielbesprochenen Distichons losmachen konnte, und nun diesem anzuzwängen suchte, was sich nimmermehr mit ihm in Verbindung setzen läßt. Voß dagegen und Spohn (dem hier sein Festhalten an der Aechtheit des dritten Buches nicht in den Weg kam, weil er sich jenes Distichons anderweitig entledigt hatte) scheinen alles hieher gehörige in ein so klares Licht gestellt, und in eine so angemessene Verbindung gebracht zu haben, daß fortgesetzte ruhige Prüfung immer wieder auf ihre Ergebnisse zurückführen dürfte. Denn die kleine Inconsequenz Spohn's, der den aquitanischen Triumph des Messala nach der Catonischen Aera zwei Jahre zu früh ins Jahr 725 setzt, obgleich er sonst immer nach der Varronischen zählt, hat auf das Ganze keinen Einfluß, und ist leicht zu berichtigen.

Cap. II. „De puellis quas amavit poeta" (sollte eigentlich heißen: de Delia, Neaera et Glycera, denn von der Nemesis ist erst im vierten Kapitel

die Rede) (S. 29—57). Hat Herr de Golbéry sich im ersten Abschnitt zu seinem Schaden von Spohn entfernt, so schließt er sich in diesem zweiten ebenso sehr zu seinem Schaden an ihn an, indem er mit ihm die Delia, die Neära und die Glycera zu Einer Person macht, um den, wie auch wir glauben, richtigen, nur ganz anders auszuführenden Satz zu behaupten, daß Tibull nicht mehr als zwei Mädchen dauernd geliebt und in Elegien gefeiert habe: denn die dunkeln Schönen, die nicht selten umarmt zu haben, er selbst I, 5, 39 erzählt, können hier nicht in Betracht kommen, und daß Sulpicia nicht seine Geliebte gewesen sey, ist gleichfalls eine längst erwiesene Sache. Ganz eigenthümlich dagegen ist dem Verfasser der Einfall, daß unter der Kupplerin Phryne II, 6, 45, niemand anders zu verstehen sey als Nemesis selbst! wie soll denn das schöne Mädchen dazu kommen, in der Blüthe ihrer Reize schon eine lena zu heißen? und wie deutlich bezeichnet den Unterschied, ja den Gegensatz zwischen Nemesis und Phryne der nächst vorhergehende Vers:

Lena nocet nobis, ipsa puella bona est.

Ja die Auslegung ist gegen den gemeinsten Wortsinn: denn es liegt nicht im Begriff der lena, sich selbst preis zu geben, sondern andre zu verkuppeln.

Auch dasjenige, was über die persönlichen Verhältnisse der Delia zusammengestellt wird, ist durchaus von Spohn entlehnt und größtentheils richtig. Wo der Verfasser aber etwas Eignes aufzustellen sucht, ist er auch hier unglücklich. Dieß gilt besonders von der ganz unbegründeten Annahme, Tibull sey nach Bezwingung der Aquitanier mit Messala nach Rom zurückgekehrt, habe sich darauf in Delia verliebt, und sich alsdann mit dem Messala von Italien nach den östlichen Provinzen des römischen Reichs eingeschifft. Diese Rückkehr zwischen beiden Zügen ist aber nicht bloß aus der Luft gegriffen, sondern auch erweislich falsch. Denn erstens streitet dagegen der aquitanische Triumph des Messala, der erst am 24. September des Jahres 727, nach der Besiegung von Aegypten gehalten wurde, ganz gewiß aber früher gehalten wäre, wenn Messala zwischen beiden Feldzügen wieder in Rom gewesen wäre. Noch entscheidender aber ist die Grabschrift, die der auf Corcyra erkrankte Tibull sich selbst setzt I, 3, 55:

Hic iacet immiti consumptus morte Tibullus,
Messalam terra dum sequiturque mari.

War Tibull glücklich aus Aquitanien heimgekehrt und nun auf dem neuen, von Italien aus eben erst begonnenen Seezuge tödtlich erkrankt, so konnte er nicht sagen, er sey dahingerafft, indem er dem Messala zu Lande und zu Wasser folge: vielmehr erhellt hieraus, daß der Seezug nach dem Orient sich unmittelbar an den Landzug nach Aquitanien anschloß, und daß Messala sich mit seinem siegreichen Heere also in einem gallischen Hafen eingeschifft haben muß, woraus sich dann auch der verspätete aquitanische Triumph hinlänglich erklärt. Diese Sache ist aber wieder für die Zeitfolge der Elegien des ersten Buches höchst wichtig. Außerdem ist nicht wohl zu begreifen, wie der Verfasser die zehnte Elegie des ersten Buches in Beziehung auf Delia bringen konnte, da es doch einleuchtet, daß sie ganz ohne eine besondere Neigung des Dichters und wahrscheinlich mehrere Jahre vor seiner Bekanntschaft mit der Delia geschrieben ist, was anderswo vollständig erwiesen werden soll.

Was ferner über die Identität der Delia und der Neära und über die Unmöglichkeit, daß Neära Eine Person mit der Nemesis sey (letzteres freilich sehr richtig), beigebracht wird, gehört alles unserm Landmanne, mit dem auch Voß'ens Meinung über die Glycera widerlegt wird. Nur in zwei Punkten weicht Herr de Golbéry von ihm ab: er nimmt nämlich, wie Heyne und Bach vor ihm, zur Erklärung der zweiten Elegie des dritten Buchs eine Reise der Neära und eine dadurch bewirkte Trennung von ihr an, ganz gegen den von Voß meisterhaft entwickelten Sinn des Gedichtes, und ordnet die Aufeinanderfolge der Elegien etwas anders, wobei wir darin mit ihm übereinstimmen, daß er die zweite des ersten Buchs früher geschrieben annimmt als die fünfte. In der Einschaltung der Elegien des dritten Buches zwischen die des ersten bringt er nichts besseres vor als Spohn.

Cap. III. „De Lygdamo" (S. 57—64). Nichts weiter als ein ziemlich vollständiger Auszug aus Spohn gegen Voß und Eichstädt. Doch wird hieran die Beantwortung der Frage geknüpft, warum Tibull im dritten Buche sich Lygdamus und die Delia Neära nenne, eine Angabe, deren Lösung Spohn uns, wie bemerkt worden, schuldig geblieben ist. Hier sieht man aber bald, wie sehr Herrn de Golbéry sein trefflicher Führer fehlt: er meint, es werde in Rom wohl bald ruchtbar geworden seyn, daß unter der Delia die Plania versteckt sey: um nun aber dieß Einverständniß zu verheimlichen, habe er, sobald er die Entdeckung desselben bemerkt, sich sowohl als seine Geliebte hinter der Larve eines veränderten Namens den Blicken der Welt entzogen (ungefähr wie ein betriebsamer Recensent, der — wenn er einmal ans Licht gezogen ist — sich eilig hinter einer andern Ziffer verkriecht), später jedoch, als sie einen andern Mann geheirathet, sey er zum Namen Delia zurückgekehrt, entweder um die Plania dadurch an die alte Zärtlichkeit zu erinnern, und sie sich um so leichter wieder geneigt zu machen; oder weil er anjetzt der Geliebten ohne Mittelsperson seine Wünsche selbst habe aussprechen können, und daher die Verlarvung unnöthig geworden sey: man sieht nur nicht ein, warum er sie dann nicht geradezu Plania genannt hat; auch ist unerklärt gelassen, wie sie denn zu ihrem dritten falschen Namen, Glycera, gelangt sey: ja man sollte meinen, daß die Verheimlichung gerade am nöthigsten wurde, sobald ein Ehemann gegründete Ansprüche auf ihren Alleinbesitz erlangt hatte. Ueberhaupt aber spricht sich in diesem Erklärungsversuch eine sonderbare Vermengung antiker und moderner Begriffe, besonders ein merkliches Verkennen des öffentlichen Charakters alter Poesie aus. Hätte Tibull es wirklich nothwendig gefunden, solche Rücksichten zu nehmen, so würde er unstreitig das sicherste Mittel ergriffen, und seine Elegien im Pulte behalten haben. Denn hatte die Welt einmal seine Liebe zur Plania wider seinen Willen entdeckt, und diese in der Delia erkannt, so würde schwerlich ein veränderter Name hingereicht haben, um das Incognito herzustellen.

Cap. IV. „De Maratho et aliis qui in Tibulli carminibus comparent" (S. 64—73). Zuerst von der Nemesis das Gewöhnliche und Bekannte, sowie denn auch hier nichts Neues zu sagen war: dann vom Marathus und der Pholoe, welcher letztere Name zu einer unglücklichen Vermuthung Veranlassung giebt. Weil nämlich Horaz, Carm. I, 33 auch einer Pholoe gedenkt, um die ein gewisser Cyrus, der turpis adulter genannt wird, in unerwiederter Liebe brenne, so soll die Tibullische Pholoe Eine Person mit der Horazischen, und Cyrus niemand anders als Marathus seyn: ebenso zuversichtlich

wird aus Horaz Carm. III, 15, 7 gefolgert, daß der Tibullischen Pholoe Mutter des armen Ibykus Weib gewesen sey, und aus Carm. I, 17, daß Cyrus oder Marathus impudice et desultorie geliebt habe. So wird auch wohl die Glycera, deren Reiz den Horaz durchglühte, sodaß er in verzehrender Leidenschaft hinschmachtete, Carm. I, 19, 5. III, 19, 28. dieselbe unmilde Glycera seyn, die unsern Dichter verschmähte! Wahrhaft komisch aber ist die Ernsthaftigkeit, mit der wir belehrt werden, daß der Name Marathus aus Phönicien stamme, weil — Pomponius Mela, I, 12 Marathos unter die berühmten Städte Phöniciens zähle! Zum Schluß über Cerinthus und Sulpicia Weniges und nichts Neues. Ueber Voß'ens sinnvolle Anordnung dieser zarten und lieblichen Gesänge wird ein tiefes Schweigen beobachtet: wahrscheinlich kannte Herr de Golbéry Voß'ens Bearbeitung und Uebersetzung überall nur aus Spohn, der über die Gedichte des vierten Buches erst im siebenten Kapitel des ersten Buches sprechen wollte, und aus Bach, durch den man hier zu keiner genügenden Uebersicht gelangt.

Cap. V. „De carmine in Messalam" (S. 73—76). Da auch über dieses streitige Gedicht Spohn's Urtheil nicht vorhanden ist, hat Herr de Golbéry sich an Bach angeschlossen, der es als untibullisch verwirft, nicht mit ausreichenden Gründen. Auch hier hat der Verfasser es zu bedauern, daß ihm Voß'ens Vertheidigung unbekannt geblieben ist.

Den Schluß des leicht und fließend geschriebenen Büchleins macht eine wenig genügende Zeittafel über Tibull's Leben nach Herrn de Golbéry's Berechnung: wenig genügend nennen wir sie, weil sie über die Entstehungszeit der Tibullischen Gedichte gar keine zusammenhangende Uebersicht gewährt.

Einer Vergleichung zwischen den Leistungen des deutschen Gelehrten und denen des französischen glauben wir durch das bis hieher Gesagte überhoben zu seyn. Das aber, glauben wir, wird unsern Lesern nicht entgangen seyn, von wie weitgreifenden Folgen die von Spohn zuerst aufgestellte Behauptung ist, daß sowohl Neära im dritten Buche des Tibull als Glycera bei Horaz Eine und dieselbe mit der Plania oder — wie sie poetisch im ersten Buche heißt — der Delia sey: ja es ruht auf der ersten dieser Annahmen fast alles, was in Spohn's Untersuchung zugleich neu und für das Verständniß des Dichters von entscheidender Wichtigkeit genannt werden muß, insbesondere die Aufeinanderfolge des größern Theils der Tibullischen Elegien und die Beweisführung, daß das dritte Buch unserm Dichter mit Unrecht abgesprochen werde. Denn diese letztere, sowie Spohn sie unternommen hat, ist unwiederbringlich vernichtet, sobald sich erweisen läßt, daß Neära nicht Delia seyn könne: ja alle Prämissen, durch die Spohn sich den Weg zu seiner Vertheidigung nicht ohne Scharfsinn gebahnt hat, wenden sich dann gegen ihn selbst um, und helfen die Unächtheit des dritten Buches bekräftigen. Wir lassen deshalb alle Einzelheiten, die wir vielleicht mit Erfolg bestreiten könnten, anjetzt auf sich beruhn, ebenso die minder wichtige Frage nach der Glycera, die ohnehin von uns an einem andern Orte dahin beantwortet worden ist, daß der Name Glycera der wahre Name der Nemesis gewesen zu seyn scheine [1]), und richten einen Hauptangriff auf die bereits mitgetheilte Spohn'-

1) Eine Abhandlung darüber ist bereits Herrn Seebode für eine seiner Zeitschriften von uns übergeben worden. [Seebode „Archiv für Philologie und Pädagogik", Jahrg. II, S. 189—199; hier wiederholt S. 167 fgg.]

sche Hypothese wegen der Neära mit besonderer Hinsicht auf die Echtheit des dritten Buches, insofern Spohn diese von der Identität der Delia und Neära abhängig gemacht hat.

Es wird vielleicht paradox erscheinen, wenn wir einen prosodischen Gegengrund als einen unmittelbar schlagenden, gleichsam einen kecken Reitereiangriff zum Beginn der Schlacht, an die Spitze stellen. Spohn legt nämlich mit Recht großes Gewicht auf die Stelle in Appulej. apol., p. 406 Oudend., nach der es herkömmlicher Gebrauch bei den erotischen Dichtern der Römer war, in den zu öffentlicher Mittheilung bestimmten Gedichten die wahren Namen der Geliebten hinter einem selbst gewählten poetischen zu verbergen: so habe Catull's Lesbia eigentlich Clodia geheißen, Ticida's Perilla eigentlich Metella, (über Ticida s. Weichert de Turgido Alpino s. M. furio Bibaculo, S. 17. 18) Properzens Cynthia Hostia und Tibull's Delia Plania: es konnte noch hinzugefügt werden, von des Cornelius Gallus Lykoris sey der wahre Name Cytheris gewesen, s. Voß zu Virgil's Eklogen X, 2. S. 501. Aus diesen Beispielen nun bestätigt sich, was schon an sich höchst wahrscheinlich gewesen wäre, daß der poetische Name dem wirklichen sowohl nach Zahl als an Messung der Sylben genau entsprach, wodurch der Dichter sich die Möglichkeit erhielt, überall wo es ihm am rechten Orte zu seyn schien, den echten Namen wieder eintreten zu lassen. Wir fürchten nicht, daß man als eine bloße Zufälligkeit von der Hand weisen wird, was — dichterisch und menschlich natürlich an sich — durch fünf übereinstimmende Thatsachen bestätigt wird. Indeß wollen wir doch zu bemerken nicht unterlassen, daß dasselbe Verfahren bei Horaz, überall wo er zarte oder sonst verletzliche Verhältnisse lebender Zeitgenossen berührt, längst anerkannt, ja als feste Regel angenommen ist: so wissen wir aus alter Quelle, daß seine Gebieterin Licymnia, Carm. II, 12, 13 mit wahrem Namen Terentia, die Hexe Canidia aber Gratidia hieß: daß unter dem Nasidienus der achten Satire im zweiten Buche der Consular Salvidienus Rufus verborgen sey, hat nach Lambinus Heindorf erwiesen, und noch neuerdings hat Herr Manso in seinen vermischten Abhandlungen und Schriften, S. 286 es höchst wahrscheinlich zu machen gewußt, daß unter dem Küchenphilosophen Catius, Sat. II, 4. nicht Horaz selbst oder Mäcenas, sondern der römische Ritter C. Matius, ein Freund des Augustus, gemeint sey. Sonach wäre der daktylischen Plania die Delia ganz richtig substituirt; aber weder eine amphibrachysche Neära, noch eine tribrachysche Glycera konnte an ihre Stelle treten.

Freilich würde dieser scheinbar (aber doch nur scheinbar) von etwas Zufälligem und Unwesentlichem hergenommene Grund sammt der Regel, aus der wir ihn hergeleitet, sich in Nichts auflösen, wenn ruhige Vergleichung des ersten Buches mit dem dritten aus sichern innern Gründen die Identität der Personen erhärtete, und grade daraus sucht Spohn auch seine Beweise herzunehmen, S. 88 fg. Aber wir gestehn, da wo er vollkommne Uebereinstimmung zu erblicken glaubte, nur ziemlich scharfe Gegensätze zu gewahren: doch es ist Pflicht, ihm Schritt für Schritt zu folgen.

Zuerst die Aeltern: der Neära sind Vater und Mutter, ehrsame römische Bürgersleute, noch am Leben, III, 4, 93. Dagegen hat Delia offenbar nur noch eine Mutter: denn wenn man auch einwerfen wollte, das bloße Schweigen vom Vater beweise nichts, so geht doch aus den Elegien

des ersten Buches soviel deutlich hervor, daß Delia sich gänzlich und ausschließlich in den Händen ihrer Mutter befand, was bei Lebzeiten des Vaters unmöglich war. Aber noch mehr: daß die Aeltern der Neära höchst ehrbare und anständige Personen waren, lehrt das ganze dritte Buch, und auch die Ausleger sind darüber einig: von der Mutter der Delia kann man solches aber nicht rühmen, obgleich Spohn ihr alles Gute zutraut, S. 37; denn, sagt er, Tibull selbst lobe sie ja sehr, er nenne sie El. I, 6, 58. 63 fg. aurea anus und dulcis anus, ja er spreche zu ihr:

Te semper natamque tuam te propter amabo:
Quicquid agat, sanguis est tamen illa tuus.

Wahr an sich, aber aller Beweiskraft ermangelnd. Lesen wir doch nur in derselben sechsten Elegie, v. 58 fg.

Haec (aurea anus) mihi te adducit tenebris multoque timore
Coniungit nostras clam taciturna manus:
Haec foribusque manet noctu me affixa, proculque
Cognoscit strepitus, me veniente, pedum.
Vive diu mihi, dulcis anus etc.

Hier haben wir die Tugenden, um die Tibull die Alte lobt; wahrlich nicht um ihre Züchtigkeit, sondern weil sie eine abgefeimte Kupplerin ist, die — ohne Zweifel gegen gute Bezahlung — den auch nicht sehr züchtigen Wünschen des Dichters, so lange dieser zu geben hat, dienstwilligen Vorschub leistet, und ihm den gutmüthigen Gatten der Delia betrügen hilft. Wir zweifeln daher auch keinen Augenblick, daß Voß recht sah, als er in der callida lena, die Tibull El. I, 5, 47 aufs gräßlichste verwünscht, dieselbe aurea anus, nur unter andern Verhältnissen, wieder erkannte. Was es mit der Mutterschaft der Alten für eine Bewandtniß gehabt hat, können wir nicht wissen: daß er die Delia ihr Geblüt nennt, kann als bloße Schmeichelei gefaßt werden: was war verbindlicher, als wenn er in der schönen Tochter das Blut der alten Hexe zu sehn versicherte? Soviel wenigstens ist gewiß, daß die Kupplerinnen und Gelegenheitsmacherinnen entweder sich für die Mütter der Mädchen und Weiber ausgaben, oder daß die Mütter sich nicht so gar selten zu solchen Dienstleistungen hergaben: wer Beispiele bedarf, findet sie im dritten und siebenten von Lucian's Hetärengesprächen und auch Horaz kann deren liefern. Wir haben darum auch nichts dagegen, wenn die Mutter der Delia durchaus ihre leibliche seyn soll: der Unterschied besteht bloß darin, daß sie dann ein doppelt scheusliches Weib ist, wenn sie ihre eigne Tochter verkuppelt, und ihrem ehrlichen Schwiegersohn seine Schmach bereiten hilft. Denn daß sie schon in der sechsten Elegie, wo Tibull sie noch wegen ihrer Liebesdienste selbstisch und ohne alle sittliche Regung preiset, eine callida lena war, wird nach der kurz vorher mitgetheilten Stelle wohl niemand zu leugnen begehren: nun ist aber nichts natürlicher, als daß Tibull in der gleich darauf geschriebenen fünften Elegie, in der er sich zu Gunsten eines dives amator nicht weniger betrogen darstellt, in derselben Alten nicht mehr die Mutter sieht, was sie längst zu seyn aufgehört hatte, sondern eben nur noch die verschmitzte Kupplerin, die sie längst gewesen war. Denn wäre diese lena eine dritte Person, die sich trennend zwischen geschoben hätte, wie wäre es denn möglich gewesen, der günstigeren Mutter überall nicht zu gedenken, sie nicht zu Hülfe zu rufen, ihr nicht schärfere Wache über die so-

genannte Keuschheit der Tochter anzubefehlen, wie er doch schon früher ohne so dringenden Anlaß gethan hatte, I, 3, 83. und 6, 67. ja, um jede Möglichkeit zu erschöpfen, wenn inzwischen die dem Dichter ergebene Mutter gestorben, und Delia darauf in die Hände einer schlimmen lena gerathen wäre, wie war es möglich, der gefälligeren Alten nicht rühmend und bedauernd zu gedenken, wie Tibull es bei einer andern, ganz ähnlichen Gelegenheit, El. II, 6, 29 fg. auf eine innig rührende Weise gethan hat?

Freilich gewinnt bei dem eben bemerkten das Bild der Delia an sittlicher Anmuth nicht: aber an diese hat Delia überhaupt keine Ansprüche, obgleich Spohn S. 88 meint, bis zur Vermählung mit einem andern Manne erscheine sie durchaus als züchtige Jungfrau. Dieß ist aber ganz unrichtig. Delia, allerdings — wie ihr wahrer Name lehrt — geborne Römerin, aber von ziemlich dunkler Abkunft, dürftig und nicht sonderlich erzogen, nur durch persönlichen Liebreiz ausgezeichnet, hatte sich offenbar gleich bei der ersten Bekanntschaft dem Tibull — vielleicht mit gleicher Neigung zu dem schönen, lebenslustigen Jüngling, wahrscheinlich unter Vermittlung der wahren oder Titularmutter, die schon in der dritten Elegie vorkommt — gänzlich hingegeben, ohne daß einer von beiden Theilen an ein festes Eheband dachte: wer daran nach El. I, 1, 46 noch zweifelt, wird es nicht mehr thun, wenn er El. I, 5, 7 fg. etwas genauer erwägt. Und wie wäre es auch denkbar, daß die keusche Jungfrau, die Spohn sieht, von ihrer Verheirathung an sofort ein ausschweifendes Weib geworden wäre, die den Gatten nicht minder als den ältern Freund betrügt?

Dem gemäß ist auch der Ausdruck der Leidenschaft in den Elegien an Neära von denen an Delia himmelweit verschieden. In diesen spricht sich unverholen ein heftiges sinnliches Verlangen aus, das sich auf keine Weise verbirgt, sondern nach unmittelbarem Genuß strebt: nicht so in den Elegien an Neära: Lygdamus benimmt sich höchst sittsam und anständig: von der Sinnenglut des Tibull zeigt sich bei ihm keine Spur: er will die Neära zur Gattin, und ein Vorgefühl von Gattenliebe ist es, was ihn beseelt: daher denn auch überall die Bezeichungen coniux, gener u. s. w. III, 1, 23. 26. 27. 2, 4. 14. 30. 3, 32, die in dem Verhältniß des Tibull zur Delia gar nicht vorkommen konnten, und sich in den dieser gewidmeten Gedichten etwas lächerlich ausnehmen würden: daher ferner konnte Lygdamus III, 4, 51. 52. mit Recht den Apollo von seiner Neigung zur Neära sagen lassen,

Tantum cara tibi, quantum nec filia matri,
Quantum nec cupido bella puella viro.

Das letztere in Tibull's Munde wäre geradezu Unsinn: denn wo hat er sein Verhältniß zur Delia jemals anders dargestellt, als eben das des cupidus vir zur bella puella? daher war endlich auch Lygdamus wohl befugt, sich III, 4, 43 als castus poeta darzustellen, was dem Tibull gewiß gar nicht in den Sinn gekommen wäre. Denn von seiner eignen Keuschheit läßt er nirgends etwas verlautbaren, — wie konnte er auch nach dem offenherzigen saepe aliam tenui? — und wo er die Delia zu dieser Tugend auffodert, hat casta immer nur die Bedeutung dem Dichter getreu und willfährig, auch als eines andern Ehefrau, I, 3, 83. 6, 67. 75.

Sowie nun weder Tibull mit dem Lygdamus, noch Delia mit der

Neära, noch das Verhältniß des einen Paares mit dem des andern irgend eine wahre Aehnlichkeit hat, ebenso wenig findet sich eine solche in der Art, wie sich das Geschick beider Liebhaber tragisch wendet. Tibull hat die Neigung der Delia wirklich besessen und ihre volle Gunst ungetheilt genossen, als ein Kriegszug ihn auf mehrere Jahre von ihr trennte: da von einem festen Bande nie die Rede gewesen war, ist es nicht so sehr zu verwundern, wenn leichter Sinn, Langeweile, vielleicht auch Dürftigkeit und kluge mütterliche Rathschläge, sie bewogen, den Bewerbungen eines wohlhabenden Mannes Gehör zu geben und ihn zu ehelichen: so findet Tibull sie wieder: bei ihrer frühern Lebensweise ist es nun ebenso wenig verwunderlich, wenn sie ihm auch jetzt nicht versagt, was sie ihm früher gewährt hatte, und wenn sie nebenbei gegen andre nicht spröder ist. — Lygdamus dagegen wirbt in vollem Ernst um die Hand der jungfräulichen Neära: anfangs glaubt er sich Hoffnungen machen zu können, merkt aber bald, daß das Mädchen — das ihm offenbar nie die geringste Neigung gezeigt hat — einen andern vorzieht, und muß sie in kurzem als die Vermählte dieses Glücklichern erblicken, worauf er beim Wein seinen Verlust zu vergessen sucht. So glauben wir, muß sich jedem Unbefangenen des Tibull Verhältniß zur Delia und das des Lygdamus zur Neära darstellen.

Es wäre nun noch manches davon zu sagen, wie ganz undenkbar es ist, daß Tibull seine zur Delia dichterisch veredelte Plania eine Weile als Neära und dann abermals als Delia gefeiert haben sollte, wozwischen sie Horaz ganz unbegreiflicher Weise außerdem noch Glycera genannt haben soll; ferner wie es den Ausdruck carminibus celebrare mißdeuten heißt, wenn man ihn durchaus nur von directen Lobgedichten verstehen will, als ob Trauer um den Verlust eines Mädchens nicht auch ein großes Lob wäre; endlich wie sowohl die Elegien des ersten Buches, zu denen vielleicht noch die 13. und 14. des vierten gehört, als die des dritten zwei so vollkommen in sich beschloßne und abgerundete, von einander ganz unabhängige kleine Liebesgeschichten bilden wie die des vierten Buches, so, daß ein jedes Davon- und Dazuthun den Totaleindruck zerstören würde. Allein eines Theils dürften wir für viele Leser uns schon zu lange bei Tibull's Herzensangelegenheiten aufgehalten haben, andern Theils glauben wir, daß das Gesagte hinreicht, um unser Verwerfungsurtheil der Spohn'schen Hypothese zu begründen, welches hier unser eigentlicher Zweck war: auch denken wir nächstens an einem andern Orte über die Aufeinanderfolge sämmtlicher Tibullischer Elegien ausführlich zu sprechen [1]).

Ist nun aber, wie wir glauben, die Verschiedenheit der Personen Delia und Neära dargethan, so ist auch Spohn's Vertheidigung des dritten Buches ohne weiteres aufzugeben; ja dasjenige, was er über die Zahl der vom Tibull wahrhaft geliebten Mädchen und über die Glaubwürdigkeit des Ovid in diesen Dingen — nach unsrer Ueberzeugung vortrefflich — voraus bemerkt hat, erlangt nun die Kraft wichtiger Argumente für die Unechtheit.

Wir sind indeß weit entfernt, aus Eifer für unsre Meinung den Fehlschluß zu begehen, daß das dritte Buch, weil Spohn's Vertheidigung offen-

---

1) [De ordine temporum quo primi libri elegias scripsit Tibullus. Programma anni 1831. Opusce. Acad. p. 280—300.]

bar mißlungen ist, nun überall nicht länger vertheidigt werden könne: nur soviel dürfte feststehen, daß die Voßische Beweisführung in ihren Hauptpunkten auch durch Spohn überall nicht erschüttert ist: dagegen ist es nicht zu leugnen, daß Voß — wie an mehrern Stellen eingeräumt ist — in Einzelheiten und Nebendingen nicht selten geirrt hat, und daß daher eine wiederholte Durchforschung des Gegenstandes mit besonderer Verstärkung der innern Gründe gegen die Echtheit keineswegs eine Ilias post Homerum seyn würde.

Dieser verdienstlichen Arbeit hat sich Herr Eichstädt in drei akademischen Gelegenheitsschriften, denen wahrscheinlich noch mehrere folgen werden, mit der ihm eignen Gewandtheit und Eleganz der Darstellung unterzogen, nachdem er bereits im Jahre 1806 in einer Abhandlung: „De iis quae novo Tibulli editori vel cavenda vel faciunda sint", die Unechtheit der sogenannten Lygdamica bestimmt anerkannt, und sie eines Dichters wie Tibull durchaus unwürdig erklärt hatte, ohne darum jedoch — wie Spohn mißverstanden hat — auch demjenigen beizupflichten, was Voß über die Person des Lygdamus vorgetragen.

Die uns vorliegenden drei Dissertationen beginnen mit einer scharfen, aber gerechten Würdigung der Ausgaben von Bach und Huschke mit besonderer Rücksicht auf die weder gründliche, noch anständige Art, wie beide gegen Voß ankämpfen. Außerdem heißt es von Herrn Huschke: quae ex antiquis libris depromi poterant ad textum redintegrandum, diligenter ille attulit et acu enucleavit: verum ubi criticae sive dux sive moderator sive etiam vicarius adhibendus erat sensus venustatis poeticarumque virtutum, quod in Batavis multis poetarum editionibus requirimus, idem nos passus est in sua desiderare. Ein ebenso wahres, als human ausgedrücktes Urtheil! -

Sodann schreitet der Verfasser sogleich zur Hauptsache, zu den gesunden Sinnen schwer zu verkennenden Verschiedenheiten in Erfindung, Anlage und Ausdruck zwischen den Tibullischen Elegien und denen des dritten Buches, von deren Urheber er sagt: quisquis fuerit auctor, exigua ei fuit ingenii dos, minor judicii, dicendi autem ea infantia, qua fere laborare videmus tirones, qui exemplorum praestantia moti, optima illi quidem sequuntur, sed per virium tenuitatem non assequuntur.

Den Beweis für dieß allgemein ausgesprochene Urtheil giebt der Verfasser in der ersten Abhandlung durch eine meisterhafte kritische Analyse der ersten Elegie des dritten Buchs, welcher in der zweiten und dritten Dissertation eine ähnliche Beurtheilung der vierten Elegie folgt. Diese erklärt Herr Eichstädt für die schlechteste von allen, und damit die Leser ihm desto bequemer folgen können, hat er sie nach dem Heyneschen Text abdrucken lassen, und diesen Schritt für Schritt mit kritischen Bemerkungen begleitet, die wohl zu dem Trefflichsten gehören dürften, was bis jetzt über diesen Dichter geschrieben ist, wenn sich auch gewisse Suffeni, pro imperio agentes, sua inventa unice exosculantes, et quae in transcursu arripuerunt pro indubitate veris venditantes, cetera argumentorum, quibus hoc verum, illud falsum evincitur, parum curiosi (v. J. G. H. ad Tib. p. 201), dadurch einigemal aus ihren beseeligenden Träumen von Untrüglichkeit nachdrücklich aufgerüttelt fühlen sollten, s. z. B. zu V. 3. 28. 36. 59; sowie auch zu III, 1, 23 die Verkehrtheit der von Herrn Huschke begierig aufgegriffnen Meinung, Lygdamus

und Neära seyen Geschwisterkinder und eine Zeitlang Eheleute gewesen, dann aber von einander geschieden worden, ins hellste Licht gestellt ist.

Auf dieselbe Weise nun wie die erste und vierte Elegie scheint Herr Eichstädt auch die übrigen des dritten Buches durchgehn zu wollen, um sich so die sicherste Bahn zum Erweis der Unechtheit zu bereiten. Je weniger das Gelingen noch zweifelhaft seyn kann, desto lebhafter wünschen wir diese so anziehende als wichtige Untersuchung bald vollendet, aber auch aus dem engen Kreise akademischer Gelegenheitsschriften herausgeführt und einem jeden leicht zugänglich gemacht zu sehn, der solche Forschungen zu würdigen weiß.

Ueber Tibull's Glycera.

Appulejus hat uns an einer bekannten Stelle seiner Vertheidigungsrede gegen die Anschuldigung magischer Zauberkünste die nur durch ihn auf uns gekommene Kunde erhalten, daß mehrere erotische Dichter der Römer in ihren Gesängen die wahren Namen ihrer Geliebten unter erdichteten verborgen haben: so habe Catull's Lesbia eigentlich Clodia, Ticida's [1]) Perilla in der Wirklichkeit Metella, des Propertius Cynthia Hostia und Tibull's Delia Plania geheißen; dagegen sey Lucilius zu tadeln, welcher die Knaben Gratius und Macedo unter ihren echten Namen zur Schau gestellt habe.

Das geschichtlich Wahre in diesen Nachrichten, welche die zartesten Herzensangelegenheiten einiger großer Dichter des Alterthums ans Licht ziehen, kann wohl vernünftiger Weise nicht in Zweifel gestellt werden. Wir fügen vielmehr noch einen, vom Appulejus übersehenen, nahen Geistesverwandten hinzu, den Cornelius Gallus, welcher bei den Triumvirn der Liebe nicht fehlen durfte: denn auch von seiner viel besungenen und betrauerten Lykoris haben uns die alten Ausleger des Virgil die Kunde aufbewahrt, ihr eigentlicher Name sey Cytheris gewesen, wobei sie nur das von Voß (zu Virgil's Eklogen, X, 2. S. 501) nachgewiesene Versehn sich haben zu Schulden kommen lassen, diese Cytheris für Eine Person mit der gleichnamigen, aus Cicero hinlänglich bekannten, Geliebten des Antonius zu halten.

Auch ist diese poetische Verheimlichung des geliebten Gegenstandes in sich natürlich genug; denn wenn auch der Dichter kein Bedenken trug, sich selbst in leidenschaftlich erhöhter Stimmung der Welt ohne Hehl darzustellen, so forderte doch das Verhältniß der Geliebten zartere Rücksichten, und abgesehn davon, daß schon die gemeine Klugheit ermahnte, das selbst genossene oder doch gewünschte Glück nicht dem Neide oder gar den Mitbewerbungen Anderer — der Elster im Weinberge ähnlich — zu verrathen, lehrte auch ein ebenso begreifliches, als richtiges Gefühl die Nothwendigkeit, den Gegenstand einer vorwiegend sinnlichen Neigung vor der neugierigen Menge wenigstens einiger Maaßen zu verschleiern. Wenn dagegen Dante seine Beatrice, Petrarca seine Laura, Klopstock seine Fanny, und — um auch einen Zeitgenossen zu nennen — Ernst Schulze seine Cäcilie verherrlichend unter ihrem wahren Namen feiert, so erklärt sich Dieses, auch abgesehn von den besondern Umständen, unter welchen die vier Genannten dichteten, zur Genüge aus dem allgemeinen Gegensatze zwischen antiker und romantischer Liebe, ihrer Auf-

1) S. über diesen erotischen Dichter des Augustischen Zeitalters Ovid. Trist II 433 und Weichert de Turgido Alpino s. M Furio Bibaculo, p. 17. 18.

fassung und Darstellung, sodaß gerade dieser Gegensatz in der Erscheinung ganz geeignet ist, das über die Liebessänger des Alterthums Bemerkte zu bestätigen.

Ob diese bei ihren poetischen Umbenamungen, als deren ersten Erfinder wir vielleicht den überall sinnreichen und feinen Catull betrachten dürfen, gewissen Grundsätzen folgten, vermögen wir weder zu bejahen, noch zu verneinen. Doch führen die uns noch bekannten Namengebungen des Catull, des Ticida, des Gallus, des Tibull und Properz zu einer, so viel ich weiß, noch nicht gemachten Bemerkung, aus welcher wieder Eins und das Andere kann gefolgert werden. In allen jenen Beispielen finden wir nämlich, daß der poetische Name dem wirklichen sowohl an Sylbenzahl als Sylbenmessung vollkommen entspricht. Wäre das in den fünf uns erhaltenen Umbenamungen ein bloß ungefähres Zusammentreffen, so müßte man gestehen: dieser Zufall sey ein erstaunlich artiger und sinnvoller. Denn so konnte nicht nur der Dichter selbst, sondern auch Jeder in sein Geheimniß eingeweihte — das war aber in Rom gewiß bald die ganze große und gebildete Welt — gehöriges Ortes den echten Namen statt des erdichteten einlegen, ohne daß den Dichter der Vorwurf strafbarer Plauderhaftigkeit traf; sowie denn auch die römischen Elegiker die Pflicht des Liebenden, schweigsam zu seyn, ebenso ausdrücklich anerkennen, wie der Meister der deutschen Elegie, s. Broukhuys zu Tibull, IV, 13, 8, Burmann zu Properz I, 5, 30. II, 19, 70, und Göthe's zwanzigste römische Elegie. Vor Allem aber war der Dichter selbst dadurch in den Stand gesetzt, seiner Schönen die ihr gewidmeten Verse unter ihrem Namen vorzutragen oder zu überreichen; daß aber die Römerinnen solche Huldigungen keineswegs verschmäheten, bezeugen Tibull selbst, II, 4, 19, Ovid, ars amat. III, 533 ff., Properz III, 1, 39, und Lygdamus I, 8. IV, 57. zur Genüge. Auch scheint die Sache in der That so viel innern poetischen Grund zu haben, daß nicht wohl abzusehen wäre, warum man lieber ein sonderbares Spiel des Ohngefähr annehmen wollte, wo nichts uns hindert, eine tiefer liegende Absichtlichkeit zu erkennen. Zu nicht geringer Beglaubigung dient hier des Horatius ganz übereinstimmendes Verfahren auch in minder zarten Fällen; ja man hat es längst anerkannt und als Regel festgestellt, daß er überall, wo er verletzliche Verhältnisse lebender Zeitgenossen berührt, die Namen derselben mit erdichteten, häufig von ähnlichem Klange, immer von gleichem Sylbenwerthe vertauscht; es ist ebenso unbezweifelbar, daß seine Gebieterin Licymnia (Carm. II, 12, 13.) eigentlich Terentia, als daß die Hexe Canidia (Epod. III, V und XVII) Gratidia hieß: daß unter dem Nasidienus der achten Satire im zweiten Buche der Konsular Salvidienus Rufus verborgen sey, hat nach Lambinus Heindorf erwiesen, und noch neuerdings ist es durch Manso („Vermischte Abhandlungen und Schriften", S. 286) höchst wahrscheinlich gemacht, daß unter dem Küchenphilosophen Catius (Sat. 2, 4.) keineswegs Horaz selbst oder Mäcenas, sondern der römische Ritter C. Matius, ein Freund des Augustus, gemeint sey. Ueber Ovid's Corinna schwebte zwar schon bei des Dichters Lebzeiten ein so geheimnißvolles Dunkel, daß nach Amor. II, 17, 28. 29, viele Römerinnen auf die zweideutige Ehre Anspruch machten, unter jenem Namen verborgen zu seyn: aber so viel erhellt auch hieraus, daß er ein erdichteter war. (Vergl. Amor. III, 12. Ars amat. III, 538. Jo. Masson vita Ovidii, p. 75. 154.)

Indeß mögen auf die Wahl der dichterischen Namen manche äußere

Dinge auch einen näher bestimmenden Einfluß gehabt haben, der bei jedem andern Falle zu einem andern Ergebniß führen mußte. Ueber Tibull's Umwandlung seiner Plania in eine Delia hat nach einer mündlichen Mittheilung ein ausgezeichneter Gelehrter einen so treffenden Gedanken geäußert, daß er mir es verzeihen mag, wenn ich mich nicht enthalten kann, denselben hier vorläufig mitzutheilen, ohne erst seine Erlaubniß dazu funfzig Meilen weit einzuholen. Er nimmt nämlich an: Delia sey nichts als eine einfache Vergriechung des Namens Plania, welcher sich zum lateinischen planus ganz ebenso verhalte, wie Delia zum griechischen δῆλος, welches die Uebertragung von planus sey; und ich gestehe, diese Entdeckung scheint mir an schlagender Wahrheit und, nunmehr sie einmal gemacht ist, auch an Leichtigkeit vom Ei des Kolumbus wenig verschieden zu seyn. Sie bestätigt nebenbei auch auf eine unerwartete Weise die zwischen vier Abweichungen schwankende Richtigkeit des Namens Plania bei Appulejus, welche aus andern Gründen auch von Spohn, „De Tibulli vita et carminibus", part. I, p. 44. anerkannt ist. Nicht minder einleuchtend ist mir immer die alte, von Voß vor der Uebersetzung des Tibull, S. XVIII. XIX. unbedingt verworfene Annahme von der Uebereinstimmung der Namen Albius und Lygdamus gewesen, obgleich ich übrigens einer der, wie es scheint, Wenigen bin, welche Voß von dem nicht Tibullischen Ursprunge des dritten Buches der Tibullischen Elegien völlig überzeugt hat. Wie ich diesen anscheinenden Widerspruch glaube ausgleichen zu können, denke ich zu seiner Zeit ausführlicher darzuthun, als es hier geschehen konnte.

Jetzt eile ich zu dem eigentlichen Gegenstande dieser Zeilen, welchem das bisher Gesagte als Einleitung mußte voraufgeschickt werden, zu der Frage: Was von Tibull's Glycera zu halten, und in welche Zeit seines Lebens seine Liebe zu ihr zu setzen sey?

Es ist bekannt, daß in den uns erhaltenen Elegien des Tibull der Name der Glycera gar nicht vorkommt, und daß wir ihn nur durch Horaz aus dem Anfange seiner Trostode an Tibull, I, 33, kennen, wo er diesem ermuthigend zuruft:

> Albi, ne doleas plus nimio, memor
> immitis Glycerae, neu miserabiles
> decantes elegos, cur tibi junior
> laesa praeniteat fide.

Aus diesen Worten geht deutlich hervor, daß Glycera, hartherzig gegen unsern Dichter, ihm einen jüngern Nebenbuhler vorgezogen, daß er aber ihren Verlust nicht bloß ungebührlich betrauert, sondern ihn auch in Klagelegien bejammert hat. Da nun aber unser Tibullischer Text keiner andern wirklich Geliebten, außer der Delia und Nemesis, gedenkt (denn die Neära des Lygdamus ging ihn nicht an, was sogar dem sonst viel wahres nicht merkenden Huschke, Th. II, S. 421 seiner Ausgabe, obgleich unter Mehrerem unwahren merklich geworden ist), und Ovid an mehreren Stellen, besonders Amor. III, 9, 31 und 53, völlig übereinstimmend bestätigt, Delia sey Tibull's erste, Nemesis seine letzte Liebe gewesen, ohne einer dritten, gleichfalls durch Elegien verherrlichten zu gedenken; so ist es eben nicht zu verwundern, wenn sich über die Horazische Glycera ziemlich widerstreitende Meinungen bildeten. Denn daß diese harte Schöne eine der vielen, gewiß nicht spröden gewesen sey, in deren Umarmungen Tibull, als Delia ihm untreu geworden

war, nach seinem eignen unverhüllten Geständniß, I, 5, 39, häufig, wenn auch vergebens, ein wüstes Vergessen seines ersten Verlustes gesucht hatte, ließen schon die ihr gesungenen Klagelegien nicht zu; auch würde Horaz keinen Anlaß gehabt haben, seinen Freund über die Auflösung eines Verhältnisses zu trösten, welches Sinnlichkeit und Verzweiflung nur für den Augenblick herbeigeführt hatten.

So war es denn das Nächstliegende und Bequemste, sich dabei zu beruhigen, Tibull, ohnehin zu verliebten Abenteuern sehr geneigt, habe außer der Delia und Nemesis eben noch eine dritte, die Glycera, geliebt — wann? zu fragen, schien ein Vorwitz, dessen man sich nicht schuldig machen wollte. — Die ihr gewidmeten Elegien aber seyen untergegangen: that man doch die Neära als vierte, ja die Sulpicia als fünfte hinzu! Der einzige, welcher einige Bestimmtheit in diese schwankende Annahme zu bringen suchte, war Voß; auch er in der Hauptsache ihr anhangend schließt aus Tibull's gänzlichem Schweigen über die Glycera oder sonst eine, welche seine Jahre verschmäht habe, er müsse sie nach der Nemesis geliebt haben, die ihr nach Herausgabe des zweiten Buches gesungenen und dem Horaz mitgetheilten Elegien aber seyen um das Jahr 732 Roms verfaßt, und nach des Dichters Tode im ungeordneten Nachlaß verloren gegangen, weßhalb denn auch Ovid im Trauergedicht auf Tibull's Tod der Glycera, als Einer ihm nicht bekannten, auch nicht habe gedenken können.

Allein diese Darstellung der Sache dürfte sich schwerlich gegen die zum Theil schon von Spohn erhobenen Einwendungen behaupten. Abgesehn von dem, was darin willkührliche Annahme ist, läßt sich kaum glauben, daß Horaz sich in einem, der Oeffentlichkeit nicht vorenthaltenen, Gedichte auf ihm allein mitgetheilte, seinen Zeitgenossen noch unbekannte Elegien bezogen haben sollte; so etwas wäre unfein und unverständlich zugleich gewesen. Da Horaz also jener Elegien gedenkt, waren sie auch ohne Zweifel vom Tibull schon damals bekannt gemacht, und konnten nicht hinterdrein im ungeordneten Nachlaß ihren Untergang finden. Waren sie aber einmal ans Licht getreten, so konnten sie gewiß keinem Zeitgenossen weniger unbekannt bleiben, als dem nur einige Jahre jüngern Ovid, welcher überall des Tibull's als seines geliebtesten Vorbildes Meldung thut, und offenbar mit allen persönlichen Verhältnissen seines Meisters, insoweit Kenntniß derselben zum Verstehen seiner Werke gehörte, hinlänglich vertraut war. So trefflich also sein stetes Zusammenstellen der beiden Namen Delia und Nemesis mit unsern Tibullischen Elegien zusammenstimmt, so undenkbar ist es, daß er von der Glycera, wenn er sie gekannt, hartnäckig sollte geschwiegen haben: gekannt aber hätte er sie unfehlbar, wenn ihr eigne Gesänge wären gewidmet gewesen. Dagegen wußte Ovid mit Gewißheit, daß Tibull's Leidenschaft für die Nemesis mit ungeschwächter Heftigkeit bis an seinen Tod gedauert hatte. In dem Trauergedichte läßt er bei Tibull's Bestattung beide in Wechselklagen auftreten:

Delia discedens, felicius, inquit, amata
Sum tibi: vixisti, dum tuus ignis eram.
Cui Nemesis, quid ais? tibi sint mea damna dolori?
Me tenuit moriens deficiente manu.

Je weniger wir also berechtigt sind, dem Ovid hierin unsern Glauben zu versagen, desto unhaltbarer muß die Voßische Behauptung erscheinen,

Glycera sey vom Tibull nach der Nemesis besungen und seine letzte Liebe gewesen.

Diese Schwierigkeiten mußten den Prüfenden fast unwillkührlich auf die Vermuthung bringen, Glycera sey keine dritte, von der Delia und Nemesis verschiedene Person, sondern nur ein neuer Name für eine von diesen zweien. Gleichwohl war Spohn der Erste, welcher diesen so nahe liegenden Gedanken festhielt und ausführte; er suchte darzuthun, Glycera sei eine und dieselbe mit der Delia und Plania (de vita et carminibus Tibulli, p. 50. 96.), worin ihm der neueste Herausgeber des Horaz, Joh. Christian Jahn, unbedingt beistimmt (zu den Ep. I, 4. p. 274). Ich gestehe, daß mir diese Meinung, je länger ich sie erwogen habe, desto unbegründeter und verfehlter erschienen ist, zumal da Spohn, hiemit nicht zufrieden, auch die Neära des dritten Buchs, von dessen Unechtheit er nichts wissen will, nur dem Namen nach von der Delia und also auch von der Glycera verschieden glaubt. So ginge denn also die arme, kaum noch vom Appulejus gerettete Plania bei gleichzeitigen Dichtern unter dreierlei Namen, als Delia, Neära und Glycera, um, ohne daß sich irgend ein triftiger Grund dieser Dreigestaltigkeit nachweisen läßt. Man sollte denken, dieß allein hätte hinreichen müssen, von einem solchen Einfalle nachdrücklich abzumahnen; auch drängt sich die Frage auf: was doch in aller Welt den Horaz bewogen oder vielmehr berechtigt haben möchte, da von einer Glycera zu sprechen, wo Tibull's Gesänge eine Delia oder höchstens eine Neära nennen; und ist vollends das oben angedeutete Gesetz für dichterische Namenvertauschung so innerlich und äußerlich begründet, wie es mir zu seyn scheint, so folgt schon daraus die unbedingte Unmöglichkeit, die daktylische Delia in eine amphibrachysche Neära oder in eine tribrachysche Glycera umzuformen.

Vergleichen wir nun aber die Horazische Trostode über die Treulosigkeit der Glycera selbst mit den der Delia gesungenen Elegien; so treten neue und tiefer liegende Gegengründe hervor, von welchen es ganz unbegreiflich ist, wie Spohn sie hat übersehen können.

Zuerst könnte für Tibull's Delia schwerlich ein unpassenderes Beiwort gewählt worden seyn, als das der Unmilden, immitis, welches Horaz der Glycera giebt. Denn auch da, als jene unserm Dichter untreu geworden war und sich mit einem reichern Manne vermählt hatte, dauerte das alte Einverständniß heimlich fort, und der Gatte wurde zu Gunsten des frühern Liebhabers getäuscht, worüber die zweite und sechste Elegie des ersten Buches hinreichendes Licht geben. Aber die fünfte giebt uns auch die unangenehme Gewißheit, daß Delia nicht bloß den vielleicht nie geliebten Eheherrn, sondern auch den alten Freund betrog, um nicht minder den Wünschen eines Dritten oder Vierten zu willfahren, sodaß Tibull, welcher allein der Bevorzugte seyn wollte, höchst aufgebracht, dieselben Künste gegen sich zu sehen, durch welche er selbst den ziemlich arglosen Gemahl hintergehen gelehrt hatte (I, 6. 9. 10.), diesem in unbändiger Eifersucht Alles zu verrathen und sich dadurch an der Ungetreuen zu rächen drohete, an welche er die etwas lächerliche Forderung machte, daß sie es nur so weit seyn sollte, als es seiner Leidenschaft entsprach (I, 2, 59. 60.). Für diese ziemlich gefällige Delia, in welcher wir Zug für Zug das Bild der heutigen Römerinnen aus den niedern Ständen wiederfinden, wie es uns neuerdings Wilhelm Müller (Rom, Römer und Römerinnen, Th. 2. S. 77 ff.) nach dem Leben entworfen hat, würde

Horaz wohl ein bezeichnenderes Beiwort, als das der Unmilden haben zu finden gewußt.

Ein neues Hinderniß machen die kläglichen Elegien, miserabiles elegi, welche nicht länger um die Treulose anzustimmen, Horaz seinen Freund ermahnt. Da sich unter den an die Delia gerichteten keine finden, welche füglich so genannt werden könnten, mußte Spohn diese Worte auf die, wenigstens in einem andern Sinne wirklich miserabeln des dritten Buches an Neära deuten. Aber auch abgesehn von der Unechtheit des ganzen Buches, welche ich vorläufig als erwiesen annehmen muß, weil die Führung des Beweises hier zu weitläuftig seyn würde; so würde doch, wenn selbst das dritte Buch unzweifelhaft Tibullisch wäre, die Einheit der Personen Delia, Neära und Glycera, nie auch nur wahrscheinlich gemacht werden können, und überdieß ist Neära so ehrbar, die Liebe des Lygdamus zu ihr so weinerlich anständig dargestellt, daß sie auch nicht die entferntesten Aehnlichkeiten mit jener beweglichen Delia und mit Tibull's ungestümer Sinnenglut entdecken lassen.

Endlich aber verräth uns Horaz den Grund, warum Glycera sich einem Andern zugewendet hat: ein Jüngerer hat den also nicht mehr ganz jugendlichen Dichter verdrängt. Dieß steht mit der Zeit, in welche Tibull's Liebe zur Delia und ihr Verlust fällt, in geradem Widerspruch. Delia wurde ihm abtrünnig, während er im Jahre Roms 724 gleich nach der Schlacht bei Aktium unter seinem Freunde, dem Consular M. Valerius Messala Korvinus, mit Ruhm gegen die aufgewiegelten Aquitanier kämpfte, und er, im Begriff, dem Sieger zur See nach Cilicien zu folgen, auf Korcyra lebensgefährlich erkrankte; darüber sind alle Ausleger einig. Zu dieser Zeit aber konnte Tibull nach der gewiß richtigen Zeitbestimmung, welche Voß gegeben und Spohn angenommen hat, das dreißigste Lebensjahr noch auf keinen Fall überschritten haben; in diesem Alter aber konnte ein Mann, welchem Horaz selbst in einem, ohne Zweifel spätern, Gedichte (Epist. I, 4, 6.) Schönheit der Gestalt zuspricht, doch wohl von jüngern, entweder unbärtigen oder kaum als jünger geltenden, Nebenbuhlern nicht so gar Viel zu fürchten haben. Auch erklärt sich uns aus Tibull's eignen Andeutungen die traurige Wendung seines Verhältnisses zur Delia ganz anders. Während seiner etwa anderthalbjährigen Abwesenheit hatten Langeweile, Ungewißheit über sein Schicksal und seine Stimmung (denn an die Unterhaltung eines zärtlichen Briefwechsels möchte schon wegen Mangel an Feldposten nicht zu denken gewesen seyn) und vielleicht auch die Dürftigkeit ihrer äußern Lage ihr die Anträge eines wohlhabenden und auch sonst tadellosen Bewerbers (weiß doch Tibull selbst keinerlei Vorwurf auf ihn zu bringen) so annehmlich gemacht, daß der Heimkehrende sie zu seiner nicht geringen Bestürzung schon als Ehefrau wiederfand. Da nun aber Tibull als vorleuchtende Eigenschaft des glücklichen Nebenbuhlers nur seinen Reichthum nennt; so möchte man daraus nicht mit Unrecht folgern, er sey nicht bloß älter als unser Dichter, sondern überhaupt schon in gesetzteren, abgekühlten Jahren gewesen. (Vgl. I, 5, 47. 6, 26. überhaupt I, 6, 15—37.)

Unter diesen Umständen habe ich es nie begreifen können, wie Joseph Scaliger's kurz hingeworfene Aeußerung, Glycera sey Nemesis, so viel ich weiß, allen Auslegern des Horaz, wie des Tibull, unbedingt verwerflich erscheinen mochte, da doch nur so alle Schwierigkeiten verschwinden, welche den bisher geprüften Annahmen entgegenstehen, und, wie sich bald zeigen

wird, alles uns von der Glycera bekannte vollkommen auf die Nemesis anwendbar ist.

Wenn Heyne, Mitscherlich und sogar Spohn (de vita Tibulli, p. 48) dagegen einwenden: Horaz könne ja doch das Mädchen nicht mit einem andern Namen nennen als Tibull selbst, gleichviel, ob der von diesem gebrauchte der wahre oder ein erdichteter sey, so ist diese Bedenklichkeit wenigstens bei Dem befremdend, welcher keinen Anstand nahm, in der Glycera die Delia und Neära zu erkennen; aber auch an sich ist diese Einrede nichtig. Nur so viel wird Jeder zugeben, daß Horaz sich nicht füglich eines andern erdichteten Namens bedienen durfte, als desjenigen, welchen Tibull selbst gewählt hatte; unbenommen mußte es dagegen ihm und Jedem andern seyn, ein Mädchen, welches auf öffentliche Achtung selbst Verzicht geleistet hatte, das aber ein leidenschaftlich entbrannter Dichter in dichterische Schleier hüllte, ohne weitere Schonung bei seinem wahren Namen zu nennen, zumal dann, wann der Zweck der Erwähnung auf diese Weise am Sichersten schien erreicht werden zu können. Horaz sah, so Viel ist klar, seinen nicht mehr jugendlichen Freund zwar von unwürdigen Fesseln für den Augenblick losgerissen, aber nur durch spröde Verschmähung von Seiten der Schönen: es hing also auch allein von dieser ab, den über die Trennung schier Verzweifelnden, sobald sie wollte und fester, als je, wieder in ihren Garnen zu sehen (II, 6, 13 ff.). Eine solche Rückkehr in ein schmähliches Joch zu verhüten, ist unstreitig der Zweck der Horazischen Ode. War es nun aber schon für Glycera nicht eben sonderlich verbindlich, wenn Horaz den Tibull aufforderte, ihren Verlust leichtlich zu verschmerzen; so erreichte diese Kränkung den höchsten Grad, wenn Diejenige, welche keiner langen Trauer werth sey, bei ihrem wahren Namen bloß gestellt wurde. Konnte daher Etwas geeignet seyn, den für den Augenblick schon vorhandenen Bruch zu einem dauernden, unheilbaren zu machen, so war es eine solche, wenn auch nicht unmittelbar vom Tibull ausgehende, so doch immer durch ihn veranlaßte Demüthigung. Je weniger sich aber Tibull frei genug fühlte zu einem kräftigen Entschluß, desto mehr mußte sich der immer kühle und besonnene, daher gegen Enthusiasten mitunter schadenfrohe Horaz aufgelegt finden, ihm einen solchen, nicht ganz behaglichen Liebesdienst zu leisten, und er konnte dabei alle schonenden Rücksichten ohne eigne Gefahr aus den Augen setzen, weil er von der Glycera Nichts zu wünschen hatte und er ohnehin gewohnt war, die Umstände sich zu unterwerfen.

Daß aber Tibull je eher je lieber aus den Wirbeln einer, den gewaltsam bewegten Mann unfehlbar zu Grunde richtenden Leidenschaft erlöst werden möge, mußten alle seine Freunde wünschen, wenn sie auch von dieser Glycera-Nemesis und seiner Liebe zu ihr nicht mehr wußten, als uns noch jetzt aus den Elegien des zweiten Buches bekannt ist, obgleich sie gewiß mehr gewußt haben. Der leichtsinnigen, sich jedem Eindruck schnell hingebenden, Delia höchst unähnlich, erscheint sie überall kalt und hart, eigennützig und habgierig, Andern zügellos sich preisgebend und nur gegen den armen Dichter und seine unmäßige Leidenschaft spröde; darum nennt er sie selbst die Grausame, die Harte, und seine Liebe eine Knechtschaft (saeva, dura, servitium, II, 4, 1. 6. 6, 28.); ja er behandelt sein ganzes Verhältniß zu ihr wie ein verhängnißvolles Unglück, welches ihn selbst im Stillen zu der auffallenden Wahl des dichterischen Namens mag bestimmt

haben. Denn nach, wer weiß, wie vielen leichtsinnig von ihm geknüpften und wieder zerrissenen Verhältnissen hat ihn jetzt eine schwere Vergeltung ereilt, gegen welche er keine Kraft mehr hat weder zur Flucht, noch zum Widerstande.

Für eine so unholde Huldinn kann man das Beiwort der Unmilden, welches die nur zu weiche Delia nicht verdiente, gewiß nur passend finden, wenn man dabei das zarte Maaß des Horazischen Ausdruckes und die Schonung mit erwägt, welche er seinem tief verwundeten Freunde schuldig war.

Sonach glaube ich, daß Glycera, ein durch alte Erinnerung empfohlener Name griechischer Buhlerinnen, der wahre, Nemesis der gleichsylbige und gleichgemessene dichterische von Tibull's letzter Geliebten war, welcher überall, wo er vorkommt, durch jenen kann ersetzt werden (II, 3, 51. 4, 59. 5, 111. 6, 27. Ovid amor. III, 9, 31. 53. 57. ars amat. III, 536.). Das umgekehrte Verhältniß anzunehmen, würde dem sinnvollen Gebrauche der Liebesdichter widerstreben.

Fragen wir nun aber nach den kläglichen Elegien an die Glycera-Nemesis, deren Horaz auf eine solche Weise gedenkt, daß sie nicht ihm allein können bekannt gewesen seyn; so sind darunter keine andern zu verstehen, als die dritte, vierte und sechste des zweiten Buches, welche aus einer so zerrissenen, zwischen Lust und Schmerz so stürmisch hin und her bewegten Brust tönen, daß sie unmöglich wahrer und angemessener konnten bezeichnet werden.

So finden wir nun aber auch alle Zeitbestimmungen im besten Einklange. Daß Nemesis Tibull's letzte Liebe war, ist anerkannt; nicht minder gewiß ist es, daß Tibull kurz nach Virgil (735) starb, also nach der Altersberechnung, welcher ich mit Voß und Spohn folge, nach eben erreichtem vierzigsten Jahre, und in diesem Alter kann es freilich begegnen, einem Jüngern in Liebesgunst und Frauenhuld nachstehen zu müssen.

Nur Einen Einwand gegen die Einheit der Personen Glycera und Nemesis haben wir noch zu prüfen, und dieß um so mehr, als er in der That einigen Grund könnte zu haben scheinen. Man sagt nämlich, die Charakterbezeichnungen stimmen nicht überein, weil Tibull der Nemesis nur Geiz und Habsucht, Horaz dagegen der Glycera Untreue und spröden Stolz beimesse: so auch Spohn (de vita Tibulli, p. 48). Allein diese Bemerkung ist nicht einmal richtig und zutreffend, da Tibull selbst deutlich genug auch über treulose Täuschung klagt, und den Vorwurf der Habgier von der Geliebten ab auf ihre Kupplerin Phryne zu wälzen sucht (II, 6, 45 ff.) Das Wahre von der Sache ist unstreitig, daß Nemesis und Phryne des nicht mehr jugendlichen Dichters unbezähmbare Leidenschaft richtig genug beurtheilten, um von dem keineswegs unbemittelten, welchem Horaz selbst einen nie leer werdenden Beutel nachrühmt, durch freche Buhlerinnenkünste jedes Opfer zu erpressen; daß sie aber, um seiner einmal gewaltsam erregten Phantasie auch für die Zukunft gewiß zu bleiben, unter allerlei Vorwand nichts gewährten, und den bitter Getäuschten, von einer Stufe der Verzweiflung zur andern Getriebenen verlachten, woraus sich auch Horazens Erwähnung gebrochener Zusagen hinlänglich erklärt [1]).

---

1) Ovid's Aeußerung, noch im Sterben habe Tibull's sinkender Arm die Nemesis umschlossen gehalten, ist wohl um so weniger buchstäblich zu nehmen, als Ovid hier offenbar eine bekannte schöne Stelle aus Tibull's erster Elegie benutzen wollte, obgleich

So stand es mit Tibull, als Horaz seine Ode an ihn dichtete; in dieser der Habsucht der Nemesis zu gedenken, wäre geradezu Oel ins Feuer gegossen und eine Aufforderung zu neuen, noch größern Opfern gewesen. Darum gedenkt Horaz des vorgezogenen Nebenbuhlers nur im Vorübergehen als eines Jüngern, welches unstreitig der Wahrheit gemäß war, um dem Tibull auf die feinste Weise den eigentlichen Grund seiner Verschmähung und zwar einen solchen zu zeigen, dessen Beseitigung unmöglich war, das bereits weiter vorgerückte Alter seines etwa vierzigjährigen Freundes, welcher sich nur zum Gespött machen konnte, wenn er fortfuhr, mit den reichsten Jünglingen Roms um die Gunst der schönen, gegen ihn aber unerbittlichen Glycera-Nemesis zu wettkämpfen. Gerade über diesen Grund aber, welchen die Dauer des Lebens so unmerklich als unerwünscht herbeiführt, mag der einmal leidenschaftlich Entbrannte sich am Leichtesten selbst hinweg täuschen, und darum gerade hier des Winkes besonnener Freunde am Meisten bedürfen. Ohne ihn also überhaupt von den Pfaden der Liebe zurückzuweisen, auf denen der wenigstens sechs Jahre ältere Horaz noch zu lustwandeln selbst mit Behagen gesteht, begnügt er sich, ihn vor einer ernsten, tief in das ganze Leben eingreifenden Leidenschaft zu warnen, welche einem Vierzigjährigen nicht mehr wohl anstehe.

Daß diese Ermahnung erfolglos wird geblieben seyn, läßt schon die traurige Wahrheit vermuthen, mit welcher Tibull selbst in der sechsten Elegie des zweiten Buches die unheilbare Zerrüttung seines Innern schildert, sein verzweifelndes Haschen nach immer neuen Hoffnungsgründen und seine selbstbetrügerischen Rechtfertigungen der unwürdigen Geliebten, welche er gewiß besser kannte, als er es sich gestehen mochte. Sein bald nach dem vierzigsten Jahre erfolgter Tod macht es nur zu wahrscheinlich, daß die ungezähmten Flammen dieser Leidenschaft von dem frühen Untergange des anmuthsvollsten aller römischen Dichter die Schuld tragen, welcher aber weder sittliche Kraft, noch rege Theilnahme an Staat oder Wissenschaft den Stürmen eines leicht bewegten Gemüths entgegenstellen konnte.

---

es auch nicht geradezu undenkbar ist, daß die gegen den Lebenden Unerweichliche sich irgendwie — vielleicht durch seine Mutter oder Schwester — bewegen ließ, am Sterbelager des durch sie Endenden zu erscheinen und dadurch einen seiner letzten Lieblingswünsche, wenn auch zu spät, zu erfüllen.

Allgemeine Einleitung zu den Jahrbüchern der Philologie und Pädagogik.

Das Hervortreten einer neuen kritischen Zeitschrift neben einer bedeutenden Anzahl bereits vorhandener, durch Alter und innern Werth empfohlener, wird gleichwohl bei denen nicht erst einer Rechtfertigung bedürfen, die mit uns der Ueberzeugung sind, daß der öffentlichen Meinung nie zuviel Organe gegeben werden können, und daß insbesondre durch Vermehrfachung der literarischen Gerichtshöfe das allgemeine Urtheil über den Stand der Wissenschaften und die einzelnen Erscheinungen auf dem Gebiete derselben unfehlbar an Freiheit, Unbefangenheit, Gründlichkeit und Vielseitigkeit gewinnen werde. Wohl aber scheint es angemessen zu seyn, den Zweck und den Umfang des neuen Instituts gleich zu Anfang wenigstens andeutungsweis zu bezeichnen, und dadurch den Erwartungen, die davon gehegt, den Anfoderungen, die daran gemacht werden dürfen, im Voraus festere Anhaltungspunkte darzubieten.

Auf Allgemeinheit Verzicht leistend, aus dem sich mit jedem Jahre erweiternden Reiche des Wissens und Forschens eine einzelne Provinz abzugrenzen, und auf diese allein unser Urtheil zu richten, haben uns zwei Hauptrücksichten bewogen. Zuerst dünkte uns nur so die Vollständigkeit der Uebersicht erreichbar, zu der bis jetzt noch kein Blatt von umfassenderer Bestimmung beim beßten Willen der Besorger hat hindurchdringen können, wenn es nicht auf zwei wesentliche Leistungen sofort zu verzichten bereit war, auf erschöpfende Ausführlichkeit der Berichterstattungen und auf gehörige Begründung der ausgesprochnen Urtheile. Wir sind übrigens weit entfernt, hiermit einen Tadel solcher Verfahrungsweise verbinden zu wollen: vielmehr müssen wir sie als Product der Nothwendigkeit bei der ungeheuern Masse des vorhandenen Stoffes anerkennend billigen. — Dann aber glaubten wir auch, dem hochachtbaren und zahlreichen, mit zeitlichen Gütern jedoch noch keineswegs nach Gebühr und Verdienst gesegneten Stande der gelehrten Schulmänner, denen diese Jahrbücher zunächst gewidmet sind, würde ein literarischer Mittelpunkt erwünscht seyn, in welchem — mit Ausschließung alles Fremdartigen — dasjenige zusammengestellt und geprüft werden soll, was den Kreis ihres Forschens und Wirkens unmittelbar berührt, sodaß sich wissenschaftliche Ergründung und werkthätige Ausübung wechselseitig fördernd in Eintracht die Hände reichen. Dem gemäß kündigt der Titel dieser Zeitschrift Philologie und Pädagogik als die Gebiete an, auf welche sich die zu diesem Unternehmen verbundenen Gelehrten beschränken wollen.

Diese Zusammenstellung zweier an sich ziemlich verschiedenartiger Fächer kann dennoch allein für denjenigen etwas Befremdliches haben, der sich nicht zu überzeugen vermag, daß das gelehrte Schulwesen in gründlichster Erlernung der beiden classischen Sprachen des Alterthums seine einzig sichere Begründung findet. Diese Ueberzeugung war besonders durch Friedrich August Wolf's erweckliche, an den trefflichsten Andeutungen reiche Lehrvorträge seit etwa drei Jahrzehenden so allgemein verbreitet, und schien so tiefe Wurzeln geschlagen zu haben, daß anjetzt, zumal seitdem Niethammer den stattlichsten Grabstein auf das widerstrebende Princip gelegt hat, eigentlich jedes fernere Wort über diesen Gegenstand überflüssig geworden seyn sollte. Allein es gehört zu den auffallenden Eigenthümlichkeiten unserer Zeit, daß überall den edelsten und fruchtbarsten Bestrebungen zur Förderung des Wahren und Guten hemmende Gewalten in den Weg treten, und ihnen den oft schon seit Jahrhunderten gewonnenen Boden — hie und da nicht ohne augenblickliche Erfolge — aufs Neue streitig zu machen suchen. Auch darin wird indeß das Auge, das sich gewöhnt hat in jedem Ereignisse das Walten der höchsten Liebe und Weisheit zu erkennen, ohne Schwierigkeit überwiegende Vortheile für das Ganze wahrnehmen. Langer, ungestörter Besitzstand entartet nur allzu leicht in die bequem hindämmernde Bewußtlosigkeit eines verjährten Herkommens, und verführt unmerklich zu arglosser Sicherheit, während jedes Entgegenstreben, wie übelgemeint und verwerflich es an sich auch seyn mag, zu dienlicher Wachsamkeit, Besonnenheit und Umsichtigkeit aufruft.

So hat sich denn dieser verneinende Geist, bald in dunkeln Umtrieben geschäftig, bald mit dreister Entäußerung aller Scheu hervortretend, auch gegen die alten Sprachen als vorzüglichstes Bildungsmittel unsrer Jugend, mit merklichstem Uebelwollen jedoch gegen die griechische aufzulehnen nicht ermangelt, und hierin wenigstens das sehr richtige Gefühl an den Tag gelegt, daß mit dieser auch die lateinische und sonach das gesammte Alterthumsstudium stehe oder falle. Und da dem unleugbar zu höhern Ansichten herangereiften Volksgeiste nicht mehr so leicht wie sonst vermittelst des abgebrauchten Nützlichkeits-Evangeliums beizukommen war, so versuchte man argllistiger die heiligsten Interessen des Menschen, Sicherheit der Religion und der bürgerlichen Ordnung, mit in das unlautere Spiel zu ziehn, und sie als gefährdet darzustellen durch die Beschäftigung mit Sprachen, denen aus den Jahrhunderten ihrer Entwicklung das zwiefache Gift des Heidenthums und des Demokratismus unsichtbar anhafte, wie der Peststoff levantischen Waarenballen [1]).

Kein Wunder denn, wenn eben diese Verleugner des eingebornen Menschenadels, denen Klarheit der Erkenntniß und Kraft des sittlichen Willens als gefahrdrohende Schreckbilder gelten, in dem erhabenen Kampfe, den das erwachte Griechenland mehr mit der sogenannten Christenheit und der sogenannten europäischen Sittigung als mit der asiatischen Thierheit seiner entmenschten Zwingherren um die ersten, allgemeinsten Menschheitsrechte kämpft, wenn sie in dieser phönixgleichen Verjüngung, in diesem glorreichen Wiedererstarken eines seit Jahrhunderten in den Staub getretenen Volkes nur frevelhafte Empörung gegen ein rechtmäßiges Oberhaupt gewahren wollen, und daraus

1) „Heuchler der Furcht" kann man solche mit dem treffenden Ausdrucke bei Thiersch, „Ueber gelehrte Schulen", Abth. I, S. 23, nennen.

neuen Verdacht gegen die Sprache herleiten, die von den Ahnherren dieser Helden geredet ward.

Es ist hier nicht die Stelle, eine Streitfrage ausführlicher zu erörtern, über die sich schon die beredtesten Männer Frankreichs und Englands, Männer wie Chateaubriand und Erskine, an öffentlicher Stätte würdig ausgesprochen haben, und über deren Entscheidung vielleicht die Politik, aber kein edles Herz in Zweifel seyn kann. Wohl aber ist im Allgemeinen zu bemerken, daß die Sprache, zufolge ihrer geistigen Natur, nur den innern Bildungsgang eines Volkes, die eigenthümlichen Formen seines Empfindens, Denkens und Wollens aus sich zurück zu spiegeln vermag, keineswegs aber die äußern Umgestaltungen und Wechsel seines geschichtlichen Lebens; weßhalb ihr Erlernen zwar zu unberechenbarem Gewinn ausschlagen muß, wenn das Volk in seinem Empfinden naturgemäß, in seinem Denken hell und folgerecht, in seinem Wollen tüchtig war, daß aber sittlicher Verderb nie daraus erwachsen kann, wenn nicht durch leicht zu verhütende Unterschiebung fremdartiger Zwecke ein Mißbrauch getrieben wird, der außer allem Zusammenhang mit der Sache steht, und dem überall das Heiligste, Ehrwürdigste und Reinste am meisten ausgesetzt ist. Die Schriftwerke aber, zu deren Verständniß die alten Sprachen den Zugang eröffnen, stehn vor dem ungetrübten Sinne in so makelloser Herrlichkeit da, daß es Entwürdigung wäre, sie gegen Verunglimpfungen in Schutz zu nehmen, die von ihnen abgleiten, wie des Sterblichen ohnmächtig frecher Pfeil von der Aegis der Pallas Athene.

Ohne also länger hierbei zu verweilen, wird es zur Verständigung über die Richtung dieser Jahrbücher genügen, daß die Mitarbeiter alle, unseres theuern Glaubenshelden Martin Luther's und seiner gleichgesinnten Mitkämpfer um Licht und Wahrheit, Melanchthon's, Bugenhagen's, Hutten's, Camerarius', Trotzendorf's und anderer Ehrenmänner wohlbegründete Ueberzeugung auch hierin von ganzem Herzen theilend, in dem Studium der alten Sprachen die edelste und kräftigste Nahrung für den zu klarer Erkenntniß bestimmten jugendlichen Geist erkennen, und daher im höhern Schulunterricht ihnen den ersten und bedeutendsten Platz zusprechen [1]).

Die wissenschaftliche Stellung des Lehrers der alten Sprachen auf einem Gymnasium zu seinem Fache ist aber wesentlich verschieden von derjenigen, in welcher sich die Lehrer der übrigen Unterrichtsgegenstände zu diesen befinden. In der Geschichte, der Mathematik, der Physik ist das, was für den gelehrten Forscher Werth und Bedeutung hat, mit sorgfältiger Prüfung von demjenigen zu unterscheiden, wovon für den Jugendunterricht fruchtbarer Gebrauch gemacht werden kann, und nicht bloß in Bezug auf den mündlichen Vortrag in der Schulclasse, sondern auf Wissen und Studium überhaupt. Der umfassendste und gründlichste Geschichtskenner, der tiefste und scharfsinnigste Mathematiker, der genialste Naturforscher kann grade durch die

1) Der Verfasser dieser Einleitung kann es sich nicht versagen, nach so manchem schon früher gesprochenen trefflichen Worte hier auf zwei neuerdings in der Schweiz erschienene, diesen Gegenstand mit soviel Klarheit, Einsicht und wohlthuender Wärme behandelnde kleine Schriften hinzuweisen, daß ihnen auch dießseits des Rheins die allgemeinste Verbreitung und Beachtung zu wünschen ist, auf Gerlach's Abhandlung „Ueber das Verhältniß des Sprachunterrichts zu den übrigen Lehrgegenständen", Basel 1825, und auf Rud. Rauchenstein's „Bemerkungen über den Werth der Alterthumsstudien auf Gymnasien und höhern Schulanstalten", Aarau 1825.

Eigenschaften, die die Höhe seines wissenschaftlichen Standpunktes bezeichnen und dadurch seinen Beruf zum akademischen Lehrer bekunden, am allermeisten gehindert seyn dem frühern Jugendunterricht mit Erfolg vorzustehn, weil das in diesen Gebieten Wichtige keineswegs auch immer für den besondern pädagogischen Zweck ersprießlich ist, und daher von diesem mit Bestimmtheit fern gehalten werden muß.

Ganz anders verhält es sich mit dem philologischen Unterricht, der aber keineswegs auf die beiden classischen Sprachen beschränkt bleiben darf, sondern auch die Geschichte, die Literatur und die Kunst des Alterthums mit in sich aufnehmen muß [1]). Weil dieser in ununterbrochner Stufenfolge von den ersten Anfängen der Sprachlehre ausgeht, und auch in seinem weitern Fortschreiten alle Theile so genau in einander greifen und sich wechselseitig bedingen, daß die Versäumung auch des scheinbar geringfügigsten derselben der Gründlichkeit des gesammten Unterrichts unmittelbaren Nachtheil bringt, ja die Anschauung der alten Welt überhaupt fälscht und trübt, sodaß das der Jugend aufzustellende Bild jener Zeitalter von Grund aus verkehrt werden kann, darum ist nicht bloß dem eigentlich gelehrten Philologen, sondern auch demjenigen schon, der nur die Anfangsgründe der alten Sprachen auf die rechte Art und mit dem rechten Sinne lehren will, von dem vollständig umfassenden und dann wieder bis ins Besondere der verschiedenartigsten Untersuchungen eindringenden Ueberblick über sein Gebiet nichts zu erlassen, da ja in diesem aus so vielen Einzelheiten synthetisch gebildeten Ganzen ein jeder Theil wieder nur in seinem wahren Verhältnisse zu allen übrigen richtig und gründlich gewürdigt werden kann. So ungebührlich und übermäßig nun auch schon diese Zumuthung Vielen erscheinen mag, so können wir es doch bei dieser Foderung der vollständigsten geschichtlichen Uebersicht noch nicht einmal bewenden lassen. Denn da das gesammte philologische Studium auf allseitiger Kritik beruht und ohne diese überall nicht denkbar ist, so muß sie auch zu jenem bloß historischen Wissen stets belebend und befestigend hinzutreten, und demselben dadurch erst seine wahre Bedeutung geben. Auch ist es nur so dem Schulmanne möglich, bei dem unvermeidlich Wiederkehrenden und dadurch Ermüdenden, dem sein Geschäft sich nie entziehn kann, jeden Ueberdruß von sich abzuwehren, seinem Geiste die Frischheit zu erhalten, ohne die keine belebende Einwirkung auf jugendliche Gemüther denkbar ist, und selbst den Mechanismus des Elementarunterrichts nicht zu scheuen, da ihm ja das höhere Ziel deutlich vor Augen steht, zu dem nur auf diesem Wege empor zu klimmen ist.

In grabem Gegensatz also mit denen, die das Heil des Schulwesens in gewissen Formen des Unterrichts oder in eigends auszubildenden und anzulernenden Lehrmethoden gefunden zu haben meinen, erlauben wir uns die Behauptung, daß beim Unterricht in den Alterthumskenntnissen gründliche Vollständigkeit des Wissens und unabhängig prüfende Durchdringung des Gewußten die ersten Bedingungen alles höheren Gelingens sind: mit andern Worten, der Lehrer in den alten Sprachen muß in seinem Gebiete als selbstständiger Gelehrter dastehn, und in je umfassenderm Sinne er dieses ist, desto fruchtbarer und segenvoller wird auch seine Lehrthätigkeit seyn. Mißdeute man nicht, als wähnten wir, mit der Gelehrsamkeit sey nun auch alles

1) S. Friedr. Aug. Wolf's „Darstellung der Alterthumswissenschaft".

gethan: freilich wird dem Lehrer, der der höhern religiös-sittlichen Weihung ermangelt, sein Wissen wenig frommen, und selbst der glücklichste Verein sittlicher und wissenschaftlicher Trefflichkeit kann beim Wirken nach außen hin nur gar zu leicht durch zufällige, unwesentliche, oft bloß körperliche Hemmungen völlig paralysirt werden, ohne daß des Mannes wahrer, innerer Werth dadurch gemindert wird. Nur daran glauben wir festhalten zu müssen, daß des philologischen Lehrers übrige Tüchtigkeit durch das Mehr oder Minder seiner eigentlich gelehrten Ausbildung modificirt wird, und daß daher auch ihm vorzugsweis die Verpflichtung obliegt, — wie niedrig immer die Unterrichtsstufe seyn mag, auf die ihn seine amtliche Stellung zunächst hinweist — durch ein entschieden wissenschaftliches Bestreben, soweit ihm dieß irgend durch die äußern Bedingungen seiner Lage gestattet ist, und durch frische Lebendigkeit des Geistes sich des höchsten Lehrstuhls fähig und würdig zu machen.

Anfoderungen dieser Art, im Allgemeinen hingestellt, pflegen zwar immer übertrieben, auch wohl unbillig und selbst lächerlich zu erscheinen, weil sie in ihrer ganzen Ausdehnung nie befriedigt werden können. Dennoch müssen sie in ungemilderter Strenge ausgesprochen werden, weil die Wirklichkeit ohnehin nicht unterlassen wird sie zu beschränken und herunter zu stimmen. Wer aber überhaupt ihre Gültigkeit bestreitet, der wird unfehlbar auch noch unter der Stufe bleiben, auf die er sich selbstbeliebig beschränkt hat.

Für den vorliegenden besondern Fall dürfte indeß die aufgestellte Behauptung nicht so gar vielem Widerspruch ausgesetzt seyn, da wir bereits die Erfahrung einiger Jahrhunderte auf unsrer Seite haben. Denn wiewohl es unsern gelehrten Schulen auch an Historikern, Mathematikern und Naturkundigen nicht gefehlt hat, die ihre Wirksamkeit weit über den ihnen zunächst vorgezeichneten Kreis hinaus erstreckt haben, so können diese doch in keiner Hinsicht mit den wahrhaft großen Alterthumsforschern verglichen werden, die, der hohen Würde ihres Berufs eingedenk, von den Zeiten der Kirchenverbesserung an bis auf unsre Tage, zumal in Sachsen, dieser Wiege deutscher Geistesfreiheit und Bildung, die wahre Stütze und Zierde unsrer Gymnasien gewesen sind. Eben daraus erklärt es sich aber auch, daß mit seltnen Ausnahmen fast nur solche Gelehrte auf den deutschen Hochschulen wirksame Förderer der Alterthumsstudien geworden sind, die sich zuvor als Lehrer an Gymnasien Verdienst, Achtung und Namen erworben hatten. Wer sich aber am liebsten durch ein sprechendes Beispiel überzeugen läßt, wie der Lehrer einzugreifen vermag, der zugleich ein echter Gelehrter ist, und wie dieß kraftvolle Einwirken grade dadurch erst möglich wird, daß er sich auch als Gelehrter zu ausgezeichneter Höhe erhoben hat, den verweisen wir — um manches verehrten Mitlebenden und noch rüstig Fortwirkenden zu geschweigen — auf den unvergeßlichen Georg Ludwig Spalding als ein würdiges Vorbild, wie praktische Lehrthätigkeit mit umfassender, weit über das nächste Schulbedürfniß hinaus schreitender Gelehrsamkeit zu verbinden ist, und was ein solcher Verein vermag [1]).

Es war nothwendig, hierüber unsre vielleicht nicht von Jedermann getheilte Ansicht mit Bestimmtheit auszusprechen, weil die innere Anordnung

1) Vergl. Georg Ludw. Walch's „Memoria Spaldingii", Berl. 1821, besonders von S. 17 an.

unsrer Jahrbücher hauptsächlich auf derselben beruht, und nur von diesem Standpunkt aus verstanden und gewürdigt werden kann. So nämlich wird es unsern Lesern sofort klar seyn, was uns bewogen hat die Philologie schon auf dem Titelblatte voranzustellen, und weßhalb wir ihr hinfort den meisten Raum, die häufigsten Berücksichtigungen und die ausführlichsten Beurtheilungen zuzuwenden beabsichtigen. Ebenso wird es auch sein Auffallendes verlieren, wenn wir sogleich erklären, daß wir in diesem Gebiete nach seiner ganzen, oben angedeuteten Ausdehnung (aber auch nur in diesem Einem) eine soviel in unsern Kräften ist vollständige Uebersicht über alle literarischen Erscheinungen, auch über die des Auslandes, zu bewerkstelligen wünschen, und daher, keine Beschränkung auf den gemeinen Schulgebrauch anerkennend, nur das unleugbar Gehaltlose, Leere und Nichtige aus unserm Kreise ausschließen werden.

Ganz anders verhält es sich nach unsrer Ueberzeugung mit allen übrigen Lehrgegenständen, deren streng wissenschaftliche Behandlung wir von ihrer besondern Verwendung zum Behuf der Jugendbildung auf das Schärfste abscheiden zu müssen glauben, und die wir in der letztern Beziehung unter dem Worte Pädagogik zusammengefaßt haben, um sofort den Zweck kennbar zu machen, dem untergeordnet sie hier betrachtet werden sollen. In dem ganzen Gebiete, das man nicht bedeutungslos unter der Bezeichnung der Humanitätsstudien begriffen hat, läßt sich kein wesentliches Moment nachweisen, das nicht entweder durch sich selbst oder durch seinen Zusammenhang mit den übrigen Theilen ebensowohl seine pädagogische wie seine wissenschaftliche Seite hätte; weßhalb sich auf diesem Felde die Behandlung für die Schule von der für die Universität nur nach Maaßgabe des Umfangs und der Tiefe unterscheiden wird: die Thätigkeit des Lehrers kann hier also nur dem Grade nach eine andre seyn. In den übrigen Fächern dagegen wird nicht selten dasjenige dem allgemeinen Bildungszweck widerstreben, was die Wissenschaft selbst bereichert und erweitert. Wie daher der in die Tiefen seiner Wissenschaft eingeweihtere Theolog als solcher auch für die Schule der geeignetere Religionslehrer seyn sollte, oder der gelehrtere, schärfere Geschichtsforscher als solcher der wirksamere Geschichtslehrer, das können wir ebenso wenig einsehn, als daß dem physikalischen oder mathematischen Schulunterricht ein besondres Heil daraus erwachsen sollte, wenn der Lehrer, der ihn ertheilt, neue Gesetze für den Elektromagnetismus ermittelt oder der Analysis des Unendlichen neue eigenthümliche Bahnen gebrochen hätte. Hier fällt nur das der Schule anheim, wodurch Klarheit und Gründlichkeit der Methode gefördert wird.

Diesem Grundsatze gemäß werden wir alle Erscheinungen auf dem Gebiete der Theologie, der Geschichte, der Mathematik und der Naturkunde, deren Charakter ein rein wissenschaftlicher ist, solchen kritischen Blättern überlassen, deren Bestimmung entweder eine ganz allgemeine ist, oder die einzelnen dieser Wissenschaften gewidmet sind. Uns dagegen eignen wir alles dasjenige an, was theils für den unmittelbaren Zweck und Gebrauch der Schule gearbeitet ist, theils durch lehrreiche Eigenthümlichkeiten in der Behandlung oder im Inhalt die vorzugsweise Aufmerksamkeit des gelehrten Schulmannes in Anspruch nehmen zu dürfen scheint: wobei sich abermals ohne Weiteres versteht, daß solche Schriften, die sich begnügen zehnmal Gesagtes zum eilftenmal zu sagen, und weder für die Forschung noch für die Methode etwas Neues und Eignes darbieten, ohne Rücksicht auf Bogen- oder Bändezahl,

entweder mit einer kurzen Warnungsanzeige zu entlassen, oder mit einem zur Genüge bezeichnenden Stillschweigen zu übergehen sind.

Ganz dieselben Regeln gedenken wir in Bezug auf die hebräische und auf die neuern lebenden Sprachen zu befolgen. Doch werden wir mit den letztern unsre edle Muttersprache keineswegs in Eine Linie stellen, sondern den hohen Werth, den wir auf sie auch als Bildungsmittel legen, durch vorzugsweise Beachtung der sie und ihre Geschichte betreffenden Werke zu erkennen geben.

Was die philosophischen Vorträge über Logik, Psychologie, Rhetorik, Aesthetik, Geschichte der Philosophie u. s. w. anlangt, sind zwar auch wir, um uns der Worte eines vielerfahrnen gelehrten Schulmannes zu bedienen [1]), der Meinung, daß eine gründliche Erklärung der alten Schriftsteller, ein ernstes Studium der Mathematik und die Erörterung rhetorischer und ästhetischer Begriffe, die bei der Lesung der deutschen Classiker und bei der Verbesserung der schriftlichen Ausarbeitungen auf keine Weise fehlen kann und darf, die beste Vorbereitung auf Denken und Denkübung ist, und daß folglich der Wagen der Philosophie, der sich ohnehin schon so vieles Ballastes entledigt hat und noch gar manches über Bord werfen kann, keines Gymnasial-Vorspannes bedarf, sondern von den Lehrern der Universitäten allein in Bewegung gesetzt und zum erwünschten Ziele gebracht werden kann. — Indeß da es an vielen und achtbaren Andersmeinenden nicht fehlt, auch in mehrern deutschen Ländern die Philosophie unter die ausdrücklich gebotenen Gegenstände des Schulunterrichts gehört, scheint es Pflicht zu seyn, sie auch in unsern Jahrbüchern insoweit zu berücksichtigen, als sie es nicht verschmähn wird sich zu den Bedürfnissen der Schule herabzulassen.

Daß encyklopädische Werke, die den ganzen Kreis der Wissenschaften befassen, sowie literarische von bedeutenderm Umfange, mit stetem Hinblick auf unsern nächsten Zweck Gegenstände unsrer prüfenden Beachtung seyn werden, bedarf keiner Bevorwortung.

Endlich aber wird eine besondre Rücksicht auf solche Schriften genommen werden müssen, die sich mit dem öffentlichen gelehrten Schulwesen im Allgemeinen beschäftigen, mit Zweck und Bestimmung der Gymnasien, mit ihrer äußern und innern Organisation, mit den einzelnen Gegenständen des Unterrichts, woran sich die Methodik und Didaktik anschließt, mit dem Verhältnisse der gelehrten Schule zur Kirche, zum Staate und zu andern Lehranstalten, mit der Schulzucht u. s. w. Ebenso soll nichts unbeachtet bleiben, was zur Geschichte des gelehrten Schulwesens überhaupt und zur Charakteristik einzelner bedeutender Lehranstalten oder zur Schilderung denkwürdiger Schulmänner insbesondere erwünschte Beiträge liefert.

Ausgeschlossen dagegen bleibt Ein für allemal, was durch den elementarischen Bedarf des Bürger- und Landschullehrers hervorgerufen ist, was lediglich der häuslichen Erziehung und dem Privatunterricht angehört, was endlich speciellen Berufs- oder Standesschulen gewidmet ist, ebenso das ganze unabsehbare Gefolg sogenannter Kinder- und Jugendschriften, es müßten denn in seltnen Fällen Gründe eintreten eine Ausnahme zu machen, wozu wir uns das Recht wie billig vorbehalten.

Neben diesen aus der Sache selbst hervorgegangenen Beschränkungen der

---

1) Joh. Casp. Friedr. Manso im Progr. des bresl. Magdal. Gymn. zu Ostern 1826, S. 49.

zu beurtheilenden Werke wird eine andre durch die Zeit auferlegt, durch das Jahr der Erscheinung. Als angemessenster Zeitpunkt von wo an stellte sich im Durchschnitte das Jahr 1825 dar, und nur für Schriften des Auslandes ist er bis zum Jahre 1824 oder 1823 hinausgerückt. Ausnahmen von dieser Festsetzung sollen zwar nicht ganz unzulässig seyn, doch sollen sie in der Regel nur bei Fortsetzungen bändereicher Werke und bei den bald näher zu besprechenden Collectivrecensionen eintreten, bei denen es darauf ankommt ein ganzes Gebiet auf Einmal zu umfassen, und sich also nicht selten die Nothwendigkeit zeigen dürfte, bei einem noch frühern Zeitpunkt anzuknüpfen.

Hiedurch wäre denn der Kreis beschrieben, den der kritische Theil unsrer Jahrbücher auszufüllen sich angelegen seyn lassen wird. Trotz aller Beschränkungen, die die Sache irgend gestatten wollte, ist er immer noch weit genug geblieben, um der entsprechenden Ausführung des dargelegten Plans bedeutende Schwierigkeiten entgegenzustellen. Am erfolgreichsten wird ihnen durch gedrängte Kürze des Ausdrucks und durch ein richtiges Verhältniß des Umfangs der Beurtheilung zu dem beurtheilten Werke begegnet werden.

Außerdem aber glauben wir zur Annäherung an dieses Ziel dadurch mit hinwirken zu können, daß wir Schriften über denselben Gegenstand oder doch von nahverwandtem Inhalte soviel wie möglich in Collectivrecensionen zusammenzufassen suchen, z. B. Ausgaben oder Uebersetzungen Eines und desselben Schriftstellers, Sprachlehren oder Wörterbücher Einer und derselben Sprache, Hand- oder Lehrbücher Einer und derselben Wissenschaft. Manche allgemeine Bemerkung oder Anfoderung, manches allgemeingültige Urtheil, das bei mehrern Werken immer wiederholt auszusprechen gewesen wäre, braucht so nur Einmal durchgreifender vorgetragen und sofort auf eine ganze Classe von Schriften bezogen zu werden; auch wird das Charakteristische der einzelnen ins hellste Licht treten, wenn sie nicht bloß in Bezug auf ihre Wissenschaft, sondern auch nach ihrem Verhältniß zu einander gewürdigt werden. — Nicht ganz grundlos würde zwar der Einwurf seyn, daß auf diese Weise leicht eine gewisse Einseitigkeit des Urtheils über ganze Zweige der Literatur sich verbreiten und die Stimmung befangen könne, welche Gefahr wegfiele, sobald die einzelnen Schriftwerke, anstatt sie unter Einem Ueberblick zusammenzufassen, unter verschiedne Gelehrte vertheilt würden. Aber auch abgesehn davon, daß die gefürchtete Einseitigkeit sich in Gesammtbeurtheilungen viel leichter verrathen, und dadurch ihren schädlichen Einfluß verlieren würde, wird sich jeder Besorgniß dieser Art im Voraus dadurch begegnen lassen, daß wir sogleich unsre Bereitwilligkeit erklären, von vorzüglich beachtenswerthen Schriften, wenn sie auch schon als Glied einer längern Kette mit andern zugleich beurtheilt seyn sollten, doch noch besondere Recensionen aufzunehmen, insofern sich diese durch Aufstellung eines eigenthümlichen Gesichtspunktes empfehlen werden.

Auch ist dieses Verfahren längst kein neues mehr. Fast alle unsre bessern kritischen Blätter haben manches Schätzbare und Lehrreiche dieser Art geliefert, und in neuester Zeit hat namentlich der „Hermes" sich durch gehaltvolle Collectivrecensionen aufs vortheilhafteste ausgezeichnet, obgleich grade die philologische und pädagogische Literatur in ihm sich am seltensten der Beachtung zu erfreuen gehabt hat. Um so lieber treten von dieser Seite unsre Jahrbücher ergänzend ein, und es ist sogleich in den ersten Heften der Anfang damit gemacht worden.

Endlich ist zur Erreichung möglicher Vollständigkeit auch die Einrichtung getroffen worden, daß sich jedesmal den ausführlichen Beurtheilungen in einer besondern Abtheilung kürzere Anzeigen anschließen sollen. Wir finden dieselbe Anordnung in der ohnlängst in Leyden begonnenen „Bibliotheca critica nova", und können nicht umhin dasjenige zum Theil auf uns anzuwenden, was dort Bake in der Vorrede sagt: Bibliothecae nostrae bipartita distributio. Nam priora cujusque Voluminis destinamus Censuris, in quibus accurate, quantum fieri et potest et oportet, libri explorabuntur, plenissimeque referetur, si quid in iis vel laudandum vel secus erit. Reliqua tribuentur Relationibus brevioribus, quae generalem vel commendationem vel animadversionem continebunt, exposito quam brevissime cujusque operis argumento: multi quippe erunt libri qui diligentiorem illam explorationem non requirant, plures etiam de quibus, utpote recentissimis, primum isto modo commemorare ac nunciare praestabit, quam diu negligere, postea, si otium dabitur, aliquanto majori cum cura retractandis et excutiendis. — Doch werden wir darin von den gelehrten Holländern abweichen, daß diese kürzeren Anzeigen bei uns nie ein bloßer Neuigkeitsbericht werden sollen, wofür sich eine andre paßliche Stelle finden wird: vielmehr sind sie für solche Schriften bestimmt, von denen außer ihrem Vorhandenseyn nicht eben viel zu sagen ist, ebenso für wenig veränderte neue Auflagen und für Bücher, die sich ihrer Beschaffenheit nach nur für gedrängte Auszüge und Inhaltsangaben eignen.

Um aber die bequeme Uebersicht über die gesammte philologische und pädagogische Literatur auf alle Weise zu erleichtern, wird dem letzten Heft eines jeden Jahrganges ein soviel es irgend zu bewerkstelligen ist vollständiges und nach den Wissenschaften geordnetes Verzeichniß aller im Laufe des Jahres wirklich erschienenen philologischen und pädagogischen Schriften nebst Angabe des Verlagsortes, des Umfangs, des Formats und des Preises beigefügt werden.

Ueber Form, Ton und Art der Beurtheilungen irgend etwas im Voraus willkührlich festsetzen zu wollen, würde eine ungeziemende Anmaaßung seyn. Daß von der äußerlichen Anlage, wie von dem innern Gehalte, von den benutzten Hülfsmitteln und von allem was sonst wesentlich zur Geschichte eines Buches gehört, da wo es nöthig scheinen kann, treuer Bericht erstattet und kein Urtheil ohne Beweis gefällt werde, sind so billige und natürliche Anfoderungen an jedes kritische Institut, daß ihrer hier nicht erst gedacht zu werden braucht. Als erste und höchste Tugend des öffentlichen Beurtheilers pflegt man vor allem Humanität zu begehren, und gewiß mit Recht, wenn man dem schönen Worte nur nicht so oft eine ganz falsche Bedeutung unterlegte. Denn gar zu gern versteht man darunter die höfliche Halbheit, die, rechts und links persönliche Rücksichten nehmend und es mit keinem zu verderben bemüht, einem jeden sein Recht vorenthält, und sich freventlich verletzt wähnt, sobald ein Kritiker sein Urtheil mit rücksichtsloser Bestimmtheit ausspricht. Die Humanität, der sich die Jahrbücher befleißigen werden, kann nie eine andere seyn als die der Gründlichkeit, der Wahrheitsliebe, der Gerechtigkeit. Inwiefern diese aber mit vorherrschender Milde oder Strenge zu vereinigen seyn dürfte, darüber wird in allen einzelnen Fällen lediglich das eigne Ermessen der Mitarbeiter zu entscheiden haben. Der Herausgeber glaubt seiner Pflicht dadurch genügt zu haben, daß er nur

solche Gelehrte zur Mitwirkung eingeladen hat, für die schon ihre Namen jede Gewähr leisten. Da ein jeder Mitarbeiter sein Urtheil nöthigenfalls selbst vertreten wird, hat er auch wohlbegründeten Anspruch auf unveränderten Abdruck seiner Beiträge, und diese geziemende Achtung vor der literarischen Selbständigkeit jedes einzelnen soll sich bis auf die Eigenthümlichkeiten der Rechtschreibung ausdehnen, wo nicht ausdrücklich darauf Verzicht geleistet ist.

Sich übrigens um die freundlichen oder unfreundlichen Verhältnisse zu kümmern, die etwa zwischen dem Beurtheiler und dem Verfasser oder gar dem Verleger der zu beurtheilenden Schrift obwalten dürften, sollte dem Besorger einer kritischen Zeitschrift, der in höherer Hinsicht seinen Verpflichtungen zu genügen wünscht, niemals angemuthet werden. Wäre es ihr auch möglich, was es nicht ist, so wäre es doch gewiß seiner unwürdig, weil es ein förmlich ausgebildetes System literarischer Späherei, Zuträgerei und Klätscherei voraussetzen würde, um hierin mit einiger Consequenz verfahren zu können. Daher ist es anständiger und angemessner, zu einem jeden Mitarbeiter, den man eingeladen hat, auch das redliche Vertrauen zu hegen, daß er kein Buch zu beurtheilen übernehmen werde, an dessen unbefangener Würdigung ihn irgend ein persönliches Verhältniß hindern könnte. Wer ein solches Vertrauen mißbrauchen möchte, thäte es immer nur auf Kosten seines eignen Werthes und seines guten Namens, ohne sonderliche Fährdung eines Dritten oder der Literatur überhaupt. Ja selbst, wenn zwischen zwei Schriftstellern eine offenkundige wissenschaftliche Freundschaft oder Fehde statt fände, wäre dieß noch immer kein hinreichender Grund, den Einen von der Beurtheilung des andern zurückzuweisen, vorausgesetzt daß die Befreundeten oder Streitenden als Männer bekannt wären, denen es um Wahrheit und nur um Wahrheit zu thun ist: sonst aber wären sie überall nicht zur Theilnahme an den Jahrbüchern zuzulassen. Und überhaupt, wer bringt es so leicht zu einer solchen stoischen Apathie, daß ihn nicht Ton und Inhalt einer jeden Schrift, die er mit Aufmerksamkeit zu lesen anfängt, alsbald mit einer günstigen oder ungünstigen Stimmung erfüllen sollten, die von dem Buche auf den Verfasser selbst als literarische Person übergeht, und der Beurtheilung unvermeidlich ihre besondere Färbung mittheilt? Ja, grade solchen Zuneigungen und Abneigungen möchte man wohl in der Regel die gründlichsten, die selbständigsten und eindringendsten Kritiken zu verdanken haben: wem sollte nicht seine Lesung gelehrter Blätter die Belege für diese auf den ersten Blick vielleicht paradox erscheinende Behauptung an die Hand geben? Schliche sich nun aber auch wirklich, wider des Beurtheilers Wissen und Willen, einige Ungerechtigkeit mit ein, so glauben wir im Ganzen in dem Kreise, der kritische Blätter liest, soviel richtigen Takt und Prüfungsgeist voraussetzen zu dürfen, daß er dergleichen persönliche Beimischungen unschwer zu erkennen und nach Gebühr zu würdigen nicht ermangeln würde. Auch glauben wir zur Ehre der öffentlichen Meinung behaupten zu dürfen, daß es noch nie einer literarischen Cabale durch lügenhafte Kritik gelungen ist, weder ein schlechtes Erzeugniß zu Ansehn und Ehren zu bringen, noch auch einem mit Gründlichkeit, Geist und Fleiß geschriebenen Werke auf die Dauer die ihm gebührende Achtung und Anerkennung zu entziehn. Damit sind wir aber keineswegs gemeint, durch solcherlei pikante Reizmittel die Kritik in den Jahrbüchern geflissentlich zu schärfen: vielmehr wird keine geziemende Fürsorge aus der Acht gelassen und ganz besonders

dahin gesehn werden, daß es nie der zunftmäßigen Einseitigkeit irgend einer Schule gelinge, das neue Institut für ihre Zwecke in Beschlag zu nehmen.

Ueberdieß verschwinden diese wie manche gegründetere Bedenklichkeiten, die die bisher üblich gewesenen Formen des öffentlichen literarischen Urtheils im Ganzen treffen, sobald die anjetzt noch immer vorwaltend gebräuchliche Anonymität oder Pseudonymität der Beurtheiler aufgehoben wird. Um also auch von dieser Seite nichts zu versäumen, was im Voraus als Gewährleistung für das allein auf Ermittelung der Wahrheit gerichtete Bestreben der Jahrbücher gelten kann, ist es mit den Mitarbeitern verabredet und als unverletzliche Regel festgestellt worden, daß eine jede Recension mit dem Namen ihres Verfassers unterzeichnet werden soll: ein Verfahren, das durch den jetzigen Zustand des Recensirwesens, sowie durch die Ansprüche der bessern, d. i. der die Beurtheilungen wieder beurtheilenden Leser genügend vorbereitet zu seyn scheint.

Zwar bedienten sich aus Gründen, die im Geiste jener Zeit lagen, sowohl die „Acta eruditorum" als späterhin die trefflichen „Literaturbriefe", die „Allgemeine deutsche Bibliothek", die „der schönen Wissenschaften" und die ältere „Jenaer Literaturzeitung" durchgängiger Verschweigung der Namen. Aber schon in Wyttenbach's „Bibliotheca critica" (seit 1777) und dann in der „Göttinger Bibliothek für alte Literatur und Kunst" (seit 1786) wurden bei mehrern freimüthigen philologischen Recensionen mit gutem Erfolg Ausnahmen von der fast herrschend gewordenen Sitte gemacht. Das kräftige Eingreifen der Brüder Schlegel in einzelne Zweige der Kritik trug ebenfalls das Seinige dazu bei, ein völlig offnes Hervortreten zu empfehlen, und die „Erfurtischen Nachrichten von gelehrten Sachen" (von 1797 an) schritten bereits soweit vor, daß sie Nennung der Namen zur unerlaßlichen Bedingung machten. Freilich fand diese Zeitschrift wenig Beifall, und erfreute sich keines langen Bestehns: allein davon lag der Grund nicht in der aufgehobenen Anonymität, wenn diese auch dazu beitragen mochte, die tiefer liegenden Schwächen schneller ans Licht zu bringen [1]). Als sich aber die „Jenaer Literaturzeitung" im Jahre 1804 verjüngte, wurde es als einer der wesentlichsten Vorzüge des erneuten Instituts betrachtet, daß es jedem Mitarbeiter gestattet war, sich so kenntlich zu machen, wie es ihm gut dünkte, und daß viele der trefflichsten Männer unsres Volkes, Johannes Müller, Reinhold, J. G. Schneider, Göthe, Voß, Jacobs, Aug. Wilh. Schlegel, Schleiermacher u. a. theils mit ihren Namen, theils in so leichter Umhüllung auftraten, daß sie von keinem Aufmerksamen verkannt werden konnten. Wie zeitgemäß diese Einrichtung war, hat sich unter andern auch dadurch bewährt, daß alle seitdem neu begründeten kritischen Tribunale, in Heidelberg, Leipzig, Wien, Hildesheim und sonst, hierin denselben Grundsätzen gefolgt sind, und daß diesen seit dem Jahre 1825, nach vierzigjähriger Geheimhaltung der Namen ihrer Mitarbeiter selbst die alte, nach Halle verpflanzte Literaturzeitung zu huldigen begonnen hat.

Da jedoch dieß Verfahren anjetzt noch auf einer halben Maaßregel beruht und ein nur geduldetes ist, da sonach neben den Vortheilen der Nennung alle Nachtheile der Verschweigung der Namen fortbestehn, und man

1) Was im Schlegel'schen „Athenäum", Bd. 2, S. 338, darüber gesagt ist, ist bitter, aber wahr.

überdieß besonders bei jüngern Gelehrten sehr geneigt ist, das offne Auftreten auf dem Kampfplatze als ein Zeichen sonderlingshafter Anmaaßung oder trotzig herausfodernder Streitlust mit ungünstigen Augen anzusehn, so ist nach dem Vorgange der achtbaren Herausgeber der „Bibliotheca critica nova“ auch in unsern Jahrbüchern die Nennung der Mitarbeiter ohne Ausnahme und dadurch die gleiche Stellung aller vorgezogen worden. Da die Sache nicht unwichtig ist, wir aber noch bei weitem nicht auf Uebereinstimmung in Beurtheilung derselben rechnen können, wird es nicht unzweckmäßig seyn, zu weiterer Prüfung hier anzudeuten, was nach reiflicher Erwägung und Berathung mit mehrern Gelehrten den Ausschlag dafür gegeben hat.

Unser ganzes heutiges Schriftwesen hat insofern einen öffentlichen, aufrichtigen und ehrlichen Charakter, als unsre guten Schriftsteller selbst kleinern und minder bedeutenden Arbeiten ihren Namen beizufügen gewohnt sind. Wer ohne seinen Namen oder unter falschem Namen schreibt, thut es im guten Sinne entweder mit einiger durch Verdienst erworbner Vornehmheit, weil er weiß, daß er doch gekannt ist, sodaß er die Mühe sparen kann, seinen Namen noch besonders hinzuzusetzen, wie Hippel in seinen spätern Schriften und Knebel, oder weil ihm ein Incognito, das in der That keines ist, durch irgend eine geschichtliche Beziehung zu lieb geworden ist, um es wieder aufzugeben, und der falsche Name in der Welt der Gelehrten selbst die Natur des wahren angenommen hat, wie bei Jean Paul. Leider viel häufiger aber ist ein solches Versteck durch kleinliche oder unlautere Nebenrücksichten veranlaßt, dient zu heimlicher Förderung lichtscheuer Zwecke, gleichviel ob sie eine Sache oder eine Person betreffen, oder doch zur Verhüllung der Seichtigkeit, der Eilfertigkeit, der unberufenen Einrede, die sich ihrer faulen Sache wohl bewußt ist, und stellt sich so durchgängig als selbstverrätherisches Zeichen eines schlechten Gewissens dar. Allerdings giebt es bei wahrer, tiefer Anonymität ehrenhafte Ausnahmen: aber sie finden sich selten, und wo sie sich finden, sind sie meistens schwere Anklagen gegen die Zeit und die Verhältnisse, unter deren Einwirkung sie erschienen. Daher haben anonyme oder pseudonyme Schriften in der Regel und mit Recht die öffentliche Meinung gegen sich. Der Leser will wissen, wer zu ihm redet, nicht aus Neugier, nicht um durch die Person des Verfassers seine Aufmerksamkeit entscheiden, seine Beistimmung erschleichen, sein Urtheil gängeln und befangen zu lassen, sondern weil der Schriftsteller wie der Künstler seiner Natur nach eine öffentliche Person ist, womit ein solcher Hinterhalt in grellem Widerspruch steht. Läßt sich nun leider auch keineswegs behaupten, daß die Nennung des Namens jedesmal den bessern Zweck der Druckschrift verbürge, so kann doch als ziemlich ausgemacht betrachtet werden, daß da, wo eine würdige, gesetzmäßige Oeffentlichkeit besteht, derjenige, der auf dem Wege durch die Druckerpresse etwas ganz Schlechtes durchzuführen beabsichtigt, sich gewiß der Verborgenheit befleißigen wird, so viel und so lange er kann.

Wenn nun aber aus richtigem Gefühl bei selbständigen Werken ein offnes Visir erwartet und gefodert wird, so ist schon an sich gar nicht wohl einzusehn, warum es doch bei der öffentlichen Beurtheilung solcher Werke anders gehalten werden solle, gleichviel ob das Urtheil günstig oder ungünstig ausfalle. Ja, der Verfasser dieser Zeilen will nicht leugnen, daß selbst das verdienteste Lob immer noch einen Zweifel in ihm zurückgelassen,

und daß ebenso der gerechteste Tadel über ein schlechtes Buch den widrigen Eindruck einer meuchlerischen Handlung auf ihn hervorgebracht hat, so oft jenes Lob oder dieser Tadel aus sicherer Verborgenheit hervorhallte: und sowie es ein großer Vorschritt in der Vervollkommnung der bürgerlichen Gesellschaft war, als die heimliche, wenn auch wahrscheinlich in sehr vielen Fällen durchaus gerechte Vehme einer zwar dem Mißbrauch nicht minder unterworfenen, aber doch offenen Rechtspflege weichen mußte, so würde es gewiß als ein erfreulicher Vorschritt in der literarischen Rechtlichkeit gelten können, wenn niemand mehr anonym recensiren wollte.

Dazu kommt ein zweiter, sehr gewichtiger Grund. Es ist nämlich ganz unmöglich, daß ein jeder Leser ein jedes beurtheiltes Buch schon selbst gelesen oder doch beim Lesen der Beurtheilung zu prüfender Vergleichung zur Hand haben kann; auch werden die meisten sich bescheiden, keineswegs in allen Fächern ein gleich sicheres eignes Urtheil mit hinzuzubringen, wodurch sie von den Urtheilen anderer bis auf einen gewissen Grad abhängig werden. Ja, viele lesen gerade darum kritische Blätter, um durch sie den Mangel an einem eignen Urtheil zu ersetzen, sey es nun, daß es ihnen an Zeit oder Gelegenheit oder auch an innerer Befähigung gebricht, um selbst zu sehn und selbst zu prüfen. Immer bleibt zu wünschen, daß ein jeder vor Täuschung möglichst bewahrt bleibe. Wo nun freilich ein ungenannter Beurtheiler gleich in die Sprache ungemäßigter Schmeichelei oder leidenschaftlicher Gehässigkeit verfällt, da weiß der verständige Leser sofort, was von dergleichen Kritik zu halten ist. Allein diese Extreme werden meistens vermieden: und daher sind die Beurtheilungen — gleichviel ob sie ein unverdientes Hervorheben oder ein ungerechtes Herabsetzen beabsichtigen — der Wahrheit ungleich nachtheiliger, die, einen mäßigen, ruhigen Ton erheuchelnd, ihrem Zweck auf leisern Wegen nachgehen, und durch gleißnerische Künste eine gewisse Glaubhaftigkeit erschleichen, während es nur des Namens des Verfassers als unfehlbaren Schlüssels hinzu bedürfte, um Lob und Tadel ins wahre Licht zu stellen, und den arglistig gesponnenen Trug zu vernichten. Endlich aber kann der Beurtheiler zwar ein höchst rechtschaffner, von aller verwerflichen Persönlichkeit und sonstigen Nebenabsichten freier, aber in gewissen Ansichten so verstrickter und befangner Mann seyn, daß es ihm beim reinsten Willen nicht gelingt, einen unabhängigen Standpunkt zu gewinnen, und er also durch eine innere Nöthigung gezwungen ist, das zu beurtheilende Buch weit über oder weit unter seinem Werthe zu schätzen. Ist er nun dabei ein Mann von Geist und Einsicht, so kann es ihm gar wohl gelingen, daß er seine einseitigen Ansichten, ja seine Irrthümer auch andern annehmlich macht, und daß er so, bei der unverfänglichsten Absicht, dennoch durch sein Lob oder seinen Tadel andre zu den ungerechtesten Urtheilen verführt. Das wäre unmöglich, sobald sein Name ausgesprochen und damit zugleich sein individueller wissenschaftlicher Standpunkt bezeichnet wäre. So könnte ein jeder, der nur mit dem Geschichtlichen des Gegenstandes bekannt ist, das ausgesprochene Urtheil der Billigkeit gemäß modificiren. — Alle diese Gefahren der Anonymität aber, sowie die oben angedeuteten Mißbräuche derselben, würden zum größten Gewinn aller dabei Betheiligter mit der Anonymität selbst verschwinden.

Dabei ist nun noch der Erwägung werth, daß das Banner der Oeffentlichkeit bereits von zu vielen und ausgezeichneten Männern erhoben ist, um

die Sache wieder rückgängig machen zu können. Wo also über irgend einer auffallenden Kritik anjetzt noch eine verhüllende Wolke ruht, wird auch ohne Weiteres eine lichtscheue Absicht der Verheimlichung vorausgesetzt, sey es ungeziemende Menschenfurcht, sey es das stille Bewußtseyn nicht durchaus gründlicher Arbeit, sey es etwas noch Schlimmeres; ja man glaubt sich (vielleicht nicht ganz mit Unrecht) befugt, auf Lösung des hingeworfnen Räthsels bedacht zu seyn. Welch' ein Getriebe niedriger Späherei und Zuträgerei, weibischer Neugier und kleinlichen Herumrathens, oft auch grundlosen Argwohns und unausgesprochner Verfeindung davon schon die Folge gewesen ist, das kann keinem unbemerkt geblieben seyn, der auf den Zustand unsres Schriftwesens zu achten sich die Mühe genommen hat: und wie leicht wäre es, allen diesen Unwürdigkeiten auf Einmal ein Ende zu machen!

Auf demselben Wege aber würde noch ein Vortheil von nicht geringerer Bedeutung erreicht werden. Bei gar mancher anonymen Recension nämlich drängt sich unwillkührlich der Gedanke auf, welches Resultat sich wohl ergeben würde, wenn dieses und jenes kritische Institut nicht umhin könnte, die Liste seiner Mitarbeiter öffentlich darzulegen, und ob nicht viele Namen erst durch ihre Nennung recht namenlos zu werden anfangen dürften. Dagegen läßt sich hoffen, daß, sobald Namhaftigkeit im äußerlichen Sinne herkömmlich wäre, sie auch im andern, höhern nicht ausbleiben würde. Denn ein Jeder, der seinem Blatte Achtung und Dauer zu bewahren wünschte, würde genöthigt seyn, vor allem für solche Mitarbeiter zu sorgen, die ohne Weiteres ein günstiges Vorurtheil erwecken, und an deren Namen sich sofort Erinnerungen an literarische Leistungen anknüpfen, wodurch aber keineswegs jüngere Gelehrte ausgeschlossen werden sollen, die durch Nennung ihres Namens Bürgschaft für ein tüchtiges Streben zu leisten bereit sind.

Ob es auch Recensenten giebt, die ihr Geschäft leichter betreiben, wo die Nebelkappe der Anonymität sie umhüllt, wollen wir dahin gestellt seyn lassen. Viele behaupten es aber, und so würde denn also die Nennung der Namen auch auf die Gründlichkeit, Besonnenheit und Gediegenheit der Urtheile wohlthätig einzuwirken nicht ermangeln.

Nun ist uns allerdings von achtbaren Vertheidigern der Anonymität eingewendet worden, daß es ja bei literarischen Beurtheilungen einzig und allein auf die Sache ankomme, sodaß durch Einmischung der Personen nicht nur nichts gewonnen, sondern auch mehrfaltige Befangenheit im Urtheil über das vorliegende Buch beim Beurtheiler und wieder über die Beurtheilung beim Leser derselben erzeugt werde: denn mancher, mit seinem Namen hervorzugehn genöthigt, werde nun den Tadel, den er als Anonymus ohne Rückhalt auszusprechen kein Bedenken getragen hätte, unangenehmer Folgen wegen entweder ganz unterdrücken oder ihn doch so ermäßigen, daß er seine Kraft und Bedeutung verliere, der Leser also statt einer anonymen, aber wahrhaften, eine zwar namhafte, aber die herbe Wahrheit klüglich umgehende Kritik hinnehmen müsse, wogegen andre sich das persönliche Auftreten ebenso bereitwillig zu Nutze machen würden, um ihren Begünstigern und Begünstigten, Partisanen und guten Freunden zu nicht geringerer Beeinträchtigung der Wahrheit durch namhafte Höflichkeiten zu huldigen, und sie zu entsprechenden Gegendiensten aufzubieten: der Leser aber werde nun immer zuerst nach dem unterzeichneten Namen sehn, und durch diesen bestochen, schon im Voraus bei sich über die Glaubhaftigkeit des Urtheils absprechen, ohne

diesem selbst die gebührende vorurtheilsfreie und selbstprüfende Aufmerksamkeit zu schenken.

In Bezug auf den ersten Theil dieser Einrede müssen wir bekennen, daß er uns wie alle jene Gemeinplätze anmuthen will, die an sich ebenso viel Richtiges als Unrichtiges enthalten, bei ihrer Anwendung auf einen bestimmten Fall aber sofort in Nichts zergehn. Sobald unser Schriftwesen den hohen, von aller persönlichen Zuthat gereinigten Standpunkt erreicht hat, daß sich kein Schriftsteller mehr nennt, sondern ein jeder die Sache allein sprechen läßt, wird die Kritik allerdings mit Recht und Anstand denselben Charakter annehmen. Bis dahin aber — und diese Zeit literarischer Entkörperung, wenn sie jemals wünschenswerth ist, dürfte doch noch in unabsehbarer Ferne liegen — schließt jene vorgebliche Repräsentation der Sache durch die Anonymität eine Anmaaßung in sich, die uns um so widerwärtiger erscheint, je leiser sie auftritt. Denn so wenig wir gesonnen sind, das Vorhandenseyn objectiver Wahrheit überhaupt abzuleugnen, so glauben wir doch, daß es den Wenigsten vergönnt ist, ihrer theilhaft zu werden, und daß diejenigen, die sie zu besitzen am lautesten behaupten, grade am allerweitesten von ihr entfernt sind. Sowie wir daher in der Nennung des Schriftstellers auf dem Titel seines Werkes das offne Eingeständniß seiner endlichen, allen Mängeln und Täuschungen der Realität unterworfenen subjectiven Natur erblicken, so scheint uns insbesondre der Kritiker, der seine Urtheile ohne Nennung seines Namens, also nicht in eigner Person, sondern als Organ der Wissenschaft oder der Wahrheit zu fällen unternimmt, sich eine objective Untrüglichkeit anzueignen, die ihmniemand zugestehn kann, wogegen der namentlich Unterzeichnete durch diese Enthüllung seiner Subjectivität dem kundigen Leser mit gebührender Bescheidenheit den Maaßstab an die Hand giebt, nach welchem er über das ausgesprochene Urtheil sein eignes wie in höherer Instanz ergehn lassen kann: wobei wir vo.aussetzen, daß ein kritisches Institut das öffentliche Urtheil nicht abschneiden oder beengen, sondern durch dargelegte Thatsachen begründen, anregen und beleben will.

Kein größeres Gewicht können wir der Besorgniß zuerkennen, daß die Nennung der Namen der Offenheit und Freimüthigkeit der Kritik Eintrag thun werde. Knechtische und um dienstfreundliche Erwiederung bettelnde Lobhudeleien hangen so wenig von der Verschweigung wie von der Unterzeichnung des Namens ab, sondern einzig von der Gemeinheit dessen, der sich solcher Künste befleißigen mag: denn auch der Ungenannte hat ja Mittel genug in Händen, demjenigen sein Antlitz unverlarvt zu zeigen, dem seine Weihrauchspenden gewidmet sind. Der Unterschied liegt bloß darin, daß der Ungenannte solchen Unfug mit mehr Sicherheit, mit minderer Gefahr entdeckt zu werden und dadurch seines ganzen Zweckes zu verfehlen, verüben kann, daß aber der Namhaftgemachte gleich beim ersten erklecklichen Versuche sich selbst zusammt seinem Helden dahin stellen würde, wohin er gehört; sodaß diesen Umtrieben gar nicht wirksamer würde gesteuert werden können als durch Abschaffung aller Anonymität.

Ungefähr dieselbe Bewandtniß hat es mit der kräftigen Rücksichtslosigkeit im Tadeln. Nicht selten liegt diese einem großen Theile nach in der unumwunden derben Art des Ausdruckes; und wenn die Beseitigung der Namenlosigkeit dahin wirken könnte, daß die Kritik sich bei gleich strengem Verfahren im Wesentlichen, in unbefangner Gradheit des Sachurtheils, mehr als

bisher oft geschehen ist, milder und schonender Formen befliſſe, so würde daran wohl ebenso wenig der unbetheiligte Leser als der beurtheilte Schriftsteller etwas auszusetzen haben: vielmehr würde eine Menge kleinlicher Fehden wegfallen und der allgemeine literarische Anstand auch bei uns gewinnen, der z. B. das pariser „Journal des savans", in welchem gleichfalls kein Verschweigen der Namen gestattet wird, bei ungemeiner Gründlichkeit der Kritiken aufs ehrenvollste auszeichnet.

Denjenigen hingegen, der, wo er sich zu nennen nicht umhin kann, aus Furcht vor aufgebrachten Verfassern, vor erbitterten Verlegern oder vor aufgestörten Wespennestern ganzer in Einer Person beleidigter Parteien und Zusammenrottungen, vor Antikritiken und den Repressalien hämischer Gegenbeurtheilungen seiner eignen Schriften, der gebührenden Schärfe eines reiflich erwogenen Sachurtheils auch nur ein Jota zu entziehn im Stande wäre, einen solchen würden wir nicht bloß für alle Kritik verdorben achten, sondern wir würden uns überhaupt von ihm nie etwas für die Wissenschaft wahrhaft Ersprießliches verheißen können. In den philologischen Studien wenigstens, in denen kein Schritt ohne rüstige Ausübung kräftiger Kritik gethan werden kann, wo man jeden Augenblick darauf gefaßt seyn muß, andern Gelehrten mit Bestimmtheit entgegenzutreten, und was sie gemeint haben zu verwerfen, würde dieser Behutsame es vor lauter ungehörigen Rücksichten niemals zu etwas Tüchtigem bringen, und in andern Gebieten des Wissens wird sichs unstreitig ebenso verhalten. Wer also nur in anonymen Recensionen den Muth zu haben glaubt, gerechten Tadel ungescheut auszusprechen, der bleibe lieber ganz davon. Diese Beklommenheit, die die wahre schlechte Persönlichkeit und der Tod aller Wahrheit ist, würde auch in seinem Versteck nicht von ihm weichen, und seine Worte hemmen. Denn wer sagt ihm gut dafür, daß er nicht unter der schlauſten Verlarvung dennoch heraus erkannt wird? und wähnt er es dann besser zu haben, als wenn er gleich anfangs offen zu Werke ging? Ueberdieß, wer kann wegen der Folgen einer Recension besorgt seyn, wenn er sich selbst das Zeugniß geben darf, mit ruhiger Umsicht und Parteilosigkeit geurtheilt zu haben? Wer sich nicht über Anfeindungen zu erheben weiß, in die er mit Ehren gerathen ist, der bleibe ja von allem öffentlichen Leben und Wirken fern: wer keinen Tadel, nicht einmal unverdienten, ertragen kann, ist auch des Lobes nicht werth.

Ueber die Wirkung namhafter Kritik auf den Leser haben wir nur weniges zu bemerken. Ist er einmal gewohnt, das eigne Urtheil zu suspendiren, so findet die Nennung der Namen an ihm nichts mehr zu verderben: indeß ist es immer noch besser, einem gekannten, als einem nicht gekannten Führer nachzutreten. Wer aber sonst selbst prüft, wird es nur desto gründlicher und schärfer thun, wenn der Name des Recensenten ihm dabei den Standpunkt zeigt, von dem eine solche Metakritik am schicklichsten ausgeht.

Lassen wir nun auch hier die Erfahrung der letzten Jahrzehende mitsprechen, so wird sie zu dem Ergebniß führen, daß grade von den kräftigsten, durchdachtesten und eingreifendsten Beurtheilungen philologischer Werke die Urheber sich entweder sofort selbst kund gegeben oder doch dieß nur darum unterlassen haben, weil sie mit Recht voraussetzen konnten, daß sie ohnehin einem jeden auch ohne Namensnennung kenntlich seyn würden, welches letztere insbesondere auf Hermann's Kritiken in der „Leipziger Literaturzeitung" bezogen werden mag.

Darf der Verfasser dieser Zeilen bei diesem Anlaß auf die zwanzig Jahre zurücksehn, während welcher er sich auf dem Felde der literarischen Kritik mit gänzlicher Entäußerung aller persönlicher Nebenrücksichten und mit wenig, hier und da vielleicht mit zu wenig Aengstlichkeit in der Wahl der Ausdrücke, wenn sie nur seiner Ueberzeugung entsprachen, versucht hat, so muß er auch jetzt noch in reiferm Alter bekennen, daß es ihn noch nie gereut hat, stets der Ansicht gefolgt zu seyn, die er hier zu entwickeln und zu rechtfertigen versucht hat [1]). Allerdings hat er sich dadurch den wie es scheint unsterblichen Haß von zwei bis drei Schriftstellern zugezogen, denen unangenehme Wahrheiten grad heraus zu sagen er keinen Anstand genommen hatte, und diese haben nicht ermangelt, in leidenschaftlichen Schmähungen, ja in gemeinen Schimpfereien dafür eine ihrer würdige Rache zu nehmen [2]). Aber auch abgesehn davon, daß dergleichen Paroxysmen den unwiderleglichsten Beweis führten, wie richtig der eigentlich faule Fleck getroffen sey, waren denn doch der angenehmen Erfahrungen bei weitem mehrere; auch hat der Verfasser nicht eben bemerkt, daß jene Ausbrüche sonst wem Unehre gebracht hätten als ihren Verfassern, oder daß durch sie die öffentliche Meinung gegen die Wahrhaftigkeit seines Urtheils eingenommen worden wäre. Man wußte ja, woher diese Thränen! Und überhaupt ist gar nicht zu zweifeln, daß die Achtung und Anerkennung solcher Männer, deren Beifall wahrhaft ehrt, mit der Offenheit, Gründlichkeit und Gerechtigkeit des Urtheils immer und überall gleichen Schritt halten wird. Die beiden letzten Tugenden aber lieben die erste, weil sie sie nicht zu scheuen brauchen. —

Soviel über die größere, eigentlich kritische Hälfte unsrer Jahrbücher.

Für die andere, kleinere Abtheilung sind theils Nachrichten aus der gelehrten Welt, über Lehranstalten und Gelehrte, theils Abhandlungen philologischen und pädagogischen Inhalts bestimmt. Ueber jene ist hier nur zu sagen, daß sie bei weitem nicht so sehr auf Vollständigkeit, als auf wirkliches Interesse für den wissenschaftlichen gebildeten Leser berechnet sind. Die Gegenstände der Abhandlungen sind hinreichend bezeichnet durch dasjenige, was bereits über die Natur der zur Beurtheilung zuzulassenden Schriften angedeutet ist. Es geht daraus hervor, daß ihnen zwar das ganze Gebiet des gelehrten Schulwesens offen steht, daß aber auch hier die höhere philologische Richtung durchaus die vorwaltende seyn und bleiben soll. Da jedoch auch so noch ein unermeßlich weiter Spielraum übrig bleibt, scheint es nöthig, hier gleich vornweg zu erklären, daß in der Auswahl der Abhandlungen, die ebenso wohl lateinisch als deutsch geschrieben seyn dürfen, die größte Strenge wird beobachtet werden müssen, und daß daher nur solche Beiträge Aufnahme finden können, die bei einleuchtender Wichtigkeit des Gegenstandes sich durch Form und Inhalt gleich vortheilhaft auszeichnen. Es würde sonst leicht der Fall eintreten können, daß der kritische Theil, der stets als der Haupttheil betrachtet werden wird, durch eine ungebührliche Beschränkung des Raumes

---

1) Nur mit einigen Ausnahmen von mehr schönwissenschaftlicher als wissenschaftlicher Art, die auch alle ohne weitere Beachtung geblieben sind.

2) Als Beweis des Gesagten genügt der Huschke'sche Tibull, zusammen gehalten mit meiner Recension in der „Jenaer Literaturzeitung", 1815, Nr. 203. 204., in welcher Eins und das Andere über den Geist oder Nichtgeist der Huschke'schen Kritik zuerst geurtheilt ist, was seitdem mehrere geurtheilt haben.

seiner Bestimmung gänzlich verfehlte: überdieß wünschen wir auch den Schein zu vermeiden, als wollten wir in den Plan und gleichsam in die Gerechtsame schon bestehender nützlicher Institute eingreifen. Wir wollen daher auch sogleich bemerken, daß unveränderte Wiederholungen schon einmal gedruckter Sachen, Vergleichungen von Handschriften, Nachträge zu griechischen und lateinischen Wörterbüchern, insofern sie bloße Wörterlesen sind, griechische und lateinische Verse, wenn sie nicht im höhern Sinne Gedichte zu heißen verdienen, ferner ausführliche Schulnachrichten, die nur das geben, was so ziemlich alle Schulen mit einander gemein haben, pädagogische Projecte und Anfragen über Methoden, zu deren Beantwortung kein Raum vorhanden ist, in der Regel ausgeschlossen bleiben. —

Zweck, Gegenstand, Umfang und Charakter dieser Jahrbücher, sowie sie sich beim ersten Entwurfe des Plans mehreren darüber zu Rathe gezogenen Gelehrten dargestellt haben, werden durch das Gesagte zur Genüge bezeichnet seyn. Es sind damit zugleich die Hauptmomente angedeutet, in denen die neue Zeitschrift sich von andern verwandter Art unterscheiden wird.

Doch bemerkt der Verfasser dieser Einleitung ausdrücklich, daß er, zur Abfassung dieser Einleitung aufgefodert, sichs zwar hat angelegen seyn lassen, die Ansichten seiner Freunde in möglichster Reinheit wiederzugeben, daß er aber weit davon entfernt ist, dadurch irgend einem Mitarbeiter vorgreifen oder gar allen eine Norm aufstellen zu wollen, ob es ihn gleich freuen wird, wenn recht Viele in vielen und den wesentlichsten Dingen mit ihm übereinstimmen sollten.

Daß die Ausführung dem Entwurfe nach Möglichkeit entspreche, liegt nun freilich nicht mehr in den Händen weder des Verlegers, noch des Herausgebers: es hangt von dem wohlwollenden thätigen Zusammenwirken der Mitarbeiter ab, das hiemit zutrauensvoll in Anspruch genommen sey.

Ueber die neuesten Bearbeitungen der griechischen Anthologie.

Erster Artikel.

Dasselbe Verdienst, das Brunck sich bei aller Mangelhaftigkeit seiner Sprachkenntnisse und bei aller Leichtfertigkeit seiner Kritik um Wiederbelebung des Studiums der griechischen Tragiker und des Aristophanes erworben hat, kann ihm auch in Bezug auf die griechische Anthologie nicht streitig gemacht werden. Die bequeme und einladende Art, wie er in seinen Analekten eine größere Anzahl epigrammatischer Gedichte als irgend einer seiner Vorgänger zusammen ordnete, die bis dahin theils an vielen Orten zerstreut, theils noch gar nicht ans Licht gezogen waren, machte vielen Gelehrten diese Schätze nun erst recht zugänglich, und lenkte eine allgemeinere Aufmerksamkeit auf ein Gebiet des alten Schriftwesens, das seine bisherige Vernachlässigung in keiner Hinsicht verdient hatte.

Daß Brunck's Leistungen mit überschätzendem Beifalle aufgenommen würden, zeugt ebenso sehr für das eigenthümliche Geschick dieses Mannes, das alle seine Arbeiten bezeichnet, wie für die Empfänglichkeit des Zeitalters, das holländischer Breite und modischer, süßer Seichtigkeit mit Recht überdrüssig, nach kräftigerer Nahrung verlangte. Wie sehr er sich indeß auch durch rasche, oft gebieterische Kürze, durch sichern Scharfblick im Einzelnen und überhaupt durch das ganze Uebergewicht des entschiedensten Talentes ein nicht unverdientes Ansehen zu erwerben wußte, so konnte doch das oft Willkührliche und Verwegene seines Verfahrens auf die Dauer nicht unbemerkt bleiben, und man mußte sich bald gestehn, daß er, wenn auch Meister im Erwecken und Anregen, nicht dieselbe Tüchtigkeit im Feststellen, Ordnen und Begründen zeige.

Sowie sich um das Studium der attischen Dramatiker dieß höhere Verdienst Porson und Hermann erwarben, so war es für die griechische Anthologie unserm Friedrich Jacobs vorbehalten, in welchem sich die Weihe des innern Berufs mit allen äußerlichen Begünstigungen zu dem ebenso seltnen als erfreulichen Ergebniß vereinigte, daß der erste Herausgeber eines sehr umfassenden, Kritik und Auslegung nach allen Seiten hin vielfach in Anspruch nehmenden Schriftwerkes seine schwierige Aufgabe durch unermüdlichen Forschungseifer, gediegene Gelehrsamkeit, durchdringende Schärfe des Urtheils und höchst gebildeten Dichtersinn im Wesentlichen so rein zu lösen vermochte, daß seinen Nachfolgern nur noch im Einzelnen Erwähnungswerthes zu leisten übrig geblieben ist.

Erster Herausgeber der griechischen Anthologie muß unstreitig der genannt werden, der sie zum erstenmal so vollständig, wie ihre Schicksale uns noch gestatten, und soweit in ihrer ursprünglichen Form, wie wir diese mit unsern kritischen Hülfsmitteln herzustellen vermögen, herausgegeben hat. Beides ist durch Jacobs in seiner „Anthologia Palatina“ (Leipzig, 1813—1817) geleistet, die zwar zunächst die Hauptsammlung griechischer Epigramme des Constantinus Kephalas aus der von Johann Spaletti, Vorsteher der vaticanischen Bibliothek, herrührenden, auf der gothaer Bibliothek befindlichen Abschrift der heidelberger, damals noch pariser Handschrift wiedergiebt, dann aber in reichhaltigen Anhängen nachträgt, was die ärmere und jüngere Epigrammenlese des Maximus Planudes gleichwohl Eigenthümliches hat, und was, von beiden Sammlern übersehn, uns theils in den Anführungen alter Schriftsteller, theils in Steinschriften und andern ähnlichen Denkmalen enthalten ist. Diese Ausgabe, zu der alle frühere, die Brunck'schen Analekten nicht ausgenommen, sich nur wie mehr oder minder umfassende Chrestomathien oder Auszüge verhalten, ist die eigentliche Editio princeps und zugleich die Grundlage aller ferneren Kritik der griechischen Anthologie. Denn damit zu der eignen Ausstattung des Herausgebers, einem nachahmungswürdigen Muster inhaltreicher Kürze, auch das Einzige, was noch mit Grund vermißt wurde, hinzukomme, unterzog sich Ant. Jac. Paulssen mit wahrhaft masoretischer Sorgfalt der großen, aber wohl angewandten Mühe, die inzwischen nach Heidelberg zurückgebrachte Handschrift selbst, Zug für Zug, Punkt für Punkt, mit dem Abdruck der gothaer Copie zu vergleichen: gereichte nun auch diese Arbeit, deren Resultate in einem besondern Nachtrage zur „Anthologia Palatina“ niedergelegt wurden, der Spalettischen Abschrift mehr zur Bestätigung, als zur Berichtigung, und ergab sie nicht sowohl überraschend Neues, als sie bereits Bekanntes sicher stellte, so war doch auch dieß für die Ausübung einer besonnenen, nicht bloß in entfernten Möglichkeiten umhergaukelnden Kritik von höchster Wichtigkeit: ja es stände zu wünschen, daß nur erst für die Textanordnung recht vieler griechischer und römischer Schriftsteller eine gleich zuverlässige Grundlage vermittelt wäre.

So ist es denn natürlich, daß alles, was seitdem für die griechische Anthologie geschehen ist, auf dieser Basis ruht, und der Zweck dieser Anzeige geht dahin, nachzuweisen, was deutscher Fleiß und deutsche Betriebsamkeit in den letzten zehn Jahren darauf weiter gebauet haben.

Nachdem Jacobs in seinen „Animadversiones ad epigrammata Anthologiae Graecae“ (Leipzig, 1798—1814) eine reiche Fundgrube für die Erklärung geöffnet, in der „Anthologia Palatina“ für die Kritik eine sichere Norm festgestellt und in seinem „Tempe“ (Leipzig, 1803) ein Muster geistreicher Uebertragung der schönsten Blumen aus diesem reichen Garten auf deutschen Boden gegeben hatte, blieb noch Ein Hauptverdienst zu erwerben übrig. Der ganze bisherige Zustand der Anthologie hatte es mit sich gebracht, daß sie fast ausschließlich im Besitz der Sprachgelehrten geblieben war. Gleichwohl enthält sie soviel rein Empfundenes, tief Gedachtes und unübertrefflich schön Ausgedrücktes, daß sie es wohl verdiente, theilweis in der Ursprache auf einen größern Kreis überzugehn, und jüngern Lesern, ja gebildeten Freunden des Alterthums überhaupt, bekannt zu werden. Zwar hatten schon einige frühere Gelehrte durch eine geschmackvolle Auswahl des Vorzüglichsten und Lehrreichsten diesem Bedürfnisse einigermaaßen abzuhelfen gesucht: aber

bei der Menge feiner Beziehungen grade in den schönsten Epigrammen, bei den vielfachen mythologischen, historischen, archäologischen Andeutungen, durch die das Verständniß der meisten bedingt ist, schien ein bloßer Textesabdruck nicht zu genügen, wenn nicht viel Vortreffliches eben darum ausgeschlossen bleiben sollte, weil es Anspruch auf erläuternde Ausstattung machte. Schwerlich konnte daher etwas erwünschter seyn, als daß Jacobs selbst auch diesen Zweig noch in den reichen Kranz seiner Verdienste um die Anthologie zu flechten sich entschloß. Dieß ist in folgender Sammlung geschehn, von der wir auch darum zuerst Bericht erstatten, weil sie das Wichtigste seit der „Anthologia Palatina“ auf diesem Gebiet der alten Litteratur erschienene ist:

1) Delectus Epigrammatum Graecorum, quem novo ordine concinnavit et commentariis in usum scholarum instruxit Fridericus Jacobs. Gotha und Erfurt bei Wilh. Hennings, 1826, XXXVIII u. 510 S. 8.

auch unter dem allgemeinen Titel:

Bibliotheca Graeca, virorum doctorum opera recognita et commentariis in usum scholarum instructa, curantibus Frid. Jacobs et Val. Chr. Fr. Rost. A. Poetarum vol. XX, continens Delectum Epigrammatum Graecorum etc.

An der Spitze dieser Sammlung steht eine Geschichte des griechischen Epigramms, die es von seinem ersten einfachen Beginnen an durch die Zeiten der ältesten Anthologen und die Bemühungen der neuern Kritiker hindurch bis auf den heutigen Tag verfolgt. Ohne gelehrten Prunk finden wir die Hauptergebnisse dessen, was ausführlicher in den Prolegomenen zum ersten Bande der „Animadversiones in Anthologiam“ und in dem „Catalogus poetarum“ am Ende des dreizehnten verhandelt ist, in musterhafter Darstellung entwickelt, vorzüglich aber dasjenige hervorgehoben, was auf die beiden noch jetzt vorhandenen Anthologien des Constantinus Kephalas und des Maximus Planudes vorbereitenden Einfluß gehabt hat. Je einleuchtender das Ineinandergreifen und gegenseitige sich Ergänzen der verschiedenen Sammlungen von Meleagros an nachgewiesen ist, desto mehr scheint es hier am Orte, auf ein übersehenes Mittelglied aufmerksam zu machen, für dessen ehemaliges Vorhandenseyn innere und äußere Gründe sprechen. Es wurde durch die nicht unbedeutende Anzahl vorzugsweis witziger, oft auch bloß witzelnder Epigramme gebildet, deren allerdings auch schon in frühern Jahrhunderten vorkamen, die aber dem Charakter eines innerlich zwiespältigen Zeitalters gemäß im ersten und zweiten Jahrhundert unsrer Aera fast vorherrschend zu werden anfingen, und im Lukillios, Lukianos und Nikarchos ihre eigentlichen Repräsentanten hatten, weßhalb denn auch diese zu dem eilften Buche des Constantinus Kephalas, das die σκωπτικά enthält, bei weitem am reichlichsten beigesteuert haben. Zu jung für den Kranz des Philippos von Thessalonike, zu alt für den Kyklos des Agathias, ist es an sich wahrscheinlich, daß sie einer zwischen beiden in der Mitte liegenden Anthologie den Stoff boten. Aus dieser Sammlung scheinen sich nun aber eben in jenem eilften Buche ganz unverkennbare Ueberbleibsel erhalten zu haben, Epigr. 399—413 und 417—436. An beiden Stellen folgen die Epigramme nach der alphabetischen Ordnung ihrer Anfangsbuchstaben, wie dieß bekanntlich auch die Anordnung der Kränze des Meleagros und Philippos gewesen war, und was ich daraus vor kurzem in der Abhandlung „De vestigiis Coronarum Meleagri et Philippi in Anthologia Constantini Cephalae“ (vor dem Verzeichniß der

Vorlesungen im Sommer 1827 auf der breslauer Universität [„Opuscula academica", p. 176—197]) nicht ohne Grund gefolgert zu haben glaube, würde auch hier um so mehr seine Anwendung finden, als auch hier die Namen der Dichter an beiden bezeichneten Stellen jene Vermuthung begünstigen. Die Namen Lukillios, Lukianos und Nikarchos treten auch hier bedeutsam hervor: die sich an sie anschließenden, Ammianus, Antiochos, Apollinarios, Philon, Trajanus, gehören derselben Zeit theils mit Gewißheit, theils mit Wahrscheinlichkeit an: unter den übrigen, Gätulicus, Helladios, Piso, ist wenigstens keiner, der widerstrebte, und wir würden also in den Stand gesetzt, nach den Dichtern, in deren Gesellschaft sie uns begegnen, ihr Jahrhundert — zwischen Nero und Hadrian — zu bestimmen. War dieß vielleicht das nur aus Suidas, T. I, p. 591, bekannte *ἀνθολόγιον ἐπιγραμμάτων* des herakleotischen Grammatikers Diogenianos, der unter Hadrian geblühet haben soll? S. Jacobs prolegg., p. XLVI.

Wenden wir uns nun zur Sammlung selbst, die uns aus dem ansehnlichen Vorrath von mehr als fünftehalbtausend noch vorhandenen Epigrammen die nicht kärgliche Lese von 1053 Gedichten aller Zeiten und Gattungen darbeut, so wird sie hauptsächlich aus drei Gesichtspunkten zu prüfen und zu beurtheilen seyn, von Seiten der Auswahl, der Anordnung und der exegetisch-kritischen Bearbeitung.

Bei den beiden ersten Momenten werden wir nicht lange zu verweilen brauchen: nicht als ob sie uns minder bedeutend erschienen, sondern weil der Name des Herausgebers hier eine Bürgschaft leistet, der sicherer ist als jedes Lob. So ist es denn fast überflüssig, des sittlichen Zartgefühls zu gedenken, mit dem der Herausgeber alles in zuchtlose Ueppigkeit Entartende entfernt gehalten hat, ohne darum das frische Spiel eines jugendkräftigen Lebens in engherzige Schranken zu zwängen. Wenn daher die freche *Μοῦσα παιδική* des Straton mit Recht gänzlich ausgeschlossen ist, so erfreut es nicht minder, eine ebenso entschiedne Abneigung gegen die seichte Unpoesie mancher späterer Versmacher wahrzunehmen, die sich am entschiedensten darin kund giebt, daß auch von den freilich sehr unschuldigen Epigrammen des Diogenes von Laerte, deren das siebente Buch des Constantinus Kephalas eine ziemliche Anzahl aufbewahrt, nicht ein einziges der Aufnahme würdig geachtet ist.

Uebrigens wird hier vieles der Subjectivität des Auswählers überlassen bleiben müssen, worüber sich so wenig Rechenschaft fodern als geben läßt. Wenn daher auch mancher ein schon früher liebgewonnenes Epigramm vermissen und dagegen ein ihn minder ansprechendes finden sollte (Recensent z. B. gäbe recht gern die langen triopischen Inschriften des Marcellus, Del. IX, 41 und 42, gegen die wenn auch noch so arg verstümmelte Grabschrift auf die bei Potidäa Gefallenen hin), so liegt die Schuld nicht im Herausgeber, sondern in der Natur des Unternehmens: wer sichs aber zum Ziel setzen wollte, den Wünschen aller zu entsprechen, der würde ohne Zweifel das Ganze aufgeben müssen. Genug also, daß uns von allen den Dichtern, die sich in der epigrammatischen Gattung ausgezeichnet haben, von den Hauptrichtungen, denen diese Dichtart sich zugewandt hat, und von den Formen, in welchen sie sich vorzugsweis bewegt, so zahlreiche und so lehrreiche Proben dargeboten sind, daß daraus neben dem Genuß des Einzelnen zugleich ein vollständiger Ueberblick über die innere und äußere Geschichte des griechischen Epigramms gewonnen werden kann.

Daß bei der Anordnung das durchaus mechanische Verfahren des Meleagros und Philippos, die Aneinanderreihung der Epigramme nach ihren Anfangsbuchstaben verworfen werden würde, war vorauszusehn. Aber auch Brunck's Vertheilung nach den Verfassern war ohne vielfache Willkührlichkeit nicht durchzuführen, da diese Angaben nur zu häufig schwanken oder ganz fehlen. Es blieb also nur eine Zusammenstellung nach sachlichen Bestimmungen übrig, worin Constantinus Kephalas und Maximus Planudes mit ihrem Beispiel vorangegangen waren. Die von diesen Sammlern beliebten Abtheilungen ermangeln aber alles innern Grundes, und sind nach so verschiedenartigen Kriterien vorgenommen, daß sie auf keine Billigung und Beibehaltung rechnen durften. Jacobs hat sie daher auf sich beruhn lassen und den ausgelesenen Stoff nach eignem Urtheil in eilf Abschnitte vertheilt. Die hinlänglich bezeichnenden Ueberschriften sind diese: I) *εἰς θεούς*, von den Obergöttern ausgehend, an die sich die untern Gottheiten anschließen. II) *εἰς ἥρωας καὶ ἡρωΐνας.* III) *εἰς ἀνδρείους καὶ ἀθλητάς.* IV) *εἰς ποιητὰς καὶ φιλοσόφους*, nach der Zeitfolge, eine überaus anmuthige poetische Uebersicht der griechischen Litteraturgeschichte. V) *ἐρωτικά.* VI) *σκωπτικά.* VII) *προτρεπτικὰ καὶ γνωμικά.* VIII) *ἐπιτύμβια.* IX) *εἰς πόλεις καὶ χωρία.* X) *εἰς ζῶα καὶ φυτά.* XI) *ποικίλαι ἱστορίαι.* Vielleicht hätte sich noch, nach dem Beispiele des Planudes im vierten Buche seiner Anthologie, ein besondrer Abschnitt für Werke der Kunst wünschen lassen: indeß würden dadurch wieder manche Collisionen, besonders mit den vier ersten Capiteln, entstanden seyn, und darum nehmen wir lieber, wie die ausgelesenen Blumen, so auch den Kranz, zu dem sie mit sicherer und leichter Hand wieder verbunden sind, ohne Krittelei mit reinem Dank hin.

Die Anmerkungen, ihrer nächsten Bestimmung für jüngere Leser gemäß, haben zum Hauptzweck Sprach- und Sacherklärung des Textes. Die stete folgerechte Verbindung beider Rücksichten, das richtige Maaß, das sich vom zuviel und vom zuwenig gleich fern hält, und die ungesuchte, darum nie in Dunkelheit entartende Kürze des Ausdrucks verdienen allen Arbeiten ähnlicher Art als Vorbild anempfohlen zu werden. Man würde jedoch irren, wenn man den Werth und die Brauchbarkeit dieses Commentars auf den Kreis beschränkt glaubte, den der Titel nennt. Da der Herausgeber, weit entfernt, einen bloßen Auszug aus seinen frühern Bearbeitungen zu geben, durchgängig von neuem geprüft und geforscht, und mit reger Umsicht benutzt hat, was in der letztern Zeit von andern Einzelnes für die Anthologie geleistet ist, so erscheint dieser Delectus auch für den Gelehrten als ein wichtiges, ja unentbehrliches Supplement zu den „Animadversiones in Anthologiam“ und der „Anthologia Palatina“.

Bedeutend erhöht wird aber diese Wichtigkeit durch den kritischen Theil der Anmerkungen. Diese, einen besondern Raum zwischen dem Text und dem erklärenden Commentar ausfüllend, sind dem letztern zwar dem Umfange nach untergeordnet: aber sie enthalten, gleichviel, ob sie die alte Lesart zurückrufen und neu begründen, oder ob sie die Verdorbenheit der Urschrift erweisen und sie durch kritische Muthmaaßung herzustellen suchen, die reifsten Ergebnisse eines vieljährigen, mit ebenso viel Geistesschärfe als Wahrheitsliebe immer und immer erneueten Forschens, und wären schon darum, auch abgesehn von ihrem wirklichen Ertrag, für die Kritik der Anthologie, als ein würdiges Denkmal der edelsten, nie sich selbst genügenden, durch keine Lieb-

lingsmeinung befangenen, wahrhaft deutschen Beharrlichkeit in hohen Ehren zu halten. Jüngern Kritikern aber ist in der Entäußerung, mit der wir hier einen der bewährtesten Meister frühere Meinungen aufgeben und mit begründeteren vertauschen sehn, ein Muster bescheidener Skepsis aufgestellt, dessen Beherzigung nicht bloß der rohen Anmaaßung, die vielleicht für ein so zartes Correctiv überall keine Empfänglichkeit haben würde, sondern auch einer edlern, auf einem an sich untadeligen Selbstgefühl beruhenden Zuversichtlichkeit lehrreich seyn dürfte.

Was wir bis hieher im Allgemeinen über den Charakter dieses Werkes mit gleicher wissenschaftlicher und sittlicher Anerkennung geurtheilt haben, durch einzelne Beispiele zu erhärten, scheint nicht bloß überflüssig, sondern auch unthunlich, da wir eben den Eindruck auszusprechen suchten, den das Ganze in uns hinterlassen hat. Dagegen wollen wir lieber einige solche Stellen hervorheben, wo wir mit der Kritik oder Auslegung des Herausgebers nicht einverstanden sind, und eignen Vermuthungen folgen zu müssen glauben. Denn wenn Jacobs auch mit großer Vorsicht solche Epigramme aus dem Delectus ausgeschlossen hat, deren dermaliger kritischer Zustand mit der Bestimmung des Buches unverträglich ist (quae neque sordibus temporum progressu collectis vetustisque vulneribus, quibus certum remedium nondum repertum esset, offenderent. praef., p. XXXI), so finden sich doch unter den ausgehobenen Gedichten noch manche, die zu gegründeten Bedenklichkeiten kritischer Art Anlaß geben.

Kaum zweifelhaft möchte es seyn, daß im sechsten Epigramm des ersten Capitels, das bei Brunck mehrfach entstellt und auch in der Anth. Palat., VI, 51 erst unvollkommen hergestellt ist,

μῆτερ ἐμή, Γαίη, Φρυγίων θρέπτειρα λεόντων,
Δίνδυμον ἦ μύσταις οὐκ ἀπάτητον ὄρος,
σοὶ τάδε θῆλυς Ἄλεξις ἐῆς οἰστρήματα λύσσης
ἄνθετο —

der locale Dativ ἦ mit dem Zeitwort ἄνθετο verbunden werden muß, sodaß der Ort bezeichnet würde, wo Alexis seine οἰστρήματα λύσσης der Göttin weiht (statt des prosaischen: ἐν Δινδύμῳ, μύσταις οὐκ ἀπατήτῳ ὄρει). Da nun aber nach der jetzigen Interpunction der zweite Vers sich noch als Apposition an μῆτερ ἐμή anschließt, so wird das Komma nach ὄρος nothwendig zu tilgen seyn. Daraus aber, daß die Form γαίη bei den bessern Dichtern nicht vorkommt, folgt die Berechtigung zu einer Aenderung in Ῥείη mit Hermann oder in μεγάλη mit dem Herausgeber keineswegs: vielmehr erkennen wir darin ein nicht zu verwischendes Zeugniß des spätern Zeitalters, dem dieß ohne Namen auf uns gekommene Epigramm anheimfällt, da die Form γαίη selbst — wenn sie auch bei Orph. Arg., 1287 einem Schreibfehler ihr Daseyn verdanken sollte — durch zwei Inschriften, Append. Anth. Palat., 153, 2 und 172, 3, außer Zweifel gesetzt ist. Findet sich doch neben Μαῖα schon bei Hesiod. Theog., 938, die jonische Form Μαίη. Lieber würden wir außerdem noch die Worte μῆτερ ἐμὴ Γαίη, ohne Komma nach ἐμή, unmittelbar mit einander verbinden.

Gleich im folgenden Epigramm des Leonidas, Del., I, 7 (Anth. Palat., VI, 281) hat das letzte Distichon:

ἀνθ' ὧν σοι καὶ πολλὰ προνηΐα, καὶ παρὰ βωμῷ
παρθενικὴν ἐτίναξ' ἔνθα καὶ ἔνθα κόμην,

bisher als unverdorben gegolten. Aber Recenſent kann nicht umhin, an dem auf *προνήϊα* ſo zurückwirkenden *παρά*, daß es hier einen andern Caſus regiert als in dem Worte, mit welchem es zunächſt verbunden iſt, den größten Anſtoß zu nehmen. Daß dem Herausgeber dieſe Schwierigkeit nicht entgangen iſt, lehren die zu ihrer Beſeitigung angeführten Stellen, wo dieſelbe Präpoſition verſchiedne Caſus regiert: aber die zur Anthol. Palat., p. 286 aus Apoll. Rhod., IV, 1320 und 1359 beigebrachten paſſen darum nicht, weil hier die Präpoſition bei beiden Subſtantiven geſetzt iſt, wodurch alles Auffallende verſchwindet: im Delectus wird dafür auf Hermann zum Viger, p. 485 (ſchr. 854) und auf Thierſch' griechiſche Grammatik §. 279, 13 (in der neueſten Aufl. 14) verwieſen: aber auch dieſe Stellen beweiſen nicht was ſie ſollen. Thierſch ſpricht bloß von der Beziehung Einer Präpoſition auf zwei Nomina und zwar, wie aus der Behandlung einer Stelle bei Eurip. Phoen., 372 erhellt, in gleichem Caſus, worin Schäfer zum Greg. Corinth., p. 498, vorangegangen war: Hermann dagegen verweiſet weiter auf Weſſeling zum Herodot, IV, 122, und hier ſteht wirklich *οἱ Πέρσαι ἐδίωκον πρὸς ἠῶ τε καὶ τοῦ Ταναΐδος*, während in allen übrigen wiederum von Weſſeling aus Herodot ſelbſt beigebrachten Stellen, II, 121, IV, 17 und 48, VII, 176, vor dem veränderten Caſus auch die Präpoſition wiederholt iſt (*τὸν μὲν πρὸς βορέω, τὸν δὲ πρὸς νότον — πρὸς βορῆν ἄνεμον, πρὸς ἑσπέρης — πρὸς ἠῶ, πρὸς ἑσπέρης — πρὸς ἑσπέρης, πρὸς τὴν ἠῶ*). Jene erſte Stelle kann aber auch nicht zur Vertheidigung der Lesart in unſerm Epigramm geltend gemacht werden, weil die Verbindung *πρὸς ἠῶ* ſchon ſeit Homer zur ſtehenden Formel geworden war, und beſonders, weil durch die Voranſtellung der Präpoſition bei Herodot die ganze Geſtalt des Satzes eine andere geworden iſt [1]). Darum ſcheint es nothwendig, bei Leonidas entweder mit Wiederholung derſelben Präpoſition

ἀνθ' ὧν σοι παρὰ πολλὰ προνήϊα καὶ παρὰ βωμῷ,

oder näher an den Zügen der Handſchrift

ἀνθ' ὧν σοι κατὰ πολλὰ πρ. κτλ.

zu ſchreiben.

Vom achten Epigramm des erſten Capitels, das dem Simonides angehört (Anth. Palat., VI, 217), lautet das dritte Verspaar anjetzt ſo:

αὐτὰρ ὁ πεπταμένῃ μέγα τύμπανον ὃ σχέθε χειρί,
ἤραξεν, καναχῇ δ' ἴαχεν ἄντρον ἅπαν,

nach einer hier zum erſtenmal mitgetheilten, trefflichen Verbeſſerung des Herausgebers, die zum Theil durch den Rand der pfälziſchen Handſchrift beſtätigt wird, ſtatt des bisherigen *αὐτὰρ ὃ π. μ. τ. ἔσχεθε χ.* Nur ſtört die Interpunction noch, da *πεπταμένῃ χειρί* nothwendig mit *ἤραξεν* verbunden werden muß. Es wird alſo auf jeden Fall das Komma nach *χειρί* zu tilgen ſeyn: außerdem aber möchten wir die Worte *ὃ σχέθε*, die, wie häufiger das Participium *ἔχων*, den Ausdruck vervollſtändigend oder wie es gewöhnlich heißt pleonaſtiſch geſetzt, zum Hauptverbum gehören, in Kommata einſchließen: „Das Tympanon, welches er hielt, oder ſein Tympanon ſchlug er mit der flachen Hand."

1) Auch die von Matthiä in der zweiten Auflage der griech. Gramm., S. 1191, Anm. z, angezogenen Gewährsmänner bringen nur Beiſpiele der bei gleichem Caſus erſt zum zweiten Nomen geſetzten Präpoſition bei.

Im zehnten Epigramm, das dem Aristokles zugeschrieben wird (Anth. Palat. append., 7), werden in der zweiten Hälfte des ersten Pentameters zwei Sylben vermißt:

Δάματερ πολύκαρπε, σὺ κὴν Σικελοῖσιν ἐναργὴς
καὶ παρ' Ἐρεχθείδαις· ἐν δέ τι — — μέγα
κρίνει ἐν Ἑρμιονεῦσι.

Zur Ausfüllung der Lücke sind verschiedne Vorschläge gemacht: Gesner, dem Hemsterhuys und nun auch Jacobs beigetreten sind, wollte τοῦτο, Gronov und mit ihm Brunck θαῦμα ergänzen: beides willkührlich und zugleich unbefriedigend, weil der Zusammenhang eine ausdrückliche Beziehung auf die Demeter fodert, welche dem σύ des ersten Gliedes entsprechen muß. Schreiben wir, ἓν δέ τι σεῖο μέγα κρίνει ἐν Ἑρμιονεῦσι, so ist dieß Band hergestellt: „Du hast auf Sicilien und in Athen dich gegenwärtig gezeigt: aber auch Hermione hat einen großen Beweis deiner Göttermacht aufzuzeigen." — Allein auch die folgenden Worte,

τὸν ἐξ ἀγέλης γὰρ ἀφειδῆ
ταῦρον, ὃν οὐκ αἴρουσ' ἀνέρες οἰδὲ δέκα,
τοῦτον γραῦς στείχουσα μόνη μόνον οὔατος ἕλκει
τόνδ' ἐπὶ βωμόν —,

obgleich bisher unangefochten, scheinen kritischer Hülfe zu bedürfen. Denn da das ganze Epigramm sich auf eine alte Sitte in Hermione bezieht, nach welcher wilde Stiere, die der Demeter Chthonia geopfert werden sollten, von alten Weibern eingefangen und zum Altar geführt wurden, so entsteht ein ganz unrichtiger Nebengedanke, wenn es von einem solchen Stiere, dessen Bändigung durch ein altes Weib besonders wunderbar erschien, mit klaren Worten heißt, nicht einmal zehn Männer hätten ihn g e h o b e n, welches nicht auf die Stärke des lebenden, sondern auf das Gewicht des bereits geschlachteten Stieres zu beziehen seyn würde. Lesen wir:

ταῦρον, ὃν οὐχ αἱροῦσ' ἀνέρες οὐδὲ δέκα,

so ist dieser Uebelstand gehoben, und αἱρεῖν und ἕλκειν entsprechen sich, wie die unverkennbare Absicht des Dichters es mit sich bringt.

Daß das eilfte, vom Addäos herrührende Epigramm (Anth. Palat., VI, 258) zu Ende:

σὺ δὲ Κρήθωνος ἄρουραν
πᾶν ἔτος εὔκριθον καὶ πολύπυρον ἄγοις,

irgendwie verdorben sey, ist anerkannt: unter den bisherigen Verbesserungsvorschlägen empfiehlt sich durch seine Leichtigkeit der von Reiske und Jacobs, *σύ δ' ἐς Κρ. ἄ.* Vielleicht steckt aber der Fehler im Zeitworte, und ist ἄγοις in ἄνοις zu verwandeln. Das Activum ist durch Odyss., III, 496, die Kürze der ersten Sylbe durch Iliad., XVIII, 473, wo gleichfalls der Optativ steht, hinlänglich gerechtfertigt.

Nicht mit Unrecht schwierig ist im 18. Epigramm, das den Leonidas zum Verfasser hat (Anth. Palat., VI, 309), das Beiwort des Balls, εὔφημος, befunden worden. Nicht gar zu fern läge die Vermuthung, *εὐσχημόν τοι σφαῖραν* —, in derselben causativen Bedeutung wie decora palaestra bei Horat. carm., I, 10, 3. Indeß kann hier wohl durch bloße Erklärung geholfen werden. An die rhythmischen Tanzbewegungen zu denken, mit denen kunstreichere Arten des Ballspieles begleitet waren, scheint zwar das Wort selbst nicht zu gestatten: man würde *σφαῖραν εὔρυθμον*

erwarten, wie im Fragment des Damoxenos bei Athen., I, p. 15, B, in ähnlichem Zusammenhange εὐρυθμία gebraucht ist; dagegen kann ohne Zweifel εὔφημον genannt werden, was mit einer ἀγαθὴ φήμη verknüpft ist oder wodurch eine ἀγαθὴ φήμη erlangt werden kann, vorzugsweis also, was zu den gymnischen Künsten gehört: und so bemerkt Athen., I, p. 14, E, ausdrücklich: διαβόητοι ἐπὶ σφαιρικῇ Δημοτέλης καί τις Χαιρεφάνης. Ebenso Eustath. Odyss., VI, p. 1553 extr. Rom.: Σοφοκλῆς ὁ τραγικὸς, τὸ τῆς Ναυσικάας πρόσωπον σφαίρᾳ παιζούσης ὑποκρινόμενος, ἰσχυρῶς εὐδοκίμησεν, nach Athen., I, p. 20 F. Wahrscheinlich ist also σφαῖρα εὔφημος der Ball, durch dessen geschickte Handhabung Philokles sich vor seinen Gespielen berühmt gemacht hatte, und der daher nicht ohne Grund an der Spitze der dem Hermes dargebrachten Weihgeschenke steht.

Sehr anstößig ist am Schlusse des 25. Epigramms vom jüngern Antipatros (Anth. Palat., IX, 46):

Ἄρτεμις ἀμφοτέροισιν ὑπήκοος, ἥ τε λοχείης
μαῖα, καὶ ἀργεννῶν φωσφόρος ἠ σελάων,

die Stellung des Artikels φωσφόρος ἠ σελάων statt ἠ φωσφόρος σελάων, die wir auch dem schlechtesten und unbeholfensten Versmacher nicht zutrauen würden. Wir brauchen nur φωσφόρος ἥ σελάων zu betonen, und auch das erste ἥ als Relativum zu fassen, um jedes Bedenken zu heben.

Daß im 28. Epigramm von Diotimos (Anth. Palat., T. 2, p. 674, Nr. 158) die Worte

εἰ δ' Ἄρτεμιν αὐτὸς ὁ χαλκεὺς
μανύει Ζηνὸς, κοὐχ ἑτέρου φύγατρα

hauptsächlich wegen des störenden αὐτὸς, eines klaren Sinnes ermangelnhat der Herausgeber schon zur Anth. Palat., p. 858, gezeigt: was aber durch die Conjectur αὐτὸς ὁ χαλκὸς wesentliches gewonnen seyn, gestehn wir nicht einzusehn, da der durchaus unpassende Gegensatz des irdischen Künstlers und des irdischen Stoffes gegen den Zeus derselbe bleibt. Einen richtigen Gegensatz erhalten wir, wenn wir αὐτοῦ für αὐτὸς lesen, und auf dieses αὐτοῦ Ζηνὸς scheinen die folgenden Worte, κοὐχ ἑτέρου, unmittelbar hinzuweisen.

Das 40. Epigramm eines Ungenannten, in welchem ein am Meergestade aufgestelltes Bild der Aphrodite redend eingeführt ist (Anth. Palat., T. 2, p. 701, Nr. 249), schließt so:

αἶνει δὲ Γλυκέραν Διονυσίου, ἃ μ' ἀνέθηκε
πορφυρέας ἁπαλὸν κῦμα παρ' ἀϊόνος.

Die des Apostrophs wegen unterlassene Anastrophe kann allerdings gerechtfertigt werden, obgleich Recensent nicht umhin kann, sich mit Wagner „Vom Accent der griech. Sprache", S. 197, für die Wolf'sche Ansicht zu erklären. Schwerer zu rechtfertigen dürfte die Anastrophe selbst seyn, wo wie hier dem Nomen unmittelbar ein Adjectivum vorangeht: auch hat der Ausdruck ἁπαλὸν κῦμα πορφυρέας ἀϊόνος etwas, wo nicht unrichtiges, so doch lästiges. Vielleicht gehörte aber die Präposition ursprünglich zu ἀϊόνος, sodaß in κῦμα eine Appositionzu με, etwa σῶμα oder etwas ähnliches, verdunkelt und dadurch ein wirklich angemessener Gegensatz zwischen dem zarten Götterbilde und dem dunkeln Meerstrande verwischt worden wäre.

Ohne Zweifel verdorben ist im Epigramm des Krinagoras, Del. VIII, 62 (Anth. Palat., VII, 636) der dritte Vers:

κριοῖς ἀγητῆρσί ποτε βληχήμενα βάζων.

Die von Jacobs vorgeschlagene Aenderung, *ποττὰ βληχήμενα βάζων*, hat aber nicht bloß das vom Herausgeber selbst gewiß zuerst bemerkte prosodische Hinderniß gegen sich. Denn theils scheint die Analogie einiger Participia von abstracten Zeitwörtern, wie *τό ἡδόμενον, τὸ χαῖρον, τὰ συμφέροντα*, statt der entsprechenden Substantiva nicht auf so durchaus concrete Begriffe angewandt werden zu dürfen, theils ist die Form *βληχήμενα* ein so befremdliches Zwischending zwischen Präsens und Perfectum, daß sie allein hinreichen würde, um den Vers verdächtig zu machen. Außerdem fällt es in dem Gedicht eines nicht gerade schlechten Epigrammatikers auf, daß den Drangsalen des Schifferlebens aus dem Hirtenleben kein höherer Genuß entgegengesetzt ist, als der Scherz mit den Leitböcken, ihr Geblök mit Geblök zu erwiedern, den Jacobs annimmt, und auf den die Worte allerdings hinweisen. Ein solcher Zug mochte in einer ausgeführten Schilderung immer mit unter laufen: aber so allein statt aller andern ländlichen Glückseligkeit dastehend ist er vom Lächerlichen nicht weit entfernt. Indeß wird dem gegebenen Texte schwerlich etwas anderes abzugewinnen seyn, als eben dieses Spiel in sprachlich richtigem Ausdrucke, und daher würden wir, von Jacobs Ansicht ausgehend, vorschlagen:

κριοῖς ἀγητῆρσι ποτὶ βληχήματα βάζων,

d. i. *κριοῖς ἀγητῆρσι βληχήματα προσβάζων*, eine Fügung, die durch das Homerische *πρὸς μῦθον ἔειπες* und *μετὰ μῦθον ἔειπες* hinlänglich sicher gestellt ist.

Auf einige Kleinigkeiten in der Betonung genügt es hinzudeuten: so steht z. B. im Epigramm des Statyllios Flakkos, Del. XI, 7 (Anth. Palat., IX, 45), *ῥίψεν* statt *ῥῖψεν*, sowie auch Anth. Palat., X, 78 *ῥίπτε* statt *ῥῖπτε* [1]). Auch wird Del. VII, 36 (Anth. Palat, VI, 44) statt des bisher üblichen *Ἡρώναξ* richtiger *Ἡρῶναξ* betont werden, ebenso Anth. Palat., VI, 98 und Del., X, 78 (Anth. Palat., VI, 223) *Ἑρμῶναξ* statt *Ἑρμώναξ*, Anth. Palat., XI, 329 *Δημῶναξ* statt *Δημώναξ* und Anth. Palat., XIII, 3 *Ἱππῶναξ* statt *Ἱππώναξ*, ebenso *Πυθῶναξ*, *Τιμῶναξ* u. dergl., eine Schreibung von so einleuchtender Richtigkeit, daß Bekker nicht der erste hätte seyn sollen, der ihr in den griechischen Rednern gefolgt ist: sie ist neuerdings auch von Schäfer appar. ad Demosth., T. IV, p. 660, nachdrücklich empfohlen worden, und wird nun hoffentlich auch in den Wörterbüchern und Ausgaben den ihr gebührenden Platz finden.

Wir wollen jetzt nur noch Einer, in einem Epigramm des Marcus Argentarius, Del., X, 51 (Anth. Palat., IX, 286), stillschweigend vorgenommenen Verbesserung gedenken, um eine allgemeine Bemerkung anzuknüpfen. Dort hieß es sonst:

ὄρνι, τί μοι φίλον ὕπνον ἀφήρπασας; ἡδὺ δὲ Πύῤῥης
εἴδωλον κοίτης ᾤχει ἀποπτάμενον.
ἦ τάδε θρέπτρα τίνεις, ὅτι θῆκά σε, δύσμορε, πάσης
ὠτόκου κραίνειν ἐν μεγάροις ἀγέλης;

anjetzt im dritten Verse:

ἦ τάδε θρέπτρα τίνεις κτλ.

---

1) Riemer unter *πίπτω* hat es für unmöglich erklärt, daß Iota von Natur lang sey: wir wollen ihn in dem Wahn seiner Untrüglichkeit um so weniger stören, je gewisser wir sind, daß er nicht viel Schaden mehr damit anrichten wird.

Ueber die Nothwendigkeit dieser Aenderung wird sich dann erst entscheiden lassen, wenn die allgemeine Frage beantwortet ist, ob eine directe Frage, die sich auf eine unmittelbar vorhergangene directe Frage bezieht, mit ἤ oder mit ἦ beginnen muß.

In dem einfachen Falle, daß die zweite Frage einen graden Gegensatz zu der ersten enthält, und also diese durch jene aufgehoben wird, kann es gar keinem Zweifel unterliegen, daß ἤ das allein richtige ist, z. B. ἐᾷς πλουτεῖν; ἢ πένητα ποιεῖς; wo ἤ widersinnig wäre: dahin gehört auch Anth. Palat., T. 2, p. 715; Nr. 294:

ὁππoίας τὸν Ὅμηρον ἀναγραψώμεθα πάτρης,
κεῖνον, ἐφ' ᾧ πᾶσαι χεῖρ' ὀρέγουσι πολεῖς;
ἢ τὸ μέν ἐστιν ἄγνωστον, ὁ δ' ἀθανάτοις ἴσος ἥρως
ταῖς Μούσαις ἔλιπεν πατρίδα καὶ γενέην;

denn die beiden Begriffe, Ὅμηρον πατρίδος ἀναγράψασθαι und τὸ μέν ἐστιν ἄγνωστον, schließen sich gegenseitig aus.

Dasselbe gilt da, wo die zweite Frage mit der ersten völlig parallel läuft, und sie entweder bloß mit andern Worten wiederholt oder doch denselben Anspruch auf Beantwortung macht wie jene, in welchem Falle auch καὶ statt ἤ stehn könnte, z. B. Anth. Palat., IV, 1:

Μοῦσα φίλα, τίνι τάνδε φέρεις πάγκαρπον ἀοιδάν;
ἢ τίς ὁ καὶ τεύξας ὑμνοθέταν στέφανον;

und VII, 748:

Τίς τόδε μουνόγληνος ἅπαν δωμήσατο Κύκλωψ
λάϊνον Ἀσσυρίης χῶμα Σεμιράμιος;
ἢ ποῖοι χθονὸς υἷες ἀνυψώσαντο Γίγαντες κτλ.;

wobei wir bemerken, daß in diesem Epigramm das unentbehrliche Fragzeichen am Ende des dritten Verspaares, das bei Brunck richtig steht, in der Anth. Palat. wohl nur durch einen Druckfehler abhanden gekommen ist.

Zweifelhafter stellen sich die Fälle dar, wo die zweite Frage eine Art von Beantwortung der ersten in sich schließt: da aber diese dadurch gleichfalls so gut wie aufgehoben wird, scheint auch hier ἤ vorgezogen werden zu müssen. Hieher gehört Anth. Palat., IX, 57:

τίπτε παναμέριος, Πανδίονι κάμμορε κούρα,
μυρομένα κελαδεῖς τραυλὰ διὰ στομάτων;
ἦ τοι παρθενίας πόθος ἵκετο, τάν τοι ἀπηύρα
Θρηΐκιος Τηρεὺς αἰνὰ βησάμενος;

Zwar schlug Schäfer zum Gregor. Corinth., p. 643, ἦ τοι παρθ. π. ἵ. vor: aber Jacobs, p. 463, erklärt die Lesart der Handschrift so: an hoc quidem manifestum est, quod pudicitiam tibi ereptam doles? und wie wir glauben mit Recht: denn da der Dichter weiß, daß Philomele die ununterbrochen Klagende ist, so konnte ihm auch der Grund dieser Klagen nicht zweifelhaft seyn, und die zweite Frage ist daher nicht sowohl eine Vermuthung, neben der auch noch Eine oder mehrere andere denkbar gewesen wären — und nur in diesem Falle würde ἦ den Vorzug verdienen —, sondern eine indirecte Beantwortung der ersten. Ganz dieselbe Form des Ausdrucks aber erkennen wir in dem Epigramm des Marcus Argentarius, von dem wir ausgegangen sind. Die Frage: ἦ τάδε θρέπτρα τίνεις —, ist keineswegs als unbestimmte Muthmaaßung, sondern als zürnende Ueberzeugung ausgedrückt: das lehrt unwidersprechlich das letzte Verspaar:

ναὶ βωμὸν καὶ σκῆπτρα Σαράπιδος, οὐκέτι νυκτὸς
φθέγξεαι, ἀλλ' ἕξεις βωμὸν ὃν ὠμόσαμεν.

Recenſent iſt daher der Meinung, daß die von Jacobs vorgenommene Aenderung des ἢ in ἦ zwar keineswegs ſprachwidrig, daß ſie aber unnöthig iſt, und daß die alte Lesart ſelbſt von Seiten des Sinnes den Vorzug verdient. — Wir bemerken bei dieſer Gelegenheit, daß auch das eben mitgetheilte letzte Diſtichon nicht bloß allzeitfertigen Conjecturanten wie dem Herrn Huſchke [1]), ſondern auch namhaften und achtbaren Kritikern zum Kreuz geworden iſt: Jacobs, obgleich über die kritiſche Behandlung der Stelle noch unentſchieden, hat doch im Texte mit gutem Bedacht alles beim Alten gelaſſen, und Recenſent iſt überzeugt, daß hier jede ſogenannte Verbeſſerung eine Verſchlimmerung ſeyn würde. Es iſt bekannt, daß alle herrſchenden Zuſtände durch ἔχειν in geradezu entgegengeſetzten grammatiſchen Verhältniſſen ausgedrückt werden können, ebenſo gut alſo τὸ πάθος ἔχει με und ἔχω τὸ πάθος, ſ. Schäfer zum Longus, S. 395. Daſſelbe gilt natürlich auch von dem Zuſtande des örtlichen Seyns, und es iſt daher gleich richtig, ob man ſagt ὁ χῶρος ἔχει τὸν ἄνθρωπον oder ὁ ἄνθρωπος ἔχει τὸν χῶρον. Die Anwendung davon auf einen Leichnam, der den Raum, welchen er deckt, gleichſam inne hat und behauptet, iſt aber ſchon Homeriſch: Odyss. XXIII, 46 ſind οὖδας ἔχοντες bereits Getödtete, den Boden, auf welchem ſie liegen, Innehabende, d. i. Todt auf dem Boden liegende: nicht anders an unſrer Stelle: ἕξεις βωμόν, du wirſt den Altar getödtet einnehmen, d. i. du wirſt todt auf dem Altar liegen, ein kräftiger Euphemismus, wie er ſich überdieß für eine Anrede an eine Gottheit ſchickte.

Zu dieſen beiden Epigrammen fügen wir ein drittes, Anth. Palat. VII, 334, hinzu:

νηλεὲς ὦ δαῖμον, τί δέ μοι καὶ ἀγγελος ἔδειξας
εἰς ὀλίγων ἐτέων μέτρα μινυνθάδια;
ἢ ἵνα λυπήσῃς δι' ἐμὴν βιότοιο τελευτὴν
μητέρα δειλαίην —;

Allerdings könnte man in Verſuchung kommen, ἦ ἵνα λυπήσῃς ſchreiben zu wollen: aber auch hier iſt der Ausdruck kräftiger und der Haltung des ganzen Gedichts entſprechender, wenn wir ἢ unverändert laſſen, und die zweite Frage als berichtigende Aufhebung der erſten betrachten: oder iſt es nicht vielmehr klar, daß du durch mein Lebensende meine Mutter haſt betrüben wollen? Wollten wir dagegen ἦ leſen, ſo wäre der Sinn dieſer: raffteſt du mich etwa darum hinweg, um meine Mutter zu betrüben? Allerdings würde das die gewöhnliche Form der Frage ſeyn, und man könnte ſie nicht unrichtig angewandt nennen: gleichwohl erſcheint ſie darum hier minder paſſend, weil die zweite Frage offenbar ſchon den wahren Grund von des jungen Fronto zu frühem Tode getroffen zu haben glaubt.

Sonach würde ἦ zu Anfange der zweiten Frage nur da ſtatthaft ſeyn, wo dieſe aus mehrern denkbaren Fällen nur Einen oder einige hervorhebt, und auch dieſe nicht als Gewißheit, ſondern als bloße Möglichkeit ausſpricht. In vielen Fällen würde alſo ἢ und ἦ gleich ſprachrichtig, keineswegs aber gleichbedeutend ſeyn: z. B. τίς ἐστιν ἀνήρ; ἦ Γλαῦκος; wäre: iſt es etwa

1) Selbiger hat nämlich ein (wie bei ihm gewöhnlich) hinlänglich abſurdes ἥξεις aufgetiſcht, quod — um mich einer ſeiner eleganten Lieblingsphraſen zu bedienen — abeat, unde malum pedem tulit.

Glaukos? hingegen *τίς ἐστιν ἀνήρ; ἢ Γλαῦκος*; oder (was frage ich erst) ist es nicht Glaukos? Oft kann also nur die wahrscheinliche Absicht des Schriftstellers den Entscheidungsgrund geben, und nur da muß ἦ ohne Ausnahme vorgezogen werden, wo die zweite Frage aus mehrern, durch ἤ verbundenen Gliedern besteht, und dadurch selbst dem Anspruch auf Gewißheit ausdrücklich entsagt. Richtig steht nach dieser unsrer Ansicht ἦ in der Anth. Palat. V, 190; IX, 554; XII, 50 (Delect. VII, 12); XII, 100 (Delect. V, 108); T. 2, p. 667, Nr. 137, und ebenso ἦ ῥα Anth. Palat. V, 428 (Delect. VIII, 145), V, 548; 725. An drei andern Stellen, Anth. Palat. IX, 277 (Delect. IX, 59); IX, 368, 790 (Delect. IX, 27) ist zwar richtig ἦ betont: aber der Ausdruck scheint erst dann seine volle Concinnität zu erhalten, wenn ἦ auch in diesen Epigrammen als Fragewort gefaßt, und dem gemäß nach *νεφέλαις*, *ἀσταχύων* und *θάλαμον* statt des Punkts ein Fragzeichen gesetzt wird.

Als fehlerhaft dagegen müssen wir aus eben dem Grunde ἦ beim Philippos von Thessalonike in Anspruch nehmen, Anth. Palat. IX, 561 (Delect. X, 92):

τίς σε πάγος δυσέρημος, ἀνήλιος, ἐξέθρεψεν
Βορῥαίου Σκυθίης, ἄμπελον ἀγριάδα,
ἦ Κελτῶν νιφοβλῆτες ἀεὶ κρυμώδεες Ἄλπεις,
τῆς τε σιδηροτόκου βῶλος Ἰβηριάδος;

Da die Alpen und die Scholle Iberiens nicht vom *πάγος δυσέρημος* verschieden, sondern ihm als einzelne Beispiele untergeordnete Begriffe sind, so scheint es nothwendig, das erste Verspaar, als erste allgemeine Frage, mit einem Fragzeichen zu schließen, das zweite Distichon dagegen, das eine ins Einzelne gehende Doppelfrage enthält, mit ἦ zu beginnen, um so mehr, als mit den beiden genannten keineswegs alle *πάγοι δυσέρημοι* erschöpft sind. Wahrscheinlich ist auch im Epigramm des Meleagros, Anth. Palat. V, 163, 3, ἦ statt ἢ zu schreiben, obgleich das letztere hier eher vertheidigt werden könnte als im vorher behandelten Gedichte des Philippos. Dem entgegengesetzten Fehler endlich begegnen wir beim Tarentinischen Leonidas, Anth. Palat. VII, 422:

τί στοχασώμεθά σου, Πεισίστρατε, χῖον ὁρῶντες
γλυπτὸν ὑπὲρ τύμβου κείμενον ἀστράγαλον;
ἦ ῥά γε μὴν ὅτι Χῖος; ἔοικε γάρ. ἦ ῥ' ὅτι παίκτας
ἠσθά τις, οὐ λίην δ', ὦ 'γαθέ, πλειστοβόλος;

Hier leuchtet wohl jedem ohne Weiteres ein, daß es im dritten Verse heißen muß:

ἦ ῥά γε μὴν ὅτι Χῖος; ἔοικε γάρ. ἦ ῥ' ὅτι παίκτας —.

Das bemerkte, glauben wir, berührt alle von dieser Seite wirklich zweifelhafte Stellen der Anthologie, und genügt daher für unsern nächsten Zweck. Für andre Schriftsteller, namentlich für die attischen Dichter, ist aber noch gar manches zu thun übrig, obgleich mehrere zwischen ἤ und ἦ schwankende Stellen der Tragiker von Reisig und Elmsley zu Soph. Oed. Colon. 66,636 = 643, 818 = 822, und hie und da von Hermann zu andern Sophokleischen Stellen mit Einsicht behandelt sind. Wir wollen hier nur auf das kürzeste Stück des Euripides, den Kyklops, hinweisen. V. 117, Matth.:

τίνες δ' ἔχουσι γαῖαν; ἢ θηρῶν γένος;

ist von Elmsley richtig gefaßt, indem er *τίνες* durch *ἄνθρωποι* erklärt: ganz ebenso bei Aristoph. Pac., 24, *τὶς* als Gegensatz von *ὗς ἢ κύων*. Aber V. 129:

αὐτὸς δὲ Κύκλωψ ποῦ 'στιν; ἢ δόμων ἔσω;

und V. 207:

πῶς μοι κατ' ἄντρα νεόγονα βλαστήματα;
ἢ πρός γε μαστοῖς εἰσι, χ' ὑπὸ μητέρων
πλευρὰς τρέχουσι —;

dürfte wohl ebenso wenig ἤ zu dulden seyn, wie V. 525:

τί δ', εἴ σε τέρπει γ'; ἦ τὸ δέρμα σοι πικρόν;

umgekehrt ἦ schwerlich zu rechtfertigen seyn wird.

Für jetzt kehren wir indeß zu unserm Delectus Epigrammatum zurück, von dem wir noch zu rühmen haben, daß sein Gebrauch durch einen vierfachen Blattweiser erleichtert ist. Der erste, der die Epigramme nach ihren Anfängen alphabetisch aufführt, weiset zugleich zu ausnehmender Bequemlichkeit die Stelle eines jeden einzelnen in den Brunck'schen Analekten und in der „Anthologia Palatina" nach: im zweiten sind die aufgenommenen Gedichte nach ihren Verfassern zusammengeordnet und dabei, soweit es möglich war, die Zeitalter derselben angegeben: der dritte und vierte, ein griechischer und ein lateinischer, beziehn sich auf die Wörter und auf die Sachen, die in den Anmerkungen behandelt sind. Nur in den Zahlen des ersten wird hie und da die lobwürdige Correctheit vermißt, die, durch die Sorgfalt eines jungen Gelehrten, Herrn A. Straubel, bewirkt, übrigens eine anerkennenswürdige Zierde des Buches ist [1]).

Zweiter Artikel.

Unter den Blumenlesen, die seit dem vollständigen Bekanntwerden der pfälzer Handschrift aus der griechischen Anthologie veranstaltet sind, haben wir des Delectus epigrammatum von Jacobs zuerst Meldung gethan, weil dieser Sammlung wegen ihrer reichen und zweckmäßigen Ausstattung unter allen Arbeiten ähnlicher Art der erste Rang gebührt. Bereits um mehrere Jahre früher war folgende, auch jetzt noch beachtenswerthe Auswahl erschienen:

2) Anthologia Graeca sive collectio epigrammatum ex Anthologia Graeca Palatina. In usum scholarum curavit M. August Weichert, reg. schol. Grimens. rect. adj. et prof. Meißen, bei Friedr. Wilh. Gödsche. 1823. XVI. und 312 S. 8.

Der Herausgeber wurde zu dieser Arbeit durch den Wunsch veranlaßt, von den vielen nach Form und Inhalt Vortrefflichen, das die griechische Anthologie in sich begreift, eine passende Auswahl im Gebrauch gelehrter Schulen zu sehn, und dem Jünglinge die erste Bekanntschaft mit diesen Schätzen leichter zu machen, als dieß bei dem hohen Preise, zum Theil auch bei der innern Beschaffenheit der frühern Ausgaben und Abdrücke möglich war.

Da Jacobs durch seinen Delectus vorzugsweis gründliches Selbstu-

1) [Hier ist der Schluß des Artikels, das Unternehmen der Bibliotheca Graeca Gothana im Allgemeinen besprechend und den zweiten Artikel vorläufig ankündigend, weggeblieben.]

dium fördern wollte, und danach seine Anmerkungen einrichtete, Weichert aber ein Schulbuch beabsichtigte, das sich begnügte, einen möglichst reinen Text zu geben, alles zur Erklärung Gehörige aber dem mündlichen Vortrage des Lehrers anheimstellte; so leuchtet ein, daß eine unmittelbare Vergleichung zwischen beiden Werken nicht ohne Ungerechtigkeit gegen Eines derselben, wo nicht gegen beide zugleich, durchgeführt werden könnte. Da sie also nicht dieselbe Bestimmung haben, sondern füglich neben einander bestehn, so werden wir ohne weitere Rückblicke auf Jacobs zeigen, was Weichert hat leisten wollen und in wie weit er das vorgesteckte Ziel erreicht hat.

Da sein Plan jeden Commentar ausschließt, kann hier nur von der Auswahl und Zusammenstellung der Gedichte und von der kritischen Anordnung des gegebenen Textes die Rede seyn.

Die Lese selbst ist keineswegs kärglich ausgefallen: wir finden etwa neunhundert und ohne Widerstreit von den trefflichsten Epigrammen vor. Im Ganzen ist dabei der Herausgeber zwar der Auswahl gefolgt, die Jacobs in seinem „Tempe" (1803) getroffen hat, und wie wäre auch ein kundigerer Führer durch dieses Blumenlabyrinth zu finden gewesen! Weit entfernt jedoch, sich von diesem Vorgänger unbedingt abhängig zu machen, hat er manches nicht eigentlich in das Gebiet der Anthologie zu Ziehende, z. B. die elegischen Bruchstücke aus Theognis, weggelassen, dafür aber durch Aufnahme anderer, zum Theil als „Tempe" erschien noch gar nicht herausgegebener Stücke reichlichen Ersatz gegeben. So ist von den namhafteren Dichtern der Anthologie fast keiner übergangen: — nur vom Hedylos etwa und aus den Epigrammen Theokrits dürfte eine und die andere Mittheilung zu wünschen gewesen seyn: — dagegen sind auch einige solche berücksichtigt, die man nicht allzu sehr vermißt haben würde, z. B. Diogenes von Laerte, I, 95, 96, 110, 112, 113, unstreitig einer der armseligsten Versmacher des ganzen Alterthums. Auffallend aber war dem Recensent eine gewisse Beschränkung in der metrischen Form, indem Alles folgerecht ausgeschlossen ist, was sich nicht im gewöhnlichen elegischen Distichon bewegt. „Praeterii ea epigrammata", sagt der Herausgeber S. x., „quae, quum alio, quam elegiaco, scripta essent metro, puerili aetati minus convenire mihi viderentur": ein Urtheil, dem Recensent keineswegs beitreten kann, da doch der Unterschied zwischen diesen und den elegischen Epigrammen ausschließlich in den Rhythmen liegt, solche Jünglinge aber, für die diese Auswahl veranstaltet ist, wohl allmälig auch in andere Versarten eingeführt werden dürfen: so können wir es denn nur gut heißen, wenn diese Regel hie und da, wie IV, 37, verlassen ist. Eher würden wir eine größere Strenge in den erotischen Epigrammen des fünften Buches erwartet und gebilligt haben. Wir sind weit entfernt zu behaupten, daß wirklich Unreines und an sich Verwerfliches Aufnahme gefunden habe: wohl aber scheint der Herausgeber grade hier den Unterschied nicht scharf genug ins Auge gefaßt zu haben, der zwischen seiner Auslese und zwischen Jacobs „Tempe" obwaltet. Jacobs übersetzte für reifere Freunde des Alterthums, Weichert sammelte für Jünglinge, ja für Knaben: jener verhüllt nicht selten durch die keusche Muttersprache, was in seiner ursprünglichen Nacktheit selbst dem geübteren Sinne anstößig bleiben dürfte: dieser giebt ein Material, das zuerst den Schüler durch Vorbereitung beschäftigen, dann vom Lehrer gründlich und vollständig erläutert werden soll. Grade im epigrammatischen Gedicht ist aber vor allem der

Hauptgedanke hervorzuheben und ins hellste Licht zu stellen: soll nun der Lehrling nach der erotischen Spitze eines vorliegenden Epigramms ahndend umhertasten? oder soll der Lehrer die Sache ins Klare setzen? Recensent gehört gar nicht zu den Aengstlichen, und er würde nie Anstand nehmen, tüchtigen Primanern diese und jene Comödie des Aristophanes zu erklären, sowie er sie als Schüler von Jacobs erklären gehört zu haben noch jetzt sich mit Freude und Dank erinnert: das aber gesteht er gern, daß es ihm unmöglich seyn würde, Gedichte, die sich ausschließlich und auf die lüsternste Weise um Geschlechtsverhältnisse bewegen, wie z. B. das des Meleagros bei Weichert V, 22, jungen Leuten zu erklären, die noch nicht einmal mit den Homerischen Gesängen bekannt sind, der höhern alterthümlichen Weihe also noch gänzlich ermangeln. Was aber dem Lehrlinge von Schriftwerken des Alterthums nicht zur vollen Klarheit des Verständnisses gebracht werden kann oder darf, das sollte überhaupt von dem reinen Kreise des Jugendunterrichts fern gehalten werden; und was der Herausgeber selbst S. VIII über die unerlaßliche grammatische Gründlichkeit in der Auslegung eines jeden Wortes trefflich bemerkt hat, enthält den Beweis, daß zwischen ihm und dem Recensent in der Grundansicht keine Verschiedenheit der Meinungen vorhanden ist.

Ueber die Anordnung der ausgewählten Epigramme und ihre Vertheilung in zehn Bücher können wir kürzer seyn. Es ist dieselbe, die bei Jacobs „Tempe" zum Grunde liegt: jedes Buch befaßt einen besondern Abschnitt der alten Welt: ein jedes ist, gleichsam wie eine abgeschlossene Halle, irgend einem Ausschnitte des hellenischen Lebens gewidmet, und in demselben das Gleichartige soviel als möglich nach dieser Beziehung geordnet [1]). Zwar hat Jacobs selbst nachmals diese Anlage geändert und erweitert: aber grade für die vorliegende Auswahl dürfte kaum ein zweckmäßigerer Plan zu entwerfen gewesen seyn.

Wir haben also nur noch über den uns dargebotenen Text zu sprechen, welches ausführlicher zu thun uns sowohl der Name des Herausgebers, als die Sache selbst veranlaßt.

In der Vorrede sind die Kriterien genügend angedeutet, nach denen unser Urtheil zu bestimmen ist. Grundlage des Textes ist durchweg die Anthologia Palatina, doch so, daß von dieser da abgewichen ist, wo ihre Lesart entweder verdorben oder doch unverständlich erschien: in diesen Fällen sind Verbesserungsvorschläge, bald von Jacobs, bald von andern Kritikern, aufgenommen. Bei lückenhaften Gedichten, wie z. B. II, 53 (nicht 50, wie S. XI gedruckt ist) in der schönen Grabschrift auf die bei Potidäa gefallenen Athener, hat der Herausgeber kein Bedenken getragen, die Ergänzungen Neuerer zuzulassen. Von den vorgenommenen Aenderungen aber Nachricht zu geben, schien allzu weitläuftig, und weder mit dem Zweck noch mit dem Umfang der Vorrede vereinbar. Um endlich höchst mögliche Richtigkeit des Druckes zu bewirken, theilte er diese immer mühvolle, selten mit gebührendem Dank erkannte Arbeit mit seinem Schwager, Herrn Eduard Wunder, dem er überdieß gestattete, hie und da nach eignem Urtheil vom Jacobsischen Text abzugehn: ein Zutrauen, das dieser hier

1) Jacobs „Kunst und Leben der Alten". Th. I. S. XI.

zum erstenmal auftretende Gelehrte seitdem durch seine ausgezeichneten kritischen Arbeiten über Sophokles und Cicero hinreichend gerechtfertigt hat.

Wenn die kritischen Grundsätze, zu denen der Herausgeber sich bekennt, manchem minder streng erscheinen möchten, so glaubt Recensent doch, daß sie in der mehr praktischen, als wissenschaftlichen Bestimmung des Buches ihre völlige Rechtfertigung finden. In ein Schulbuch darf nichts aufgenommen werden, als was der Schüler mit richtiger Benutzung seiner Sprachlehre und seines Wörterbuches grammatisch sich selbst bei der Vorbereitung vollkommen klar machen kann: daher gehört nicht hinein, was verdorben oder lückenhaft ist, und die Wahrscheinlichkeit oder Möglichkeit darf an die Stelle der Evidenz treten. Kann das Stück nicht zu ausreichender Verständlichkeit hergestellt werden, so muß es ganz ausgeschlossen bleiben. Je mehr also Recensent mit dem Grundsatze des Herausgebers einverstanden ist, desto mehr bedauert er, denselben nicht überall mit gleicher Consequenz in Anwendung und Ausübung gebracht zu sehn. Denn in mehrern der aufgenommenen Gedichte, z. B. I, 116, 7; V, 74, 4; 76, 6; VII, 17, 5, ist die beibehaltene Lesart der Anthologia Palatina bis zu völliger Sinnlosigkeit entstellt, dieser aber an allen einzelnen Stellen besonders durch Jacobs mit soviel Scharfsinn abgeholfen, daß wir nicht einsehn, warum dem Schüler lieber etwas durchaus Unverständliches als etwas der alten Dichter vollkommen Würdiges dargeboten ist. Mißbilligte der Herausgeber alle Verbesserungsversuche früherer, und fand auch sein eigner bewährter Scharfsinn keinen Ausweg, so waren diese Epigramme ganz bei Seite zu legen.

Am meisten aber muß Recensent darüber mit dem Herausgeber rechten, daß er uns die Nachweisung seiner Abweichungen von Jacobs vorenthalten hat. Was er selbst S. XII darüber bemerkt — quae in textus verbis mutata sunt, eorum hic recensum dare et longum est et ab huius praefationis modo ac consilio alienum — hat uns durchaus nicht genügen können, da eine kurze Anzeige allen denen genügt haben würde, denen ein Urtheil in solchen Dingen zusteht: eine solche Anzeige aber würde auf den doch leer gebliebenen letzten vier Seiten, die jetzt mit Göd'sche'schem Verlag ausgefüllt sind, bequemen Platz gefunden haben.

Allen denen also, die sich für die weitere kritische Herstellung der griechischen Anthologie interessiren, und die wie Recensent mit dem Namen des Herausgebers die Erwartung der vorzüglichsten Leistungen zu verbinden gewohnt sind, — solcher aber werden nicht wenige seyn — ist die Nothwendigkeit auferlegt, wenn sie zu wissen begehren, was durch Weichert Neues für die Begründung des Textes geschehen ist, das Buch wie eine Handschrift von Anfang bis zu Ende mit der Anthologia Palatina durch zu vergleichen: immer eine etwas harte Anmuthung, wie sie kein Alterthumsforscher an die Muße seiner Studiengenossen machen sollte, zumal wo es so leicht war, dem Uebelstande abzuhelfen.

Unter diesen Umständen glaubte Recensent etwas Nützliches und Dankenswerthes zu thun, wenn er die Mühe einer vollständigen Vergleichung andern dadurch ersparte, daß er sie selbst auf sich nähme, und ihre Ergebnisse mittheilte. Als er jedoch dieß Geschäft mit möglichst gespannter Aufmerksamkeit durch vier Bücher, das erste, dritte, fünfte und neunte, fortgesetzt hatte, schien ihm der Zeitaufwand doch zu der Ausbeute nicht in gehörigem Verhältnisse zu stehn: wohl aber ging daraus ein sicheres Urtheil

über das Verhältniß des Weichertschen Textes zum Jacobsischen hervor; und so mag die Mittheilung des in den bezeichneten vier Büchern Wahrgenommenen genügen. Daß darüber die andern sechs Bücher nicht vernachlässigt sind, wird aus einzelnen Stellen einleuchten.

Vor allem unterscheiden wir, was auf andrer Gelehrten Auctorität geändert ist, von dem was wir hier zum erstenmal finden, was also dem Herausgeber oder seinem gelehrten Freunde angehört.

Nach dem Vorgange Früherer finden wir den Text nicht selten verbessert, wenigstens lesbarer und verständlicher gemacht, und zwar wie billig am häufigsten nach Jacobs: die Stellen, wo Conjecturen dieses Kritikers aus den Anmerkungen in den Text gebracht sind, sind folgende: I, 53, 3; 89, 9; 10; (hier möchten wir aber doch die urkundliche Lesart *χαίρειν* der Aenderung *χαίρων* vorziehn. Die Worte *ἀλλά με τὸν λάλιον καὶ πρεσβύτην σὺ προσειπὼν χαίρειν, εἰς γῆρας καὐτὸς ἵκοιο λάλον*, drücken denselben Wunsch aus, welchen das bei Weichert gleich darauf folgende, ebenmäßig von der Redseligkeit des Meleagros handelnde Gedicht: noch im Grabe möchte er freundlich mit einem Scheideruf begrüßt werden, und zum Lohne dafür wünscht er jedem, der ihm das leisten werde, ein ebenso hohes Alter wie er selbst erreicht hat: also nothwendig *προσειπών με χαίρειν, ἵκοιο* —. Wie gebräuchlich aber dieß *χαῖρε* und das römische vale an Grabstätten war, lehren unter andern Jacobs zu der Anthol. Gr. T. XII. p. 323 und Döring zum Catull. 101, 10.) III, 96, 3; 101, 2; V, 5, 1; 16, 6; IX, 9, 6; 14, 2; 48, 3; 53, 6; 59, 6. Außerdem finden wir Aenderungen nach Reiske, I, 1, 7; nach Brunck I, 90, 7; 8; V, 38, 7; IX, 25, 5; nach Schäfer, IX, 1, 4; nach Hermann III, 48, 2; nach Gräfe, I, 1, 17; nach Purgold, I, 1, 54, und nach einer Vermuthung des Recensent bei Jacobs I, 79, 8, vorgenommen.

Herstellungen der urkundlichen Lesart sind wir nicht öfter als zweimal begegnet, I, 40, 3 und III, 24, 6; aber keiner von beiden können wir unsern Beifall geben. An der ersten Stelle ist aus der pfälzer Handschrift die Schreibung *Ἄϊδας* (den Hexameter beginnend) statt des allein zulässigen *Ἄιδας* zurückgerufen. Da aber jene Form an unsrer Stelle wenigstens drei Fehler in sich begreift, verdankt sie wohl nur einem zwiefachen Druckfehler ihr Daseyn. — Das andre Gedicht ist uns nur in der Sammlung des Maximus Planudes erhalten, und endet in den meisten Ausgaben derselben so:

Πραξιτέλης οὐκ εἶδεν ἃ μὴ θέμις, ἀλλ' ὁ σίδηρος
ἔξεσ', οἷαν Ἄρης ἤθελε τὴν Παφίην.

Andre geben *ἐξεσεν*, einleuchtend falsch. Aber auch die obenstehende Lesart verwarf Jacobs mit mehrern Vorgängern, besonders weil *Ἄρης* in der Senkung des Verses die erste Sylbe kurz zu haben pflege. Dieser Zweifel wird jedoch durch ein Epigramm des Antipatros, Anth. Palat. IX, 323, 3, (bei Weichert IV, 9.) völlig gehoben, wo es heißt:

ἀγκρεμάσας Ἄρηϊ μιάστορι κόσμον ἄκοσμον.

Ja, dieselbe Form an derselben Stelle des Pentameter hat die lange Anfangssylbe bei Leonidas von Tarent, Anth. Palat. VII, 449:

Μοῦσα χορούς, Ἄρης ἐγγυάλιξε μάχαν.

Wahrscheinlich dadurch bewogen ist der Herausgeber zur gewöhnlichen Lesart zurückgekehrt. Dem Recensent aber ist diese aus mehrern andern Gründen verdächtig: erstens scheinen die Handschriften alle ἔξεσεν zu haben, ἐξεσ᾽ wäre also Correctur aus Versnoth; zweitens lahmt der Rhythmus unerträglich, sobald wir die erste Sylbe von οἷαν als Kürze nehmen; endlich ist die attische Form οἷαν in diesem Epigramm höchst befremdlich, und wäre sie nothwendig in οἵην zu verwandeln, wenn nicht auch diese Aenderung eine viel zu willkührliche wäre. Recensent glaubt darum, daß die ganz in Vergessenheit gerathene Lesart ἔξεσεν wieder zu Ehren zu bringen und der Vers so zu schreiben ist:

ἔξεσεν, οἳ᾽ ἂν Ἄρης ἤθελε τὴν Παφίην.

So ist wenigstens allen bisher erregten Bedenklichkeiten auf Einmal und ohne Aenderung eines Buchstaben abgeholfen: οἷα für ὡς gebraucht wird hoffentlich keinen Anstoß geben: er wäre sonst aus der Anthologie selbst leicht zu beseitigen, z. B. aus Anthol. Palat. IX, 375, 5; 606, 4; Planud. 4, 265, 3.

Wir wenden uns jetzt zu den Stellen, die, soviel wir wissen, ihre gegenwärtige Gestalt den Herren Weichert oder Wunder selbst verdanken. Es sind uns deren in unsern vier Büchern nur folgende fünf nicht grade sehr bedeutende aufgefallen: I, 44, 5 ist wie I, 91, 7 Ἐριννύς geschrieben, in der Handschrift und bei Jacobs Ἐρινύς, auf jeden Fall eine übereilte, vermuthlich aber auch eine falsche Aenderung, vergl. Brunck zu Aesch. Sept. adv. Theb. 490 und zu Aristoph. Lysistr. 813, Jacobs zur Anthol. Palat. p. 258, Wilh. Dindorf in der Vorrede zur Ilias und Blomfield zu Aesch. Prom. 53 und 525. — Ohne alles Bedenken verwerfen müssen wir die zweite Aenderung, die uns als eine neue aufgestoßen ist, III, 55 (Anth. Planud. IV, 95):

ἐκ Νεμέης ὁ λέων, ἀτὰρ ὁ ξένος Ἀργόθεν αἷμα,
πολλὸν ὁ μὲν θηρῶν μείζον᾽ ὁ δ᾽ ἡμιθέων.

Die alte Lesart ist μείζων, ὁ δ᾽ ἡμιθέων, die freilich nur einen Sinn, keinen Vers giebt: von der eben mitgetheilten müssen wir das Umgekehrte sagen, sie giebt einen recht guten Vers, aber — uns wenigstens — so durchaus gar keinen Sinn, daß wir irgend einen groben, uns jedoch unentwirrbaren Druckfehler anzunehmen geneigt sind. Jacobs vermißt einen Superlativ: wir wüßten einen recht auserlesenen, darum der Corruptel stark ausgesetzten und in den Schriftzügen nicht so sehr abweichenden vorzuschlagen, μεῖστος. Nur ist seine Existenz überaus problematisch: Matthiä in der griechischen Grammatik S. 259 verweiset zwar auf die Auctorität des Bion, 5, 10, aber dort steht der dorische Comparativ μήονα, und das ganze Citat ist ein bloßer Abschreibefehler aus Fischer zum Weller, Th. 2. S. 99. Für μεῖστος wird sich schwerlich ein besserer Gewährsmann ermitteln lassen als Eustath zur Ilias, ά p. 135, 11, Rom., aber auch bei ihm ist dieser Superlativ nur eine seiner vielen etymologischen Krücken, um eine Analogie für πλεῖστος zu gewinnen, und ebenso kommt er im Etym. M. p. 581, 57 und 676, 14 und in Zonar. lex. T. 2. p. 1342 vor. Indeß fodert unsre Stelle nicht so unbedingt den Superlativ: vielmehr scheint schon Stephanus das Richtige gesehn zu haben, der sich begnügte, an die Stelle des masculinen Comparativs das Neutrum zu setzen:

πολλὸν ὁ μὲν θηρῶν μεῖζον, ὁ δ᾽ ἡμιθέων.

Es ist sehr begreiflich, wie Abschreiber bei diesem Neutrum stutzig wurden, weil sie es nicht als Prädicat erkannten, und es ohne Weiteres ins Masculinum änderten: von dieser auch in attischer Prosa gar nicht seltnen Verbindung mit einem masculinen oder femininen Subject findet der etwa noch Zweifelnde hinreichende Beispiele bei Matthiä, griech. Grammatik S. 815 und 816. Der scheinbare Gebrauch des Comparativs aber statt des Superlativs, richtiger die Auslassung von *τῶν ἄλλων* oder *πάντων* beim Comparativ, kommt schon bei Homer vor, z. B. Odyss. VII, 156, vgl. Hermann Viger. p. 717. — Die dritte Aenderung fanden wir III, 66, 1, wo anjetzt *ἐσθλοῖσι* zu Gunsten des Verses mit dem paragogischen *ν* versehn ist, unstreitig mit Recht. — Nicht minder beifallswerth ist die vierte Aenderung zu III, 80, 1, wo statt des verswidrigen *οὐ τόσον Ἀθάμας* mit größter Wahrscheinlichkeit *οὐ τόσσον γ' Ἀθάμας* geschrieben ist. — Dasselbe glauben wir von der fünften, V, 23, 3, sagen zu dürfen, wo die Verslücke zwischen *τόξοις βάλλετε* durch Einschaltung derselben Partikel ausgefüllt ist,

ἦ μὴ καὶ τόξοισί γε βάλλετέ μ', ἀλλὰ κεραυνοῖς.

Dieser allerdings nicht reiche Ertrag aus vier sorgfältig verglichenen Büchern wird den Recensent entschuldigen, wenn er die sechs übrigen Bücher der Prüfung anderer anheimstellt. Doch ist noch bei zwei Gegenständen zu verweilen, die, überall und zumal in einem Schulbuche wichtig, der Aufmerksamkeit des Herausgebers keineswegs entgangen sind, bei den Berichtigungen in der Interpunction der Sätze und in der Betonung der Wörter.

Abweichungen von der Interpunction bei Jacobs haben wir in unsern vier Büchern oft wahr genommen, solche aber, die wir für Verbesserungen gelten lassen möchten, höchstens drei, III, 48, 8 die Tilgung des Komma nach *δαίμονες*, III, 110, 4 dasselbe Verfahren nach *ἐφαπτομένοις*, und V, 38, 8 nach *ἐκπέμπω*. Außerdem haben wir an folgenden Stellen veränderte Interpunctionen wahrgenommen: I, 93, 3; III, 11; 66, 4; 69, 3; (dieser Druckfehler ist daraus entsprungen, daß der Herausgeber in den dialogischen Epigrammen die Buchstaben weggestrichen hat, durch die in der Anthologia Palatina der Personenwechsel zweckmäßig bezeichnet wird: doch findet auch hierin keine völlige Consequenz statt, s. z. B. III, 52.) V, 26, 1; 38, 4; 52, 3; 54, 2; 56, 2; 79, 4; IX, 9, 4; 26, 6; 45, 1. Diese alle aber müssen wir aus zum Theil leicht zu erkennenden Gründen verwerfen. Uns länger bei ihnen aufzuhalten ist aber um so weniger nöthig, als ganz gewiß viele derselben auf die Rechnung des Setzers kommen, eine Annahme, zu der wir, wie bald gezeigt werden soll, nur allzusehr berechtigt sind: einiges mag indeß doch wohl beabsichtigt seyn, z. B. III, 11:

Τίς γλύψας τὸν Ἔρωτα παρὰ κρήνῃσιν ἔθηκεν,
οἰόμενος παύσειν τοῦτο τὸ πῦρ ὕδατι;

wo bisher der Hexameter mit der Frage schloß, und der Pentameter die Antwort enthielt, gewiß das Richtige. Denn nach der vorstehenden Anordnung wäre die Frage nach der Person oder dem Namen dessen, von dem man die Absicht der Aufstellung des Erosbildes an der Quelle schon weiß, ebenso unpassend, als das Zerfließen des Epigramms in eine unbeantwortete Frage widersinnig. Daß wir auch IX, 47, 4 und 57, 2 mit der jedoch schon von

Jacobs überkommenen Interpunction nicht einverstanden sind, haben wir bereits in diesen Jahrbüchern, zweiter Jahrg. Bd. I Heft 2, S. 72 und 73 [hier S. 206.], bemerkt.

Die Betonung haben wir Einmal wesentlich berichtigt gefunden, II, 56, 1 in dem Eigennamen Ἄγις, wofür bisher falsch Ἅγις geschrieben war. Nicht für Berichtigung kann dagegen Recensent III, 49, 5; 69, 11; V, 70, 3; IX, 34, 5 die Weglassung der Koronis in τούνεκα und daher auch II, 22, 3 in ὀθούνεκεν anerkennen, obgleich er übrigens, wie er bereits im griechischen Wörterbuch dargelegt hat, in der Schreibung des letztern Wortes als Eines mit dem Herausgeber sowie mit Matthiä zu Eurip. Alc. 813 und Add. p. 507 zusammenstimmt. Entschieden fehlerhafte Accentuationen sind aus den frühern Ausgaben an folgenden Stellen mit herübergenommen: I, 110, 2 ἐκλύσαι statt ἐκλῦσαι, V, 77, 5 Λάϊς statt Λᾶϊς oder noch richtiger, wenn auch minder gewöhnlich, Λᾶις, IX, 10, 1 κρανάας statt κραναᾶς, was um so mehr zu rügen, da Jacobs in den Anm. S. 464 schon das Richtige nachgetragen hat, ebendaselbst V. 5. μνᾶμα τε statt μνᾶμά τε [1]), IX, 30, 3 σύριγξ statt σῦριγξ, und IX, 43, 9 ἔΰβοτρυν statt εὔβοτρυν, ein anjetzt fast unbegreiflicher Verstoß gegen die ebenso einfache als sichere Regel. Besonders aber müssen wir darüber Klage führen, daß die Correctur des Druckes grade in diesen sogenannten Kleinigkeiten, in den Accenten, Hauchen und was die Alten sonst zur προσῳδία zählten, keineswegs ihre Schuldigkeit gethan hat: in unsern vier Büchern haben wir, lediglich in dieser Einen Beziehung, folgende zum Theil grobe Druckfehler wahrgenommen, die nach ihren Stellen zu bezeichnen hinreichend seyn wird: I, 12, 5; 33, 1; 49, 7; 61, 1; 67, 4; 85, 6; 8; III, 20, 2; 31, 2; 33, 3; 58, 1; 61, 1; 70, 3; 71, 1; 82, 3; 103, 3; 105, 4; V, 3, 4; 4, 6; 7, 7; 14, 3; 16, 5; 22, 3; 31, 3; 39, 1; 56, 1; 58, 5; 65, 1; 69, 3; IX, 11, 2; 13, 1; (oder wollte der Herausgeber hier wirklich ἃ πάρος ἄδμητος καὶ ἀνέμβατος statt des gewöhnlichen ἃ πάρος ἄ. schreiben? Billigen könnten wir das schon wegen des folgenden ὦ Λακεδαῖμον nicht.) 33, 5; 48, 5; 51, 2.

Diese lästige Incorrectheit des Druckes beschränkt sich aber keineswegs auf die apices, sondern sie fällt auch anderweitig um so mehr auf, je geneigter man durch eine Stelle der Vorrede, S. XII, und durch neun an-

---

1) Das letzte Distichon dieses Epigramms, Antholog. Palat. IX, 58, lautet n der pfälzer Handschrift so:

κεῖνα μὲν ἠμαύρωτο δὲ κῆν ἴδε νόσφιν Ὀλύμπου
Ἅλιος οὐδέν πω τοῖον ἐπηυγάσατο.

Unter den mancherlei Besserungsversuchen dieser berüchtigten Stelle hat Jacobs und mit ihm Weichert dem von Bentley nicht mit Unrecht den Vorzug gegeben:

κεῖνα μὲν ἠμαύρωτο· τί κεῖνα δέ; νόσφιν Ὀ. κτλ.

Doch glaubt Recensent, daß die Worte fast ohne alle Aenderung geheilt werden können: er vermuthet:

κεῖνα μὲν ἠμαύρωϑ'. ὃ δὲ κῆνίδε νόσφιν Ὀλύμπου
Ἅλιος, οὐδέν πω τοῖον ἐπηυγάσατο.

Was aber auch Helios außer dem Olymp sah, nirgend erblickte er etwas so Herrliches. —

gezeigte, ziemlich unbedeutende Druckfehler wird, im übrigen Fehlerlosigkeit vorauszusetzen. Wir haben in unsern vier Büchern außer den schon angegebenen noch folgende, zum Theil arge und den Sinn entstellende, nicht angegebne Druckfehler im griechischen Texte wahrgenommen: I, 3, 5 κεἰ statt καὶ, 12, 4 κῶρον statt χῶρον, 13, 3 Κύπρις statt Κύπρος, 48, 5 ὅτε statt ὅτι, 53, 3 Βαδύλλῳ statt Βαθύλλῳ, 68, 4 σχῆμια statt σχῆμα, 78, 2 Σιλυών statt Σικυών, 84, 3 Ἐκάτης statt Ἑκάλης. III, 20, 5 εἰς statt ἐς, (wenigstens ist nicht anzunehmen, daß der Herausgeber dieses absichtlich in jenes verwandelt habe.) 57, 3 λέοντες statt λέοντος, 64, 2 ἀκίσιν statt ἀκίσι, (denn auch hier ist kein Grund, wissentlich zu ändern.) 66, 8 βαλὸν statt βαλὼν, 69, 10 δρύξεται statt δράξεται, 75, 5 ἔπ statt ἔτ, 115, 1 με statt γε, (oder sollte es hier wirklich με heißen? dann wäre die Aenderung wenigstens überflüssig.) V, 10, 6 αὐτομάτος statt αὐτομάτοις, 12, 1 ἤ statt ἦν, 16, 3 σειριόκανσοτ, 77, 3 ist τὰ vor μύροισι ausgelassen. IX, 4, 3 ist falsch ἐφεσ-τρίς abgesetzt, und 18, 5 ἱεροὶ statt ἱεραὶ.

So weit wir nun entfernt sind, es dem Herausgeber oder Herrn Wunder irgend zum Vorwurf zu machen, daß sie uns so selten mit Spuren eigner Kritik erfreut haben, (sie beabsichtigten ja keine kritische Ausgabe, und haben uns nur durch die Andeutungen in der Vorrede zum Nachsuchen und Vergleichen bewogen.) so sehr glauben wir uns doch berechtigt, sie für die Zulassung solcher und so vieler typographischer Sünden verantwortlich zu machen. Durch diese ist die Brauchbarkeit des Buches allerdings gemindert.

Von der äußern Einrichtung desselben ist nur zu bemerken, daß gleich unter dem Text zu großer Bequemlichkeit besonders des Lehrers nachgewiesen ist, wo sich ein jedes Epigramm in Bruncks Analekten, in der Anthologia Palatina und in Jacobs Tempe vorfindet. (Umgekehrt weiset nun auch Jacobs in „Kunst und Leben der Alten" auf die Weichertsche Sammlung zurück.) Leider fehlt es nur auch in diesen Citaten an Druckfehlern nicht: so steht III, 49 p. 279 statt p. 281, III, 69 p. 275 statt 709, V, 62 p. 293 statt 298. Angehängt ist ein Verzeichniß der aufgenommenen Epigramme nach der Buchstabenfolge ihrer Verfasser.

Am Schlusse der Vorrede macht der Herausgeber Hoffnung zu einem zweiten Bande, der einen hauptsächlich für Lehrer bestimmten Commentar enthalten würde. Möge es ihm dazu weder an Muße, noch an Neigung fehlen: möge er sich auch durch das viele Treffliche nicht abhalten lassen, das Jacobs inzwischen in seinem Delectus geleistet hat. Bei den vielfachen einzelnen Schwierigkeiten der griechischen Anthologie ist noch so mancher Preis zu erringen, und unser Herausgeber so ganz der Mann dazu, daß es hier wenn irgendwo heißt:

ἀμφοτέρους ὅδε χείσεται οὐδός.

Von keinem Belange für unsre Litteratur oder für philologisches Studium überhaupt ist die nachstehende, noch etwas ältere Sammlung:

3) Anthologium epigrammatum Graecorum. Graece et Suethice. Ed. Mag. Axelius Gabr. Sjoestroem, facult. Philos. adj. E. O. et Ed. Bergenheim, Ostrob. Abo bei Frenkel. 1821. T. I. 115. S. T. I. 143. S. 8.

Wir erwähnen dieser Schrift nur als eines erfreulichen Zeichens, daß die Liebe zum griechischen Alterthum bereits im höchsten Norden Wurzel zu

fassen und Blüthen zu entfalten beginnt, auf einem der entlegensten Musensitze, der grade jetzt durch sein trauriges Geschick die allgemeinste Theilnahme aller Gebildeten in Anspruch nimmt.

Auf eine kurze Geschichte des griechischen Epigramms, die ganz aus Jacobs Prolegomenen entlehnt und in einem höchst blumenreichen, aber keineswegs correcten Latein abgefaßt ist, folgen im ersten Bande 164, im zweiten 200 Gedichte, nach der Anthologia Palatina treu abgedruckt. Eine besondere Ordnung ist dabei nicht beobachtet: vielmehr heißt es S. 6, was zugleich eine Probe des lateinischen Styls seyn mag, quae florum, per prata spargentium odores, eadem etiam epigrammatum ratio: libere progerminantes, sine ullo characterum proprietatumve respectu, mirum in modum illi delectant. Ex hocce capite neque auctores, neque tempora intuens, neque materiam, ut sors obtulerit, optima et quae maxime niteant, dabo.

Jedem Epigramm ist seine Stelle in der Anthologia Palatina und in den früher erschienenen ausführlichern Animadversiones von Jacobs beigefügt: unter dem Text aber laufen kurze, theils literarhistorische, theils erklärende, theils auch kritische lateinische Anmerkungen hin, jene meistens, diese immer aus Jacobs entlehnt und mit seinem Namen versehn. Neues haben wir in ihnen nicht gefunden.

Gegenüber steht die schwedische Uebertragung, überall sich der Versart und der Verszahl des Originals genau anschließend, mit beständiger Hinweisung auf Jacobs Tempe, im zweiten Bande auch, was ganz unnütz, auf die Tauchnitzische Stereotypausgabe. So viel wir uns zu urtheilen erlauben dürfen, scheint die schwedische Sprache sich zu treuen Nachbildungen des classischen Alterthums in hohem Grade zu eignen, und gereicht es den Herausgebern zum Lobe, diesen Vorzug ihrer Muttersprache mit geschicktem Fleiße benutzt zu haben. So dürfte es ihrer Arbeit wohl gelingen, für das Studium der griechischen Anthologie in Schweden eine günstige Stimmung vorzubereiten.

Auf ungleich höherer Stufe steht ein andres, gleichfalls außerhalb Deutschland erschienenes Werk, das Einzige, was seit Brunck im Auslande für die Anthologie bedeutendes geleistet ist, da die umfassenden Vorarbeiten von Chardon de la Rochette unwiederbringlich verloren zu seyn scheinen, und die eine Zeit lang mit Verlangen erwartete Ausgabe des großen Archäologen Ennio Quirino Visconti wohl nie ernstlich begonnen seyn mag:

4) Hieronymi de Bosch observationum et notarum in Anthologiam Graecam vol. I. Utrecht, bei Wild und Altheer. 1810. XX, XVI und 510 S. Vol. II. quod et indices continet. Opus Boschii morte interruptum David Jacobus van Lennep absolvit. 1822. LXXVI, 255 und 311 S. gr. 4.

Hugo Grotius hatte seine am Stobäos und den Bruchstücken der attischen Tragiker und Komiker glänzend bewährte Meisterschaft im Uebertragen griechischer Dichterwerke in lateinische Poesie späterhin der Anthologie des Maximus Planudes zugewendet, und durch ihre kunstreiche Nachbildung den Ernst der letzten Jahre seines thatenreichen Lebens erheitert. Es war dem großen Manne gegönnt, seine Lieblingsarbeit in der Hauptsache zu vollenden: aber die Herausgabe selbst hinderte sein Tod, (28. August 1645) und der von ihm kritisch berichtigte Text, der der Uebersetzung beigedruckt werden

sollte, ging leider verloren. Glückes genug, daß sich die Handschrift der Uebersetzung nicht bloß in mehrern Abschriften, sondern auch in der zum Abdruck bestimmten Urschrift erhielt. Die letztere, deren Geschichte Chardon de la Rochette in seinen melanges de crit. et de philol. T. I. p. 372 fg. ausführlich erzählt, kam endlich in die Hände Peter Burmann's des Jüngern, der viel Einzelnes daraus in mehrern seiner Ausgaben mittheilte; nach seinem Tode erkaufte sie der gelehrte Holländer Jeronymo van Bosch, zuerst Apotheker, dann Stadtsecretair in Amsterdam, zuletzt Curator der Universität Leiden, stets aber eifriger Freund des classischen Alterthums, beider Sprachen wohlkundig und unter den lateinischen Dichtern des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts mit Recht den besten beigezählt. Dieser ehrenwerthe Mann beschloß sofort, seinen so lange verborgenen Schatz zu öffentlichem Gemeingut zu machen, da ihn eine congeniale Neigung den Werth desselben aufs lebendigste empfinden ließ. So erschien denn, auch äußerlich aufs würdigste und liberalste ausgestattet, vom Jahre 1795 an in drei Quartbänden die Planudeische Anthologie nebst vierfachem Anhange anderweitig erhaltener Epigramme, gegenüber die durch Treue und dichterisches Verdienst gleich ausgezeichnete Grootische Uebersetzung, von der Lennep in seiner laudatio Hieronymi de Bosch, p. XXV, mit Recht urtheilt: ex hoc opere vel maxime divina Grotiani ingenii vis elucescit: cujus enim hoc ingenii vel mentis est, inter infinitas occupationes, animi causa ac ludentem aliquot millia Graecorum Epigrammatum ita Latinis versibus reddere, ut non modo nihil de gratia decedat, sed saepe elegantiora etiam Latina Graecis reperiantur: lusus adeo verborum pro Graecis Latini exstent!

Nach einer bedeutenden Reihe von Jahren fügte Bosch zu diesen drei Bänden einen vierten hinzu, der 1810 erschien, und außer bisher ungedruckten Anmerkungen von Friedrich Sylburg und Claudius Salmasius des Herausgebers eigne observationes et notas zu den beiden ersten Büchern enthielt: die zu den fünf übrigen nebst den erforderlichen Registern sollten mit einem fünften Bande das Werk schließen. Allein vor Beendung desselben, am ersten Junius 1811, rief der Tod den siebenzigjährigen Greis ab. Es verflossen wieder zehn Jahre, bis sein würdiger Freund, der Professor David Jacob van Lennep in Amsterdam, den abgerissenen Faden, wie der Verstorbene es gewünscht hatte, wieder aufnahm, und das Ganze in dem Sinne, in welchem es begonnen war, zu Ende führte. Nur von diesem, 1822 ans Licht getretenen Bande kann hier ausführlicher die Rede seyn, da wir nur von demjenigen Bericht zu erstatten haben, was seit Erscheinung der Jacobsischen Anthologia Palatina für die griechische Anthologie geschehn ist, die frühern Bände aber alle vor diesem Zeitpunkt erschienen und von dem gothaer Herausgeber bereits benutzt sind.

Was Bosch selbst für die Anthologie leisten wollte und konnte, ist daher in Deutschland längst bekannt. Seine Kritik war dadurch beschränkt, daß er sich die Aufgabe gestellt hatte, seinen griechischen Text mit der Uebersetzung von Grotius soviel wie möglich in Uebereinstimmung zu bringen. Die ganze Anlage seines Werkes brachte es so mit sich, und man muß die Pietät verehren, mit der er sich diesem Geschäft unterzogen hat. Was er selbst aus der Fülle seiner nicht gewöhnlichen Belesenheit in alten und neuen, besonders lateinischen Dichtern beigesteuert hat, ermüdet nicht selten durch

zweckloſe Breite und Abſchweifen von der Hauptſache. Lennep charakteriſirt es treffend: ipsa ratio operae non est ea, ut properantis ad exitum, sed ut lubenter in hoc studiorum curriculo versantis, quum res ferret, grata ibi diverticula captantis, subinde adeo liberius per vicina litterarum vireta exspatiantis. Laudat. Boschii, p. XXVI.

Daß der fünfte Band an Planmäßigkeit und Gleichartigkeit der Behandlung nicht gewonnen hat, iſt natürlich, da der Herausgeber faſt nichts dazu wirklich ausgearbeitet vorfand, und er ſich alſo genöthigt ſah, das meiſtens nur Angedeutete, wie es war, von den Rändern des Wechelſchen Exemplars, deſſen Boſch ſich bedient hatte, zuſammen zu tragen. Ueber ſein Verfahren dabei giebt er in der Vorrede Rechenſchaft, und man kann nicht umhin, ſie als genügend anzuerkennen.

Indeß hat Lennep, wie es von einem ſo tüchtigen Humaniſten zu erwarten war, ſich nicht begnügt, Vorgefundenes zu ſammeln, zu ordnen, herauszugeben: eine nicht unbedeutende Reihe eigner Zuſätze, deren einige zwiſchen den Anmerkungen von Boſch eingeſchaltet, andre für beſondere addenda, p. 228 — 255, zurückgelegt ſind, geben dieſem Bande einen vorzüglichen, ja wir dürfen wohl ſagen den höchſten Werth. Sie beſtehen zum Theil in unmittelbaren Berichtigungen des Textes und der Ueberſetzung, zum Theil in ſorgfältig ausgewählten Nachträgen zu den Anmerkungen des vierten und fünften Bandes, zum Theil aber auch in eignen Verbeſſerungs- oder Erklärungsverſuchen, bei welchen uns zu verweilen vergönnt ſey. Denn da das Boſchiſche Werk ſchon ſeines hohen Preiſes wegen in Deutſchland wenig verbreitet iſt, dürfte es vielen Freunden der Anthologie erwünſcht ſeyn, hier dasjenige kurz zuſammengeſtellt und beurtheilt zu ſehn, was in den Lennep'ſchen Zuſätzen für Kritik oder Auslegung beſondere Bedeutung zu haben ſcheint. Zur Bequemlichkeit unſrer Landsleute gehen wir dabei nach der Folge der Epigramme in der Anthologia Palatina und heben zuerſt die bemerkenswerthen Verbeſſerungsvorſchläge hervor.

Anthol. Palat. V, 4, 5 (Lenn. p. 249.) iſt die gewöhnliche Lesart, *ὦ φιλεράστρι' ἄκοιτις*, mit Recht in Zweifel gezogen, und dafür *ὦ φιλεράστρια κοίτη* vorgeſchlagen. Allein die Ehre, dieſen ſinnreichen Gedanken zuerſt gehabt zu haben, gebührt dem verſtorbenen Wilhelm Schneider, von dem Jacobs dieſe Vermuthung bereits in den addendis zum dritten Bande der Anthol. Palat. p. XXXII. mittheilt, und ſie durch V, 128, 4 und 181, 11 befeſtigt.

Anthol. Palat. V, 9, 5 und 6 (Lenn. p. 250.) Den durchaus zerrütteten Schluß dieſes Epigramms, deſſen Herſtellung keinem frühern Herausgeber gelungen war, finden wir dem Sinne nach ganz gut angeordnet:

ἀλλ' αἰεὶ δακρύοισι πεφυρμένος ἢ ἐπιορκῶ,
ἔρχομαι ἢ μεγάλης νηὸν ἐς Ἀρτέμιδος
αὔριον· ἀλλ' ἀγανή με δεδέξεται —

Allein die Stellung des zweiten ἢ nach ἔρχομαι iſt ſo widerwärtig und grade bei dieſem aut — aut — ſo durchaus unerträglich, daß dadurch alles aufgewogen wird, was von andern Seiten dieſen Vorſchlag empfehlen könnte. Wollte der Dichter dieſen Gedanken ausſprechen, ſo konnte er ἢ *στείχω μ.* und was nicht ſonſt ſagen, ohne einen ſo groben Verſtoß gegen die Concinnität des Ausdrucks zu begehn.

Anth. Pal. V, 188, 5 und 6. (Lenn. p. 247.) Wieder eine arg

verdorbne Stelle, der schwerlich mit leichten und einfachen Mitteln zu helfen seyn wird. Lennep giebt sie so:

χὼς θνητοῦ τάδ' ἀλιτροῦ ἔοικ'· εἰ θνητὸς ὁ βάλλων,
τίσομ', ἀνέγκλητος δ' ἔσσομ' ἀλεξάμενος.

Die letzten Worte hat bereits Jacobs so hergestellt, und auch das Uebrige dürfte wenigstens der völligen Herstellung näher gebracht seyn.

Anthol. Pal. V, 245, 3. (Lenn. p. 249). Die alte Lesart, *τρισὶν ὤμοσα πέτραις*, ist allerdings nicht ohne Bedenklichkeit, weil sie einen Gebrauch voraussetzt, den wir wenigstens bei Schwüren wie der hier vorkommende nicht kennen. Aber die von Lennep vorgeschlagne Verbesserung, *τρισὶν ὤμοσα Ποιναῖς*, hat von Seiten der Sprache nicht mindern Anstoß: denn wo hat wohl je bei *ὀμόσαι* der, den man zum Zeugen des Eides anruft, im Dativ gestanden? Auch die drei *Ποιναί* würden noch eines, vielleicht nie zu führenden Beweises bedürfen. Wir halten die von Jacobs gegebene Erklärung für die allein wahre.

Anth. Pal. VI, 41, 6 (Lenn. p. 123.) würde gegen die Aenderung *τὸν στάχυν ἐσκομίσαι*, statt des Planudeischen *κομίσαι*, an sich nichts einzuwenden seyn, wenn sie nicht den Standpunkt der Kritik für die Anthologie überhaupt verrückte. Denn *κομίσαι* bei Planudes ist nichts als ein Glossem statt des richten *ἀμῆσαι*, welches die pfälzer Handschrift darbietet, *ἐσκομίσαι* also metrische Correction einer unhaltbaren Interpolation: man vergleiche das weiter unten zu VII, 289, 4 Bemerkte.

VI, 156, 1 (Lenn. p. 247) ist schon durch Brunck verdächtig gemacht, dann von Jacobs mehrfach behandelt: einen neuen Beitrag giebt Lennep, der, jedoch ohne höhere Evidenz, *Χαρισθένεος* in *Χάρης τέκεος* schreiben möchte. Recensent glaubt, daß es bei der urkundlichen Lesart sein Bewenden behalten muß,

Καλῷ σὺν τέττιγι Χαρισθένεος τρίχα τήνδε
κουρόσυνον κούραις θῆκ' Ἀμαρυνθιάσιν.

Das Subject, aus dessen vermeintem Nichtvorhandenseyn alle Zweifel geflossen sind, wird man zu vermissen aufhören, sobald man in dem apostrophirten *θῆκ' Ἀ.* die erste Person *θῆκα* zu erkennen sich entschließt.

VII, 243, 5, (Lenn. p. 237) auch eine vielbesprochene Stelle: Lennep will, zum Theil nach Toup und Brunck,

ἦν δ' ἐσορῇς ἐπ' ἐμεῖ' εὐβοστρύχου εἰκόνα θηρός.

Höchst unglücklich! wie konnte es einem so sprachkundigen Gelehrten in den Sinn kommen, den ionischen Genitiv εἰο elidiren zu wollen!

VII, 260, 5. (Lenn. p. 237.) Hier sieht Recensent keinen Grund ein, warum das alte *ἐμοῖς ἐνεκοίμισα κόλποις* in *ἐνὶ κοίμισα* verwandelt werden soll.

VII, 289, 4. (Lenn. p. 40.) Die Lesart des Planudes, *ὦ γαίης κύματα πικρότερα*, ist allerdings sinnlos, und die Verbesserung *οὐ γ. κ. π.* zu ihr wohl passend. Da aber die pfälzer Handschrift *ὦ γαίης κύματα πιστότερα* darbeut, fällt alles andre weg, und es gilt auch hier, was wir schon zu VI, 41, 6 gerügt haben.

VII, 330, 4 (Lenn. p. 238) ist eine wahrscheinlich ganz gesunde Stelle, wenn man nur mit Jacobs *ὥς* für *οὕτως* nimmt, und es zum

vorhergehenden Verse zieht. Ueberdieß gehört aber auch der Vorschlag von Lennep keineswegs zu den glücklichern: er vermuthet:

σύν τε, γυναικὶ Καληποδίῃ τεῦξεν τόδε σῆμα,
ὡς ἐνὶ τὴν στοργὴν καὶ φθιμένοισιν ἔχοι.

Diese Trennung der Präposition ἐνί von ihrem Dativ würde wohl nur dann zulässig seyn, wenn ἐνί unmittelbar vor καί stehn könnte.

VII, 420, 5 und 6. (Lenn. p. 237). Zwei durchaus verdorbene, selbst lückenhafte Verse, für die folgende, wo nicht unzweifelhaft gewisse, so doch höchst sinnreiche Aushülfe gefunden ist:

αὐλοί τ' ἄφθεγκτοι καὶ ἀπενθέες, οἷς ἐνέπνευσε,
κεῖσθ', ἐπεὶ οὔ τι ἔρωτ', οὐ χορὸν οἶδ' Ἀχέρων.

Nur αὐλοὶ δ' ἄφθ. in αὐλοί τ' ἄφθ. zu verwandeln, scheint unnöthig; ja, der Uebergang der Anrede von Ἐλπίδες χαίρετε zu αὐλοὶ κεῖσθε erfodert vielmehr jene als diese Partikel.

VII, 477, 3 (Lenn. p. 239.) ist gleichfalls sehr gefällig verbessert, Ἐλευθεριεῦς statt ἐλευθερίης. Der Gegensatz von πρὸς Νείλῳ scheint einen bestimmten Ortsnamen zu fodern: dagegen würde der Trost, Philänis ruhe in freier Erde, hier ganz fremdartig seyn, da der Dichter gleich fortfährt: ἔστι γὰρ ἴση πάντοθεν εἰς Ἀίδην ἐρχομένοισιν ὁδός.

VII, 513, 1. (Lenn. p. 243.) Die den Vers zerstörende Lesart der pfälzer Handschrift φῇ ποτε Πε[illegible]ιαχος, ist durch Einschaltung von παῖς vor dem letzten Worte so glücklich hergestellt, daß wir dieses Epigramm jetzt als völlig geheilt betrachten dürfen. Nun steht auch das Lemma mit dem Epigramm selbst im Einklang.

VII, 655, 3 (Lenn. p. 238.) können wir der Aenderung οἱ παριόντες statt οἵ με θανόντα, auch von ihrer Gewaltsamkeit abgesehn, nicht ebenso beipflichten. Recensent begnügt sich, nach βάρος ein volles Punktum zu setzen; die folgenden Worte, οἵ με θανόντα γνώσονθ', Ἀλκάνδρῳ τοῖθ' ὅτι Καλλιτέλευς, haben keine weitere Schwierigkeit, wenn man aus γνώσονται im ersten Satzgliede für das zweite γιγνωσκόντων ergänzt.

IX, 254, 5 (Lenn. p. 230) erscheint die Verbesserung ἢ δ[illegible]παις statt ἢ δ' εὔπαις ebenso glücklich als nothwendig, da Philänion weder in Bezug auf ihre eignen, dem Tode geborenen Kinder, noch auch wegen des angenommenen und ihr gleichfalls wieder entrissenen Sohnes εὔπαις heißen konnte.

IX, 774, 3. (Lenn. p. 242.) Auch hier ist die Ausfüllung einer Verslücke, ἃ θεοποιὸς ἐμήσατο (σᾷ χερὶ) τέχνα, wohlgelungen.

Ebenso rechnen wir X, 78, 3 (Lenn. p. 232.) die Verwandlung des sinnlosen σκώληκα βαλεῖν in σκώληξι βολήν zu den kaum noch bezweifelbaren Emendationen.

Endlich ist Append. epigr. 9, 94 (Lenn. p. 250.) ἀτρεκές ἐστι in ἀτρεκὲς ἴσθι verbessert, und auch hier können wir, theils wegen der Verbindung mit ἀτρεκές, theils wegen des vorhergehenden πέλας στείχων, unsere völlige Beistimmung nicht versagen.

Zu den gelungensten Versuchen, die urkundliche Lesart gegen alle Eingriffe der Kritik zu behaupten, zählen wir die Bemerkungen zu Anth. Palat. IX, 233, 5; 271, 1; 289; (Lenn. p. 228, 231, 232.) dagegen glauben wir, daß Anth. Palat. VI, 39, 1 der mangelhafte Vers:

αἱ τρισσαί, Σατύρη τε καὶ Ἐὔκλεια καὶ Εὐφρώ,

nicht mit Jacobs und Lennep (p. 126.) in das übergeschriebene, selbst schon aus der Versnoth entsprungene καὶ Ἡράκλεια, sondern einfach in die ionische Form καὶ Ἡΰκλεια zu verwandeln ist. Auch kann Append. epigr. 5, 4 (Lenn. p. 177) μοῦνος wenigstens nicht durch die folgende Aspiration vertheidigt werden.

Um endlich auch noch einige Beispiele von gelehrter und scharfsinniger Auslegung hervorzuheben, verweisen wir auf das, was zu Anth. Palat. VII, 233, 1; 347, 5; IX, 614, 1; XI, 107, 3; 128, 4 (Lenn. p. 233, 234, 235, 240, 245.) bemerkt ist.

Außer einem achtfachen Index, über die in der Anthologie vorkommenden Wörter, (unvollständiger als der auch nicht vollständige Jacobsische) über die Dichter, von denen sich Epigramme in der Sammlung befinden, über die wichtigsten in der Anthologie erwähnten Sachen, über die in ihr vorkommenden Personen- und Ortsnamen, über die Epigramme selbst nach der Buchstabenfolge ihrer Anfangswörter, über die Anmerkungen und über die (wenigen) in denselben gelegentlich verbesserten alten Schriftsteller, ist diesem letzten Bande beigefügt Lennep's schön geschriebene, auch durch Gediegenheit des Inhalts sich auszeichnende memoria Hieronymi de Bosch nebst seinem schön gestochenen Bildnisse, (sie war schon einige Jahre früher besonders erschienen) und des Agathias von Jacobs zuerst herausgegebenes Einleitungsgedicht zu seiner Epigrammenlese mit einer lateinischen Uebersetzung von E. Q. Visconti und Anmerkungen von J. G. Huschke. Die letztern beziehn sich theils auf die kritische Herstellung des Textes, theils auf die Erklärung dunklerer Ausdrücke und Wendungen, theils auf Berichtigung der nicht selten fehlerhaften Uebersetzung von Visconti. Mit Beistimmung der pfälzer Handschrift hergestellt ist V. 35 οἴκοθεν, das bisher falsch οἰκόθεν betont war. Nicht minder sicher sind in dem hexametrischen Abschnitte die Verbesserungen zu V. 15 (61) und 65 (111), die erstere findet sich jedoch bis auf den wohl nur verdruckten Hauch, die zweite ganz ebenso bei Jacobs in der Anthologia Palatina, sowie sie denn überhaupt nicht füglich einem verskundigen Herausgeber entgehn konnten. Ganz neu dagegen und sehr beachtenswerth ist die Behandlung von V. 32, wo statt des Siebenfüßlers

ταυτὶ μὲν οὖν ἐρεῖ τις οὐδὲ τῶν σοφωτάτων,

leichter und sinngemäßer als nach den Emendationen andrer, vorgeschlagen wird:

ταῦτ' οὖν ἐρεῖ τις οὐδὲ τῶν σοφωτάτων.

Sehr einleuchtend ist auch in den Hexametern V. 71 (117) ἐγείρει statt ἀγείρει oder ἀρήγει vermuthet. Unter der gelegentlich beigebrachten Verbesserungen zu andern Schriftstellern zeichnen wir p. XL Anm. 2 die zu Agath. hist. I. p. 11, A ed. Venet. ἐς ἐκεῖνο κοῦ καιροῦ für ἐς ἐκείνου τ. κ. aus: sie verdient in der neuen Ausgabe dieses Byzantiners, die wir von Niebuhr zu erwarten haben, im Text ihren Platz zu finden, und erhält vielleicht aus der Rehdigerschen Handschrift auch von außen Bestätigung. Unter den Sprachbemerkungen scheint in der zu V. 1: „Aristoph. Vesp. 914 cod. Ravenn. pro πεπλησμένος habet ἐμπλήμενος, quod magis Atticum est", eine Verwechselung obzuwalten, da beide Formen gut attisch, (die letztere grade wohl nur bei Dichtern) die Zeiten aber verschieden sind. Besonders gelungen haben wir die Erklärungen gefunden, die sich

mit den oft sehr künstlichen figürlichen Ausdrücken des Agathias beschäftigen, sowie wir denn von Herrn Huschke schon früher manches Dankenswerthe der Art in den Anal. crit. ad Anthol. Graec. empfangen haben [1]).

1) [Es folgen hier noch Anzeigen von dem Tauchnitzischen Abdruck der Anthologia Palatina und von Welcker's „Epigrammata Graecorum ex marmoribus collecta"; von denen die erstere fast nur wiederholt, was Jacobs, Del. Epigr. p. XXIX, über diesen Abdruck sagt, die letztere aber nur die Erscheinung des Werkes erwähnt, weshalb beide bei diesem Abdruck weggelassen sind.]

Ueber die Gemählde des ältern Philostratos.

Die bildende Kunst der Griechen hatte noch nicht durch Vermählung beseelter Anmuth mit reiner Schönheit in dem Zeitalter des Skopas und Praxiteles die Stufe der Vollendung erreicht, als sie bereits neben rüstig geförderter Ausübung Gegenstand schriftstellerischer Thätigkeit geworden war. Kunstlehre und Kunstgeschichte fanden, jene vor dieser, ihre Bearbeiter, als die Kunst selbst sich noch des gedeihlichsten Wachsthums erfreute: und da die Theorie nicht von müßigen Beschauern oder von unfruchtbaren Grüblern, sondern von den edelsten Meistern ausging, so stand sie mit der Praxis in erwünschtester Wechselwirkung und hatte ihren Antheil an den zu immer höherer Trefflichkeit aufsteigenden Leistungen der Künstler.

Schon Polyklet von Sikyon, neben Phidias Meister des hohen Styls in der Bildnerkunst, war nicht bloß durch sprechende Werke in Bronze und Marmor dem ganzen Alterthum Gesetzgeber für die Verhältnisse der menschlichen Gestalt geworden: ein früherer Albrecht Dürer hatte er, wenn Galenos Glauben verdient, dieselben Grundsätze, die sein lanzentragender Jüngling dem kunstgeübten Auge in Erz verkündete, auch in einem eignen Schriftwerke niedergelegt: und Euphranor von Korinth, Bildner und Mahler, behandelte etwa hundert Jahre später in einem Buche vom Gleichmaaß dieselbe Lehre. Ueber die Mahlerei aber besaß das Alterthum außer einer Farbenlehre eben dieses Euphranor theoretische Werke des Parrhasios von Ephesos, der in seiner Kunst gleichfalls gesetzgeberisches Ansehn erlangt hatte, des Melanthios von Sikyon, des Asklepiodoros von Athen und des unübertroffenen Apelles: sie alle Zierden der schönsten Kunstepoche und wirksame Förderer mit Werk und Wort.

Nicht minder tüchtig vorgearbeitet war für den geschichtlichen Theil. Zwar schweigen Thukydides und seine nächsten Nachfolger über die Kunst, weil sie ganz im Staate leben, und in seiner Geschichte die Geschichte aller besondern Entwicklungen des Volksgeistes ohnehin miteinbegriffen ist: aber sobald mit der Selbständigkeit der Verfassungen auch jene großartige Geschichtschreibung erlosch, begannen gelehrte Reisende, Beschauer und Sammler mit verdoppeltem Eifer in allerlei Fachwerk einzuordnen, was sich anjetzt, da das alles zum Ganzen verknüpfende Band gelöset war, in vereinzelter Herrlichkeit und Bedeutsamkeit darstellte.

So wurde denn auch der bildenden Kunst ihr Recht. In dem Maaße, in welchem ihre Hervorbringungen an Werth und Zahl nachließen, mehrten sich die Aufzeichnungen und Beschreibungen des Vorhandnen. Einige ver-

breiteten sich über den ganzen beschreibenden Theil der Kunstgeschichte, wie die fünf Bücher des Bildhauers Pasiteles von den vorzüglichen Bildwerken in allen Landen: andere befaßten einzelne Zweige der Kunst, wie das Werk des M. Terentius Varro von den Bildnissen, aus dem Ennius Quirinus Visconti den Gedanken seiner Ikonographie entlehnte: noch andre beschränkten sich auf einzelne Städte und Sammlungen, wie Polemon in vier Büchern die Weihgeschenke auf der Burg von Athen beschrieb, während Heliodoros alles zusammenstellte, was die an Denkmalen überreiche Stadt in dieser Hinsicht Preiswürdiges aufzuweisen hatte: ebenso reich an Nachrichten von Kunstwerken waren die Schriften über andere griechische Städte, deren eine jede nur einigermaaßen bedeutende mehr als Eine besaß, und auch an solchen fehlte es nicht, die wie der Sikyonier Menächmos das Leben und die Schicksale der Künstler erzählten.

Von so bedeutenden und zahlreichen Vorarbeiten zu einer vollständigen Geschichte der alten Kunst ist freilich nichts auf unsre Zeit gekommen, als was sich in sehr zerstreuten, zusammenhanglosen, meist kurzen und flüchtigen Mittheilungen bei Strabo, Pausanias, Athenäos, dem ältern Plinius und vielen andern Schriftstellern des Alterthums gelegentlich erhalten hat: ein Verlust, der zu desto sorgsamerer Benutzung des wenigen übrig gebliebenen aufmuntert.

Schon darum also verdient eine Reihe von Aufsätzen, den einzigen uns aus den Trümmern der alten Welt geretteten, die sich ausschließlich mit Gegenständen der Kunst beschäftigen, die aufmerksamste Beachtung und Würdigung. Wir meinen die Gemählbebeschreibungen des lemnischen Redekünstlers Flavius Philostratos des ältern aus dem Ende des zweiten Jahrhunderts nach Christus, an die sich eine kleinere Sammlung von seinem gleichnamigen Neffen und die unverkennbar demselben Muster nachgebildete, wahrscheinlich aber um vieles jüngere Schilderung einiger Bildwerke von einem uns weiter nicht bekannten Kallistratos anschließt: jene in dem ganzen Bilder- und Figurenschmuck einherprunkend, in welchem sich nicht bloß dieser Schriftsteller auch in seinen übrigen Werken, sondern das ganze Zeitalter gefällt, dem er angehört: die beiden letztern ihrem Vorgänger nicht unglücklich nacheifernd.

Bei aller Verkünstelung und Ueberladung der Darstellung würden uns diese Beschreibungen durch die scheinbar alles erschöpfende Menge einzelner Züge von unschätzbarem Werth für die genauere Kenntniß und Beurtheilung der bildenden Künste, besonders der Mahlerei bei den Griechen seyn, wenn wir von der Ueberzeugung ausgehn dürften, jene Gemählde, jene Bildsäulen seyen wirklich vorhanden gewesen, und ihre Beschreibung aus fleißigem Beschauen, nicht aus selbstschöpferischer Willkühr der Berichterstatter hervorgegangen. Und allerdings scheint diese Ueberzeugung von jeher vorgeherrscht zu haben. Zuerst, soviel ich weiß, ist sie von Gottfried Olearius, in seiner Ausgabe sämmtlicher Philostratischer Werke, 1709 ohne Rückhalt ausgesprochen: ihr beigetreten sind in neuerer Zeit der gelehrte Däne Torkil Baden, unter unsern Landsleuten Böttiger, Göthe, Heinrich Meyer, und die neuesten trefflichen Bearbeiter der hier in Frage stehenden Schriften, Friedrich Jacobs und Friedrich Gottlieb Welcker, Namen, die uns die Aufzählung mehrerer anderer von geringerer Bedeutung ersparen. Ein bescheidenes Bedenken hatten lange vor Olearius der Italiener de la Valle und der scharfsinnige französische Kritiker Heinrich Valesius geäußert: mit entschiedenerm Zweifel und mit voll-

ständiger entwickelten Gründen waren in der Mitte des vorigen Jahrhunderts der Graf Caylus, Christian Ludwig von Hagedorn und Christian Adolph Klotz gegen das wirkliche Vorhandenseyn der geschilderten Kunstwerke hervortreten. Heyne hatte, wie er es liebte, einen beide Gegensätze nicht unbequem verbindenden Mittelweg ausgefunden: daß beide Philostrate wirklich angeschauete Gemählde, Kallistratos wirklich betrachtete Bildsäulen beschrieben habe, bleibt auch ihm unbestrittene Thatsache: aber, meint er, die Beschreiber hätten nicht ermangelt, aus eigner Phantasie viel nicht Gesehenes hineinzudichten, und ohne die Grenzen der Mahlerei gehörig zu bedenken den Gemählden manches aufgebürdet, welches ihren Meistern überall nicht einmal darstellen zu wollen hätte einfallen können. Diese Ansicht hat das Bequeme, daß es nach ihr der Eigenthümlichkeit eines jeden Lesers, der größern oder geringern Beweglichkeit seiner Einbildungskraft, anheimgestellt bleibt, was er als treuen Bericht, was als eingefälschte Zuthat gelten lassen will. Einige der ersten und größten Kunstkenner aber, Winckelmann, Lessing, Visconti, Millin und Zoega, gedenken zwar hie und da der Philostrate wie des Kallistratos, allein ohne in die Streitfrage einzugehn. Doch möchte man ohngeachtet der Seltenheit dieser Anführungen aus der Art, wie sie sich des Zeugnisses jener Schriftsteller bedienen, zu der Folgerung berechtigt seyn, daß auch sie dem Zutrauen näher standen als dem Zweifel. Daher hat denn auch Welcker, unter allen der entschiedenste Eiferer für die unbedingte Glaubwürdigkeit der Philostrate, nicht nur die letztgenannten Gewährsmänner, sondern auch Heyne'n ohne Weiteres als Genossen seiner Ansicht bezeichnet, und sich vorläufig nicht grade glimpflich über diejenigen vernehmen gelassen, denen doch noch die Lust ankommen möchte, zu dem durch ihn, wie er meint, antiquirten Zweifeln zurückzukehren. Könnte hier durch einfaches Abhören der Zeugen und nicht einmal bloß durch Abzählung, sondern auch durch Abwägung derselben irgend etwas ausgemacht werden, so wäre freilich der Streit bereits zu Gunsten der Philostrate entschieden, wenn auch grade der Ausspruch des stimmfähigsten Richters, wie ich ihn verstehn zu müssen glaube, keineswegs das zu enthalten scheint, was man darin zu finden glaubt. Göthe nämlich, auf dessen Urtheil mit Recht das größte Gewicht gelegt wird, eröffnet seine und seiner Freunde anziehende Betrachtungen über des ältern Philostratos Gemählde mit den Worten:

„Zuerst wird vorausgesetzt, daß die Gemählde gallerie wirklich existirt habe, und daß man den Redner loben müsse wegen des zeitgemäßen Gedankens, sie in Gegenwart von wohlgebildeten Jünglingen und hoffnungsvollen Knaben auszulegen und zugleich einen angenehmen und nützlichen Unterricht zu ertheilen. An historisch-politischen Gegenständen seine Kunst zu üben war schon längst den Sophisten untersagt: moralische Probleme waren bis zum Ueberdruß durchgearbeitet und erschöpft: nun blieb das Gebiet der Kunst noch übrig, wohin man sich mit seinen Schülern flüchtete, um an gegebenen harmlosen Darstellungen seine Fertigkeiten zu zeigen und zu entwickeln. Hieraus entsteht aber für uns die große Schwierigkeit, zu sondern, was jene heitere Gesellschaft wirklich angeschaut, und was wohl rednerische Zuthat seyn möchte."

Man sieht, daß Göthe, ohne sich in die Untersuchung selbst einzulassen, sich sofort auf den Standpunkt begiebt, von dem allein diese Beschreibungen Anlaß zu fruchtbaren Kunstbetrachtungen werden können, und daß er nach

solcher Voraussetzung mit der milden Klarheit, mit welcher er allem in der Wirklichkeit Gegebenen seine Lichtseite abzugewinnen weiß, auch in die Philostratischen Gemählde eindringend, durch einen geistigen Scheidungsprozeß das in den Schilderungen enthaltene künstlerische Gold von den Schlacken der rednerischen Umhüllung zu läutern mit glücklichstem Erfolge bemüht ist. Dieser Standpunkt ist also keineswegs der einer unbedingten Hingebung, für den Welcker sich, alle Halbheit verschmähend, erklärt hat: es ist vielmehr der der bedachtsamen Mitte zwischen beiden Aeußersten, den schon Heyne gewählt hatte, nur mit dem Unterschiede, daß Heyne seine Richtigkeit als unzweifelbar und gar keiner weitern Beweise bedürftig behandelte, Göthe aber sich begnügt, ihn für seine besondern heitern Zwecke vorauszusetzen.

Soll aber ein rein aus der Sache geschöpftes, allgemein gültiges Urtheil vorbereitet werden, so ist mögliche Entäußerung vorgefaßter Meinungen, noch mehr aber Selbstbefreiung von allem Auctoritätsglauben erste Bedingung des Gelingens. Indem ich nun für den gegenwärtigen Fall gern einräume, daß gegen das Vorhandenseyn der beschriebenen Sammlungen nichts Erhebliches zur Sprache gebracht, dagegen zur Behauptung desselben mit fast ebenso viel Geist als Nachdruck gestritten worden ist, so versteht es sich doch, daß schwache Gründe der eignen Stärke einer Sache nichts zu entziehn vermögen; die anderweitige Ueberlegenheit der Gegner aber hat mich nicht hindern können, den ihrer Ansicht widerstrebenden Eindruck, den die erste Lesung jener Beschreibungen auf mich bewirkt hat, unbefangen zu prüfen, und da er bei wiederholtem Lesen stärker und immer stärker wiederkehrte, seinen Ursachen nachzuforschen. Was sich mir dabei ergeben hat, sey hier in Worte zu fassen versucht. Doch soll für jetzt nur von den Gemählden des ältern Philostratos die Rede seyn. Denn bei allem Zwiespalt der Meinungen herrscht doch darüber wohl nur Eine Stimme, daß das Endurtheil über den jüngern Philostratos von dem über den ältern durchaus abhängig, und für jenen ohne Weiteres gültig ist, was über diesen entschieden werden wird. Kallistratos aber bewegt sich nicht bloß in einem ganz andern Kunstgebiete, sondern seine Art der Behandlung ist, bei aller Nachahmerei, von der Philostratischen so mannigfach und so wesentlich verschieden, daß die Untersuchung über ihn nicht auf demselben Wege angestellt werden kann.

Philostratos sendet seinen Beschreibungen eine Einleitung voraus, in der er zuerst die Mahlerkunst vor der Bildhauerei preiset, und dann die Veranlassung seiner Schrift erzählt. Durch vierjährigen Umgang mit dem Mahler Aristodemos, der in der anmuthigen Art des Eumelos arbeite, in diese Kunst eingeweiht, habe er sich einst in Neapel befunden, als dort ein Wettkampf angestellt sey: die Einwohner, griechischen Ursprungs, hätten als solche Uebungen in der Redekunst geliebt: er selbst habe zwar nicht mit öffentlichen Prunkreden auftreten wollen, aber die Jünglinge, die ihn im Hause seines Wirthes besucht, hätten ihm keine Ruhe gelassen. Er habe in der Vorstadt gegen das Meer hin gewohnt, wo eine Halle, er glaube von vier oder fünf Geschossen, dem Abendwinde zugekehrt und mit der Aussicht auf das tyrrhener Meer, erbaut und herrlich ausgeschmückt gewesen sey. Ihre größte Zier habe jedoch in Gemählden verschiedner Meister bestanden, die der Besitzer nicht ohne Kunstsinn gesammelt und in die Wände habe einfügen lassen. Er selbst habe sich schon zum Lobe derselben geneigt gefühlt: der zehnjährige Sohn seines Wirthes aber habe durch seine häufigen Fragen den Ausschlag

gegeben, und er habe, um nicht unempfindlich gegen Werke der Kunst zu erscheinen, sie vor mehrern Jünglingen zum Gegenstand einer Prunkrede zu machen beschlossen. Sobald die Jünglinge nun versammelt gewesen, habe er sie einzeln aufgefodert, ihm eine Aufgabe zu geben, und jedem die Ausführung derselben dagegen gleichsam als ein Weihgeschenk gewidmet.

Natürlich drängt sich hier sogleich die Frage auf, ob dieser Eingang auf einer Thatsache beruht, oder ob er rein erfunden ist, um zu einer minder gebräuchlichen Art von Darstellungen schicklich vorzubereiten. Ich leugne nicht, daß die auffallende Unbestimmtheit in der Erwähnung des in Neapel gehaltenen Wettkampfes, den nur der Zusammenhang als einen rednerischen erkennen läßt, und der prachtvollen Gemähldehalle, die Besitzthum eines Privatmannes und also doppelt merkwürdig gewesen seyn müßte, für die letztere Annahme zu sprechen scheint. Allerdings ist uns die Kunde ähnlicher Gemähldesammlungen in griechischen Städten bei mehr als Einem alten Schriftsteller erhalten: der Poikile mit dem großen Marathonischen Schlachtgemälde des Mikon oder Panänos, in Athen, der Gemähldesammlungen in der Königshalle, in der Halle der Propyläen, im Theseus- und im Dioskurentempel derselben Stadt, ähnlicher im Tempel der Hera auf Samos und in Sikyon, der Lesche in Delphi mit Polygnot's Darstellung des Troischen Krieges, geschieht häufig bewundernde Meldung. Daß aber jemals die Kunst in Neapel zu einer eigenthümlichen Blüthe gelangt sey, oder daß die Liebhaberei, die Laune oder der Reichthum eines Einzelnen dort solche Vorräthe anderswo geschaffener Meisterwerke zusammengehäuft hätte, dafür ist kein geschichtliches Zeugniß vorhanden. Wollten wir uns aber auch damit beruhigen, daß wir wohl wichtigere Thatsachen auf Eine Beweisstelle hin anzunehmen genöthigt sind; wollten wir uns damit auch über die Bedenklichkeit hinweghelfen, daß der Karier Aristodemos, der uns als Mahler und als Geschichtschreiber der Kunst vorgeführt wird, sonst nirgends, Eumelos, der nach Apelles' Vorgang die Anmuth als das Höchste in der Kunst erstrebt haben soll, nur noch Einmal und dieß Einmal wieder bei Philostratos in den Leben der Sophisten vorkommt: so bleibt doch das Schwankende befremdlich, wie er von dem Gebäude selbst spricht, dessen Innerm er soviel Aufmerksamkeit gewidmet zu haben scheint: „die Halle war zu vier, glaube ich, oder zu fünf Geschossen erbauet." Welcher Schriftsteller spricht so von einem Gebäude, das er genau zu kennen vorgiebt? Ist aber, was man gern einräumen wird, die Zahl der Stockwerke in diesem Zusammenhange gleichgültig, wozu dann überhaupt eine Erwähnung, die schlechter ist als keine, und am Ende nichts als die Unbeholfenheit ihres Urhebers zu Tage bringen würde?

Sey dem indeß wie ihm wolle, darüber wenigstens spricht Philostratos sich in den Eingangsworten klar aus, wie er seine Gemählde betrachtet wissen will, nicht als einen bescheidenen Beitrag zur Kunstkenntniß oder Kunstgeschichte, sondern als rednerische Pracht- und Musterstücke, welches er so wenig verbirgt, daß er vielmehr mit dankenswerther Aufrichtigkeit, als wolle er jeder Möglichkeit einer Täuschung vorbauen, nicht nur die wohlbekannten Kunstausdrücke der Prunkredner hervorhebt, sondern auch sein ganzes Verfahren, Zug für Zug, als das eines gewandten und erfahrnen Sophisten schildert.

Wenn wir also auch wirklich genöthigt werden könnten, den ganzen Hergang, wie Philostratos ihn erzählt, für geschichtlich treu und glaubhaft

gelten zu lassen, so stände damit zwar fest, daß eine solche Gemähldesammlung zu jener Zeit in Neapel vorhanden gewesen wäre: aber zugleich scheint es einzuleuchten, daß sie in Bezug auf die Philostratischen Beschreibungen ohne alle Realität war, und grade diese Existenz ist es, von der allein hier die Rede seyn kann und durch die die richtige Beurtheilung der Schrift bedingt wird.

Des Beschreibers erste Pflicht ist es, mit gänzlicher Entäußerung seiner Persönlichkeit rein in der Sache zu leben, deren Bild er geben will, und sich anspruchlos jedes eignen Zusatzes enthaltend, nicht mehr zu berichten, als er gesehn hat, oder doch dasjenige, was die Betrachtung etwa innerlich angeregt hat, deutlich von dem durch das Auge unmittelbar Empfangenen zu sondern. Diese scharfgezogene Grenzlinie zwischen dem Angeschauten und dem Hinzuempfundenen oder Hinzugedachten ist es, was den musterhaften Beschreibungen einiger Hauptzierden der dresdner Gallerie von August Wilhelm Schlegel, der Gérard'schen Bildnisse berühmter Zeitgenossen von Göthe und altdeutscher Meisterwerke aus verschiednen Sammlungen von Amalia von Helwig so hohen Reiz giebt.

Von dieser Treue und Wahrhaftigkeit aber war das einzig auf Glanz und äußern Schein gestellte Treiben der Sophisten, unter denen Philostratos nicht den letzten Platz einnimmt, himmelweit verschieden; und wie hoch man auch das Talent einzelner aus dieser Classe anschlagen mag, so muß man ihnen doch fast allen Werth absprechen, wo schlichte Berichterstattung erwartet und gefodert wird. So wenig daher ihre Declamationen über historisch-politische Gegenstände für den besonnenen Geschichtsforscher als Quellen Werth haben können, — muß er doch schon bei den alten Staatsrednern überall auf seiner Hut seyn, und wie hoch standen doch diese über den Sophisten! — so befugt ist man, ähnlichen Prunkvorträgen über Hervorbringungen der bildenden Künste vorläufig aus allgemeinen Gründen alle Glaubwürdigkeit abzusprechen, bis sie sich durch sich selbst Anspruch auf höhere Werthhaltung erworben haben werden.

Mir scheint Philostratos bei seinem Vorworte nur den Zweck im Auge gehabt zu haben, grade das zu verhüten, wodurch die neuesten Forscher ihn haben ehren wollen, nicht aber aus Aufrichtigkeit, sondern aus Eitelkeit. Denn der Dünkel, den er mit allen seinen Kunstgenossen theilte, würde sich gewiß schwer verletzt gefühlt haben, wenn man ihn für nichts weiteres als für einen einfachen Exegeten oder Hermeneuten genommen hätte. Diese freilich hingen ganz von dem Vorhandenen ab: in den Augen des Sophisten dagegen konnte nur das Selbstgemachte und aus eigner Willkühr Hervorgerufene Werth haben. Daher überließ Philostratos jenes untergeordnete Geschäft natürlich den Tempeldienern und Ciceronen der alten Zeit, den Reisebeschreibern wie Pausanias und seines gleichen: er selbst aber wetteiferte mit dem Mahler, und suchte ihn ebenso durch Schmuck und Kunst der Rede zu überbieten, wie er ihn über den Bildner emporgehoben hatte. Wo aber so ein eigenmächtiges Hinausstreben zum Grundsatz geworden war, da ist es völlig gleichgültig, ob das Beschriebene äußerlich oder bloß innerlich angeschaut war. Denn bei den vielerlei Formen, unter denen Ein und derselbe Gegenstand zur Anschauung gebracht werden kann, ist das in einem einzelnen gegebenen Falle Geleistete aus der redneriſchen Umhüllung nicht mehr auszuscheiden, sobald der Beschreibende über die Grenzen treuer Berichterstattung hinauszuschreiten sich nicht

bloß in Einzelheiten erlaubt, sondern sich sogar im Ganzen zum Zweck und Ziel gesetzt hat.

Doch wir wenden uns von diesen allgemeinen Bedenklichkeiten zu den Gemählden selbst. Ihrer sind fünf und sechszig, die Philostratos ohne einen zum Grunde liegenden Plan, nach der Einleitung in der Folge, in welcher die Knaben die Aufgaben gestellt haben, an einander gereiht und in zwei Bücher vertheilt hat. Sie gehören zum größten Theil in das Gebiet der Historienmahlerei und behandeln theils Götter- und Heldensagen, theils wirklich geschichtliche Gegenstände, bald im ernsten und tragischen, bald im heitern, phantastischen und üppigen Styl, auch allegorisch bedeutsame Spiele nicht ausschließend; zuweilen auf eine einzige Gestalt sich beschränkend, häufiger uns das bewegte Leben vielfach zusammengesetzter Gruppen und gegen einander wirkender Leidenschaften vorführend. Mit den historischen Gemählden wechseln jedoch Schlacht- und Jagdstücke, Fischfang und Schifffahrt, Musik, Tänze, Feste, Gelage, bacchischer und erotischer Scherz, ländliche und häusliche Scenen, Genrestücke aller Art. Auch an Landschaften fehlt es nicht, so wenig an frei erfundenen, Inseln, Sumpfgegenden, Wälder und Berge darstellenden, als an wirklichen Prospecten, Ansichten von Thessalien und vom Dodonäischen Götterhaine, vom Bosporos und von der Insel Andros. Selbst das Stillleben ist in reichen Frucht-, Blumen- und Küchenstücken versucht worden, und ebendahin muß man ein wunderliches, rings mit Spinngeweben überzognes Bild rechnen, in dessen Mitte eine in den Fäden verstrickte Mücke den Spinnen zur Beute wird. Nur das Bildniß ist so gut wie ganz ausgeschlossen: denn Pindar ist als neugebornes Kind dargestellt, von ländlichen Gottheiten umgeben, und Aesop erscheint zu sehr als mythische Charakterfigur, um in diese Classe gebracht zu werden. Wo wir aber sonst historische Stoffe behandelt finden, — Themistokles vor dem Perserfultan redend, Panthia über des Gemahls Leiche sich den Tod gebend, Arrhichion der Athlet in Olympia gekränzt und sterbend, Rhodogyne in stolzer Siegesherrlichkeit — sind sie zu großen Compositionen von vielen Figuren benutzt, unter denen selbst vorhandene Portraitähnlichkeit ein ganz untergeordnetes Verdienst seyn würde.

Das nun muß man hiebei dem Philostratos nachrühmen, daß er nicht bloß für ergötzende und anregende Mannigfaltigkeit Sorge getragen hat, und daß, nach der im Vorworte gewählten Einkleidung, die neapolitanischen Knaben sich trefflich darauf verstanden haben, der ziemlich langen Reihe ihrer Aufgaben durch Abwechslung nach Möglichkeit frischen Reiz zu erhalten; sondern daß auch die Gegenstände schicklich genug ausgewählt sind, um alle die Kostbarkeiten, mit denen die Zeug- und Rüstkammern der Sophistik angefüllt waren, auf ihre Ausstattung zu verwenden.

Nun treten uns aber zwei Hauptfragen entgegen, durch deren genügende Beantwortung die Lösung der noch übrigen Zweifel und die Schlichtung des Streites unfehlbar herbeigeführt werden würde;

zuerst, hat Philostratos in seinen Beschreibungen das gehörig berücksichtigt, was sich dem verständigen Beschauer eines Bildes, wo nicht zuerst, so doch zumeist darbeut?

dann, konnte das, was er als Angeschauetes darlegt, auch wirklich durch die Mittel, die der Mahlerkunst zu Gebote stehn, zur sinnlichen Anschauung gebracht werden?

Von der Beantwortung der ersten Frage wird es abhangen, zu bestimmen, ob Philostratos überhaupt im Stande war, ein Gemählde zu beschreiben, ob er wußte, worauf es dabei vorzüglich ankomme, was wesentlich und was unwesentlich sey; aus der Beantwortung der zweiten aber wird unmittelbar hervorgehn, was von seiner Glaubhaftigkeit zu halten und wohin seine Schilderungen zu stellen sind.

Bei würdiger Betrachtung eines Gemähldes, die nicht bloß Sinnenkitzel oder Zeitvertreib beabsichtigt, sind es hauptsächlich drei Momente, von denen der höhere Werth und die tiefere Bedeutung des Werkes abhängig ist, die Richtigkeit und Sicherheit der Zeichnung, die Harmonie der Farben und die sinnvolle Schönheit der Anordnung und Gruppirung: erst aus ihrem Verein kann die Intention des Künstlers und das Gelungene der Ausführung beurtheilt werden. Soll daher einem Dritten ein von ihm selbst nicht gesehenes Bild auf dem Wege der Beschreibung zu so genügender Anschauung gebracht werden, daß dadurch ein belebtes Abbild vor seine Seele gezaubert wird, so wird vor allem jene dreifache Anfoderung zu befriedigen seyn, wie dieß in der That auch in den schon angeführten Musterbeschreibungen vorhandner Gemählde, besonders in denen von Schlegel, in hohem Grade geleistet ist. Denn dadurch erst gewinnt die bewegliche Einbildungskraft feste Anhaltspunkte, und wird aus ihrer eignen Unstätigkeit in die Grenzen des Gebietes versetzt, das der Künstler sich abgesteckt hat.

Sehn wir nun, wie Philostratos sich dabei benommen hat. Um die Zeichnung hat er sich gar nicht gekümmert, sodaß er von ihr überhaupt keinen Begriff, ja nicht einmal eine Ahndung gehabt zu haben scheint. Ebenso wenig Empfänglichkeit verräth er für die Wirkungen der Farbe und, was unmittelbar damit in Verbindung steht, für die Effecte des Lichtes und des Schattens. Nur an Gold und Purpur läßt er es nicht fehlen: wie könnte auch einem Sophisten jemals eine Schilderung zu kostbar bedünken? Das ganze übrige Reich der Farben dagegen behandelt er beinah als nicht vorhanden; und die Folge davon ist bei allem gesuchten Flimmer die starre Trockenheit für den innern Sinn, die sich dem Auge beim grellen Wiederschein einer nächtlichen Feuersbrunst aufdringt, ohne Milderung durch Uebergänge und Mitteltinten. Man erkennt vor Ueberglanz keinen Gegenstand und steht geblendet im betäubenden Lichtmeer.

Gleichwohl gäbe man vielleicht beide Ansprüche noch am leichtesten auf, wenn nur dem dritten einigermaaßen Genüge geleistet wäre. Eine veranschaulichende Darstellung der Anordnung war aber um so mehr zu erwarten, als grade in dieser Hinsicht die Sprache am ersten einen Wettkampf mit der bildenden Kunst bestehn konnte. Auch das beredtste Organ wird nur unvollkommen ersetzen, was Zeichnung und Farbe leisten. Wer aber überhaupt fähig ist, die tiefe Absichtlichkeit des Künstlers in Vertheilung und Wiederverknüpfung der Einzelnheiten, in Abstufung der Handlung durch Vorder-, Mittel- und Hintergründe, in geschickter Zusammenstellung der Gegensätze und in kühner Schärfe oder gefälliger Abrundung der Massen zu begreifen, der wird es nicht so gar schwierig finden, von diesem Hauptverdienst des Meisters durch sprachliche Darstellung eine nicht bloß treue und wahre, sondern auch lebendige, den Grundgedanken des Bildes vollständig vergegenwärtigende Vorstellung zu bewirken, die hinter der durch Umrißzeichnungen nicht bedeutend zurückbleiben, und sowie diese grade dem vorzugsweise zusagen

wird, der nicht ohne Kunstsinn, aber ohne technische Fertigkeit und daher auch ohne praktische Einsicht in die Ausübung mehr Empfänglichkeit für die Anlage als für die Ausführung zur Betrachtung des Kunstwerkes mitbringt.

Bei den Philostratischen Gemählden aber war dieß nicht bloß zu wünschen und zu erwarten, sondern gradezu zu fodern wegen der großen Menge auf den meisten Bildern bedeutend zum Haupteindruck zusammenwirkender Figuren, durch die anjetzt die Beschreibungen bei weitem mehr überfüllt und belastet, als belebt sind. Die natürliche Folge davon ist gewesen, daß alle die, die diesen bunten Wirrwarr mit bestem Willen und nicht geringer Anstrengung auf die Einheit einer ursprünglich zum Grunde liegenden künstlerischen Anschauung zurückzuführen gesucht haben, mit einander in vielfachem Widerspruch, auf den verschiedensten Wegen nichts für den Unbefangenen Befriedigendes erreicht haben, da doch Uebereinstimmung der Einsichtsvollsten und Bessern das erste Vorzeichen der Wahrheit ist.

Hieran knüpfen wir noch einige Aeußerlichkeiten mehr geschichtlicher als künstlerischer Art. Wer dem Freunde ein wirklich vergegenwärtigendes Abbild von einem Bilde bereiten will, der wird — zumal bei sehr zusammengesetzten Compositionen — unstreitig von der Feststellung gewisser Räumlichkeiten ausgehn, die zwar im Allgemeinen völlig unwesentlich scheinen können, aber gleichwohl den gesammten Eindruck des einzelnen Werkes wesentlich bedingen und der Anschauung Halt geben: ich meine das Format und den Maaßstab. Wer sich ein Bild im Gedanken vorstellen will, kann dieß nicht eher, als bis er sich den Raum umgrenzt und eingeschlossen hat: sonst schwankt die Phantasie in formloser Leere hin und her. Es ist also keineswegs gleichgültig, ob ein Bild im Rund oder im Viereck beschlossen ist, oder wie die Höhe sich zur Breite verhält: vielmehr ist die ganze Anordnung dadurch bedingt. Ganz dasselbe gilt von der Größe der Figuren. Denn wenn diese auch noch zufälliger erscheinen kann, da ja die Proportionen dieselben bleiben, wenn wir auch die Fuße auf Zolle zurückziehn und umgekehrt, so kann doch eine sinnliche Anschauung nicht eher zu einiger Stätigkeit und Bestimmtheit gelangen, als bis sie sich mit dem Gesetze der Größe abgefunden hat. — Und nicht allein danach wird ein jeder fragen, der sich mit der Beschreibung eines Gemähldes genügen lassen soll: auch wer der Meister sey, und wenn dieser ungewiß oder unbekannt ist, aus welcher Schule, oder welchem Zeitalter es angehören möchte, wird der zu wissen begehren, der weiß, worauf es bei Betrachtung eines Gemähldes ankommt.

Aller dieser Dinge hat Philostratos so gar nicht gedacht, daß wir dadurch wohl zu dem harten Urtheil berechtigt werden, wenn er ihm wirklich vor Augen stehende Gemählde so beschreiben konnte, wie wir sehn, daß er gethan hat, so werde daraus nur Eines klar, daß er völlig unfähig gewesen sey als würdiger Beschreiber eines Kunstwerkes aufzutreten. Vielleicht wird man dagegen den scheinbaren Einwand erheben, Philostratos sey durch die untergeordneten Einsichten seiner jugendlichen Zuhörer beschränkt gewesen; er selbst erzähle in den Eingangsworten ja ausdrücklich genug, daß er, von Knaben veranlaßt, zu Knaben, nicht zu kunstsinnigen und einsichtvollen Männern rede; jenen aber würde ein solches gründliches Eingehn höchst langweilig gewesen seyn, und somit verdiene der Redner vielmehr Lob, der die Anfoderungen seiner jungen Kunstfreunde wohl zu beurtheilen verstanden habe. Dieß muß nun wohl eigentlich jeder Unbefangene zugeben, ohne daß dadurch

der eigentliche Streitpunkt irgend eine Veränderung erleidet. Denn sowie besondere Rücksichten dieser Art eintreten, — und sie waren beim Philostratos gewiß vorhanden — so muß der, der sie zugesteht, auch sofort die objective Treue der Schilderungen aufgeben. Es sind dann nicht mehr Beschreibungen; es sind Phantasien, vielleicht geistreiche und anziehende, über vorhandene Gemählde, die der, der diese auch gesehn hat, sinnvoll finden kann; aus denen sich aber die wahre Beschaffenheit des Gemählds ebenso wenig wieder herausziehn und herstellen läßt, wie aus künstlichen Variationen eines Tonstückes das einfache Grundthema.

Erscheint nun der Redekünstler im hohen Grade tadelhaft wegen der Unterlassungen, die er sich hat zu Schulden kommen lassen, so sind doch seine Begehungssünden fast noch schwerer. Es ist nämlich die nächst liegende Frage, wenn er jenes alles mit Stillschweigen übergehen konnte, was er dann noch zu beschreiben übrig behalten habe? Daß er vor allem auf den ethischen und pathetischen Ausdruck der Figuren Rücksicht nimmt, ist begreiflich: nur verstand sich dieser nach der jedesmaligen Handlung von selbst, und nie wird ein Gesicht, das wir nicht gesehn haben, uns dadurch veranschaulicht, daß uns die Leidenschaft genannt wird, die es grade beherrscht, oder die Höhe, die sie erreicht hat. Wo also nicht einzelne sinnvolle Züge angegeben werden können, durch die der Meister den Affect auf eine so neue als glückliche Weise auszudrücken gewußt hat, wie Timanthes den höchsten Grad der Trauer in Agamemnon's Gesicht bei Iphigenien's Opferung durch Verhüllung des Hauptes, solange wird auch durch bloße Hererzählung des vorwaltenden Gefühls nichts erreicht werden.

Was aber das Verwerflichste ist, Philostratos trägt in seine Bilder hinein, was er in keinem wirklichen gesehn haben kann.

Vor allem befremdet hier die gänzliche Verletzung der Einheit, sowohl in der Zeit als im Orte. Es wird genügen, hier den vorgeblichen Inhalt von ein Paar Gemählden kurz hervorzuheben. Eines stellt den Kampf des Herakles mit dem Antäos dar: der erstere ist im Begriff seine Löwenhaut abzulegen, um nackt zu ringen, und der andere rüstet sich gleichfalls zum Kampfe: dann, heißt es weiter, sieht man sie handgemein, und am Ende hat Herakles den Antäos überwunden und hält ihn hoch in die Luft. Hier ist der Ort zwar Einer und derselbe, aber die Handlung unleugbar eine dreifache. In dem darauf folgenden Gemählde, Herakles unter den Pygmäen, liegt der ermüdete Held im Sande mit geöffnetem Munde schlafend und stark athmend: der Gott des Schlafes ihm zur Seite, rings um ihn her ein andringender Schwarm der Zwerge. Aber plötzlich hat er sich in seiner ganzen Kraft emporgerichtet, lacht der Gefahr, die die winzigen Feinde ihm drohen, und wickelt die ganze Schaar in seine Löwenhaut. In einem andern Bilde, dem Amphion, bewegt dieser durch seinen Gesang die Steine, sie hören ihm zu, sie verbinden sich zur Mauer: ein Theil hat sich schon aufgethürmt, ein andrer ist im Begriff es zu thun: das hindert aber nicht, daß man nicht auch die Mauer vollendet sammt ihren sieben Thoren erblickt! — Dem Orte und der Zeit zugleich wird Hohn gesprochen im Tode des Pentheus. Dieß Bild zeigt uns die Chöre der Bakchantinnen auf dem Kithäron, wie sie in heiligem Wahnsinn den unter sie gerathenen Pentheus ergreifen und zerreißen: Bakchos schaut von einer Felsenhöhe zu. Aber auf demselben Gemählde erblicken wir auch Theben und die Burg des Kadmos: der Wahnsinn ist gewichen,

Trauer an die Stelle der Wuth getreten, klagend umgeben die Weiber das schöne Haupt des Pentheus, der beleidigte Gott selbst fühlt Mitleid, und Kadmos und Harmonia sind noch halb sie selbst, halb schon in ein Drachenpaar verwandelt. Ebenso bunt geht es in der Erziehung des Achilles her. Der Knabe, ein erjagtes Reh tragend, tritt zum Cheiron in die Grotte: aber er erscheint auch herangewachsen, zu Rosse mit seinem Lehrmeister das Blachfeld durchschweifend.

In der Erzählung hängt das alles und viel ähnliches zusammen: in Einem Bilde es zusammengedrängt zu denken, ist zwar nicht geradezu unmöglich, aber lächerlich. Die Merianischen Kupfer zu Gottfried's Chronik zeigen uns freilich auf Einem Täfelchen den Wilhelm Tell, wie er dem Hute Respect weigert, wie er den Apfel vom Kopfe des Sohnes schießt, wie er in Sturmesnöthen auf dem See schwankt, wie er sich durch den Wagesprung aus dem Nachen rettet, und wie er den Landvogt erlegt. Und in des anhaltischen Ritters Diederich von dem Werder deutscher Bearbeitung von Tasso's befreitem Jerusalem (1620) ist der Inhalt eines jeden Gesanges auf einer mäßigen Kupferplatte vollständig vor Augen gestellt. Ja, Tizian selbst hat den verlorenen Sohn in den drei verschiedenen Momenten seines Lebens, in seiner Liederlichkeit, seinem Elend und seiner Reue, zum Gegenstand Eines Bildes gemacht, und Mazzuoli den Raub der sabinischen Jungfrauen und die Aussöhnung ihrer Ehemänner mit ihren Anverwandten ebenso geschickt in Einem Gemählde zu verbinden gewußt. Aber daraus folgt keineswegs, daß auch eine ganze Reihe griechischer Mahler, die schon die Werke der größten Meister vor sich hatten, sich desselben widersinnigen Eingriffes des Mahlers in das Gebiet des Dichters durch eine Menge von Bildern schuldig gemacht hätte. Auch hat das keiner von denen zugeben mögen, die das wirkliche Vorhandenseyn einer vom Philostratos treu beschriebenen Gemählde gallerie verfechten. Vielmehr hat Torkil Baden einen andern Ausweg entdeckt, auf dem als dem einzig aus der Verlegenheit führenden Heyne und Welcker ihm folgen. Jedes Gemählde nämlich, das der Redekünstler als Eines giebt, zerschneiden sie in soviel verschiedne, als verschiedne Handlungen in der Beschreibung enthalten sind. So ist denn freilich geholfen, aber auf eine Weise geholfen, die alles aus allem machen läßt. Und wozu diese sehr unkritische Willkühr? Um eine vorgefaßte Meinung durchzusetzen auf Unkosten des Schriftstellers, der dadurch zu Ehren gebracht werden soll.

Doch es ist auch behauptet worden, Philostratos bringe in seinen Beschreibungen Dinge vor, die er in keinem Bilde habe sehn können, weil sie durch die Mittel, durch die die Mahlerkunst wirkt, überall nicht darstellbar seyen. Ein Paar Beispiele werden auch hier genügen.

Themistokles erscheint von barbarischer Pracht umgeben in attischer Einfachheit und Würde vor dem Xerres, den er bei Salamis besiegt hatte. Ohne Verlegenheit oder Befangenheit steht er in fester Haltung da, wie er auf dem Markt von Athen auf dem Rednersteine zu stehn gewohnt gewesen. Seine Sprache ist aber nicht die griechische: wir sehn ihn wie er Medisch redet, welches er dort gelernt hat. Wer daran zweifelt, heißt es weiter, betrachte die Zuhörer, wie gut sie ihn verstehn. — Anderswo hört man Jungfrauen nicht bloß mit honigsüßer Stimme, sondern, was noch viel wunderbarer, ein Lied der Sappho singen, und unter den Andriern, die an einer Weinquelle zechen und jauchzen, sieht man es einigen an, daß ihre

Zunge bereits stammelt. Auch in den Satyrn, deren Beschreibung wir als die kürzeste von allen ganz und möglichst treu wiedergeben wollen, stoßen wir auf Unmögliches. — Die Worte lauten so:

„Keläná ist der Ort, wie die Quellen und die Grotten lehren. Marsyas aber ist fern, entweder weil er seine Heerden weidet oder in Folge seines Wettkampfes. Lobe nicht das Wasser. Denn wenn es auch spiegelhell und zum Genusse lockend gemahlt ist, so wirst du doch den Olympos noch lockender finden. Gesänge wechseln mit seinem Flötenspiel. In zarten Blumen ruht der Zarte, den Schweiß mit dem Thau der Wiese mischend, und der Abendwind fodert ihn auf, durch seine Locken hauchend. Er aber sendet seine Hauche dem Winde entgegen, indem er den Odem tief aus der Brust holt. Flötenrohre, schon tönend, liegen neben ihm, und Eisengeräth, womit die Pfeifen durchbohrt werden. Satyrschaaren aber, in Liebe zu ihm entbrannt, schauen auf den Jüngling, braunroth und grinzend. Dem Einen gelüstet, seine Brust zu berühren, dem andern seinen Nacken zu umschlingen, dem dritten einen langen Kuß zu schlürfen. Auch streuen sie Blumen und knien vor ihm wie vor einem Götterbilde. Aber der Schlaueste unter ihnen, die noch warme Flöte ergreifend, verschlingt schier das Mundstück und meint so den Olympos zu küssen, ja seines Anhauches zu genießen."

So wenig ich dieser Scene als ein prosaisches Idyll betrachtet den Werth lebendiger Schilderung und einer gut auslaufenden Spitze versagen möchte, so widersinnig und abgeschmackt stellt alles sich aus dem Gesichtspunkte eines Gemähldes dar. In welchen Angelegenheiten Marsyas abwesend war, ist für das Bild völlig gleichgültig: keine von beiden Veranlassungen modificirt die Darstellung: daher weiß der Beschreiber selbst nicht, welche die wahre ist. Nun zieht ein ganzer Schwarm von Unmöglichkeiten heran: wie man dem flötenden Olympos ansehn soll, daß er zwischen dem Spiele singt, wie die Mischung des Schweißes mit dem Thau anschaulich wird, wie das Entgegenhauchen gegen den Abendwind, wie das Ertönen der eben geschnitzten, neben ihm liegenden Pfeifen, wie die mancherlei, genau unterschiedenen Gelüste der verbuhlten Satyrn, wie die noch von des Jünglings Lippen in der Einen Flöte nachgebliebene Wärme, ohne deren Empfindung man nichts von der gerühmten Schlauheit des Satyrs merkt, — das alles gestehe ich nicht zu begreifen.

Da nun aber jeder Abschnitt des Philostratischen Werkes zu ähnlichen Ausstellungen Stoff beut, so geht aus den dargelegten Wahrnehmungen unleugbar hervor, daß der Redekünstler — wenn er nach vorhandenen Gemählden gearbeitet hätte — seine Aufgabe so schlecht wie nur irgend möglich gelöst, und nur das Eine bewiesen haben würde, daß er auf dem Gebiete der Kunst ein Fremdling sey. Aber auch als Beitrag zur Archäologie der Mahlerei ist die Schrift werthlos, weil sie das ausläßt, was vor allem zu erwarten, ja zu fodern war, während sie giebt, was nicht zur Sache gehört, und an die Stelle besonnener geschichtlicher Ueberlieferung ein alle Kunst vernichtendes Nebeln und Schwebeln ungeregelter Einbildungskraft setzt. Zugleich aber leuchtet ein, daß diejenigen, die vorgefaßter Meinung anhangend, den Philostratos dadurch zu Ehren bringen wollen, daß sie ihn auf den festen Boden der Autopsie versetzen, ihm grade umgekehrt einen äußerst schlechten Dienst erzeigen, indem sie ihn zum faden Schwätzer über Dinge machen, von denen er nichts versteht.

In einem viel günstigern Licht stellt sich uns die Schrift dar, sobald wir sie als ein freies Erzeugniß der Phantasie ihres Verfassers ohne eine bestimmte äußere Grundlage betrachten. Daß Philostratos, ein nicht geistloser Mann, auf seinen vielen Wanderungen durch die gebildetsten Theile der Erde manches edle Werk der Mahlerkunst gesehn, auch genau betrachtet haben mag, will ich so wenig in Zweifel stellen, daß ich vielmehr selbst zu vermuthen geneigt bin, es sey davon manche Erinnerung in ihm geblieben, mancher einzelne Zug in seine Gemählde verwebt. Wie weit aber das von der Beschreibung bestimmter Bilder in einer bestimmten Sammlung entfernt ist, bedarf keiner besondern Ausführung.

Zu der Annahme aber, daß Philostratos, auch in dieser Schrift ganz als Sophist verfahrend, nichts anders als geistreiche Unterhaltung im Geschmack seiner Zeit durch lebhafte und mannigfaltige Schilderung der verschiedensten, theils geschichtlich begründeten, theils selbst erfundenen Lebensmomente bezweckt habe, zu dieser Annahme berechtigt uns der verwandte Charakter aller übrigen Philostratischen Werke ebenso sehr, wie der damalige Zustand des schriftstellerischen Treibens besonders unter den Griechen. In Göthe's Bemerkung, sich an historisch-politischen Stoffen zu üben, sey den Redekünstlern jener Zeit verboten, moralische Probleme seyen aber abgedroschen gewesen, wodurch ihre widerlegte Behandlung ihren Reiz verloren gehabt, liegt — das ganz ungeschichtliche und durch manches erhaltne Werk thatsächlich widerlegte Verbot ausgenommen — soviel Wahrheit, daß ich ihr unbedingt beitrete. Sie erklärt es zur Genüge, wie ein Sophist, in dem das alte Kunst- und Schönheitsgefühl der Griechen noch keineswegs erloschen war, um zu gefallen auf den Gedanken kommen konnte, die durchaus verbrauchte, in der Gegenwart keine lebendigen Anknüpfungspunkte mehr findende Form der Rede mit der der Schilderung oder Beschreibung zu vertauschen. Diese eröffnete dem gebildeten und bewegten Geiste ein unbegrenztes Feld, und bot die reichste Gelegenheit dar, alle Künste der Sophistik geltend zu machen.

Es darf dabei nicht übersehn werden, daß grade diese spätern Jahrhunderte, nachdem die bildenden Künste unter Hadrian ihren letzten, kurzdauernden Aufschwung versucht hatten, sich in rednerischen Nachspielen und Kunstphantasien zu ergehn liebten. Vielfache Beweise enthalten die Werke des Lucian: und wie die besten unter den dem Geiste des Philostratos am nächsten verwandten Erotikern sich in ihren Erzählungen kaum ohne die Einschaltung einer Gemählbebeschreibung behelfen zu können glaubten, das lehrt der Hirtenroman des Longos, der gleichsam aus einem Bilde herausgesponnen wird, das nicht minder des Achilles Tatius Kleitophon und Leukippe und die Aethiopika des Heliodor, in welchen beiden ahndungsvolle Bilder eine nicht unbedeutende Rolle spielen. So rufen diese Spätlinge auf ihre eigne Weise ins Leben zurück, wozu Joniens und Böotiens älteste Sänger in ihren Schilden des Achilles und des Herakles das erste Vorbild gegeben hatten.

Möchte man jedoch dem Philostratos gern eine ernstere und tiefere Absicht unterlegen, als die gewöhnliche sophistische, müßig zu unterhalten und zu ergötzen, so würde es wohl nicht grade widersinnig seyn zu muthmaaßen, er habe — durch den überhand nehmenden Verfall der Kunst angeregt — seinen Zeitgenossen würdige Gegenstände für mahlerische Behandlung nebst mancherlei nutzbaren Andeutungen und Motiven entgegenbringen wollen, um sie dadurch von schlecht gewählten, widerstrebenden Stoffen und nichtsnützigen Spielereien

abzulenken, ohngefähr so wie Parthenios, hundert und fünfzig Jahre früher, dem Cornelius Gallus eine Sammlung minder bekannter Liebesgeschichten mit meist tragischem Ausgange widmete, um das in griechischer Prosa Dargebotene zu römischen Elegien veredelnd umzugestalten. Doch bin ich weit entfernt, dieser Vermuthung ein besondres Gewicht zuzusprechen.

Nur den von vorhandenen Kunstwerken unabhängigen Ursprung der Gemählde des Philostratos habe ich wahrscheinlich zu machen gewünscht, und hoffe wenigstens dadurch nicht gegen die Asche des Sophisten gefrevelt zu haben.

Herakles der Dreifußräuber auf Denkmalen alter Kunst und über die vorgebliche Cortina auf diesen Denkmalen.

[Hierzu die Abbildung Tab. I. [1])]

Bei der vielseitigen Wechselwirkung, in der sich uns alle einzelnen Erscheinungen des altgriechischen Volkslebens darstellen, würde es auch ohne thatsächliche Zeugnisse anzunehmen erlaubt seyn, daß auch die naheverwandten Hervorbringungen der Dichtkunst und der bildenden Künste einander mannigfach berührt, bedingt, gefördert und veredelt haben. Aus Einem kraftvollen Naturſinne hervorgegangen, durch Ein lauteres Gefühl für wahre Schönheit gebildet, aus Einer Götter- und Heldensage ihre Stoffe entnehmend, von Einer großen vaterländischen Begeisterung durchdrungen und Einem Volksleben zu öffentlicher Verherrlichung bestimmt, mußten die Erzeugnisse verschwisterter Künste, alle Entwicklungsstufen hindurch, die Familienähnlichkeit bewahren, die stets dem Volksthümlichen aufgeprägt ist. Auch hat es nicht an Alterthumsforschern gefehlt, die theils an dem gesammten Bildungsgange der Poesie und der bildenden Künste, theils an einzelnen Ueberresten aus beiden Gebieten die folgenreichen Wechselbeziehungen nachgewiesen, und dadurch in manche Dunkelheit Licht gebracht haben.

Minder beachtet scheint es bisher geblieben zu seyn, daß — soweit wir von noch Vorhandenem auf einst vorhanden Gewesenes zurück zu schließen berechtigt sind — einzelne Mythen vorzugsweises Eigenthum Einer von beiden Darstellungsweisen geblieben sind, und entweder der dichterischen Vergeistigung oder der plastischen Veranschaulichung allein angehört haben. Dieses einem waltenden Zufall beizumessen, wäre allerdings das bequemste; und die chaotische Willkühr, die sich in den künstlerischen Hervorbringungen unsrer Zeit nur allzu oft geltend macht, die kein innerliches Band anerkennend durch die fernsten Zeiten und Völker umherschweift, und nur den Eingebungen des Augenblicks zu gehorchen scheint, könnte dem an die Gegenwart gebundenen, aus ihr alles Vergangene beurtheilenden dazu eine Art von Befugniß geben. Darf nun auch diese Anwendung auf die alte Kunst, die auf festeren Grundlagen ruht, im Allgemeinen unbedenklich abgelehnt werden, so wird sich doch schwerlich ein einziger Grundsatz ermitteln lassen, aus dem eine so auffallende Erscheinung überall befriedigend gedeutet werden könnte. Am wenigsten aber liegt es im Zweck dieser Abhandlung, einen solchen Versuch zu machen: viel-

1) [Nach Müller und Oesterley, Denkmäler der alten Kunst, Bd. I, Heft 1, Taf. XI, Nr. 41.]

mehr begnügt sie sich, das im Allgemeinen Bemerkte an einer einzelnen Sage nachzuweisen, die sich bei keinem der uns bekannten Dichter des Alterthums auch nur in gelegentlicher Anspielung erhalten hat, wohl aber Gegenstand einer bedeutenden Reihe von Werken der bildenden Kunst geworden ist.

Dieß ist der Mythos vom Raube des delphischen Dreifußes durch Herakles und von seiner endlichen Zurückgabe an das Heiligthum, aus welchem stürmische Rachsucht ihn entführt hatte.

Die älteste Quelle der Erzählung ist für uns Apollodor [1]). Herakles hatte seinen Gastfreund, den Oichalier Iphitos, Eurytos' Sohn, arglistigerweise erschlagen. Die Götter züchtigten ihn für die Frevelthat durch eine Krankheit, die nach ihm die Herakleische genannt wurde. Um zu erkunden, wie er Befreiung von ihr erlange, wanderte er nach Delphi. Da aber die Pythia sich weigerte, dem mit schwerer Blutschuld Befleckten Antwort zu geben, ergrimmte er und raubte den prophetischen Dreifuß, um anderswo ein eignes Orakel zu gründen. Apollon verfolgte ihn: da es aber zum Kampfe kommen sollte, schleuderte Zeus seinen Blitz zwischen die Streitenden, und trennte sie. Herakles aber empfing nun vom Orakel den Ausspruch, dann erst werde seine Krankheit von ihm weichen, wenn er als Sclave verkauft würde, drei Jahre in Knechtschaft verlebte, und seinen Kaufpreis — nach Pherekydes drei Talente [2]) — dem Eurytos als Blutsühne für den getödteten Sohn darbrächte. Durch seine Dienstzeit bei der Omphale wurde der Götterspruch erfüllt.

Ohne wesentliche Abweichungen, aber kürzer im Ganzen, ausführlicher in Einzelheiten überliefert dieselbe Sage Pausanias [3]). Er weiß den Namen der delphischen Priesterinn, Xenokleia, und führt einen Hexameter an, den sie dem Räuber nachgerufen habe:

Herakles aus Tiryns ist ein anderer, nicht der Kanober,

denn früher sey auch der ägyptische Herakles in Delphi gewesen, aber offenbar ohne Frevel an dem Besitze des Heiligthums zu verüben, wie jetzt der tirynthische, der sich dadurch nicht zu seinem Vortheil von jenem unterschied [4]). Der Zusatz des Pausanias, diese Erzählung habe Dichter veranlaßt, von einem Kampfe des Herakles mit dem Apollon zu singen, ist das einzige vorhandene Zeugniß, daß diesem Stoffe auch poetische Behandlung zu Theil geworden ist. Aber aus der obenhinstreifenden Eil jener Erwähnung wird es höchst wahrscheinlich, daß der Reisebeschreiber selbst diese Gedichte nicht mehr gekannt, ja nicht einmal die Namen ihrer Urheber gewußt hat, daß sie also keineswegs zu den bekannten Herakleen, sondern in eine frühere Zeit gehörten.

In Verbindung hiermit steht eine uralte Stammsage von der lakonischen Seestadt Gythion, die uns gleichfalls Pausanias erhalten hat [5]). Die Gy-

---

1) Apollod. II, 6, 2, 5. nebst Heyne's obss. p. 180 vgl. Diod. IV, 31.

2) Pherecyd. ap. Schol. Odyss. XXI, 23. Sturz Fragm. Pherec. p. 172 vgl. Müller's Dorier, Th. I, S. 416.

3) Pausan. X, 13, 7 f. vgl. VIII, 37, 1.

4) Zoega bassiril. ant. di Roma., Vol. I, p. 100 hat den Sinn dieser wie mancher andern durch Kürze dunkeln Stelle des Pausanias unstreitig richtig gefaßt: allora impaurita la profetessa esclamò paragonando il Tirinzio all' Ercole d'Egitto.

5) Pausan. III, 21, 7.

theaten erkannten keinen sterblichen Erbauer ihrer Stadt an, sondern führten die Gründung derselben auf den Herakles und Apollon zurück: beide Götter hätten sie, nach ihrem Kampf um den Dreifuß, gemeinschaftlich, gleichsam ein Pfand ihrer Versöhnung gegründet: eine Erzählung, ganz ähnlich der des Nikandros und Athenadas bei Antoninus Liberalis [1]) vom Wettstreit zwischen Herakles und Apollon um den Besitz von Ambrakia, der ebenfalls durch gütlichen Vergleich beigelegt wurde.

Die gytheatische Stiftungssage scheint aber darauf hinzuweisen, daß Herakles mit dem geraubten Dreifuß bis zu dem Orte entkommen sey, wo sich nachmals die Stadt erhob, daß er hier vom nacheilenden Apollon eingeholt wurde, und der entscheidende Kampf beginnen sollte, den nach Apollodor der Blitz, nach Hyginus [2]) der bloße Befehl des Zeus trennte. Eine andere Ueberlieferung dagegen, die wir nur aus einer kurzen Erwähnung des Plutarch kennen, ließ den Herakles seinen Raub ungehindert nach der arkadischen Stadt Pheneos am Gebirg Kyllene bringen, und dort ein neues Orakel gründen, wofür nachmals der strafende Zorn Apollon's über die Pheneaten kam, die er durch Ueberschwemmung vertilgte [3]).

Ueber die Veranlassung des Dreifußraubes schweigt Pausanias gänzlich, und da er selbst alles mitzutheilen verheißt, was er von der Sache erkunden gekonnt, scheint er nichts Näheres darüber gewußt zu haben. Daß jedoch auch hierin die alte Ueberlieferung sich verschiedenartig ausgebildet hatte, beweisen Hyginus und Servius [4]), die die Krankheit des Herakles nicht von dem am Iphitos verletzten Gastrecht, sondern von dem Morde seiner Gattinn Megara und ihrer Söhne herleiten. Nach dem Scholiasten zum Pindar aber hatte er einen Trachinier erschlagen, und suchte in Delphi wegen der Sühnung Rath: da aber die Pythia des Gottes Anwesenheit verleugnete, und nicht antworten wollte, ergrimmte er, und verübte die Gewaltthat [5]). Ja Plutarch versteigt sich sogar bis zu einer symbolischen Auslegung, die man indeß wohl eher für parodischen Scherz, als für wirklichen Ernst nehmen darf [6]).

Diese Abweichungen können bei der Vielgestaltigkeit, die allen Heraklesmythen eigen, der Grundbedeutung derselben natürlich ist, nicht besonders auffallen. Darum darf auch die Versicherung des Cicero, die Johannes Laurentius der Lyder wiederholt [7]), der Dreifußräuber sey gar nicht der thebanische oder tirynthische Herakles, der Sohn des Zeus und der Alkmene, sondern von den sechs Heroen dieses Namens, die er annimmt, der älteste, der Sohn des ältesten Zeus und der Lysito oder Lysithoe, nach Johannes Laurentius einer Okeanide, für nichts anderes genommen werden, als für eine der

---

1) Antonin. Lib. IV.

2) Hygin. Fab. XXXII.

3) Plutarch. de sera num. vind. cap. 12. Aus Münzen folgert Müller, Dorier, Th. I, S. 432, daß nach einer böotischen Sage Herakles den Dreifuß nach Theben und zwar in das Ismenion getragen habe.

4) Hygin. Fab. XXXII. Serv. ad Virgil. Aen. VIII, 300.

5) Schol. Pind. Olymp. IX, 43, p. 214 Bh.

6) Plutarch. de εἶ ap. Delph. cap. 6.

7) Cic. de nat. Deor. III, 16, wo Creuzer mit Recht die Lesart Lysithoe hergestellt hat, vgl. Jo. Laurent. Lyd. de mens. IV, 46, p. 224. Röther.

vielen verunglückten Bemühungen, die Mythenwelt nach denselben Gesetzen zu behandeln wie die geschichtlichen Zeitalter. Kam doch auf demselben Wege sein gelehrterer und an schärferes Verfahren gewöhnter Freund Varro dahin, vier und vierzig von ihm gehörig unterschiedene Herakles anzunehmen [1]).

Wichtiger wäre es, zu wissen, welchem griechischen Stamme die Sage vom Dreifußraube vorzugsweis angehört habe. Und hier scheint man sich für den Peloponnes entscheiden zu müssen. Denn außer dem bedeutenden Zusammenhang, in welchem wir sie mit der Gründung von Gythion und mit dem Geschick von Pheneos gesehen haben, läßt Pausanias [2]), wie sich weiterhin zeigen wird, sie auch in Verbindung mit dem Heiligthum der Despoina bei Akakesion in Arkadien erscheinen, und ebenso gehört von den erhaltenen plastischen Denkmalen wenigstens Eins der Halbinsel an.

Zwar befand sich auch unter den delphischen Tempelschätzen noch zu Pausanias' Zeit ein auf denselben Mythos bezügliches großes Kunstwerk, auf das wir noch einmal zurückkommen werden. Aber theils war dieß ein dorthin gestiftetes Weihgeschenk, theils erfolgte die Weihung selbst nicht füglich vor dem Anfange der 74. Olympiade. Denn die Phokier widmeten es, als sie kurz vor der Thermopylenschlacht, dem klugen Rath des Wahrsagers Tellias folgend, ihre Erbfeinde die Thessalier am Parnaß überfallen und ihnen eine schwere Niederlage zugefügt hatten [3]). Dabei ist es wohl nicht bloßer Zufall, daß sowohl der Urheber des Sieges, als die Verfertiger des Kunstwerkes Peloponnesier waren, jener aus Elis, diese aus Korinth.

Ob nun aber, wie ein neuerer scharfsinniger Gelehrter vermuthet [4]), dieses Tragen des Dreifußes nichts anderes, als eine Verpflanzung des Apollondienstes bedeute, die am schicklichsten dem Herakles als beständigem Schützer und Förderer jenes Cultus zugeschrieben werde, oder ob die Sage sich aus dem uralten eifersüchtigen Gegensatze zwischen dem Festlande von Hellas und dem Peloponnes herausbildete, darf hier unerörtert bleiben. Es würde dazu erforderlich seyn, das streitige Verhältniß des Apollondienstes zu den dorischen Stämmen überhaupt einer neuen Prüfung zu unterziehn: diese aber würde uns gänzlich vom Zwecke der gegenwärtigen Untersuchung ableiten. Wir verlassen also gern diesen schlüpfrigen Boden, um ihn mit dem sicherern zu vertauschen, den uns die Beschreibung und Anschauung hieher gehöriger Kunstdenkmale darbeut.

Sowie der Mythos vom Dreifußraube uns vorliegt, und wahrscheinlich mehr durch Logographen und Städtesagen, als durch Herakleendichter erhalten ist, zeigt er dem bildenden Künstler zwei Hauptmomente der Darstellung, den Augenblick des Raubes und den der Versöhnung: an die letztere knüpft sich die Zurücklieferung nach Delphi, die Reinigung des frevelhaft angetasteten Tempelgeräthes und seine Wiederaufstellung im Heiligthum natürlich an. Da aber der Raub nur durch das Gegenstreben des rechtmäßigen Besitzers zur Anschauung gebracht werden konnte, so mußte er sofort als unmittelbar

1) Vorausgesetzt, daß die Stelle bei Serv. ad. Virg. Aen. VIII, 564, unverdorben ist,

2) Pausan. VIII, 37, 1.

3) Herodot. VIII, 27. Pausan. X, 13, 3. 4. vgl. X, 1, 4. Müller's Orchom., S. 415. Sillig. catal. artif., p. 16.

4) Müller's Dorier, Th. I, S. 432.

bevorstehender oder schon begonnener Kampf zwischen Apollon und Herakles erscheinen. Das erstere aber verdiente den Vorzug, weil auch die Sage nirgends ausdrücklich vom Ausbruch des Kampfes spricht, und die Verknüpfung der höhern hellenischen Kunst mit dem Dienste der Götter diejenigen nicht ohne dringende Noth im Handgemenge darstellen konnte, zu deren Verherrlichung sie bestimmt war. So aber, im Moment aufgeregtester, jedoch noch in Schranken gehaltener Kraft einander gegenübergestellt, gaben Gott und Heros, beide gleich geneigt, der Eine seinen Raub zu vertheidigen, der andre sein Eigenthum um jeden Preis wieder zu erringen, ein würdiges, lebensvolles, den verschiedensten Gattungen der Kunstausübung zusagendes Bild.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen über die künstlerische Benutzbarkeit der Sage, stellen wir das Wenige zusammen, was uns über ihre wirkliche Benutzung zu Bildwerken aus dem Alterthum geschichtlich überliefert ist: leider ist Pausanias dabei unser einziger Gewährsmann.

Er erwähnt dreier plastischer Behandlungen unsrer Sage. Das einfachste dieser Werke sah er im Heiligthum der Despoina bei Akakesion: im Vorhofe zeigte ein Anaglyph in weißem Marmor den Herakles, der dem Apollon den Dreifuß entreißt [1]). Um eine Gestalt reicher scheint das zweite, ein rundes Werk auf dem Markte von Gythion gewesen zu seyn, Apollon und Herakles und in ihrer Nähe Dionysos. Doch geht aus den Worten des Pausanias nicht deutlich hervor, ob der letztere ursprünglich zur Gruppe gehörte und vom Künstler im Zusammenhang mit ihr gedacht war, oder ob späterhin ein Zufall ihn in die Nähe derselben gebracht hatte. Sonst wenigstens erscheint Dionysos nicht in Verbindung mit dieser Sage; und grade da, wo die Ausgesöhnten dargestellt waren, würde eher Zeus als Vermittler zu erwarten gewesen seyn. Daß der Reisebeschreiber des Dreifußes gar nicht gedenkt, berechtigt zu der Annahme, daß er nicht vorhanden gewesen: seine Zurückgabe als Bedingung des geschlossenen Vertrags mußte bereits erfolgt seyn: darum fehlte er hier mit Recht [2]).

Zusammengesetzter war das dritte Denkmal, das phokische Weihgeschenk in Delphi, gleichfalls ein rundes Werk und wohl aus Erz, das Herodot vor dem Tempel, Pausanias nachmals in dem Schatzhause zu Korinth sah. Herakles und Apollon haben den Dreifuß gefaßt, und sind im Begriff zum Kampfe zu schreiten: Leto aber und Artemis besänftigen den Apollon, den Herakles seine stete Gefährtinn und Schirmerinn Athene. Die Bildsäulen der Athene und Artemis hatte Chionis, die übrigen Diyllos und Amyklâos gemeinschaftlich gearbeitet, alle drei korinthische Bildner aus den Zeiten zunächst vor dem ersten Einfall der Perser in Griechenland, also Zeitgenossen des Ageladas, Onatas und Pythagoras [3]). Hätte Pausanias von den beiden zuerst erwähnten Werken die Meister gewußt, er hätte sie uns gewiß nicht verschwiegen: sie waren also zu seiner Zeit nicht mehr bekannt, welches auf die Vermuthung führt, daß die Arbeiten bedeutend älter waren, als das phokische Weihgeschenk, von geringerm Kunstwerth und Ueberreste des frühern lebhaften Kunstbetriebs

1) Pausan. VIII, 37, 1.

2) Pausan. III, 21, 8.

3) Pausan. X, 13, 7, vgl. Müller in Böttiger's Amalth., Th. I, S. 132. Sillig. catal. artif., p. 16.

bei den peloponnesischen Dorern, womit Oertlichkeit und Veranlassung übereinstimmen.

Wieviel reicher aber das Alterthum an bildlichen Darstellungen dieses Götterstreites gewesen seyn muß, lehrt die nicht unbedeutende Anzahl derer, die auf unsere Zeit gekommen sind. Wir zählen, soviel ich weiß, ihrer eilf oder zwölf, sechs Anaglyphe, zwei geschnittne Steine, drei Vasengemählde und vielleicht Ein rundes Werk: freilich, wie sich zeigen wird, ein Reichthum, der nicht ganz so groß ist, wie er scheint.

Wir beginnen die Musterung mit dem zuletzt genannten runden Werke, dem wir sogleich eine Andeutung des Zweifels haben beifügen müssen.

Bei Ostia wurden zu gleicher Zeit und an Einem Orte vier lebensgroße Marmorbildsäulen, ihrem Style nach aus der besten römischen Kaiserzeit, gefunden. Sie alle stellen den Herakles dar, und in dreien erkannte man aus den Beiwerken leicht den Sieger über die Rosse des Diomedes, über den Geryon und über den Cerberus. Das Beiwerk des vierten ist durch die Zeit so gut wie unkenntlich geworden: Visconti jedoch, der im Pio-Clementinischen Museum von allen vier Denkmalen eine Abbildung und Beschreibung gegeben hat [1]), säumte nicht, darin den delphischen Dreifuß zu entdecken. Aber schon Zoega erklärte das höchst beschädigte und lückenhafte, dazu schlecht ergänzte Werk für viel zu unvollkommen erhalten, um zu irgend einer bestimmten Deutung zu berechtigen [2]). Wir glauben hinzufügen zu dürfen, daß Visconti's Deutung an sich unzulässig und durchaus verwerflich ist. Die Sage vom geraubten Dreifuße blieb, weil sie nie allgemeine Volkssage geworden war, stets aus dem Kreise der zwölf Hauptthaten des Helden ausgeschlossen. Diese waren es, die von den Herakleendichtern gefeiert wurden: sie finden sich gleichfalls in zahlreichen Kunstwerken, bald alle, bald einige derselben beisammen. Sowie aber unter die zwölf Zeichen des Thierkreises nie ein andres Sternbild gemischt wurde, ebenso scheint es ein frühes, durch Dichter und Künstler begründetes Herkommen geworden zu seyn, wenn man auch von den Hauptarbeiten des Herakles einzelne einzeln darzustellen kein Bedenken trug, doch keines seiner untergeordneten Wagnisse mit jenen in Eine Reihe zu stellen. Da nun aber die drei unzweifelbaren Bildsäulen sich auf drei seiner Großthaten beziehn, die vierte aber unverkennbar mit diesen in ursprünglichem Zusammenhange steht, glauben wir annehmen zu dürfen, daß auch sie sich auf einen Kampf aus demselben Sagen- und Kunstkreise bezogen haben muß. Auf welchen? vermögen wir um so weniger zu bestimmen, als die Abbildung im Pio-Clementinischen Museum uns nicht einmal in den Stand setzt, zu unterscheiden, was alte Arbeit oder neue Ergänzung ist. Sowie die Kupferplatte uns vorliegt, wird man zuerst an den Sieg über den Löwen von Nemea erinnert.

Wenn wir sonach wohl darauf Verzicht leisten müssen, den Dreifußraub in einem runden Werke erhalten zu sehn, so sind dagegen die übrigen Denkmale jedem Zweifel entnommen.

Unter den sechs Anaglyphen gedenken wir zuerst des dreiseitigen Kandelaberfußes aus pentelischem Marmor, der mit Recht den ersten Zierden der

---

1) Museum Pio-Clementinum, Vol. II, tav. 5—8, p. 9 fg.

2) Zoega bassiril. ant. di Roma, T. II, p. 71.

dresdner Antikensammlung beigezählt wird [1]). Er hat den Vorrang vor allen übrigen, nicht bloß an Alterthümlichkeit des Styls, an Schönheit der Arbeit, an Größe des Maaßstabes und an wunderähnlicher Vollkommenheit der Erhaltung, sondern auch darum, weil er den Mythos mit mehr Ausführlichkeit als irgend ein andres altes Werk durch einen Cyklus von drei zwar in sich abgeschlossenen, jedoch einander ergänzenden Darstellungen hindurchführt, indem nur das erste Seitenfeld den Raub des Dreifußes, das zweite und dritte seine Zurückgabe und Wiedereinweihung zeigt. Auf dem ersten Felde, von dem wir hier allein zu sprechen haben, erscheint zur Linken Herakles, nackt, mit Ausnahme der über den Kopf gezogenen, unter demselben mit den Tatzen zusammengeschürzten Löwenhaut, die über den Rücken hinunterreicht, auf der linken Schulter den Dreifuß, den der linke Arm umschlingt, in der linken Hand den doppelt geschweiften skythischen Bogen, in der Rechten die rückwärts bis zur Höhe des Kopfes emporgeschwungene Keule; der Schritt wie die ganze Gestalt linkshin gewendet, nur der Kopf gegen den nachschreitenden Apollon zurückgedreht, dem auch die gehobene Keule gilt. Der Dreifuß, der Mittelpunkt der ganzen, sich von rechts nach links bewegenden Handlung, übrigens alterthümlich einfach, gehört wegen der drei ringförmigen Handhaben am obern Rande zu denen, die schon Homer geöhrte (ὠτωέντες) nennt [2]). Apollon hat die Rechte bereits an denselben gelegt: in der Linken hält er den griechischen, nur an beiden Enden ein wenig gekrümmten Bogen: seine Bekleidung ist ein schmales schawlähnlich zusammengefaltetes Gewand, das von den Schultern über beide Oberarme herabfällt, an beiden Enden aber wie in einen Fisch- oder Schwalbenschwanz ausläuft. Herakles ist unbärtig wie Apllon: des letztern mit dem Lorbeerkranz geziertes Haar am Hinterkopf schneckenförmig aufgewunden, zu jeder Seite in zwei steif gedrehten Zöpfen auf der Brust liegend: die Gestalten selbst, nach dem Urtheil eines bewährten Kenners [3]), zwar noch sehr schmächtig und die Bewegung steif, doch die Glieder nicht ohne Zierlichkeit und die Köpfe wohlgebildet, besonders der des Herakles schon hier mit Gesichtszügen, die als Entwurf seines späterhin durch Myron und Lysippos vollendeten Ideals gelten können: zwischen Herakles und Apollon auf dem Boden ein architektonisch leicht verziertes halbes Erund, nach der angenommenen Deutung der aus dem Dreifuß gefallene, umgestürzte Kessel, die Cortina der Römer. Jedes der drei Felder ist von einem einfachen Rahmen umgrenzt, außerdem ober- und unterwärts mit arabeskenartiger Verzierung eingefaßt, die am Untersatze vorzüglich reich ist, Schnörkel mit blätterähnlichen Auswüchsen, Rosen, Früchte, an jeder Ecke des Sockels eine Silenen- oder Priaposgestalt mit ungeheuern, phantastisch geschweiften Fittigen, in der Mitte hinter einem mächtigen Krater hervorragend ein Pan oder Satyr: dieß alles wie ein muthwilliger, den Ernst der Hauptdarstellung

---

1) W. G. Becker's „Augusteum", Th. I, Tafel 5. 6. 7, S. 39 fg. H. Hase, „Verz der dresdner Antikensamml.", Nr. 99, S. 34, vgl. Böttiger's „Andeutungen zu Vorles. über die Archäol.", S. 59. Welcker in den „Heidelb. Jahrb. für Philol., Hist. und Kunst", 1810, Heft 10, S. 258, wo Becker's symbolische Deuteleien mit Recht verworfen werden, und Müller de tripode Delphico, 1820. [S. Tab. I.]

2) Iliad. XXIII, 264. 513. Müller de tripode Delph., p. 13.

3) Heinr. Meyer's „Gesch. der Kunst bei den Gr.", Th. I, S. 27.

parodirender Scherz, in demselben Sinne gedacht, in welchem üppige, lebensreiche bakchische Züge an Sarkophagen [1]).

Mit diesem Denkmale stimmt ein zweites Anaglyph in allem Wesentlichen überein, nur daß es keine Einfassung hat. Es ward in der Mitte des 18. Jahrhunderts auf Cerigo, dem alten Kythera gefunden, wohin es — ein Beweis mehr für die peloponnesische Heimath der Sage — aus dem benachbarten Sparta gekommen seyn soll. Von Cerigo wurde es im Jahre 1758 durch den venetianischen Admiral Jacob Nani in das seiner Familie gehörige Museum nach Venedig gebracht, wo Paciaudi es sah, dem wir eine, wenn auch schlechte Abbildung in den „Monumenta Peloponnesiaca“ verdanken [2]). Sehr gelitten hat die Gestalt des Apollon, von der der größere Theil des Leibes fehlt.

Diesen beiden durchaus ähnlich ist eine dritte halberhobene Arbeit aus der Villa Albani die Zoega in den „Bassirilievi di Roma“ mitgetheilt hat [3]). Sie scheint der auf dem dresdner Candelaberfuße noch ähnlicher zu seyn, als die von Cerigo, insoweit man der Abbildung bei Paciaudi trauen darf. Aber sie ist noch übler zugerichtet als diese: denn ihre ganze untere Hälfte, von den Schenkeln des Herakles an bis gleich unter den Knien des Apollon, ist von neuer Hand und schlecht ergänzt [4]).

Ein viertes Anaglyph entdeckte Zoega in Velletri, wo es in die Mauer eines Bürgerhauses eingelassen war. Sein einziger Unterschied von dem dresdner und Nanischen scheint darin zu bestehn, daß die angebliche Cortina mit einem Teppich von franzenartiger Einfassung (vielleicht den Exuvien des pythischen Drachen) verdeckt ist. Zoega lobt die Arbeit [5]): aber eine Abbildung hat er nicht gegeben, und es scheint eine solche überall noch nicht vorhanden zu seyn.

Denselben Moment der Handlung, jedoch mit etwas veränderter Umgebung gewahren wir auf einem zweiten Anaglyph der albanischen Villa von pentelischem Marmor, das aber unter Napoleon in das pariser Museum kam, und von Piroli gestochen in dem Kupferwerke der Brüder Piranesi mit Erklärungen von Petit Radel bekannt gemacht wurde [6]). Die Gestalten der beiden Streitenden sind durchaus dieselben wie die auf den vier bereits erwähnten Denkmalen. Wenn ihre Bewegungen auch mehr Freiheit und Leichtigkeit zu entwickeln scheinen, so sind wir doch sehr ungewiß, ob wir dieses wirklich einer spätern, gefälligern Kunstepoche zuschreiben sollen, oder nicht vielmehr der ungebührlich modernisirenden Hand des Zeichners. Betrachtet man mehrere Tafeln des „Musée Napoléon“, so fühlt man sich zu der letztern

---

1) Aehnliche Verzierungen bemerkte H. Hase an einem Candelaber der Sammlung von S. Marco in Venedig, Th. II, tav. 41.

2) Paciaudi monum. Peloponn., T. I, p. XXXIII und 114. Desselben Denkmals erwähnt Caylus, recueil d'Antiq., T. IV, p. 103.

3) Zoega bassiril., T. II, tav. 66, p. 98 fg.

4) Um so mehr ist es zu mißbilligen, daß der sonst so kunstsinnige Horner in seinen „Bildern des griech. Alterth.“, Heft 1—3, Taf. 12, grade diese Abbildung anstatt des dresdner Marmors oder des Vasengemähldes bei Millingen ausgewählt hat.

5) Zoega bassiril., T. II, p. 99.

6) Piranesi Musée Napoléon, T. II, pl. 35, p. 77.

Annahme fast gezwungen; und Herakles besonders zeigt eine Leichtfüßigkeit, die ihm wohl kein alter Künstler angebildet haben würde. Eine wesentliche Abweichung hingegen erblicken wir darin, daß der halbrunde Körper zwischen Apollon und Herakles weggelassen, und dafür an dem äußersten linken Rande, noch vor Herakles, ein Lorbeerbaum angebracht ist, um dessen Stamm sich eine große Schlange — unverkennbar der pythische Drache — emporringelt.

Das sechste halberhobene Werk wurde im Herbst des Jahres 1765 in den ehemaligen Salustischen Gärten, von jeher einer reichen Fundgrube alter Kunstschätze, entdeckt; es wurde damals von einem römischen Prälaten Zelada angekauft, kam aber späterhin in das Pio-Clementinische Museum, und wurde von Visconti herausgegeben [1]). Auf der dreieckigen Basis eines großen, reich verzierten Leuchters von Marmor waren drei Anaglyphe gebildet gewesen: auf dem einen ist Zeus dargestellt mit spitzigem Barte wie auf Werken etruskischer Kunst, sein Gewand auf Nachahmung des ältesten griechischen Styls deutend: von dem zweiten ist nichts erhalten, als die obere Hälfte eines jugendlichen Herakles in derselben Stellung, in welcher er auf den bisher angeführten Werken den Dreifuß hält: das dritte ist ganz untergegangen, aber es ist einleuchtend, daß der verfolgende Apollon sein Gegenstand gewesen seyn muß; und blicken wir auf die Erzählung des Apollodor zurück, so erklärt es sich auch sofort, welche Bedeutung Zeus in dieser Zusammenstellung hatte. Er erscheint als Vermittler und Friedensstifter. Enthielten also die fünf andern Anaglyphe den Beginn des Streites, so war dieses seiner Beendigung gewidmet [2]): es stellte aber nicht, wie der dresdner Candelaberfuß einen Cyklus dreier einander ergänzender Handlungen dar, sondern eine einzige, durch drei Felder vertheilte, sodaß jedes derselben eine der drei handelnden Gottheiten aufnahm.

Minder bedeutend sind die beiden geschnittnen Steine, sowohl von Seiten ihres Kunstwerthes als der etwaigen Aufklärung, die sie der Sage geben könnten. Der eine, ein Skarabäus in Carneol, sonst im Besitz des Ritters Galeotto Corazzi in Rom, wurde zuerst von Gori im „Museum Etruscum“ bekannt gemacht [3]): eine antike Paste danach in der Sammlung des Baron Stosch wurde von Winckelmann beschrieben [4]). In ziemlich fleißiger Arbeit zeigt er den Herakles allein, in gezwungener, etwas zusammengekauerter Stellung, mit roher Andeutung der Löwenhaut, den ungewöhnlich, mehr in etruskischer Art geformten Dreifuß und die Keule auf die herkömmliche Weise haltend. Auch die ganze Richtung des Leibes nach links mit zurückgewandtem Haupte entspricht der auf den Anaglyphen so vollkommen, daß wir schwerlich irren, wenn wir darin Nachbildung einer ältern bessern Arbeit zu sehn glau-

---

1) Mus. Pio-Clem., Vol. VII, tav. 37, p. 65. 91. vgl. Winckelm. „Gesch. der Kunst“, XI, 3, 16. Th. VI, 1, S. 268. nebst den Anm., Th. VI, 2, S. 333, Nr. 1258.

2) Ueber die Kunstwerke, die die Versöhnung behandeln, s. Winckelm., descript. des pierres grav., Nr. 1764. Zoega bassiril. ant. di Roma, Vol. II, p. 101. Millingen vases de Coghill., pl. 11. Müller's „Dorier“, Th. I, S. 431 und Gerhard in dieser Zeitschr. [Böttiger's „Archäologie und Kunst“, I, 1.] S. 112.

3) Gori Mus. Etrusc., T. II, tab. 199, Nr. 5, p. 436.

4) Winckelm, descript. des pierres grav. du B. Stosch., p. 284, Nr. 1761.

ben. Eigenthümlich ist der Gemme ein kleiner vierstrahliger Stern unterhalb des stark zurückgebogenen linken Armes des Herakles [1]).

Der andre Stein, gleichfalls ein Skarabäus in Carneol, aus der Sammlung des Grafen Caylus [2]), stellt in nachlässiger Arbeit die beiden Streitenden dar, ziemlich in der gewöhnlichen Art, nur daß die ganze Gruppe herumgedreht ist, und die Handlung sich von der Linken nach der Rechten hin bewegt. Beide Gestalten sind völlig unbekleidet, nur Apollon ist bekränzt: er trägt den Bogen, Herakles die Keule: letzterer unterscheidet sich durch einen kurzen, dichten Bart: Beiwerke sind nicht vorhanden, aber der Dreifuß ist am obern Rande mit einer weiblichen Maske geziert. Der abenteuerliche Einfall des Grafen Caylus, es solle darin eine Hindeutung auf die Pythia Xenokleia liegen, und der wenig begründetere Becker's, der darin eine der hyperboreischen Jungfrauen erblickt, die die ersten Weihgeschenke nach Delphi brachten, bedarf keiner Widerlegung: thierische und menschliche Larven dienten als hergebrachter Schmuck bei Dreifüßen, Krateren und andern Prachtgefäßen, was noch jetzt eine lange Reihe schöner Denkmale bezeugt; und neuere italienische Künstler wie Benvenuto Cellini haben diese Verzierungen mit Vorliebe nachgeahmt.

Uebrigens ist die Darstellungsweise auf beiden Steinen keineswegs von der Art, um daraus auf etruskische Arbeit oder gar auf Uebertragung der Sage nach Etrurien zu schließen. Vergleichen wir aber die Behandlung des Stoffes mit der auf den Anaglyphen, so muß das Urtheil durchaus zum Nachtheil der Gemmen ausfallen, und es zeigt sich, daß die räumliche Beengung sowie der gesammte Miniaturstyl der Steinschneiderei sich mit Gegenständen von so heroischem Gepräge nicht wohl vereinbaren läßt. Für das, was unter solchen Bedingungen verloren geht, kann nur wie im Epigramm das überraschend Sinnreiche der Erfindung oder die vollendete Zierlichkeit der Ausführung Ersatz geben; unsern beiden Skarabäen aber läßt sich weder das Eine, noch das Andre nachrühmen.

In jeder Hinsicht werthvoller sind die Vasengemählde, von denen aber bis jetzt wohl nur Eins zur allgemeineren Kenntniß gebracht ist. Dieses hat Millingen in seinen griechischen Vasengemählden zuerst abgebildet und erläutert [3]). Es ziert die Eine Seite eines Gefäßes in der reichen Sammlung der Königinn von Neapel. Die Anordnung des Ganzen stimmt mit der auf den Anaglyphen überein: Herakles auf der linken, Apollon auf der rechten Seite, der Dreifuß in der Mitte. Auch die Stellung der Streitenden ist im Wesentlichen dieselbe, den linken Arm des Herakles ausgenommen, der nicht angezogen, sondern frei ausgestreckt ist, sodaß der Dreifuß nicht auf der Schulter ruht, sondern allein von der Kraft des Arms in der Schwebe getragen wird.

Im Ganzen aber hat der Künstler sehr wohl begriffen, was zu ändern die Natur seines Kunstgebietes erforderte. Den alten Tempelstyl der griechischen Plastik, der auch in den Zeiten der höchsten Ausbildung nicht unterging, hat die Mahlerei in gleicher Art nie anerkannt, sowie er sich auch in der That nur für den Stein, höchstens noch für das Erz eignete. Dem gemäß erscheint auf dem Vasengemählde belebt und geschmeidig, was auf den

1) S. darüber Gori de gemm. astrif., p. 177.

2) Caylus recueil d'Antiq., T. IV, pl. 34, Nr. 5.

3) Millingen peintures de vases grecs, pl. 30, p. 50.

Anaglyphen bis zur Erstarrung hart und steif: in beiden Gestalten, besonders in der des nacheilenden Apollon, ist rasche, leichte, natürliche Bewegung an die Stelle der hieratischen Steifheit getreten: seine auf den Anaglyphen drahtartig gedrehten Haarflechten haben sich in zwanglos wallende Locken verwandelt, das eckig und eintönig mehr zusammengekniffte als gefaltete Gewandstreifchen in einen gefällig um den linken Arm geworfenen, luftig nachflatternden Mantel, wie die Eil des Gottes es mit sich bringt: auch in den Gesichtszügen ist der Charakter des veredelten Apollonkopfes unverkennbar ausgeprägt.

Herakles ist völlig nackt, ohne die Löwenhaut, daher auch der Kopf frei, durch kurzes, krauses, schwarzes Haar und einen noch stärker gekräuselten Bart mit der bemerkbar angedeuteten Blondheit seines Widersachers in kräftigem Gegensatz: also offenbare Berücksichtigung der Farbenwirkung: überhaupt die Formen des Gesichts wie die des Leibes weniger ideal als beim Apollon: seine einzige Waffe die Keule. Apollon ist ganz unbewaffnet, aber im linken Arm hält er einen ansehnlichen Lorbeerzweig, wahrscheinlich um dadurch den versöhnenden Ausgang des Streites anzudeuten, worauf auch die mehr ermahnend als drohend oder nach dem Dreifuße greifend ausgestreckte Rechte und die ganze edle Haltung des Gottes hinzuweisen scheint: ebenso als Daphnephoros ist er auf einem andern, gleichfalls von Millingen bekannt gemachten Coghill'schen Vasengemählde abgebildet, wo er, nebst Leto und Artemis am Dreifuß sitzend, den Herakles versöhnt empfängt [1]).

Da aber, wo das dresdner Anaglyph, das Nanische und das von Velletri zwischen Apollon und Herakles die angebliche Cortina hat, steigt hier ein junges Lorbeerreis aus dem Boden, worin unser Vasengemählde mit dem albanischen Anaglyph im pariser Museum zusammenstimmt, wenn in diesem auch dem Lorbeer ein andrer Platz außerhalb der Handlung gegeben, und die pythische Schlange hinzugefügt ist.

Endlich hat der Künstler auch darin den Unterschied zwischen dem Styl des Anaglyphs und des Gemähldes sinnvoll erkannt, daß er den Hintergrund nicht leer gelassen, sondern auf die zweckmäßigste Weise benutzt hat. In der Mitte des obern Raumes nämlich, in gleicher Entfernung von beiden Köpfen, hat er ein Doppelfenster angebracht, aus dessen einer Hälfte ein weibliches Haupt in priesterlichem Schleier und Gewande hervorblickt, das Gesicht wie trauernd gegen den Herakles geneigt. Mit Recht hat bereits Millingen in der Priesterinn die Pythia Xenokleia erkannt. Durch dieß Beiwerk ist der Schauplatz der Handlung noch vollständiger bezeichnet, als durch den Lorbeer allein: sie findet nicht mehr im Innern des Tempels, aber in seiner nächsten Nähe statt, und ist von dem Adyton nur durch die dieses umgebende hohe Mauer geschieden [2]).

Unerörtert gelassen hat Millingen aber eine verzierte, bequastete Binde, die in gleicher Höhe über dem Haupte des Herakles von zwei Pflöcken herabhangt. Schwebte sie über dem Apollon, so würden wir sie ohne Bedenken für die bekannte Siegerbinde erklären, die im Voraus den für diesen Gott siegreichen Ausgang verkündete. Aber auch so glauben wir uns befugt, in

---

1) Millingen Vases de Coghill., pl. 11, vergl. Müller's Dorier, Th. I, S. 431.

2) Diese Mauer ist es, was Euripides im Jon, 1336, θριγκός, im Jon, 38, und der Andromache, 1115, κρηπίς nennt.

ihr eine Siegerbinde zu sehn, wenn auch ohne Beziehung auf die Streitenden. Das Gemählde auf der andern Seite der Vase nämlich, das sich ebenfalls bei Millingen findet [1]), stellt den Apollon Kitharodos dar, im reichgeschmückten Prachtgewand der Kitharspieler sein Tonzeug rührend, von vier Gestalten umgeben, deren Eine, unverkennbar die geflügelte Siegesgöttinn, von oben herabschwebend im Begriff ist, eine ganz ähnliche Binde um sein Haupt zu winden, während eine zweite über demselben an drei Pflöcken hangt. Diese beiden von Pflöcken getragenen scheinen mir außerhalb der abgebildeten Handlung zu seyn, und sich lediglich auf die Bestimmung der Vase zu beziehn. Nehmen wir an, daß diese Bestimmung eine agonistische und das Gefäß zum Siegespreis bei den großen kitharodischen Wettkämpfen in Delphi bestimmt war, so ist die Siegerbinde auf beiden Seiten in Bezug auf den Preisträger am rechten Orte, und der Gegenstand der Gemählde nach dem Zweck der Vase höchst sinnvoll ausgewählt; hier der Gott des Kitharspieles selbst als Sieger, dort sein geistiges Uebergewicht über rohe Leibeskraft und zugleich Andeutung des höhern Ranges der musischen Wettkämpfe vor den gymnischen: endlich durch die Oertlichkeit der Sage unmittelbare Erinnerung an den Ort des Wettkampfes und Sieges [2]).

Die [illegible] andern Vasengemählde sind zwar durch Wilhelm Tischbein bereits seit länger als 25 Jahren in Kupfer gestochen und für den fünften Band seines Vasenwerkes bestimmt [3]); aber ihre Herausgabe ist noch nicht erfolgt. Daß diese nicht ganz unterbleiben möge, ist besonders von dem einen sehr zu wünschen, über das wir durch eine doppelte Beschreibung von Wilh. Gottlieb Becker im Augusteum [4]) und neuerdings von Sillig [5]) nähere Kenntniß haben, und das sich vor allen bisher erwähnten Kunstwerken durch reichere Composition auszeichnet. Auf diesem befindet sich, wie auf dem Steine bei Graf Caylus, Apollon auf der linken, Herakles auf der rechten Seite. Jener ist mit einem Gewande bekleidet, das von der linken Schulter über den halben Leib herabfällt: auf dem Haupte trägt er den Lorbeerkranz [6]), auf der linken Schulter den Köcher: einen Bogen hat er nicht. Herakles, unbärtig, mit der Löwenhaut bedeckt, droht, indem er flieht, mit emporgehobener Keule gegen Apollon zurück, der den Dreifuß schon mit der Rechten ergriffen hat, und mit der Linken den Streich abzuwehren scheint: auch Herakles trägt keinen Bogen, aber den Köcher, worin drei Pfeile stecken: er ist wie der des Apollon beflügelt. Auf dem Boden

---

1) Millingen peintures de vases Grecs, pl. 29.

2) Ohne Zweifel wird dieses Gemählde auch in Theod. Panofka's trefflich begonnenem Prachtwerke über die Vasi di premio Aufnahme und vollständige Erläuterung finden, deren besonders die den Apollon umgebenden Figuren noch bedürfen.

3) Böttiger's archäol. Andeutungen, S. 59.

4) Becker's Augusteum, Th. I. S. 49.

5) Jul. Sillig catal. artif. S. 195.

6) Becker, August. Th. I. S. 49 sieht in diesem Lorbeerkranze einen Hut, ähnlich dem Petasos des Hermes! Vor dem argen Fehlgriff hätte ihn schon die Betrachtung des dresdner Anaglyphs bewahren sollen. Denn ein unsicheres Auge könnte auch auf diesem den Lorbeerkranz für einen Hut mit vorspringendem Schirm halten. Es ist nur überhaupt unbegreiflich, wie ein Archäolog es über das Herz bringen konnte, diesem Gotte einen Hut aufzusetzen.

befindet sich nach Becker die Cortina, jedoch von ganz abweichender Gestalt: worin diese Abweichungen bestehn, sagt er nicht. Am merkwürdigsten aber wird das Gemählde dadurch, daß auf der Seite des Herakles Athene gehelmt, auf der des Apollon eine andre, bloß durch ein langes Skeptron bezeichnete Göttinn, ohne Zweifel Leto, dargestellt ist; beide um die Streitenden zu versöhnen. Billig bemerkt mit Recht, daß in diesem Gemählde das bereits oben aus Pausanias erwähnte delphische Bildwerk des Diyllos, Amyklâos und Chionis erhalten zu seyn scheine. Die Vase befindet sich in der Sammlung des Grafen von Lamberg in Wien [1]).

Von dem andern Gemählde ist bis jetzt nichts als sein Vorhandenseyn und daß, wie auf dem eben beschriebenen, beide Köcher geflügelt sind, aus Böttiger's „archäologischen Andeutungen" bekannt [2]).

Wenn nun auch die Deutung aller dieser Kunstdenkmale im Ganzen keinem Zweifel mehr unterliegen kann, so veranlassen uns doch einige Einzelheiten zu besondern Bemerkungen.

Der dresdner Marmor stimmt mit dem Nanischen, den beiden albanischen und wahrscheinlich auch mit dem von Velletri darin überein, daß Herakles in der linken Hand eine zwiefach gebogene Waffe trägt. Becker erklärte diese für die bekannte eherne Orakelschlange, die Herakles zusammt dem Dreifuße geraubt habe; und auch der Köcher, der auf diesen Monumenten, sowie auf dem ersten Lamberg'schen Vasengemählde, an seiner linken Seite herabhangt, soll aus dem pythischen Heiligthum mitgenommen seyn [3]). Dagegen ist nun vor allem zu bemerken, daß die alte Sage, wie sie uns überliefert ist, von einem solchen doppelten oder dreifachen Raube nichts weiß, indem überall nur vom Dreifuße die Rede ist. Einen Mythos aber selbstbeliebig zu erweitern, ist immer sehr bedenklich, und höchstens da zulässig, wo sich kein anderer Ausweg für die Deutung zeigt [4]). Was aber die völlige Unhaltbarkeit der Becker'schen Vermuthung sogleich darthut, ist der von ihm unbegreiflicher Weise ganz übersehene Umstand, daß Herakles mit demselben Attribut und dem Köcher auch auf solchen Kunstdenkmalen erscheint, die ohne alle Beziehung auf den delphischen Tempelraub sind. Mehrere derselben hat bereits Winckelmann, theils in der Geschichte der Kunst [5]), theils in der Beschreibung der Stoschischen Gemmensammlung [6]), behandelt, und an beiden Stellen in diesem Beiwerke mit sicherm Blicke den Bogen erkannt,

---

1) Ob vielleicht dieß Gemählde und das folgende in des Graf. Alex. Delaborde Prachtwerk über die Lamberg'schen Vasen abgebildet ist, vermag ich nicht zu sagen, da mir dieß Werk nicht zur Hand ist.

2) Böttiger's archäol. Andeut. S. 59.

3) Becker's Augusteum. Th. I. S. 44. Dagegen hat sich bereits Böttiger, archäol. Andeut. S. 59, erklärt.

4) Daß Becker übrigens einen Bogen für eine Schlange angesehen hat, ist ihm so sehr nicht zu verargen, da die Gestalt des Beiwerkes das Eine so gut wie das andre zuläßt, und das Auge hier nichts entscheiden kann. Nennt doch auch Lykophron, Alex. 917., derselben Aehnlichkeit wegen, den Bogen des Herakles einen gekrümmten skythischen Drachen.

5) Winckelmann's Gesch. der Kunst, III, 2, 14. Th. 3. S. 196. mit der Anm. S. 400.

6) Winckelm. descript. des pierr. grav. S. 277. Nr. 1720. vgl. Böttiger's archäol. Andeutungen. S. 59.

den Herakles von dem skythischen Hirten Teutares empfangen haben soll [1]), woraus sich denn auch die Vergesellschaftung mit dem Köcher von selbst erklärt. Freilich ist dagegen der Einwand erhoben, daß diese Bildung der des skythischen Bogens nicht zukomme, da das ganze Alterthum ihm die Gestalt des griechischen Sigma zuspreche: diese aber sey ursprünglich die halbkreisförmige des lateinischen C gewesen. Allein diese Behauptung wird nicht bloß durch die Bildwerke widerlegt, auf welchen Herakles unleugbar den doppelt geschweiften Bogen führt, sondern auch durch ausdrückliche Zeugnisse des Alterthums.

Entscheidend sind hier einige tragische Bruchstücke des Euripides, des Agathon und des Phaseliten Theodektes, die Athenäos uns erhalten hat [2]). Alle drei führen in ihren Trauerspielen Theseus einen der Buchstaben unkundigen Landmann ein, der den Namen des Theseus geschrieben findet, und die Züge mit ihm bekannten Gegenständen vergleichend kenntlich zu machen sucht. Agathon zwar bezeichnet das Sigma kurzweg durch den skythischen Bogen, wodurch nichts gewonnen wird, Euripides aber und Theodektes versinnlichen es durch eine geringelte Haarlocke, (*τρίτον δὲ βόστρυχός τις ὡς εἱλιγμένος*, und *τρίτον δ' ἑλικτῷ βοστρύχῳ προσεμφερές*) und diese Zusammenstellung paßt keineswegs zu dem einfachen Halbkreis oder Halbmond: sie weiset bestimmt auf mehrfache schlangenförmige Krümmungen und Windungen hin, wie wir sie, dem Bogen des Herakles vollkommen ähnlich, in den geringelten Locken jugendlicher Gestalten auf zahlreichen Vasengemählden noch jetzt wahrnehmen. Auch die Vergleichung der Form des euxinischen Meeres mit einem Bogen bei Dionysios dem Periegeten [3]) läßt sich nur so begreifen, wenn wir die Südküste am Vorgebirge Karambis hin als die grad gespannte Schnur betrachten, während die Nordküste von Ost und West aufgerundet durch die in der Mitte meereinwärts vorspringende taurische Halbinsel den Einbug erhält, der dem Bogen des Herakles mit dem Sigma gemein ist. Daß aber diese Form des Sigma, nicht die halbmondähnliche, die ursprüngliche und älteste war, ist schon von Spanheim [4]), Chishull [5]) und Villoison [6]) gegen Potter [7]) und andre erinnert worden, und sowohl Münzen aus den früheſten Zeiten Großgriechenlands [8]), als auch die ältesten Steinschriften bei Böckh [9]), auf welchen allen das

---

1) Schol. Theocr. XIII, 56. aus Herodoros und Kallimachos, vgl. Tzetz. ad Lycophr. Alex. 50.

2) Athen. X, 80. p. 454. B.

3) Dionys. Perieg. 156 sq.

4) Spanhem. de praestant. num. T. I. p. 100 sq.

5) Chishull inscript. Sig. p. 4.

6) Villois. Anecd. Graec. T. II. p. 166.

7) Potter's griech. Archäol. Th. III. S. 243 der Ramb. Uebers.

8) Passeri de numis Etr. Paestan. in den Symbol. litter. T. II. p. 23. Mazocchi ad Tab. Heracl. p. 506. Winckelm. Gesch. der Kunst, VIII, 1, 7. Th. V. S. 212. Anm. S. 520. Rasche lex. rei numar. T. IV. part. I. p. 1383. Rob. Walpole memoire relating to Europ. and. Asiat. Turkey, p. 370. 599. Müller's Etrusker, Th. I. S. 33. 34.

9) Boeckh Corpus inscript. Graec. T. I. tit. I. 2. 3. 4. 7., wonach dasjenige zu berichtigen ist, was ich in meinem griech. Wörterbuche unter Σ über die älteste Form dieses Buchstaben bemerkt habe. Hieraus erklärt sich auch ganz natürlich die von mehrern, besonders von Ahlwardt, zur Erklärung der Idyllen Theo-

Sigma ohne Ausnahme die Gestalt eines großen griechischen oder lateinischen M hat, geben unwidersprechliche Beweise dafür. Die erste sichere Spur der Halbkreisform findet sich meines Wissens in einem Bruchstück des Dichters Aeschrion von Mitylene [1]), der nach Näke's Untersuchung Zeitgenoß des Aristoteles war [2]). Er nennt den Mond im ersten Viertel mit anmuthiger Künstlichkeit des Himmels schönes Sigma.

Was aber die doppelte Bewaffnung des Herakles mit Keule und Geschoß zugleich anlangt, die er freilich nicht zu gleicher Zeit gebrauchen konnte, so ist auch diese aus der herrschenden Vorstellungsweise der Griechen entnommen. Dafür sprechen sowohl Anaglyphe von hohem Alter, wie die zwölf Großthaten des Herakles im Pio-Clementinischen Museum [3]), als auch Vasengemählde aus der besten Zeit, z. B. der Kampf des Herakles mit dem Kentauren Dexamenos um Deianeira und die Entwaffnung des schlafenden Helden durch die Kerkopen, beide bei Millingen [4]). Auch konnte, von der mythologischen Veranlassung der doppelten Bewaffnung ganz abgesehen, der zum Kampfe in der Nähe und in der Ferne gleich tüchtige, daher doppelt furchtbare Heros unmöglich treffender bezeichnet werden. Ausgegangen aber ist diese Vorstellungsweise unstreitig aus der Schilderung eines früheren berühmten Herakleendichters, vielleicht des Peisandros von Kameiros, um die 30. Olympiade, der nach Strabon [5]) der erste war, welcher den Herakles der gewöhnlichen Heroenrüstung entkleidete, in der er noch bei Hesiodos erscheint, und ihm dafür Löwenhaut, Keule und Bogen gab.

Viel größere Schwierigkeit scheint mir die Bestimmung eines andern Beiwerkes zu haben, über das ich freilich alle neuern Archäologen, Winckelmann, Paciaudi, Visconti, Zoega, Becker, Böttiger, Müller, Bröndsted [6]) u. a., einstimmig sehe, der halbeiförmige Körper in der Mitte des dresdner, des Nanischen und des Veliternischen Anaglyphs zwischen Herakles und Apollon, den ich bisher — der herrschenden Annahme gemäß — als die Cortina bezeichnet habe, die vermuthlich bei der Eil des Räubers oder in der Hitze des Streites aus dem Dreifuße auf die Erde gefallen seyn soll.

Die Geschichte der Tripoden, sowie ihre wahre Einrichtung und die genauere Unterscheidung ihrer einzelnen Theile hat neuerdings durch zwei ausgezeichnete Alterthumsforscher, Thiersch und Müller [7]), soviel Licht erhalten,

---

krit's, S. 104 fg. hart angefochtene Stelle des Theokrit. XIII, 56., wo es von Herakles heißt:

ὤχετο Μαιωτισὶ λαβὼν εὐχαμπέα τόξα
καὶ ῥόπαλον.

Nur muß man *Μαιωτισὶ εὐχαμπέα* verbinden; denn darin hat Ahlwardt ganz Recht, daß das Adverbium unmöglich die Art des Ergreifens und Fassens bestimmen kann, die bei den Griechen und den Skythen dieselbe war: aber in dem *εὐχαμπέα* lag das eigenthümlich Mäotische.

1) Tzetzesms. bei Ruhnken zum Longin. III, p. 236. ed. Weisk. hat uns diese Stelle erhalten.

2) Naeke ad Choeril. Fragm. p. 193. vergl. Ruhnk. ad Tim. lex. p. 196.

3) Mus. Pio-Clem. Vol. IV. tav. 40. 41. vgl. Winckelm. Gesch. der Kunst. VIII, 1, 18. Th. V. S. 225. nebst den Anm. S. 539. Nr. 875.

4) Millingen peint. de vases Gr. pl. 33. 35.

5) Strabon, XV, 1, 10. S. 1009. Almelov.

6) Bröndsted Reisen und Unters. in Griechenl. Th. I. S. 114.

7) Thiersch Epochen der bildenden Kunst unter den Griechen, Th. II. Anm.

wie bei unsern Mitteln vielleicht möglich war. Namentlich scheint mir der letztere befriedigend dargelegt zu haben, daß der Holmos der Griechen auf keine Weise, wie bisher geschehn war, für Eins und dasselbe mit der Cortina der Römer gehalten werden dürfe, daß vielmehr dieser das Schallgefäß (ἠχεῖον) der Griechen entspreche, der Holmos aber ein oben auf dem Dreifuß liegender scheibenförmiger Deckel sey. Auch das darf wohl als erwiesen betrachtet werden, daß das Schallgefäß in den eigentlichen Kessel des Dreifußes (λέβης, γάστρα) so eingesetzt wurde, daß die Oeffnung nach oben, das zugerundete Ende nach unten gekehrt war, und also das kleinere Gefäß im größern zu stehn kam, wenn man gleich noch nicht recht begreifen mag, zu welchem Zweck ein Kessel in den andern — denn etwas anders ist doch auch das Schallgefäß nicht — gleichsam eingeschachtelt werden konnte. Auch scheint Müller diese Schwierigkeit nicht verkannt zu haben, indem er selbst eingesteht, er würde diese Annahme nicht gewagt haben, wenn ihn nicht das dritte Feld des dresdner Candelaberfußes dazu aufgefordert hätte, indem hier, wo der zurückgegebne Dreifuß wieder geweiht wird, auch das Schallgefäß bereits wieder eingesetzt sey, und mit seinem obern Rande über den des Kessels hervorrage [1]).

Allein ein solcher Rückschluß aus dem dritten Anaglyph auf das erste ist grade bei diesem Werke unzulässig, weil der Künstler, seiner Freiheit folgend, den zurückgegebenen Dreifuß anders und kunstreicher gebildet hat als den geraubten. Die einfach gradaus gehenden Füße an diesem biegen sich bei jenem in Löwentatzen um, und dem Bauche des Kessels ist eine stützende Säule untergefügt. Warum sollte also nicht auch der anfangs einfache Boden des Dreifußes an dem offenbar veredelten ein doppelter geworden seyn? Zumal da bei den allermeisten delphischen Tripoden, wie die Abbildungen bei Müller selbst lehren, wo an ein Herausgefallenseyn des Schallgefäßes gar nicht gedacht werden kann, sich nur der einfache Kessel ohne den räthselhaften Einsatz zeigt. Daß aber nach Wiedererlangung des Dreifußes an die Stelle des alten ein schönerer neuer trat, liegt in der Natur der Sache: wo unterließen wohl Priester, wenn ihnen ein Tempel abbrannte, ihn prachtvoller wieder aufzurichten, und warum sollten sie es mit Tempelgeräthen, die Gegenstände höchster Verehrung geworden waren, anders gehalten haben?

Wollte man nun aber auch annehmen, daß das Schallgefäß beim Raube aus dem Dreifuß gefallen und nachher wieder hineingesetzt seyn könne, wiewohl die Sage davon schweigt, wollte man einräumen, der bildende Künstler habe sich diesen Zusatz erlaubt, um den stürmischen Drang des Augenblickes zu versinnlichen, wozu ihm das Recht an sich nicht abgesprochen werden soll, so würde doch nicht zu leugnen seyn, daß hier ein äußerst kleinliches, sehr modernes Mittel gewählt wäre, während sich in der Haltung und Bewegung der Kämpfenden ein viel kräftigeres, natürlicheres dargeboten hätte, das aber der Meister weislich verschmähte, weil Götter und Heroen anders streiten als Sterbliche. Ferner wäre diese ruhige Umstülpung

---

S. 40. Müller de tripode Delphico, S. 16 sq. und in Böttiger's Amalth. Th. I. S. 119. Th. III. S. 21.; dazu Bröndsted Reisen, Th. I. S. 117 fg.

1) Müller de trip. Delph. S. 21.

des Gefäßes ungeschickt gewählt, ja sie vernichtete selbst den beabsichtigten Zweck, zu welchem eine nachlässige, Unruhe und Verwirrung ausdrückende Lage vorzuziehn gewesen wäre, wie wir z. B. auf bakchischen Thiasen Pokale und Krateren unordentlich hingeworfen und dadurch eine ähnliche Absicht wirklich erreicht sehn. Endlich aber würde so das Unternehmen des Herakles nur halb gelungen seyn: da aber sein Raub stets als vollkommen ins Werk gerichtet erzählt wird, wäre der Ueberlieferung durch den noch dazu schlechten Einfall des Künstlers eine nicht zu rechtfertigende Gewalt angethan, und auf keinen Fall würde eine so verpfuschte Darstellung so vielfacher Wiederholung gewürdigt seyn.

Zu dem allen kommen nun noch ein Paar förmliche Unmöglichkeiten, die aus der Betrachtung des Bildwerkes selbst hervorgehn. Zuerst ruht der flache runde Deckel (ὄλμος) unverrückt auf dem Dreifuß, so daß es gradezu unbegreiflich ist, wie das Schallgefäß unter ihm hervorgerutscht und herausgefallen seyn soll. Was aber noch ärger, der am Boden liegende halbrunde Körper kann sich offenbar nie in diesem Dreifuß und an der Stelle befunden haben, wo der Platz für das Schallgefäß ist, da der Durchmesser der vorgeblichen Cortina den der obern Oeffnung des Dreifußes, aus der er herausgeglitten seyn müßte, beinah um zwei Drittheile übertrifft, welches sich gleich beim ersten Anblick selbst nur eines gewöhnlichen Kupferstiches ergiebt, und eine an einem guten Gypsabguß vorgenommene Messung bestätigt hat. Dieß Verhältniß ist auf dem dresdner und dem Nanischen Marmor ganz dasselbe: einen so ungeheuern Mißgriff aber, zu dessen Verhütung keine Reflexion, sondern bloß ein unverdorbnes Auge erfordert wird, — grade das, woran es den alten Meistern am wenigsten fehlte, — wäre kaum dem ärgsten Stümper, geschweige denn dem Urheber eines so edeln, schon im Alterthum fleißig vervielfachten Werkes anzumuthen.

Ehe ich nun aber meine eigne Meinung darlege, muß ich noch eines andern alten Kunstdenkmals erwähnen, auf dem unverkennbar derselbe Gegenstand dargestellt ist, ja von dem eigentlich die angenommene Deutung auf den dresdner Candelaberfuß und so weiter übertragen zu seyn scheint. Dieß ist die vielbesprochene Apotheose Homer's, des Archelaos von Priene Werk, sonst im Pallast Colonna in Rom, jetzt im Pio-Clementinischen Museum [1]).

Unter den zahlreichen Gestalten dieses Anaglyphes befindet sich auch im mittlern Raume, unter einer gewölbten Grotte, ein Apollon Kitharodos, ihm gegenüber eine weibliche Figur, in der man — wahrscheinlich mit Recht — eine Pythia zu erkennen glaubt: zwischen beiden in der Mitte ruht derselbe halbrunde Körper gleicherweise auf dem Boden, auch in demselben Verhältnisse der Höhe der menschlichen Gestalt: nur darin unterscheidet er sich von der dresdner Abbildung, daß er ganz ohne Verzierung am zugerundeten Ende ist, und daß Köcher und Bogen, ohne Zweifel die des Apollon, an ihm hangen.

Gisbert Cuper, nach dem grillenhaften Athan. Kircher, der erste ge-

1) Mus. Pio-Clement. Vol. I. tav. agg. B. p. 97. Winckelm. Gesch. der Kunst, IX, 2, 43. 44. Th. VI, 1. S. 68. Anm. Th. VI, 2. S. 122 fg. und Monum. ined. T. II. S. 208. fg. Tischbein's Homer nach Antiken Th. III. S. 23 fg.

lehrte Ausleger dieses Bildwerkes, der aber auch nur zu viel Wunderliches hineindeutete, sah in den beiden Figuren unter der Grottenwölbung die Ilias und die Odyssee als zehnte und elfte Muse, in dem Beiwerke aber symbolische Beziehungen auf beide, im Halbrunde nämlich die allerdings ganz ähnlich gestaltete Schiffermütze, den Pileus des Odysseus, als Sinnbild der Odyssee, und in dem Geschosse eine ähnliche Hinweisung auf den kriegerischen Inhalt der Ilias [1]). Einen Schritt näher zur Wahrheit that Jacob Gronov, der Apollon und seinen Bogen nicht mehr verkannte [2]): aber an der Mütze des Odysseus nahm weder er Anstoß, noch Joh. Rudolph Wetstein [3]). Das Verdienst, diese vollständig beseitigt zu haben, gebührt dem deutschen Gelehrten Johann Karl Schott [4]); er war es auch, der zuerst auf die Cortina verfiel, und diese Deutung sowohl für die Apotheose als, ohne selbst daran zu denken, für die Darstellungen des Dreifußraubes seit länger als hundert Jahren zur herrschenden machte: wobei wir nur das im Voraus zugeben, daß allerdings für alle diese Kunstdenkmale Eine und dieselbe Erklärung gefunden werden muß, und daß eine jede, die wie Odysseus Mütze dieß nicht leistet, schon darum verwerflich ist. Gegen die Schottische Ansicht insbesondere haben wir einzuwenden, daß die Erscheinung der Cortina ohne den Dreifuß, dessen Theil sie war, hier vollends unvorbereitet, unbegreiflich und unverständlich ist, und daß etwas geradezu Lächerliches darin liegt, den Apollon sein Geschoß an einem umgekippten Kessel aufhängen zu lassen. Daß man vor Müller die Cortina allgemein für den gewölbten Deckel des Dreifußes hielt, macht die Sache eher schlimmer als besser.

Wer ohne vorgefaßte Meinung, also in der rechten Verfassung, zur Betrachtung des dresdner Candelaberfußes kommt, kann in dem streitigen Gegenstande wohl kaum etwas andres sehn, als einen behauenen Stein, ξεστὸς λίθος, und zwar einen mit Bedacht an seinen Platz gestellten: so ruhig und solid steht er auf der Basis des Bildwerkes wie der übrigen angeführten da. Nun wissen wir aber gar wohl von einem Steine im delphischen Heiligthum, der unter die denkwürdigsten Wahr- und Merkzeichen des Ortes gehörte: jener Erdnabel, ὀμφαλὸς τῆς γῆς, durch den in der dämmernden Vorzeit ein zu genauer Kunde seines Welttheiles aufstrebendes Menschengeschlecht den vermeinten Mittelpunkt der Erde bezeichnete.

Daß dieser Punkt im delphischen Heiligthum, wo die nach Ost und West aus einander fliegenden Adler zusammentrafen, durch einen Omphalos von weißem Marmor bezeichnet war, berichtet als Augenzeuge Pausanias [5]). Auch Strabon, der jedoch nicht selbst an Ort und Stelle gewesen ist, erzählt von einem im Heiligthum vorhandenen, mit Bändern geschmückten Omphalos, neben dem sich die beiden Bilder der Sage, das erdmessende Adlerpaar, befunden habe [6]), statt dessen jedoch Plutarch u. a. Schwäne

---

1) Gisb. Cuper de apotheosi Hom. p. 28. 29.

2) Jac. Gronov. Thesaur. antiq. Graec. Vol. II. t. 21.

3) Jo. Rud. Wetstein de fato script. Homer. p. 152.

4) Schott explic. nouv. de l'apoth. d'Hom. 1714. p. 66.

5) Pausan. X, 16, 3.

6) Strabo, IX, 3, 6. p. 643. Almelov. Vergl. über diesen Erdnabel Pind. Pyth. IV, 131. VI, 3. VIII, 85. XI, 16. Aeschyl. Eumen. 40. Barnes ad

oder Raben nennen [1]). Die Form des Omphalos giebt kein alter Schriftsteller genau an: aber grade daraus folgt, daß sie von der nicht verschieden gewesen seyn kann, die man sich bei diesem Worte, besonders auf Veranlassung der Nabel oder Buckel im Mittelpunkt der Schilde, zu denken gewohnt war, also die halbrunde oder halbeiförmige, die wir in der angeblichen Cortina vorfinden [2]).

Dieselbe Gestalt findet sich außerdem auf einem von Millin zuerst herausgegebenen Vasengemählde, das die Sühnung des Orestes im delphischen Tempel mit unverkennbarer Beziehung auf Aeschylos darstellt [3]); sodann auf zahlreichen Kupfermünzen der campanischen Neapolis und auf syrischen Königsmünzen der Seleukiden, die alle ihre Beziehungen auf den Apollondienst haben [4]). Allein wenn auch auf diesen Abbildungen die eiförmig gewölbte Erhöhung ganz dieselbe ist, so unterscheiden sie sich doch dadurch, daß sie bald wie durchlöchert, bald gestreift (striata), bald wie mit einem Netz überzogen und in kleine Vierecke getheilt (reticulata) erscheinen. Auch auf diesen längst bekannten Münzen sah Schott die Cortina ohne einen Grund der so veränderten Darstellungsweise angeben zu können. Gleichwohl blieb er ohne Widerspruch, bis Bröndsted in seinem trefflichen Werk über Griechenland dieses Gegitter auf eine Art von Geländer oder Einfassung des Erdnabels deutete [5]). Von einer solchen Umfriedigung des Marmors weiß freilich kein alter Schriftsteller, und die dafür angezogenen Stellen des Euripides beziehn sich alle auf die schon erwähnte hohe Mauer, die das Adyton vom Peribolos trennte [6]). Dennoch kann ich im Ganzen der Ansicht Bröndsted's beizutreten nicht umhin; und nur das muß ich bewundern, daß er nicht einen Schritt weiter gethan, und auch die Homerische Apotheose, sowie das dresdner und Nanische Anaglyph auf dieselbe Weise erklärt hat, da ihm doch auf diesen Werken der Omphalos selbst ohne Umgitterung hätte erscheinen sollen. Aber da wir nirgends von einem solchen Verschluß lesen, auch die Annahme desselben durch jene Darstellungen gar nicht begründet ist, scheint es mir natürlicher, nur die eiförmige Wölbung, die ohnehin der Wirklichkeit entsprach, als herkömmlich und von den bildenden Künstlern ein für allemal angenommen, die Verzierung des Steines aber als der Neigung und Willkühr jedes Einzelnen anheimgestellt zu betrachten; daher denn der eine Streifen oder Hohlleisten, der andre Gitterwerk, der dritte mehr architektonische Formen vorzog, sowie ja auch der delphische Dreifuß selbst in

---

Eurip. Jon. 224. Siebelis ad Hellen. p. 153. und ad Pausan. T. IV. p. 208. Bröndsted Reisen und Unters. in Griechenl. Th. I. S. 114. 120 fg.

1) Plutarch. de def. oracul. init.

2) Ganz meiner Ansicht entsprechend urtheilt auch Bröndsted: „wahrscheinlich ist das delphische Bild des Erdnabels von erhöhter (convexer) Form, etwa eine große marmorne Halbkugel gewesen." S. 122.

3) Millin monum. antiques inédits, Vol. I. pl. XXIX.

4) Schott explicat. nouv. de l'apoth. d'Hom. S. 77. Bröndsted Reisen, Th. I. S. 118. 122.

5) Bröndsted Reisen, Th. I. S. 116.

6) S. das oben S. 247 Anm. 2) bemerkte.

der Grundform überall derselbe, in seinen verzierenden Beiwerken aber aufs mannigfachste verändert erscheint.

Wenn es demnach wahrscheinlich gemacht ist, daß der delphische Erdnabel auf alten Kunstdenkmalen in dieser und nur in dieser Gestalt abgebildet wurde, so leuchtet sofort ein, warum nicht bloß auf dem Dreifußraube, sondern auch in der Apotheose Homer's und der Sühnung des Orestes eben jener Stein seinen Platz gefunden hat. Er dient zur einfachsten und gewiß jedem Griechen verständlichsten Bezeichnung des Ortes, der auf allen diesen Kunstwerken derselbe ist. Daraus ergiebt sich zugleich für die Darstellungen des Dreifußraubes, daß der Streit zwischen Herakles und Apollon in seinem Beginn dargestellt ist, und für die Apotheose, daß Bröndsted Recht hat, wenn er in der gewölbten Höhle nicht mit Schott und Visconti die korykische Grotte, sondern das delphische Adyton selbst gewahrt [1]). Nicht minder aber leuchtet ein, warum auf dem albanischen Anaglyph in Paris und auf dem Vasengemählde bei Millingen der Omphalos nicht angebracht ist. Die Meister dieser beiden Werke haben zur Bezeichnung der Oertlichkeit den heiligen Lorbeer Apollon's vorgezogen, der den pythischen Tempel des Gottes umgab, und daher ebenso gut zu seiner Andeutung dienen konnte, wie der nabelförmige Marmor [2]). Auch glauben wir anjetzt mit Gewißheit annehmen zu dürfen, daß auf dem albanischen Marmor bei Zoega, dessen untere Hälfte fehlt, der Omphalos sichtbar gewesen ist, da der Lorbeerbaum offenbar keinen Platz darauf gehabt hat. Da aber weder Anaglyphe, noch Vasengemählde einen landschaftlichen Hintergrund zuließen, der den delphischen Tempel zur unmittelbaren Anschauung gebracht hätte, oder die menschlichen Gestalten, stets die Hauptaufgabe der griechischen Kunst, dadurch in ein ungebührlich untergeordnetes Verhältniß gekommen wären, mußten einfach bezeichnende Nachhülfen dieser Art unentbehrlich seyn, und gewiß waren sie so frühzeitig schon conventionell geworden, daß jeden Griechen als unmittelbar gegenwärtig ansprach, was wir erst aus dem Schutte verschiedenartiger Meinungen mühsam zu Tage zu bringen genöthigt sind.

Endlich wollen wir noch bemerken, daß Herakles auf den Darstellungen des Dreifußraubes in der Regel zwar in jugendlicher Unbärtigkeit erscheint: daß aber schon der Skarabäus bei Caylus (und nun auch Millingen's Vasengemählde) davon eine Ausnahme macht, durch die sich Visconti zu dem unglücklichen Einfall verleiten ließ, hinter jener Darstellungsweise irgend eine tiefe mystische Bedeutung zu suchen. Er übersah dabei auf eine unbegreifliche Weise, daß auch auf andern Bildwerken, namentlich auf den verschiedenartigen Behandlungen der zwölf Hauptthaten, Herakles bald bärtig, bald unbärtig vorgestellt ist [3]). So dürfte hier denn wohl das ganze Mysterium in der Neigung oder dem Geschick jedes einzelnen Künstlers für gewisse Formen, vielleicht auch in äußeren Veranlassungen der verschiedenen Werke durch Weihungen und Gelübde zu suchen seyn. Das jedoch glaube ich als allgemein gültige Regel wahrgenommen zu haben, daß Herakles

---

1) Brönsted Reisen, Th. I. S. 121.

2) Schol. Aristoph. Plut. 213. Spanh. ad Callim. hymn. in Apoll. 1, Brönsted Reisen, Th. I. S. 121.

3) Zoega bassiril. ant. di Roma. Vol. II. S. 103.

da, wo er bärtig gebildet ist, kein Geschoß, sondern nur die Keule führt. Auch davon ist vielleicht der Grund zu ermitteln, ohne daß man sich in mystischen Dämmerungen zu verlieren braucht.

Aus dieser Zusammenstellung und Vergleichung erhellt, daß den auf uns gekommenen plastischen Behandlungen des Dreifußraubes ein altes, bedeutendes Urbild gemeinsam gewesen seyn muß, welches die folgenden Künstler mit mehr oder weniger Treue wiederholten, und woran wesentlich nur die Bezeichnung der Oertlichkeit geändert wurde. Das Urbild in eine frühe Epoche der griechischen Kunstausbildung hinaufzurücken, berechtigt uns der Styl der Nachbildungen vollkommen. Unter diesen dem dresdner Candelaberfuß auch der Zeit nach den ersten Rang zuzusprechen, ist zwar bedenklich, so lange die Anaglyphe von Cerigo und Velletri nur aus Nachrichten und schlechten Abbildungen bekannt sind. Indeß ist die Arbeit des dresdner Werkes so vortrefflich, besonders der strenge Fleiß der Ausführung so bezeichnend, daß man sich durchaus geneigt finden muß, dieß Denkmal eines solchen Vorranges würdig zu achten. Daß wir jedoch in ihm das Urbild selbst besitzen sollten, ist nicht wahrscheinlich: sowohl die einsichtsvolle Behandlung des Nackten, als die phantastische Erfindung der Einrahmung enthalten den Beweis, daß der Styl älter ist als die Arbeit. Ueberhaupt aber sind wir darin sehr übel berathen, daß wir von den wenigsten uns erhaltenen Kunstwerken die Geschichte kennen. Wüßten wir nur wenigstens, wo und wann sie aufgefunden sind, mit Gewißheit, so würde uns die Bestimmung und Bedeutung vieler klar werden.

Diese Gleichmäßigkeit des hieratischen Styls aber, die allen angeführten Anaglyphen gemein ist, diese durchaus alterthümliche Weise in der Haltung und Stellung, in den Haaren und Gewändern, endlich diese völlige Uebereinstimmung in der Anordnung, wie sich dieß alles nur bei heiligen Gegenständen findet, berechtigen uns zu der Annahme, daß das Urbild durch seine Aufstellung in einem der gefeiertesten Tempel Griechenlands, vielleicht auch durch den ruhmvollen Namen seines Meisters, zeitig ein Gegenstand hoher Verehrung geworden seyn muß. Da aber kein Göttersitz gleicher Heilighaltung genoß wie der delphische, suchen wir nicht ohne Grund dort den Quell aller dieser Darstellungen. Durch ihren Gegenstand selbst, den pythischen Dreifuß, besonders geeignet zu Tempelgeschenken, erblicken wir sie vorzugsweis als Verzierungen heiliger Geräthe, und sehn darin auch den Anlaß ihrer häufigen Wiederholung wie in Anaglyphen, so auf geschnittnen Steinen und Gemählden.

Ueber Cicero's Rede für den M. Marcellus.

Als merkwürdiges Beispiel wie die Urtheile selbst der bewährtesten Kenner nicht nur über die Erzeugnisse des Tages, sondern auch über Werke des Alterthums schwanken und einander widersprechen, steht die Ciceronische Rede für den M. Marcellus da.

Jahrhunderte lang war sie Gegenstand der allgemeinen Bewunderung und galt in ihrer Art als unübertreffliches Muster. Schon Johann Friedrich Gronov bemerkte, daß der jüngere Plinius in seiner Lobrede auf den Trajanus die Rede für den Marcellus als würdigstes Vorbild, wie ein Fürst ohne gemeine Schmeichelei zu loben sey, vor Augen gehabt und vielfach nachgeahmt habe. Nicht minder günstig urtheilten Männer wie Manutius, Victorius, Lambinus, Melanthon, Camerarius, die sie mit den größten Lobsprüchen auszuzeichnen wetteiferten: und eine Folge davon war, daß sie seit Cellarius in die Reihe der auserlesenen Reden aufgenommen wurde, die man als den Kern und Inbegriff sowohl der Ciceronischen Redekunst, als der feinsten und gewähltesten Latinität überhaupt immer von neuem herauszugeben, in alle Sprachen zu übersetzen, und vorzugsweis schriftlich wie mündlich zu erklären nicht müde wurde. Zwar erinnerte Middleton, sie zeige Spuren des Vortrags aus dem Stegereif: doch verminderte dieß ihren Werth nicht: es stellte vielmehr die gewandte Beredtsamkeit des Cicero in ein gedoppelt glänzendes Licht.

Sowie aber schon mehrmals kühnere Hervorbringungen deutscher Kritik von Italien her gleichsam verkündet wurden, wie Wolf's Umgestaltungen in der Homerischen Welt in Gian-Battista Vico, Niebuhr's tiefe Forschungen über Roms Urgeschichte in Emmanuel Duni ungeahndete Vorläufer hatten, so sprach auch der spanische Jesuit Juan Andrés um das Jahr 1780 in seiner italienisch geschriebenen Litteraturgeschichte das erste Wort des Tadels über unsre Rede aus, Cicero's Beredtsamkeit entarte in ihr hie und da in falschen Redeprunk. Doch Härteres und Unerwarteteres brachte ihr unser Jahrhundert.

Bereits im Jahr 1745 hatte Jeremias Markland vier bis dahin als Ciceronisch anerkannte Reden für untergeschoben erklärt, und in ihnen schlechte Hervorbringungen späterer Rhetoren erkannt. Johann Matthias Gesner trat 1753 als ihr Vertheidiger auf, und sein Ansehn wohl ebenso sehr wie seine Gründe, brachten Markland's Zweifel in solche Vergessenheit,

daß Ernesti in seiner Ausgabe des Cicero sie gar keiner Erwähnung würdigte, und die Sache abgethan schien. Da erhob sich 1801 Friedrich August Wolf, trat unbedingt auf Markland's Seite, verstärkte seine Gründe, fügte neue hinzu, und hat bis jetzt wenigstens keine Widerlegung von gleichem Gewicht gefunden.

In der Vorrede zu seiner Ausgabe dieser vier Reden deutete er aber noch auf eine fünfte hin, die des Cicero nicht minder unwürdig sey, und schon im Jahr 1802 erschien die Rede für den Marcellus, die er als die bezeichnete erklärte, und deren Unächtheit er in einem ausführlichen Commentar zu erweisen unternahm. Er sprach gleich von vorn herein aufs bestimmteste aus, die Rede sey nicht bloß des Cicero unwürdig, sie sey auch den übrigen ächten Reden in allem Wesentlichen so durchaus unähnlich, daß Cicero kaum einzelne Stellen hätte schreiben können, wenn er sie auch wirklich hätte aufzeichnen wollen: aber auch gewollt habe er es so wenig, daß vielmehr geschichtlich zu erweisen sey, er habe nie eine Rede für den Marcellus bekannt gemacht, geschweige denn diese. Ja, es solle unwidersprechlich dargethan werden, unsre Rede sey von Seiten des Inhalts leer, von Seiten des Ausdrucks, des Satzbaues und der Redeformen oft kaum lateinisch, in der ganzen Anlage ungeschickt, dumm, lächerlich, (inepta, stulta, ridicula) und eher eines albernen Kaisers wie Claudius als des Fürsten der römischen Redner würdig.

Ein solches, von einem solchen Manne so ausgesprochenes Urtheil hatte mehrfache Aufregung zur Folge, und mehrere Gelehrte ergriffen, zum Theil nicht ohne Leidenschaftlichkeit, für oder gegen Wolf Partei. Unter seinen Mitkämpfern ist eigentlich nur Georg Ludwig Spalding nennenswerth, der allerdings die Sache in Wolf's Sinn weiter gebracht, und auch das wenige von diesem noch verschont gelassene mit ebensoviel Gelehrsamkeit als Nachdruck angegriffen hat. Denn die drei neuesten Bearbeiter des ganzen Cicero, Beck, Schütz und Orelli, haben sich begnügt, die Unächtheit als erwiesen anzunehmen, ohne neue Gründe beizubringen.

Indeß waren auch die Vertheidiger der Rede nicht unthätig: Ausgabe gegen Ausgabe, auch im Aeußern der Wolf'schen zum Verwechseln ähnlich, stellte schon im Jahr 1803 der Däne Olaus Wormius, und es gelang ihm, was er hauptsächlich bezweckte, manchen vorschnell verdammten Ausdruck theils als Ciceronisch, theils doch als gut und ächt lateinisch zu retten. Ihm folgte 1805 mit einem unermeßlich breiten Commentar — er selbst nennt ihn perpetuus et plenus — Benjamin Weiske; und in der That, wäre die Frage durch Spitzfindigkeiten und Witzeleien aller Art zu erledigen gewesen, ihm hätte ein vollständiger Sieg gelingen müssen. So aber ist ihm das Unglück begegnet, indem er an der Rede für den Ligarius ein parodisches Beispiel geben will, wie man nach Wolf's Verfahren das ächteste als unächt darstellen könne, selbst an der Aechtheit dieser wenn irgend eine ächt Ciceronische Rede in vollem Ernst irre zu werden: eine Warnung mehr, mit zweischneidigen Waffen kein leichtfertiges Spiel treiben zu wollen.

Einzelnheiten nahmen in gelegentlichen akademischen oder Schulschriften mit mehr oder weniger Glück in Schutz Kalau in Frankfurt an der Oder, 1804, Hug in Freiburg, 1817, und ganz neuerdings Savels in Aachen, 1828. In allgemeinen Ausdrücken erklärten sich gegen Wolf Christoph Sare

und Friedrich Schöll, auch Nobbe in der stereotypirten Tauchnitzischen Quartausgabe, stillschweigend, indem sie die Rede als Ciceronisch anzuführen nicht abließen, Gaspar Garatoni, Immanuel Huschke, Johann August Görenz und Eduard Wunder. Auch Friedrich August Spohn hat in akademischen Vorlesungen, wie sein Lebensbeschreiber meldet, für die Aechtheit geeifert, und zerstreute Randbemerkungen an seinem Handexemplar der Wolf'schen Ausgabe, das jetzt in meinem Besitz ist, bestätigen es. Ebenso erhellt aus Huschke's Handexemplar, jetzt gleichfalls in meinem Besitz, daß er die Rede nicht bloß herkömmlicher Weise als Ciceronisch angeführt hat. Und endlich haben sich alle mir bekannt gewordnen öffentlichen Beurtheilungen gegen Wolf vernehmen lassen. Doch ich bin weit entfernt, auf diese Mehrheit der Stimmen irgend ein Gewicht zu legen.

Zwischen beiden Gegensätzen bildete sich nun aber noch eine Mittelstraße. Ein sehr scharfsinniger Alterthumsforscher, August Jacob, gleich abgeneigt, die Rede durchaus und in allen ihren Theilen als Ciceronisch anzuerkennen und sie einzelner Flecken wegen unbedingt zu verwerfen, wurde durch diese Ungleichartigkeiten auf die Annahme späterer Interpolation durch erweiternde Grammatiker geführt. Und wenn man dazu die vielfachen und auffallenden Abweichungen der Handschriften unter einander erwägt, — eine Erscheinung, die Wolf ganz unberührt läßt, sowie er überhaupt die Rede viel zu sehr verachtet, um sich auf ihre Kritik einzulassen, — so gewinnt diese Vermuthung an sich viel Wahrscheinlichkeit.

Dieß ist gegenwärtig der geschichtliche Standpunkt der Streitfrage. Es kann nicht geleugnet werden, daß mancher das Einzelne betreffende Tadel Wolf's und Spalding's, besonders durch Wormius, Jacob und Savels, in seiner Unhaltbarkeit dargestellt ist. Aber man hat fast ganz übersehn, daß Wolf's Gründe von zweierlei Art sind, nicht bloß gegen Sprache, Ausdruck, Gedanken und Inhalt der Theile, sondern auch im allgemeinen, gegen die geschichtlichen Bedingungen der Rede überhaupt gerichtete. Aus der zu geringen Beachtung der letztern erklärt es sich genügend, warum alles bisher richtig und scharfsinnig bemerkte nicht hinreichend befunden ist, eine allgemeinere Ueberzeugung zu bewirken, und es scheint daher Zeit, nun auch diese andre Seite einmal bestimmter ins Auge zu fassen.

M. Claudius Marcellus, von dem plebejischen Zweige des alten und ruhmvollen Geschlechts der Claudier, muß ziemlich gleiches Alters mit Cicero gewesen seyn, mit dem ihn gleiche Bestrebungen und gleiche politische Ansichten von früh auf eng befreundeten. Wie es einem vornehmen und talentvollen jungen Römer geziemte, widmete er sich zeitig dem Studium der Beredtsamkeit, um so zu den höchsten Würden im Staate aufzusteigen. Mehrere seiner Vorfahren hatten das Consulat verwaltet, sein Vater starb als Senator. Er selbst, wie aus mehrern Andeutungen bei Cicero erhellt, mehr Staatsmann als Rechtsgelehrter, trat häufiger und bedeutender als Staatsredner vor dem Senat, seltner vor Gericht auf. In politischer Hinsicht stand er mit unverbrüchlicher Treue wie anfangs auch Cicero zur Partei des Pompejus, und ebenso sehr durch diese Verbindung begünstigt, wie durch eigene Würdigkeit gehoben, wurde er nach Verwaltung andrer obrigkeitlicher Aemter im Jahre Roms 703 Consul, mit ihm der berühmte Rechtsgelehrte Servius Sulpicius Rufus. Ihm folgte seines Oheims Sohn C. Marcellus, diesem des Marcus Bruder, auch Cajus, mit dem C. Cornelius Lentulus,

unter denen der Kampf zwischen Pompejus und Cäsar ausbrach: also drei plebejische Claudier in ununterbrochener Folge nach einander.

M. Marcellus benutzte die in seine Hände gegebene höchste Gewalt vorzugsweis um dem immer drohender heranwachsenden Uebergewicht Cäsar's Schranken zu setzen: diese Bestrebungen dauerten fort unter dem Consulat seines Vetters und des L. Paullus, eines, wenn den gleichzeitigen Schriftstellern Glauben zu schenken ist, erkauften Cäsarianers, während dem Marcellus das unverkümmerte Lob bleibt, stets aus redlicher Ueberzeugung gehandelt zu haben. Sein beharrliches Gegenstreben empfahl ihn der Adelspartei ausnehmend, und in diesem Sinne schrieb ihm Cicero noch vier Jahre später, als die ganze Gestalt der Dinge sich schon geändert hatte: consulatum optime et magnificentissime gessisti. Freilich ging davon auch der förmliche Bruch mit Cäsar aus, und so lag in seinem Consulat die erste Veranlassung zu unsrer Rede.

Cäsar hatte nämlich die Verlängerung der ihm 695 verliehenen Provinz Gallien von 5 auf 10 Jahre durch das Trebonische Gesetz 699 zu erlangen gewußt. Er benutzte diese Zeit und Gelegenheit trefflich, um sich den Kern des römischen Heeres für weitere Unternehmungen unbedingt zu eigen zu machen. Dieß erkennend trug Marcellus bald nach Antritt seines Consulats beim Senat darauf an, daß sofort ein Nachfolger für ihn erwählt, und er zwei Jahre vor Ablauf seiner Zeit aus Gallien zurückberufen werde. Diese Maaßregel, die allerdings ein Gewaltstreich gewesen wäre, hintertrieb eines Theils die Mäßigung und Besonnenheit des edlen Sulpicius, theils das Gegenwirken der meist vom Cäsar gewonnenen Tribunen, besonders aber die List des C. Curio, der scheinbar einstimmte, jedoch nur unter der Bedingung, daß dem Pompejus eine gleiche Machtentäußerung auferlegt werde. Damit jedoch war diesem noch weniger gedient: er scheint nun selbst den Antrag gestürzt und den Marcellus im Stiche gelassen zu haben, der allerdings dabei nicht das persönliche Interesse eines ehrgeizigen Parteihauptes, sondern das allgemeine Wohl im Auge gehabt, insofern also auf den Dank des Pompejus grade keine Ansprüche gehabt hatte.

Nicht besser gelang es ihm mit den Versuchen, von der Consulwahl für das nächste Jahr den Cäsar auszuschließen, und die Ansiedler von Novum Comum, die Cäsar vor Kurzem mit großen Vorrechten dorthin geschickt hatte, derselben wieder zu berauben. Cäsar kam mit auf die Wahl, und fiel sie auch nicht auf ihn selbst, so doch auf einen ihm gänzlich ergebenen Mann: die Komer aber blieben im ungeschmälerten Besitz.

So wurde in seinem Consulate nichts bewirkt, als daß sich die Zündstoffe von beiden Seiten häuften und die Reibung der Parteien an Heftigkeit zunahm: grade das Mißlingen seiner Versuche hatte auf beiden Seiten die gährende Erbitterung vermehrt.

Als demnach zwei Jahre später der Krieg zum vollen Ausbruch kam, befand sich Marcellus zwar im entschiedenen Gegensatz mit Cäsar. Aber wir können nicht eigentlich sagen, daß er auf Pompejus' Seite gewesen sey: er zeigt sich nirgends kräftig handelnd, und war weder mit bei Pharsalus, noch hatte er sich einem andern Pompejanischen Heere angeschlossen. Ohne Zweifel war er in den letzten zwei Jahren zu der klaren Einsicht gekommen, auch dem Pompejus sey es nur um sich selbst, nicht um Rom. Außerdem mochte er, und mit Recht, gar manches an dem Plan des beginnenden

Kampfes zu mißbilligen gehabt und seinen unglücklichen Ausgang vorhergesehn haben. Cicero selbst giebt ihm wenigstens im Jahr 707 das Zeugniß: ego eum te esse, qui horum malorum initia multo ante videris, praeclare memini. Offenbar standen die tüchtigsten Kräfte auf Cäsar's Seite, während Pompejus seinen jungen Rittern noch eine Gesinnung zutraute, die ihnen längst abhanden gekommen war. Wie richtig Marcellus und wohl viele andere gesehn hatten, lehrte die pharsalische Schlacht, in der Cäsar nicht bloß mit 22,000 Mann 45,000 Pompejaner schlug, sondern auf Einen Streich die ganze Gegenpartei vernichtete.

Anjetzt lösten sich alle Bande unter den vorher gegen Cäsar Vereinigten: die kühnsten, wie Cato, rafften zusammen, was noch von Soldaten übrig war, und erneuten in Africa den Kampf: die verzagtesten unterwarfen sich der Gnade des als großherzig bekannten Siegers, und fanden was sie wünschten: unter diesen erscheint Cicero. Andre, die Unmöglichkeit erkennend, mit Gewalt eine Umkehr der Dinge zu bewirken, und zu stolz, auch zu redlich, um mit dem Glück auch die Farbe zu wechseln, zogen eine freiwillige Verbannung vor. Diese ließen sich meistens in den reichen und hochgebildeten Städten Kleinasiens nieder, die Jüngern und Hoffnungsvollern um einer glücklichern Zukunft entgegenzuharren, die übrigen um sich selbst sey es in sinnlicher Betäubung oder in würdiger Geistesthätigkeit zu leben.

Unter diesen letzten, auch hierin seinen tüchtigen, altrömischen Charakter bewährend, finden wir den Marcellus wieder. Er wählte sich das anmuthige Mitylene zum Aufenthalt, um hier, vergessend und selbst vergessen, fern vom Schauplatz kriegerischer und politischer Reibungen, im Umgang mit den geistvollsten Männern jener Gegend, den Schmerz über den Fall seines Vaterlandes besonders in Beschäftigungen mit der stoischen Philosophie zu lindern. Seneca in dem Trostschreiben an seine Mutter Helvia theilt uns aus des Brutus Schrift über die Tugend eine größere Stelle über Marcellus' Aufenthalt in Mitylene mit, die ganz geeignet ist, das günstige Bild von ihm zu vollenden, das wir uns nach dem einstimmigen Zeugniß der Zeitgenossen von ihm zu gestalten nicht umhin können.

In diesen Zeitabschnitt, Marcellus' reifstes Mannesalter — wir dürfen ihn uns wie Cicero als sechzigjährigen denken — fallen die vier Briefe des Cicero an ihn, die uns im vierten Buch der Epistolae ad familiares aufbewahrt sind, und die allein ein vollgültiges Zeugniß für die wahrhafte Freundschaft abgeben würden, die zwischen beiden bestand. Alle drehn sich um den Einen Gedanken, Marcellus solle, seine Partie ergreifend, aus selbstgewähltem Exil nach Rom zurückkehren. Dieß war aber unmöglich, solange nicht Cäsar's begnadigende Verzeihung erlangt war: und darum bearbeiteten die ersten drei Briefe, alle vom Jahre 707, den Marcellus, sich selbst beim Cäsar schriftlich um seine Zurückberufung zu bemühn: der Erfolg sey unzweifelbar. Obgleich nun die Antworten fehlen, so erhellt doch aus Cicero's mehrmals wiederholtem Andringen und aus einer gleich zu erwähnenden Thatsache, was sich ohnehin von Marcellus' männlicher Denkungsart erwarten ließ, daß er sich auf nichts dergleichen einzulassen gesonnen war.

Nun boten seine Angehörigen in Rom alles auf, auch ohne sein Dazuthun Cäsar's Huld zu erwirken. Sein Bruder Cajus zwar, unter dessen

Consulat der Bürgerkrieg ausbrach, war mit Pompejus gezogen und hatte mit ihm den Tod gefunden: aber sowohl seines Vaters Bruder, C. Marcellus, Cicero's College im Augurat, als dessen Sohn, der unbedeutende Consul des Jahres 704, waren in Italien geblieben, und hatten sich vor dem Sieger gedemüthigt. Beide, besonders der letztere, hatten sich mit Cicero lange bemüht, des Vetters unbiegsamen Trotz zu brechen, indem sie ihm die Leichtigkeit zeigten, Cäsar's Verzeihung zu gewinnen, der sich allerdings gern jeden ausgezeichneten Mann durch Wohlthat verpflichtete. Zuletzt aber, da sie alle ihre Bemühungen vergeblich sahn, bewirkten sie selbst seine Begnadigung durch ein senatus-consultum.

Cäsar war nämlich zu Ende des Mai im Jahr 708 nach dem Siege bei Thapsus aus Africa nach Rom zurückgekehrt. Ehe er sich gegen den Cn. und Sextus Pompejus nach Spanien wandte, verweilte er einige Monate in Rom, die er durch vier Triumphe, über Gallien, Aegypten, den Pharnaces und Africa, durch prachtvolle öffentliche Spiele, Annahme der zehnjährigen Dictatur und viele Gnadenbezeigungen denkwürdig machte. Die günstige Stimmung des wahrscheinlich zuvor ausgeforschten Dictators benutzten anjetzt Marcellus' Freunde, und was er selbst zu thun beharrlich sich geweigert hatte, übernahmen sie an seiner statt, schwerlich mit seinem Wissen und Willen.

In einer Sitzung des Senats, der Cäsar in Person beiwohnte, erwähnte der Senator L. Piso wie zufällig des Marcellus: den gegebenen Anlaß benutzte sein Oheim, von allen Senatoren unterstützt, demüthige Fürbitte für ihn einzulegen. Cäsar lehnte die persönliche Entscheidung ab, und gab sie dem Senat zurück, befragte jeden einzeln um seine Meinung, und da alle auf Marcellus' Wiederherstellung antrugen, wurde sie durch förmlichen Senatsbeschluß vollzogen. Daß Cäsar der alten Feindschaft, daß er insbesondre des Consulats des Marcellus vergessen haben sollte, ist freilich wenig glaubhaft. Aber theils war Cäsar, zumal als Sieger, großherzig genug, um aufrichtig verzeihn zu können, theils war Marcellus in Asien auf jeden Fall gefährlicher als unter seinen Augen in Rom, und er mochte daher seine Rückkehr selbst wünschenswerth finden. Um ihn aber auch zur Annahme der Begnadigung geneigt zu machen, rief er ihn nicht selbst zurück, sondern bediente sich der ehrenvollsten und würdigsten Form, die an die besten Zeiten der Republik erinnerte, indem er scheinbar alles vom Senat ausgehn ließ. Cäsar für seine Person hätte wahrscheinlich den Schimpf männlich stolzer Ablehnung erfahren: der Senat war sicher davor.

Den ganzen Hergang dieser Senatsversammlung erzählt Cicero ausführlich in einem Briefe an Marcellus' alten Mitconsul Sulpicius, damaligen Proconsul von Achaia, worin es unter anderm heißt: ita mihi pulcher hic dies visus est, ut speciem aliquam viderer videre quasi reviviscentis reipublicae.

Als nun sämmtliche Senatoren dem Cäsar die Huldigungen ihres Dankes darbrachten, und ihn dadurch reichlich für die kleine Selbstüberwindung entschädigten, fühlte Cicero, wie er weiter erzählt, sich gedrungen, auf inständiges Bitten seiner Collegen, gegen den früher gefaßten Entschluß, nach dem Untergange des Freistaats nicht mehr als Redner aufzutreten, wieder das Wort zu nehmen. Fregit meum consilium, sagt er, et Caesaris

magnitudo animi et senatus officium. Itaque pluribus verbis egi Caesari gratias.

Daß also Cicero nach Marcellus' Begnadigung vor dem Senat zum Cäsar geredet habe, geht aus dieser Stelle deutlich hervor: auch muß sie grade das enthalten haben, was unsre Marcelliana: nicht, was die Ueberschrift vermuthen lassen könnte, eine förmliche defensio, sondern nach bereits einmüthig beschlossener Zurückberufung eine gratiarum actio an den Cäsar. Insoweit also trifft alles Geschichtliche mit unsrer Rede vollkommen zusammen.

Nachdem auf diese Weise Marcellus' Freunde zum Ziel gelangt waren, wurde er von ihnen aufs dringendste zur Rückkehr nach Rom eingeladen, der nun nichts mehr im Wege stand, und dahin gehört auch der vierte Brief des Cicero vom Jahre 708. Obgleich er so ohne Entwürdigung seine Vaterstadt wiedersehn konnte, scheint er sich doch nur schwer entschlossen zu haben, sein Asyl zu verlassen. Wenigstens verließ er Lesbos erst 20 Monate nach seiner Zurückberufung, und begab sich fürs erste nach Athen, von wo er sich im Mai 710 im Peiräeus einschiffen wollte. Aber in der Nacht zuvor wurde er von seinem Begleiter, P. Magius Chilo, meuchlerisch mit mehrern Dolchstichen verwundet, an denen er Tags darauf, am 24. Mai, starb. Chilo entleibte sich gleich nach der That. Den Marcellus aber bestattete sein grade in Athen anwesender Freund, der Proconsul Sulpicius, feierlich in der Akademie und errichtete ihm ein Marmordenkmal. Am 31. Mai gab er in einem uns erhaltenen Briefe dem Cicero ausführliche Nachricht von dem Geschehenen.

Es verbreitete sich damals die Sage, Cäsar habe den Mörder gedungen gehabt: aber sowohl M. Brutus als Cicero selbst verwerfen dieß Gerücht als des Cäsar unwürdig und auch des leisesten Scheines von Wahrheit ermangelnd: ja es ist schwer, in solcher Aussprengung das Werk einer feindseligen Partei nicht zu erkennen, die selbst von der Unwahrheit des Geredes am besten unterrichtet gewesen seyn mag. Wenig besser ist Spalding's Einfall, aus gänzlichem Lebensüberdruß habe Marcellus sich selbst von Chilo umbringen lassen: was Sulpicius über die Stellen der Wunden meldet, (in der Magengegend und am Kopfe, nahe am Ohr) beweist zur Genüge, daß sie ihm im Zustande heftiger Leidenschaft beigebracht sind. Und damit stimmt auch Cicero's Meinung überein: Chilo habe etwas vom Marcellus verlangt, und da dieser es beharrlich verweigert, sey er in Wuth gerathen und habe ihn mörderisch angefallen. Valerius Maximus leitet die That aus eifersüchtiger Freundschaft her: Marcellus habe einen andern ihm vorzuziehn angefangen, welches der leidenschaftliche Chilo nicht habe ertragen können. Dieß läßt sich mit Cicero's Ueberlieferung wohl vereinbaren: Chilo hätte dann selbst mit Wahrscheinlichkeit voraussehn gekonnt, daß seine Foderung nicht gewährt werden würde, und sich ihrer nur bedient, um einen Anlaß zu finden; oder er hätte bei sich beschlossen gehabt, von ihrer Gewährung oder Verneinung das Weitere abhängig zu machen, wonach auch der sonst unerklärliche Selbstmord des Chilo alles räthselhafte verliert.

Steht nun auch geschichtlich fest, daß Cicero durch seines Freundes Begnadigung veranlaßt in der Curia zu Cäsar gesprochen hat, so ist damit allerdings noch nicht erwiesen, daß unsre Rede für den Marcellus auch die

damals gehaltene sey. Daß sie es nicht einmal seyn könne, ja daß überhaupt keine Rede gehalten sey, behaupten Wolf und die ihm beistimmenden. Ihre Gründe zu prüfen sey der Gegenstand des Folgenden.

Sogleich der erste Einwand, dem besonders Spalding großes Gewicht beimißt, ist gegen die Ueberschrift, oratio pro Marcello, gerichtet. Dieser Ausdruck komme nach herrschendem Gebrauch nur den forensischen oder judicialen Reden zu: er setze eine förmliche gerichtliche Anklage voraus, gegen die eine nicht minder förmliche Vertheidigung eingelegt werde: die Marcelliana dagegen spreche bloß erkenntliche Gefühle für eine schon erlangte Gunst aus.

Dagegen ließe sich nun im Allgemeinen einwenden, diese Ueberschrift brauche gar nicht vom Cicero selbst herzurühren, der sie vielleicht oratio Marcelliana genannt habe, wie sie in der That in mehrern Handschriften heißt: sie könne durch Abschreiber nach mancherlei Analogien diesen minder zweckmäßigen Titel erhalten haben, wozu zwei andre, vielfach ähnliche, gleichfalls im Senat an den Cäsar gehaltene Reden den nächsten Anlaß geboten haben würden, die für den Q. Ligarius und den galatischen König Dejotarus, denen freilich wenn auch nicht gerichtliche, doch Anklagen vorausgegangen waren, durch deren Widerlegung Cicero die Freisprechung seiner Schützlinge erwirkt.

Gesetzt aber auch, der Beweis ließe sich führen, daß die Ueberschrift so alt wie die Rede und mit ihr entstanden sey, so wäre wohl die erste Frage, wie ein alter Rhetor, der anderthalb tausend Jahre für Cicero gelten konnte, und der jedenfalls in Beobachtung des Kostüms genau war, zu einem so argen und so leicht zu vermeidenden Verstoß gelangt seyn möchte? Denn daß der Verfasser nur ein Paar Jahrhunderte jünger gewesen seyn kann, lehren die von Angelo Mai 1814 aufgefundenen Ambrosianischen Scholien zu unsrer Rede, die zwar gewiß nicht vom Asconius Pedianus herrühren, aber doch, wie Niebuhr gleich bei ihrer Erscheinung vermuthete, und der scharfsinnige Däne Madvig in seiner kürzlich herausgegebenen Schrift über den Asconius vollständig erwiesen hat, auf keinen Fall weiter hinab als in das vierte Jahrhundert gerückt werden können: ja, Wolf selbst will ihn zum Zeitgenossen des Tiberius machen.

Allein es ist auch die Möglichkeit vorhanden, daß Cicero diese Ueberschrift selbst und aus triftigem Grunde gewählt hat. Wir wissen, daß Cäsar den Marcellus nicht aus eigner Machtvollkommenheit losgesprochen hat, sondern daß er dem Senat, wenn auch nur zum Scheine, eine allgemeine Abstimmung darüber gestattete. So ließ Cäsar sich also absichtlich überstimmen, ohne darum seine Meinung über Marcellus zu ändern. Welcher Art aber diese war, erfahren wir aus Cicero's Brief an Sulpicius, in welchem es heißt, Cäsar habe nachgegeben, accusata Marcelli acerbitate. Hier haben wir also die sicherste Spur einer Anklage, die in jener Senatssitzung und vom Cäsar selbst ausgegangen war, einer Anklage wegen halsstarriger Erbitterung gegen den neuen Machthaber, dem Marcellus kein entgegenkommendes Wort der Sühne hatte gönnen wollen.

Die Anklage wäre also doch und zwar mit Cicero's eignen Worten ermittelt: aber man wird vielleicht einwenden, Cicero habe ja in der Rede nicht den Marcellus vertheidigt, sondern dem Cäsar gedankt. Halten wir jedoch daran fest, daß Cäsar der Kläger war, so ist auch die Vertheidigung leicht gefunden.

Der dritte Haupttheil der Rede nämlich, §. 21 bis 32, enthält nichts anderes als eine in der That sehr kluge, sehr geschickt angebrachte Vertheidigung aller ehemaligen Pompejaner, unter deren furchtloseste und entschiedenste Marcellus zu rechnen war. Cicero führt darin mit großem Nachdruck den Beweis, daß Cäsar von dieser acerbitas, die er soeben dem Marcellus Schuld gegeben, durchaus ungegründete Besorgnisse hege. Er sagt hier ausdrücklich: nunc venio ad gravissimam querelam, ad atrocissimam suspicionem tuam. Welch' eine querela ist hier gemeint? und wo hat Cäsar eine suspicio geäußert? Es ist nicht wohl zu verkennen, daß der Redner dieselben Worte des Cäsar berührt, deren er gegen den Sulpicius gedacht hatte, die accusata Marcelli acerbitas.

Mit Recht fand Cicero es angemessen, die Begnadigung seines Freundes nicht als unverdiente Wohlthat mit demüthigem Dank hinzunehmen, sondern einige Worte zur Rechtfertigung desselben nachzutragen, und dadurch die Gewährung des allgemeinen Wunsches als wohlverdient darzustellen. Da aber die Anklage des Cäsar keine förmliche gewesen war, so konnte schicklicher Weise auch die Vertheidigung nur eine indirecte seyn, und Cicero hat wohl gethan, den Namen seines Freundes hier gar nicht auszusprechen, sondern nur die Classe, zu der Marcellus gehörte, die Pompejaner, zu bezeichnen. Es ist also ganz natürlich, daß er in der Rede bei allgemeinen Ausdrücken von Beschwerden und Argwöhnungen des Cäsar stehn bleibt, während er in dem vertraulichen Schreiben an Sulpicius kein Bedenken trägt, die Sache bei ihrem wahren Namen zu nennen und des Dictators eigne Worte anzuführen.

Es bleibt nun aber noch zu beantworten, warum Cicero die ganze Rede nach ihrem letzten Drittheil benannt habe: doch ist auch das leicht zu erklären. Wir haben gesehn, Cicero wollte nicht bloß danken: dann freilich hätte er sich kürzer fassen können, ja müssen. Er hatte den höhern Zweck, seinem heimkehrenden Freunde, dem Cäsar für seine Person noch nicht verziehn hatte, Ruhe und Sicherheit vor spätern Verfolgungen im Voraus zu begründen. Darum ergriff der Gewandte gern diese ungesuchte Gelegenheit, ihm gegen jeden fernern Argwohn Cäsar's nach Kräften das Wort zu reden ohne es grade zu scheinen, und sonach ist es begreiflich, daß er dem Ganzen nach seinem Hauptzweck und seinem wesentlichsten Bestandtheile den Namen gab.

Daneben konnte noch ein zweiter, mehr persönlicher Grund obwalten. Es ist gar nicht zu leugnen, daß die eigentliche gratiarum actio Schmeicheleien gegen Cäsar enthält, zu denen sich kein Mann von festem Charakter, zumal in Cicero's Stellung, bequemt hätte, und manchem der alten Freunde des Redners mochte die so veränderte Sprache höchlich mißbehagt haben. Es mochte ihm daher einige Schaamröthe ins Gesicht treiben, wenn er nur von einer gratiarum actio an den Cäsar hörte, und er wählte den Titel lieber nach dem würdigen Zweck der Rede als nach ihrer ersten Veranlassung, da jener einige Entschuldigung der adulatio enthielt.

Aus eben dieser nicht wegzudisputirenden Schmeichelei gegen den Cäsar haben nun aber Wolf und Spalding überhaupt die Unmöglichkeit ableiten wollen, daß diese Rede vom Cicero herrühren könne, der zwar nie ein Cato gewesen, aber sich doch auch nie so ohne Maaß weggeworfen habe, wie in der Marcelliana geschehn sey. Hiergegen ist zu bemerken, daß jede Schmeichelei schon an sich ein Zuviel ist, und daß sich gar nicht berechnen läßt, wenn einer einmal zu schmeicheln begonnen hat, wieweit er es unter dringen-

den Umständen zu treiben fähig sey: wer will dafür die Scala finden? Leider müssen wir hinzufügen, daß ein hoher Grad von Schmeichelei, wie er uns auch in unzweifelbar Ciceronischen Werken, z. B. in den Reden für den Ligarius und Dejotarus, nicht selten verletzt, uns eher als ein Zeichen der Aechtheit erscheinen würde.

Wer seine ganze politische Richtung so plötzlich umwandeln, wer in seinen Briefen, wie ihm von einem philomathischen Freunde nachgewiesen ist [1]), mit klarem Bewußtseyn und bestimmter Absicht die Wahrheit entstellen und verleugnen konnte, der giebt deutlich genug zu erkennen, daß er es mit den Mitteln zur Erreichung seiner Zwecke nicht allzu genau zu nehmen gewohnt ist. Im gegenwärtigen Falle war er sich einer uneigennützig guten und edeln Absicht bewußt, die Aussöhnung des Cäsar mit seinem alten Freunde zu vollenden. Hätte er hier mit der Strenge altrepublikanischer Sinnesart des Marcellus gewiß männliche Handlungsweise entschuldigen wollen, so wäre jener Zweck durch seine Schuld gänzlich verfehlt und das grade Gegentheil bewirkt worden. Um dieß zu verhüten, verfällt der Redner auf das entgegengesetzte Aeußerste übermäßiger Lobpreisung des Cäsar, in der Hoffnung dadurch dem Freunde desto gewisser zu nützen. Blieb ihm dabei doch die innere Genugthuung, nicht für sein eignes Interesse, sondern zu Gunsten seines Freundes so geredet zu haben. Ueberdieß läßt sich von Cicero's unbegrenzter Eitelkeit schon erwarten, daß ihm jede Gelegenheit erwünscht gewesen seyn wird, sich dem Cäsar im vollen Glanz seiner Beredtsamkeit darzustellen und seine Gunst anzueignen.

Doch es kann auch ein gutes und wahrhaftes Gefühl an der Schuld des übergroßen Lobes Antheil gehabt haben. Aus der Geschichte jener Senatsversammlung wissen wir, daß Cicero nicht, wie er sonst gewohnt war, vorbereitet sprach: sondern, wie der Brief an den Sulpicius lehrt, nachdem Cäsar hatte Gnade ergehn lassen, von seiner Seelengröße ergriffen, von den versammelten Senatoren aufgefodert. Vielleicht hatte er selbst gezweifelt, Cäsar werde dem Marcellus bei seinem halsstarrigen Trotz auf anderer Verwendung die Rückkehr bewilligen, ein Fall, der sonst nie vorgekommen sein mochte. Denken wir uns nun diesen Moment, in welchem der unumschränkte Beherrscher der bewohnten Erde dem Gefühl schwerer persönlicher Kränkung freiwillig entsagt, den Senat in seine alten Rechte wieder einsetzt, und diese auch damals noch erlauchte Versammlung ihm den Zoll der Dankbarkeit mit Begeisterung darbringt, wie sollte da ein so leicht bewegliches Gemüth wie das des Cicero widerstehn, wie es nicht allen übrigen in lebhafter Aufgeregtheit zuvorthun! Spalding schildert ihn aufs treffendste: noster ille disertior sane quam fortior, dum optima quaeque sectatur et constantissimi civis laudem serio affectat, inter ipsum veteris reipublicae facundissimum praeconium, nunc levitate gloriae captandae ablatus, nunc instantis periculi metu fractus, a sua ipse causa mirum in modum desciscit.

Dieser Eingebung des Augenblicks folgend, konnte auch wohl ein Stärkerer als Cicero im Uebermaaß freudiger Ueberraschung sich einem solchen Zuviel dankbarer Verehrung hingeben. Ja grade ein besserer Sinn, den wir dem Cicero keineswegs absprechen wollen, wird in ähnlichen Lagen, wo er

1) [K. E. C. Schneider, „Beitrag zur Schilderung des Cicero aus seinen Briefen." Philomathie, herausgegeben von D. L. Wachler. Bd. II, S. 131—181.]

der Menschlichkeit eines alten Gegners Gerechtigkeit und Anerkennung wiederfahren zu lassen sich gedrungen fühlt, des Guten leicht eher zu viel als zu wenig thun. Dabei haben wir gar noch nicht einmal die zauberische Gewalt in Anschlag gebracht, welche die irdische Größe und Majestät, zumal wenn ihre Strenge sich in Milde und Huld verwandelt, auf jedes nicht ganz befestigte Gemüth unfehlbar ausübt. Es genüge hier beispielsweise an einen Mann zu erinnern, der in seinen Beziehungen zum öffentlichen Leben manche Verwandtschaft mit Cicero entwickelt hat, an Johann von Müller in seinem Verhältnisse zu Napoleon. Ein Gespräch von einer halben Stunde reichte hin, ihn aus des Eroberers entschiedenstem Gegner zu seinem Bewunderer umzuschaffen, ihn zum Uebertritt aus preußischem in westphälischen Staatsdienst zu bestimmen. Er ist viel und bitter darüber getadelt: aber niemand sollte einen Stein gegen ihn aufheben, der nicht selbst schon aus dergleichen schmeichelnden Gefahren als Sieger hervorgegangen ist. Cäsar übte gewiß nicht minder persönliche Gewalt über die ihm nahe Kommenden als Napoleon.

Nun ist zwar hauptsächlich auf gewisse Unterschiede des Tons zwischen der Rede für den Marcellus und denen für den Ligarius und Dejotarus hingewiesen worden. Allerdings haben auch die äußerlichen Bedingungen darin viel Aehnliches und Uebereinstimmendes, daß in allen drei Reden alte Gegner des Cäsar ihm gegenüber in Schutz und Obhut genommen werden. Indeß konnte wohl nur übertriebener Eifer für eine vorgefaßte Meinung die weit bedeutendern und wesentlichern Unterschiede verkennen, die zu dem entgegengesetzten Ergebniß führen müssen.

Diese Unterschiede liegen zum Theil in äußern Bedingungen klar vor. Gegen Ligarius und Dejotarus waren wirkliche Ankläger aufgetreten, gegen jenen Q. Tubero, gegen diesen sein Enkel Kastor, und Cäsar war Schiedsrichter: hier war also das Verfahren als ein ganz regelmäßiges und gewöhnliches durch das Gesetz vorgezeichnet. Beim Marcellus erschien Cäsar als Kläger und Richter in Einer Person, und Cicero hatte sich sehr zu hüten, daß er nicht diesen in jenem beleidige. Hier war also schon durch die gänzlich veränderten Umstände auch eine ganz andre Sprache geboten. Nicht minder wirkte dahin die durchaus verschiedne Stellung der zu vertheidigenden Männer: Ligarius und Dejotarus erscheinen als demüthig Flehende: wie weit entfernt davon war der ungebeugte, mit vollem Römerstolz begabte Marcellus, der an dem, was zu seinen Gunsten unternommen wurde, so wenig Antheil hatte, daß er nicht einmal darum wußte, ja es nicht einmal nach glücklichstem Ausgang sonderlich gut geheißen zu haben scheint.

Noch bedeutender dürften aber die Unterschiede seyn, die in Cicero's eigner Persönlichkeit gegründet waren. Die Angelegenheiten des Ligarius und Dejotarus behandelte er nach vollkommener Präméditation: er konnte beide Reden mit höchster Sorgfalt ausarbeiten, auch war sein eignes Gemüth dabei nicht übermäßig in Anspruch genommen. Für den Marcellus hatte er ganz unvorbereitet und in tiefster innerer Bewegung zu sprechen.

Dann wissen wir aber auch von Cicero selbst aus dem wichtigen Briefe an Sulpicius, daß er bei dem Sturze der Pompejanischen Partei im ersten aufrichtigen Schmerz den Beschluß gefaßt hatte, hinfort nicht mehr als Redner aufzutreten: er sagt: statueram (non mehercule inertia, sed desiderio pristinae dignitatis) in perpetuum tacere. Bis jetzt war er seinem allgemein bekannten Entschluß treu geblieben: nun aber änderte er ihn plötz-

lich, und ergriff in Cäsar's Gegenwart wieder das Wort, weil, wie er sagt, der Freistaat ihm wieder aufzuleben schien. Wer mag zweifeln, daß diese freudige Ueberraschung und die dadurch bewirkte plötzliche Umkehr seiner Lebensverhältnisse dem Ton seiner Rede eine Färbung gegeben haben müsse, die bei der zweiten und dritten, erst nach Cäsar's Rückkehr aus Spanien gehaltenen Rede bereits wieder erloschen war. Wir glauben daher, daß weit eher eine völlige Uebereinstimmung in Ton und Haltung zwischen der Marcelliana und den Reden für den Ligarius und den Dejotarus als Zeichen der Unächtheit und späterer Nachahmung geltend zu machen seyn würde, als umgekehrt.

Unwürdigkeit und Niedrigkeit der Gesinnung würde aber dem Verfasser unsrer Rede nur dann mit vollem Recht Schuld gegeben werden können, wenn er in ihr die Pompejanische Partei preisgegeben oder seinen Freund zur Ungebühr und ganz gegen seinen Charakter vor Cäsar gedemüthigt hätte. Davon aber trägt die Rede so wenig eine Spur, daß Cicero sie vielmehr mit dem Lobe des vom Cäsar nicht geliebten Mannes eröffnet, daß er seine Wiederherstellung unumwunden als Gewinn für das Gemeinwesen bezeichnet, und sich selbst in politischer Hinsicht mit ihm auf Eine Linie stellt. Dieser Freimuth reicht doch wohl hin, einige allerdings stark aufgetragene Züge der Bewunderung und Dankbarkeit minder grell zu des Redners Nachtheil hervortreten zu lassen.

Doch Wolf geht einen Schritt weiter: er leugnet überhaupt, daß Cicero eine in Marcellus' Angelegenheit gehaltene Rede je habe aufzeichnen und bekanntmachen können und wollen. Hätte er das erwiesen, so folgte freilich von selbst, daß jede über diesen Gegenstand auf unsre Zeit gekommene Rede untergeschoben seyn müsse.

Nach Wolf gab es zweierlei Gründe, eine gehaltene Rede — seys auf dem Forum oder in der Curia — hinterdrein auch aufzuzeichnen, welches oft erst lange Zeit nachher bei bequemer Muße, also mehr dem Gedankengange als den Worten nach, unternommen sey, wie z. B. der ältere Cato sich als Greis damit beschäftigt habe, Reden, die er einst über besonders merkwürdige Rechtsfälle gehalten, schriftlich auszuarbeiten. Denn eine Rede zuerst aufzuzeichnen und einzumemoriren, und sie dann zu halten, sey aller römischen Sitte zuwider gewesen: darin grade habe der Hauptunterschied zwischen dem Redner und dem Rhetor oder Declamator gelegen. Bei der Marcelliana konnte davon überhaupt nicht die Rede seyn.

Den Hauptgrund findet Wolf mit Recht im Gegenstand der Rede: war dieser von allgemeinem Interesse, oder war er ungewöhnlich schwierig zu behandeln, und dadurch geeignet, einen Beweis vorzüglicher rednerischer Geschicklichkeit zu geben, so war es natürlich, daß man sowohl zum Genuß der Mitlebenden als zur Belehrung späterer Geschlechter auf schriftliche Aufbewahrung bedacht war. So wurde denn manches aufgezeichnet, was mündlich gar nicht einmal vorgetragen seyn konnte, weil sowohl das Sprechen als das Anhören Maaß und Ziel hat, nicht ebenso das Lesen: es genügt an die Verrinischen und Philippischen Reden des Cicero, an Demosthenes' Rede über die Parapresbie des Aeschines zu erinnern, die, wie wir sie besitzen, mehr Staatsschriften als Reden sind. Dergleichen nachträglich für das Lesen überarbeitete Reden pflegte Cicero seinen Freunden mitzutheilen, besonders denen, die in den Provinzen abwesend nicht unmittelbare Zuhörer hatten seyn können. Namentlich in den Briefen an den Atticus finden wir häufig die

Erwähnung, daß eine oder die andre Rede beigefügt sey. Diese kamen dann, durch Abschriften fortgepflanzt, bald auch in andere Hände und wurden vielfach gelesen, besonders von Jünglingen, denen sie als höchste Muster der Beredtsamkeit galten.

Neben diesem sachlichen Interesse giebt Wolf nun auch noch ein persönliches zu, welches jedoch in viel seltnern Fällen zur Aufzeichnung Anlaß gegeben haben könne. Bei Vertheidigungsreden nämlich, die Cicero für Andre als patronus causae gehalten habe, sey es zumal bei glücklichem Ausgang der Sache wohl natürlich gewesen, daß der in Schutz Genommene, vielleicht von schwerer Strafe Befreite, eine solche Urkunde seiner Unschuld, seines Rechts selbst zu besitzen, wieder und wieder zu lesen, aufzubewahren, auch seinen Freunden und Bekannten mitzutheilen, ja auf Kinder und Enkel zu vererben gewünscht habe: ein Fall, der bei der Vertheidigung des Dejotarus wirklich eingetreten war.

Sonach soll die Marcelliana denn aus der Reihe der wirklichen und ächten Reden gestrichen und unter die Declamationen gesetzt werden. Nicht um durch den erlogenen Namen des Cicero zu täuschen, sondern entweder als Uebungs- oder als Prunkstück, auf den Grund des Briefes an Sulpicius gebauet, soll sie in derselben Art entstanden seyn wie des Porcius Latro Declamation gegen den Catilina und so manches andre mit und ohne seines Urhebers Namen aus dem Alterthum auf uns gekommene rhetorische Machwerk, das, geschichtlich gegebene Stoffe ergreifend, sie mit nichtigen und hohlen Redensarten umkleisterte.

Diese Annahme begründet Wolf auf folgende drei Sätze. Zuerst hatte Cicero keinen der beiden oben angegebenen Beweggründe, seine Rede, wenn sie wirklich gehalten wäre, aufzuzeichnen und außerhalb des Senats zu verbreiten: denn weder wichtig sey die Sache gewesen, noch schwierig, und dem Marcellus habe auch nicht daran gelegen seyn können; es würde ihn vielmehr schwer gekränkt haben, wenn er hätte voraussehn können, daß die Schmach der Begnadigung noch durch eine Dankrede auf die späteste Nachwelt gebracht werden würde. Daß sie aber erst nach seinem Tode beinah zwei Jahre nachher aufgezeichnet worden, sey gar nicht glaubhaft, weil Cicero damals selbst in mancherlei andre Geschäfte verwickelt gewesen, die ihn ganz in Anspruch genommen hätten, außer mehrern Reden seine Scheidung von der Terentia, seine Wiederverheirathung und Trennung von der Publilia, vor allem aber der Tod seiner Tochter Tullia, der ihn so danieder geworfen, daß er sich nach Ostium zurückzog, wo er die Bücher de luctu minuendo, die akademischen Quästionen und de finibus abfaßte. Auch habe nach Marcellus' Tode die Rede für niemand mehr Bedeutung haben können, welchem letztern wir unbedingt beitreten müssen.

Dann sollen die Worte in dem Briefe an den Sulpicius: pluribus verbis gratias egi Caesari, mit einer förmlichen Rede nicht zu vereinbaren seyn.

Endlich wird aus einer Aeußerung Cäsar's selbst, die Plutarch aufbewahrt hat, der Beweis zu führen gesucht, daß Cicero bei diesem Anlaß überall keine Rede gehalten habe. In der That, wenn dieser Beweis gelungen wäre, hätte man sich allen übrigen Aufwand von Scharfsinn und Gelehrsamkeit füglich ersparen können. Doch uns liegt ob, diesen dreifachen Einwand zu prüfen.

Zugegeben auch, mit den zwei von Wolf aufgestellten seyen die Gründe

der Aufzeichnung einer Rede erschöpft, so bleibt doch noch die Frage, ob Cicero wirklich durch keinen von beiden veranlaßt werden konnte, seine gratiarum actio bekannt werden zu lassen.

Die Wichtigkeit eines Ereignisses ist immer relativ; war keine für den Staat vorhanden, so konnte sie es doch für den Einzelnen seyn: und auch unter den unbestritten ächten Reden beschäftigen mehrere sich mit Gegenständen, die uns allerdings höchst unwichtig erscheinen müssen; so dreht sich die für den P. Quinctius und den Schauspieler Roscius um geringfügige Geldsachen, die für den Cäcina um eine Erbschaftsangelegenheit, die für den Dichter Archias und den Cornelius Balbus um die Verleihung des römischen Bürgerrechts an einen Ausländer, und sie hatten gewiß ihr Hauptinteresse für den Betheiligten, ohne daß doch einer der Fälle eintritt, in welchen Wolf das persönliche Interesse als hinreichenden Grund der Aufzeichnung einräumt. Indeß lassen sich grade hier wohl einige Momente nachweisen, die auf allgemeinste Theilnahme Anspruch machen konnten, vor allem die Lage des Marcellus, eines allgemein gekannten, von vielen geachteten Mannes, an dessen Zurückberufung mancher gezweifelt haben mag, und Cicero's eigne Stellung zum öffentlichen Leben in Rom: es war allgemein bekannt, daß er nicht wieder als Redner auftreten wollte: jetzt hatte er, allen unerwartet, seinen Entschluß geändert: kein Wunder, wenn Freund und Feind, Pompejaner und Cäsarianer, neugierig waren zu vernehmen, wie er sich dabei gewendet habe: und den Spröden hat Cicero gewiß bei Auffoderungen dieser Art nie gespielt. Auch wäre das für einen Redner immer bedenklich: denn er setzt sich dann der Gefahr verfälschter und entstellter mündlicher Ueberlieferung durch seine Zuhörer aus, der allein durch eigne Bekanntmachung zu entgehn war.

Allein auch persönliche Verhältnisse der mannigfachsten Art konnten ihn bestimmen, die Rede hinterdrein aufzuzeichnen. Keinem war vielleicht unmittelbarer daran gelegen als dem C. Marcellus, dessen Bitten hauptsächlich bei Cäsar gewirkt hatten, und dem es nicht gleichgültig seyn konnte, daß der größte Redner Roms in einer Angelegenheit seiner Familie sein Schweigen zuerst wieder gebrochen habe. Aber auch dem M. Marcellus selbst mußte es erwünscht seyn, sich vollständig überzeugen zu können, daß seine Wiederherstellung auf eine Weise erfolgt war, die für ihn nichts schimpfliches, seiner Denk- und Handlungsweise widerstrebendes hatte: denn was in der Rede als Schmeichelei erscheint, fällt allein auf Cicero's Rechnung: dem Marcellus und seiner Gesinnung ist nichts darin vergeben, keine Reue in seinem Namen geäußert, nichts in seinem Namen für die Zukunft angelobt: sodaß Wormius' Meinung, Cicero habe die Rede für den Marcellus aufgezeichnet und sie ihm nach Mitylene übersendet, an sich nicht unwahrscheinlich ist, obgleich der von ihm dafür beigebrachte Grund auf dem Mißverständniß einer Ciceronischen Stelle beruht. Nicht minder denkbar ist es, daß die anwesenden Senatoren, auf deren Bitten er, gewissermaßen als ihr Organ, gedankt hatte, nun auch um Abschriften der Rede baten.

Endlich aber mochte auch Cicero aus persönlichen Gründen es rathsam erachten, seinen Worten mögliche Oeffentlichkeit zu geben. Dem Cäsar konnte ihre Verbreitung nur schmeichelhaft seyn: Cicero's ausgesprochenes Bestreben aber war es, dem Cäsar nach Wunsch und Willen zu leben: gleich nach Marcellus' Begnadigung schreibt er selbst dem Sulpicius: in hac sum

sententia, nihil ut faciamus, nisi quod maxime Caesar velle videatur, und gleichzeitig an den Papirius Pätus: me amicissime quotidie magis Caesar amplectitur. So konnte allerdings diese Rede, öffentlich gemacht, als ein Unterpfand seiner Ergebenheit gelten. Auch baute er dadurch ein für allemal den Gerüchten vor, die Uebelwollende, heimliche Neider in Cäsar's Umgebungen oder alte Republikaner, über Erniedrigung, knechtische Herabwürdigung seiner selbst u. dgl. schon ausgesprengt haben mochten, und denen allerdings nur auf diese Weise zu begegnen war.

Welcher von diesen Gründen der wahre seyn mag: ob mehrere derselben zugleich wirkten, ob von diesen keiner — denn da die Sache Privatsache war, konnten auch ganz andre, uns unbekannte obwalten — muß dahin gestellt bleiben: genug, daß allerdings mehr als Einer vorhanden seyn konnte, die Rede zu veröffentlichen.

Was die Zeit der Aufzeichnung anlangt, so scheint alles dafür zu sprechen, daß diese gleich nach gehaltener Rede stattgefunden hat, nicht bloß vor Marcellus' Tode, sondern auch noch vor der Ligarischen Rede, als alles noch in frischester Erinnerung war. Denn Hinderung durch andre dringende Geschäfte ist nicht anzunehmen, da ein Abend zum Niederschreiben oder Dictiren der kurzen Rede genügte, zumal wenn wir Cicero's unglaubliche Leichtigkeit und Gewandtheit im schriftlichen Ausdruck mit in Anschlag bringen, durch die allein es ihm möglich wurde, in einem so viel beschäftigten Leben eine solche Reihe höchst ausgearbeiteter und verschiedenartiger Werke zu vollenden. Auch ist es nicht undenkbar, daß einer von Cicero's Freunden, der in der Curia zugegen gewesen war, sie alsbald aus dem Gedächtniß niedergeschrieben, und der Redner selbst sie nur hier und da retouchirt habe. Nehmen wir dieß letztere an, so würden sich daraus für die noch sehr vernachlässigte Kritik des Textes nicht unbedeutende Ergebnisse gewinnen und manche kleine Incorrectheiten erklären lassen, die Cicero absichtlich nicht wegwischte, weil sie wesentlich mit dem bekannten Entstehn der Rede aus dem Stegreif zusammenhingen.

Der Grund, den Wolf aus den pluribus verbis gegen die Aechtheit der Rede hernimmt, ist eigentlich eines solchen Mannes ganz unwürdig. Cicero hatte, wie schon an einer andern Stelle erwähnt ist, dem Sulpicius geschrieben: fregit meum consilium et Caesaris magnitudo animi et senatus officium: itaque pluribus verbis egi Caesari gratias. Hierüber bemerkt Wolf, es sey durchaus gegen den richtigen Tact und die Feinheit der damaligen Römer gewesen, daß jemand eine längere Rede gehalten, wo es auf nichts weiter als auf eine Danksagung angekommen sey. Auch würde Cicero, wenn er dennoch eine Rede gehalten hätte, nicht von pluribus verbis gesprochen haben, sondern von amplissimis, singularibus oder pluribus quam factum esset a ceteris senatoribus. Jene plura verba könnten bloß von einigen wenigen Worten mehr verstanden werden als die übrigen Senatoren gebraucht. Spalding fügt in seinem Eifer hinzu, Cicero habe sich der Worte plura verba nie anders als vom Brief- oder Gesprächsstyl bedient: sie auf den rednerischen Ausdruck zu übertragen, verrathe daher völlige Unkunde der Ciceronischen Sprechweise.

Die Behauptung, daß längere Dankreden erst unter den Kaisern in Gebrauch gekommen seyen, ist durchaus willkührlich: freilich konnte in den Zeiten der Republik davon keine Rede seyn, weil es keinen Anlaß zu öffent-

lichen Dankſagungen gab, indem damals alles nach dem Recht, nichts durch die Gunſt entſchieden wurde. Dieß änderte ſich mit dem Beginn der Triumvirate, und ſo gut anjetzt früher unerhörte Begebenheiten eintreten konnten, (zu dieſen aber gehörten eben die Begnadigungen unter Cäſar) ebenſo gut konnten, ja es mußten nothwendig daraus neue Formen der Rede hervorgehn, die unter den Kaiſern nur darum häufiger vorkamen, weil die Veranlaſſungen dazu immer häufiger wurden, weil unter dieſen das Recht alle Kraft verlor, und höchſtens nur noch ein ius precarium übrig blieb. Ueberdieß iſt oben gezeigt worden, daß unſre Rede keineswegs eine bloße Dankrede iſt.

Noch viel ſchlimmer ſieht es mit der Spalding'ſchen Bemerkung über die plura verba aus. In der Rede für den Rabirius gegen die Anklage auf Hochverrath ſagt Cicero, eine halbe Stunde würde ſeine Unſchuld zu erweiſen hinreichen, wenn er nicht wüßte, daß ſein Gegner T. Labienus pluribus verbis antworten wolle, wo alſo eine Zeit darunter verſtanden wird, die wenigſtens über eine halbe Stunde hinausreicht: und in der Rede für den Cluentius entſchuldigt er ſich zum Schluſſe, pluribus verbis egisse, d. i. durch 58 Capitel. Die Marcelliana zählt deren eilf, und ſoll gleichwohl zu lang ſeyn, um durch plura verba bezeichnet zu werden. Man ſieht alſo leicht, auf welcher Seite ſich hier die Unkunde der Ciceroniſchen Sprechweiſe befindet.

Daß Cicero ſich aber gerade des allerdings weitſchichtigen Ausdrucks pluribus verbis egi Caesari gratias im Briefe an den Sulpicius bediente, war gewiß nicht ohne Abſicht. Sulpicius war ein ſehr beſonnener und kluger, aber auch ſehr feſter und entſchiedner Pompejaner, welches er beſonders durch ſein würdiges Benehmen nach der pharſaliſchen Schlacht bewies: ihm namentlich hatte Cicero es wiederholt ausgeſprochen, nach dem Fall ihrer Partei werde er nicht mehr öffentlich das Wort nehmen. Dem trefflich und daher begreiflicherweiſe auch gern redenden Manne mochte aber dieß Gelübde des Schweigens längſt unbequem geworden ſeyn, und es konnte ihm daher nichts erwünſchter kommen als ein höchſt anſtändiger und ehrenvoller Anlaß, mit guter Manier dieſe Laſt wieder von ſich zu werfen. Welche ſchicklichere Art war denkbar als die Auffoderung des ganzen Senats?

Den Sulpicius aber kannte er genugſam, um zu wiſſen, daß dieſer eine ſo plötzliche Umwandelung ſeiner Grundſätze nicht ſonderlich gut aufnehmen werde. Er eilt daher in ſeinem Schreiben ihm den ganzen Vorfall im beſten Lichte zu zeigen, und er weiß alles ſo zu wenden, daß ſelbſt Sulpicius nichts dagegen einzuwenden haben kann. Er entwickelt ſo ſchöne, ſo menſchliche Motive, die Herrlichkeit und Würde des Tages, das Bild des wieder auflebenden Freiſtaates, die Seelengröße des Cäſar, ſeine Mäßigung und Milde, ſeine eignen Höflichkeitspflichten gegen den Senat, daß der alte Republikaner ſelbſt ihm Recht geben und es natürlich finden mußte, wenn er nicht durchaus ſtumm beharrete. Darum aber hütete er ſich klüglich, etwas von einer iusta oratio verlauten zu laſſen, und ſprach nur von pluribus verbis. Ein ſehr ſchlau gewählter Comparativ: quam ceteri senatores, mußte Sulpicius nach allem Vorausgegangenen hinzudenken, und daran war nichts auszuſetzen: war er doch dem Marcellus vorzüglich befreundet und an Redegabe den Uebrigen weit voran, weßhalb ihn dieſe ja auch aufgefodert hatten. Er ſelbſt aber behielt ſich unſtreitig vor, pluribus verbis quam in gratiarum

actionibus fieri solet zu denken. Er verschweigt nichts, noch weniger sagt er etwas unwahres, aber er weiß sich doch so zu drehen, daß er auch die Wahrheit nicht herausſagt, und Sulpicius grade nur soviel und nicht mehr erfährt, als er ihn wissen lassen will. Es war wohl möglich, daß der von Rom Entfernte, in Griechenland Beschäftigte den ganzen Hergang nie erfuhr: erfuhr er ihn aber doch auf anderm Wege, so hatte auch Cicero ihm nichts verholen, und er den Worten seines Briefes nur einen andern, unrichtigen Sinn beigelegt.

Dem einmal in den Doppelsinn Eingeweihten leuchtet nun aber aus den folgenden Worten des Briefes die volle Wahrheit sogleich entgegen: me metuo ne etiam in ceteris rebus honesto otio privarim, quod erat unum solatium in malis. Wenn Cicero zu fürchten Grund hatte, mit diesen pluribus verbis in der Curia ein für allemal sein otium aufgegeben zu haben, so ist schon dadurch Wolf's Meinung widerlegt, und konnten die plura verba nichts anders seyn als eine euphemistische Verhüllung der iusta oratio, wovon wir ein genügendes Motiv in der Sinnesart des Sulpicius nachgewiesen zu haben glauben. Der eigentliche Sinn von Cicero's Worten ist kein andrer als dieser: da ich nun einmal, halb wollend, halb nicht wollend, wieder eine Rede gehalten habe, so werde ich hinfort auch andern nicht abschlagen können, was ich den Bitten meiner Collegen gewährt habe. Und so geschah es denn auch. Die Vertheidigungsreden für den Ligarius und Dejotarus folgten bald genug darauf. Dieß war unmöglich, wenn Cicero nach Marcellus' Begnadigung nur einige Worte des Dankes an den Cäsar gerichtet hätte. Diese erfoderte der allgemeine Anstand, und aus ihnen konnte ihm nie ein Präjudiz erwachsen. Auch würde er nothwendig die Rede für den Ligarius anders haben einleiten müssen, wenn er mit ihr zuerst wieder das Wort genommen hätte, wie mit Wolf und Spalding anzunehmen ist, wenn er in Marcellus' Sache keine Rede gehalten hätte. In dieser erwähnt er mehr als einmal seines Wiederauftretens, und rechtfertigt es durch die Veranlassung; in jener tritt er schon wieder wie ein auf der Rednerbühne völlig Einheimischer auf. Und bei Ligarius' Sache hätte es doch weit mehr der Entschuldigung bedurft, da er hier vorbereitet auftrat, und nicht durch die Gewalt des Moments hingerissen erscheinen konnte. Sonach muß Cicero also nach Marcellus' Begnadigung eine Rede im Senat gehalten haben, und man muß gestehn, daß er diesen Anlaß auf die geschickteste Weise benutzt hat, um alle etwaigen fernern Uebertretungen seines alten Vorsatzes im Voraus zu entschuldigen.

Doch eine Aeußerung Cäsar's selbst bei Plutarch im Leben des Cicero soll ja den unmittelbaren Beweis führen, daß er vor der Ligarischen Rede den Cicero seit der durch ihn bewirkten Umkehr der Dinge nicht wieder gehört habe. Als die Sache von Cäsar's altem Gegner Ligarius geführt werden sollte, und Cicero die Vertheidigung übernommen hatte, weigerte Cäsar sich hartnäckig dabei anwesend zu seyn, weil er dann nicht umhin gekonnt haben würde, den Beklagten loszusprechen, dessen Verurtheilung er durchzusetzen wünschte, ohne selbst das Gehässige davon auf sich zu laden. Da aber seine Freunde mit Bitten nicht abließen, soll er gesagt haben: *τί κωλύει διὰ χρόνου Κικέρωνος ἀκοῦσαι λέγοντος;* was hindert mich denn auch, den Cicero reden zu hören? d. i. so will ich denn gehn, aber nicht um den Ligarius loszusprechen, sondern bloß um den Cicero reden zu hören, oder:

warum soll ich auch den Cicero nicht hören? ich brauche ja darum den Ligarius nicht auch loszusprechen. Offenbar eine einlenkende Wendung: denn er ging, hörte den Cicero, und sprach den Ligarius los.

Nun erregen aber die unübersetzt gelassenen Worte *διὰ χρόνου* Bedenklichkeiten. Gewöhnlich verbindet man *διὰ χρόνου λέγοντος*, was hindert mich ihn lange Zeit hindurch reden, d. i. eine lange Rede halten zu hören? Dagegen bemerkt Wolf bloß: hoc est testem corrumpere. Richtig: denn abgesehn von der Schiefheit des Gedankens mußten dann die Worte *διὰ χρόνου λέγοντος* verbunden werden. Wolf erklärt dagegen so: was hindert mich den Cicero nach langer Zeit, d. i. nach langem Schweigen, wieder einmal reden zu hören? Nun ist die Ligariana bekanntlich wenige Monate nach Marcellus' Begnadigung gehalten. Wenn Cäsar also sagte, er wolle den Cicero nach langer Zeit, nach langem Schweigen, einmal wieder reden hören, so konnte er ihn unmöglich bei den Verhandlungen wegen Marcellus gehört, Cicero also auch bei jenem Anlaß keine Rede gehalten haben, und die plura verba waren so zu nehmen, wie Wolf sie genommen hat.

Dieser Einwand kann auf einen Augenblick blenden: aber er ist der unhaltbarste von allen. Zuerst ist Plutarch, 200 Jahre nach Cäsar, ein sehr geringfügiger Zeuge, wo alles auf mündliche Privatäußerungen längst Verstorbener hinausläuft, und dießmal macht er selbst sein Zeugniß durch ein bedächtig hinzugesetztes *λέγεται* zweifelhaft. Als eine Anekdote also, die sich von Mund zu Mund fortgepflanzt hatte, theilt er jene Aeußerung Cäsar's mit; solchen Histörchen aber, an denen Plutarch reich ist, sollte bei kritischen Untersuchungen kaum subsidiarisches Gewicht zuerkannt werden.

Dann aber ist der Begriff einer langen Zeit ein höchst relativer. Wenn der Pulsschlag drei Minuten ausbleibt, so ist das eine lange Zeit. Nun hatte Cicero aber in den Zeiten der Republik fast täglich, bald in der Curia, bald auf dem Forum zu reden gehabt: dagegen war er anjetzt, zwischen jener gratiarum actio und der Rede für den Ligarius, nicht wieder aufgetreten. Nun waren seitdem mehrere Monate verflossen, sodaß Cäsar immerhin sagen konnte: er wolle nach (verhältnißmäßig) langer Zeit den Cicero wieder reden hören, ohne daß dadurch der geringste Einwurf begründet wird. Auch mochte dem Cäsar grade am ersten diese Zeit lang dünken. Wünschte er doch seiner Dictatur nach Möglichkeit den Anschein des fortbestehenden Freistaates zu geben: dazu gehörte aber besonders Freiheit der Rede und das fernere Hervortreten der größten Redner aus der republikanischen Zeit, vor allen also des Cicero. Durch seine Theilnahme am öffentlichen Leben wurde wirklich ein Trugbild des Freistaates erneuert, und da Cäsar ihn in Marcellus' Sache wieder in alter Kraft und Fülle reden gehört hatte, mochte ihm immerhin ein Schweigen mehrerer Monate, die er mit Thaten ausgefüllt hatte, schon allzulang bedünken.

Doch die Hauptsache ist, daß Wolf's Auslegung sich nicht einmal als sprachrichtig behaupten läßt: denn an und für sich können die Worte *διὰ χρόνου* gar nicht in der Bedeutung von *διὰ πολλοῦ* oder *μακροῦ χρόνου* gebraucht werden, wozu immer noch ein näher bedingender Zusatz erfodert wird. Steht daher *διὰ χρόνου* wie an unserer Plutarchischen Stelle ohne einen solchen, so läßt es auch nur eine unbestimmte Erklärung zu: nach einer Zeit, nach Verlauf einiger Zeit, gleichviel ob langer oder kurzer, tempore interiecto, aliquo tempore interiecto, per intervalla, wozu der Plu-

tarchische Sprachgebrauch als entscheidend hinzugefügt werden kann, wie dieß bereits von Hug geschehn ist, der zuerst auf die Unrichtigkeit der Wolf'schen Erklärung aufmerksam machte: es kann also nur von öfter wiederholten Handlungen die Rede seyn, zwischen denen Zeiträume von unbestimmter, verhältnißmäßig weder allzukurzer noch allzulanger Dauer gelegen sind.

Sagte also Cäsar bei jener Veranlassung, er wolle den Cicero διὰ χρόνου, von Zeit zu Zeit hören, so mußte er ihn schon eine Weile vorher gehört haben. Nun war aber Cäsar im Jahr 695 als Consul nach Gallien gegangen, und konnte also seit dreizehn Jahren mindestens den Cicero nicht gehört haben, wenn er nicht in Marcellus' Sache gesprochen hatte, sodaß also aus der Plutarchischen Stelle, wenn wir ihr Glauben beimessen wollen, grade das Gegentheil erhellt: Cicero mußte eine Rede für den Marcellus gehalten und Cäsar sie gehört haben, um sich jenes Ausdruckes bedienen zu dürfen.

Festzustehn scheint also, daß Cicero nach Marcellus' Begnadigung wirklich eine Rede gehalten hat, und daß er aus vielen Gründen eine Veröffentlichung derselben wünschenswerth finden konnte. Auch leuchtet ein, daß dieß weder mit dem Briefe an den Sulpicius, noch mit einem andern Zeugniß des Alterthums in wirklichem Widerspruch steht.

Daß die uns vorliegende Rede pro Marcello die damals gehaltene sey, ist allerdings damit noch nicht erwiesen: mehrfache ausdrückliche Beglaubigung geben jedoch die Anführungen einzelner Stellen unter Cicero's Namen beim Ambrosianischen Scholiasten, bei Priscianus, Nonius und Lactantius: volle Gewißheit aber kann freilich nur durch eine Schritt für Schritt durchgeführte Prüfung der Rede selbst gewonnen werden, die hier zu unternehmen nicht möglich ist, nach meiner Ueberzeugung aber zu demselben Ergebniß führen würde.

Erinnerungen an ausgezeichnete Philologen des sechszehnten Jahrhunderts.

1.

Hieronymus Wolf's Jugendleben.

1516 bis 1536.

(Geboren d. 13. Aug. 1516, gestorben als Rector in Augsburg am 11. Oct. 1580.)

Unter den trefflichsten Humanisten des Reformationszeitalters nimmt einen der ersten Plätze Hieronymus Wolf von Oettingen in Anspruch. Ihm gebührt der Ruhm, durch seine wiederholten Bemühungen um Isokrates und Demosthenes, das Studium der griechischen Muster der Beredtsamkeit aus beinah tausendjährigem Schlaf wieder geweckt zu haben. Wie liebenswürdig, aber auch wie wunderlich er als Mensch war, spricht er selbst am besten in den unvollendet gebliebenen Nachrichten über sein Leben aus, die er in Briefform dem gelehrten baseler Buchdrucker Oporinus mitgetheilt hat (H. Wolfii de vitae suae ratione ac potius fortuna commentariolus). Brucker zog die kleine Schrift ans Licht, Reiske ließ sie, leider sehr fehlerhaft, im achten Bande seiner griechischen Redner abdrucken. Hier ein Versuch, Wolf's Jugendleben mehr nachzuerzählen als treu zu übersetzen. Wer seine Selbstbiographie mit der von Reiske vergleichen will, wird sich oft durch die auffallendsten Charakterähnlichkeiten zwischen den beiden ausgezeichneten Männern überrascht finden.

Um von meinen Vorfahren zu beginnen, bedünkt es mich ziemlich gleichgültig, was für Leute sie gewesen sind, und ich weiß, daß auch du, mein Oporinus, deine Zuversicht lieber auf deinen Verstand, deine Einsichten, deine Thätigkeit, dein standhaftes Ertragen aller Lebensmühen und die Größe deiner Seele bauen, als deinen Stolz in den Stadtschultheißen von Straßburg setzen magst, welcher dein Großvater gewesen. Denn Geschlecht und Ahnen und überhaupt, was wir uns nicht selbst erworben haben, betrachte ich kaum als unser. Aber mit eben dem Recht, mit welchem Ajax sich zum Enkel des Götterkönigs macht, leite auch ich meinen Stamm vom höchsten Jupiter her:

Denn auch wir sind seines Geschlechts ja.

Doch da Plato sehr richtig schreibt, wenn man auf die früheſten Zeiten zurückgehn wollte, werde sich nicht einmal ein Sauhirt finden, der nicht

unter den Gründern seines Hauses mehr als Einen Mann vom höchsten Range aufzuzeigen vermöchte, dagegen würde bei dem allgemeinen Wechsel der Dinge der Ursprung derer, die dermalen auf den Thronen sitzen, leichtlich auf Sauhirten zurückzubringen seyn: so wollen wir lieber näher zur Sache kommen.

Mein Vater war Georg Wolf, ein Mann, der nicht bloß nach dem vielleicht bestochnen Zeugniß des Sohnes, sondern auch nach dem Urtheil der rechtschaffensten und klügsten unter seinen Mitbürgern, an Mannhaftigkeit, Tüchtigkeit und Wohlredenheit einer der ersten in der alten Herrschaft Oettingen war. Größern Reichthum hätte er sich leicht erwerben und uns hinterlassen können, wenn er nicht mehr Neigung zur Freigebigkeit und Mildthätigkeit als zu kleinlicher Sparsamkeit gehabt hätte.

Die Abkunft meiner Mutter war nach jetzigem Maaßstab etwas niedriger: aber wenn wir einigen Werth auf Alterthum legen, höchst ehrwürdig und ruhmvoll. Denn die Kunst, welcher Adam nach seiner Vertreibung aus dem Paradiese oblag, ist von mütterlicher Seite mein Erbtheil. Wäre mir davon nur soviel Ackerland geblieben, um davon mein Leben zu fristen! Denn bei der ländlichen Arbeit wäre ohne Zweifel meine Gesundheit gestärkt worden, und mein von Hause aus schlichter und offener Sinn hätte nichts von den Nachstellungen, Ränken und Schlechtigkeiten erfahren, die mich mit solchem Abscheu und Widerwillen erfüllt haben, daß ich mich oftmals mehr nach einem ehrlichen und frommen Tode sehne als nach längerem Leben.

Wollte ich meinen väterlichen Stammbaum weiter hinauf verfolgen und mich an verlorenen Gütern letzen, so könnte ich erwähnen, daß das reiche Mönchskloster Wörth an der Donau [1]) Erinnerungen an meine Altvorderen umschließt, die ebenso sehr von ihrem Reichthum, als von ihrer, nach den Begriffen jener Zeit gottesfürchtigen Sinnesart Zeugniß geben. Ich könnte berichten, daß sie während einer langen Verbannung nur adlige Verwandtschaften knüpften, und daß noch mein Großvater keinem Herrn von der Ritterschaft an Ehren und Würden nachstand, indem er nicht bloß den Grafen von Oettingen jederzeit mit treuer und tapferer Hülfe gewärtig war, sondern auch der Stadt Augsburg vierhundert streitbare Männer zuführte, durch deren beherzten Muth der Feind zurückgeschlagen wurde und einen nicht unbeträchtlichen Verlust erlitt. Doch es ist endlich wohl Zeit, daß ich auf mich selbst zu sprechen komme.

Geboren bin ich in der Stadt Oettingen, als man nach der Geburt des Erlösers 1516 zählte, am 13. August, nicht lange vor Sonnenuntergang. Denn da mein Vater in Stadtgeschäften abwesend war, ist die Zeit von den Weibern, wie sie pflegen, des breiteren vermerkt worden, zwischen der sechsten und siebenten Stunde nach Mittag. Sie haben mir auch den Namen Hieronymus beigelegt, entweder aus Vergeßlichkeit, oder weil sie etwas Besonderes dahinter suchten: denn nach meines Vaters Willen hatte ich Gregorius heißen sollen [2]). Und in der That hat auch mein Leben weit mehr von verwachten Nächten als von Heiligkeit nachzusagen, eines wie das andere zu meinem schweren Leidwesen: denn mir wäre besser gewesen, in Frieden zu

1) Wörth, Markt und Schlöß im jetzigen Regenkreise Baierns, oberhalb Straubing.

2) Hieronymus, der heilig Benamte; Gregorius, der Wachende.

schlafen, als unter Anfechtungen zu wachen. Ich weiß nicht, welches schlimme Gestirn über mir gewaltet hat, daß ich überall auf Menschen habe stoßen müssen, die sich des Bösen eifriger beflissen als des Guten, deren Umgang ich mir gefallen lassen mußte, ich mochte wollen oder nicht, deren Beleidigungen ich hinzunehmen und einzustecken, ja denen ich oftmals für ihre Mißhandlungen Dank zu sagen gezwungen war. Das hat mich von Hause aus harmlosen, niemals von Andern Schlimmes denkenden Menschen am Ende dahin gebracht, daß mir jetzt alles verdächtig scheint, und ich wie jener Trojaner vor den Danaern zittere,

selbst wenn sie Gaben verleihen.

Denn nicht bloß die Gaben der Feinde, sondern auch derer, die Freundschaft heucheln, sind verderblich. Den Grund davon glaube ich in der unbändigen Selbstliebe gewisser Leute zu erkennen, die

ohn' Alter und Tod gleich seligen Göttern

seyn wollen, und unbekümmert um Recht oder Unrecht, jedes Glück lieber sich als ihrem Nächsten und jedes Unglück lieber ihrem Nächsten als sich gönnen. Um das zu erreichen insoweit sie können (sie können aber nicht, soweit sie wollen), lassen sie auch von den schandbarsten Mitteln keines unversucht. Doch zurück zur Sache.

Vor mir waren zwei Brüder und drei Schwestern geboren, von denen aber nur noch zwei Schwestern am Leben sind. Die eine ist glücklich als Ehefrau, Mutter und Großmutter; die andere, ältere, mit allen Zierden ihres Geschlechts in reichem Maaße begabt, hat auf die Würde einer Aebtissinn des reichen Klosters Zimmern verzichtet [1]), weil sie lieber ihr Vaterland und alle Lebensgüter verlassen, als in etwas willigen wollte, das sie Gott mißfällig glaubte. Verdiente auch die Rechtschaffenheit beider, ihre Mildthätigkeit gegen Alle, denen sie helfen können, ihre Aufrichtigkeit und Gottesfurcht, daß ich länger bei ihnen verweilte; so genügt doch — um aus Furcht vor der Schelsucht Anderer nicht mehr zu sagen — schon das Eine, daß sie mich und meinen Bruder, von unseren Jugendjahren an bis wir auf eigenen Füßen standen, nicht mit schwesterlicher, sondern mit wahrhaft mütterlicher Liebe gehegt und gepflegt, unterstützt und gefördert haben.

Unser Vater versicherte uns auf seinem Sterbelager, daß er die ihm anvertraut gewesenen Aemter gewissenhaft verwaltet habe, und daß wir nach seinem Tode die Früchte seines unsträflichen Wandels bei dem Grafen von Oettingen genießen würden. Dieser Früchte sind wir denn auch nicht durchaus verlustig gegangen: der Graf Karl Wolfgang bestimmte für den nächsten Fall unsre Schwester Anna zur Aebtissinn, und Graf Ludwig der ältere erwies sich, so lange er lebte, uns allen als ein gar gütiger und gnädiger Herr. Doch würden jene Früchte uns gewiß in vollerem Maaße zu Theil geworden seyn, wenn nicht die Kriegsdrangsale, wie fast überall, so auch in unserer Heimath das Oberste zu unterst gekehrt, Väter gegen die Söhne verhetzt, und auch den Grafen Ludwig zusammt seinem Vater, der denselben Namen führte, von Schloß und Land gejagt hätten. Als er endlich aus der Verbannung zurückgekehrt war, hat er uns allen unzweideutige Beweise

1) Zimmern, ehemaliges Cistercienserinnenkloster, jetzt Pflegamt im Oettingen-Wallersteinschen.

seiner Huld gegeben; besonders aber suchte er sich durch glänzende Anerbietungen meines Umganges und meiner Dienste zu versichern, weil er von meinem redlichen Eifer und von meiner Liebe zum Vaterlande eine hohe Meinung gefaßt hatte. Aber ich konnte nicht einschlagen, weil ich der Stadt Augsburg schon mein Wort gegeben hatte: und um die Wahrheit zu sagen, behagten mir auch mit nichten alle die Anschläge und Unternehmungen des Hofes: überdieß fürchtete ich bei den Zwistigkeiten der Brüder, daß meine Zunge, deren ich nicht so sehr Meister bin, um sie der Hinterlist und Ungerechtigkeit fröhnen zu lassen, mich in schlimmes Ungemach bringen dürfte, wozu der Neid treulich mitgeholfen haben würde, der mir, wenn er könnte, selbst das Licht der Sonne entziehn möchte.

Nach mir wurden noch zwei Brüder geboren, deren Einer noch lebt, Heinrich, der Philosophie und Heilkunde Doctor, Arzt in Nürnberg, berühmt durch seine Geschicklichkeit und beim Adel in hohem Ansehn. Obgleich jünger an Jahren als ich, übertrifft er mich doch weit, nicht bloß an Klugheit und Wohlredenheit, sondern auch an Wohlstand, an Annehmlichkeit und Behaglichkeit des Lebens überhaupt.

Was mir vor dieses Bruders Geburt begegnet ist, weiß ich theils nicht, theils achte ich es der Erzählung unwerth; das kann ich jedoch nicht übergehn, daß der krankhafte Athem meines mütterlichen Großvaters, der ohne Hoffnung danieder lag und mich aus übel angebrachter Zärtlichkeit häufig zu liebkosen pflegte, meinem zarten Leibe sehr nachtheilig gewesen seyn soll. Kurz vor der Geburt meines Bruders aber und bald danach betraf sowohl unser Haus als das ganze Land manches schwere Unglück: ein Volksaufstand, bei dem mein Vater, damals Stadtvogt von Oettingen, beinah erschlagen worden wäre; der Heereszug des schwäbischen Bundes gegen Franken wegen der dem Johann Thomas von Habsburg gewährten Zuflucht, als er, ich weiß nicht um welcher Händel willen, den Bundeshauptmann Grafen Joachim von Oettingen in einem Hinterhalt zwischen Wörth und Harburg [1]) überfallen und ermordet hatte, auf welchen Anlaß viele Schlösser des Adels erstürmt und geschleift worden sind.

Zweierlei ist dabei denkwürdig: erstlich, daß der Graf weder auf die Benachrichtigung des Rathes von Wörth, es seyen mehrere Reisige in jener Gegend bemerkt worden, noch auf das dienstwillige Anerbieten, ihm einiges Fußvolk zum Geleit zu geben, achten mochte; sey es nun, daß er sich's zur Schande rechnete, so nah an seiner Grenze und im Angesicht seines Herrnsitzes fremder Hülfe zu seiner Sicherheit zu bedürfen, oder daß er meinte, kein Edelmann könne ein so treuloser Schurke seyn, um gegen des deutschen Volkes Brauch, ohne vorher erklärte Fehde, etwas gegen ihn zu unternehmen: dann, daß den schon vom Pferde gehauenen Grafen einer seiner Diener so lange mit dem eigenen Leibe bedeckte, bis er zusammt seinem Herrn von den Meuchelmördern erschlagen wurde. Doch ich kehre zu unsern häuslichen Begebnissen zurück.

Um eben jene Zeit verfiel meine Mutter in eine unheilbare Geisteszer-

---

1) Harburg, großer Marktflecken, Schloß und Oberamt im Oettingen-Wallersteinschen, an der Wernitz gelegen, damals, wie aus Wolf's Leben erhellt, Wohnsitz der Grafen von Oettingen. Wörth scheint hier der bekannte Flecken vor Nürnberg zu seyn.

rüttung, in welcher sie zu Kirchheim unter Teck im würtemberger Lande, wo mein Vater sie untergebracht hatte, beinahe dreißig Jahre nachher gestorben ist: die Pest raffte meinen älteren Bruder und eine Schwester hinweg: das ganze väterliche Hauswesen ging zu Grunde. Auch ich bin selbst kurz darauf an einem innerlichen Geschwür fast aufgegeben gewesen, aber durch den wundervollen Heiltrank eines Wundarztes, in den er Späne vom Einhorn gethan hatte,

Athm' ich annoch und ziehe den Lebenshauch durch die Glieder.

Wie oft ich ihm für diesen Liebesdienst alles ersinnliche Böse angewünscht habe, schäme ich mich anjetzt auch nur zu denken. Denn das waren Ausbrüche undankbarer Gemüthsart, verbunden mit frevelhafter Auflehnung gegen die göttlichen Rathschlüsse. Ich sollte nun einmal nicht, unberührt von der Noth des Lebens, auf seiner ersten Schwelle wieder erlöschen, sondern länger und schwerer geprüft werden. Und doch habe ich mehr als tausendmal unter Seufzern und Thränen gedacht, wie wohl mir wäre, wenn ich damals meinen Tod gefunden, und meinen Bruder Georg und meine Schwester Katharina begleitet hätte. Ist ein solcher Wunsch auch unzulässig und gottlos, so ist er doch menschlich, in so hohem Grade menschlich, daß Jemand gesagt haben soll, schwerlich werde ein Mensch gefunden werden, der bei längerem Leben nicht in Lagen gekommen wäre, in denen er den Tod dem Leben vorgezogen haben würde. Legt ihn doch auch Virgilius seinem frommen Aeneas in den Mund:

O! drei- und viermal beglückt ihr,
Denen zu Seiten der Väter, an Trojas ragenden Mauern
Unterzugehen gelang!

Kaum genesen von dieser Krankheit zog ich mir durch Nachäffung einer schielenden Dienstmagd eine Verrenkung des linken Auges zu. Aber was diesem gebrach, ersetzte mir die Schärfe und Dauerbarkeit des rechten bis zu meinem dreißigsten Jahre, in welchem es nicht bloß um meine Augen, sondern auch um mein Leben gethan zu seyn schien, wie an seinem Orte gemeldet werden wird.

Von dieser Zeit an bis zu meinem eilften Jahre lebte ich bald in meiner Vaterstadt bei einer frommen und ehrbaren Wittwe, Ursula Hahn, während ich auf sehr vertrautem Fuße mit dem Grafen Friedrich von Oettingen stand, der mir, wenn er zur Regierung gelangt seyn würde, goldene Berge verhieß; aber — „die Athener kennen die Megarer nicht mehr": bald auf einem nahe bei der Stadt gelegenen Landgütchen meines Vaters, Megesheim, das er für die glückliche Vollendung eines schwierigen Geschäfts von den deutschen Herren zum Geschenk bekommen hatte: bald in Mitten der Kriegesstürme bei einem armen Geistlichen in Nördlingen; wobei ich nicht umhin kann, die Erinnerung an den Leichtsinn und die Thorheit meiner Knabenjahre mir ins Gedächtniß zurückzurufen. Denn unbekümmert um das Geschick der Meinigen ergötzte ich mich am Anblick der Kriegerschaaren, zumal da der von allen Seiten her drohenden Gefahren wegen Schulferien gegeben werden mußten; und als vollends mein armer Geistlicher starb, von dem ich zum öftern Schläge bekommen hatte, war ich außer mir vor Freuden, als wäre ich aus der grausamsten Knechtschaft zu lange ersehnter Freiheit gelangt.

In meinen Kenntnissen war ich indeß nicht viel weiter fortgeschritten als

bis zum Lesen und Schreiben der Muttersprache, gleichviel ob die Schuld davon in den häufigen Störungen meines Unterrichts lag, die besonders durch die Zerrüttung des väterlichen Haushaltes herbeigeführt waren, oder an der Unwissenheit und Gemeinheit des allzeit schlagfertigen Schuldespoten. Jetzt fragte mich mein Vater, ob ich lieber Latein lernen oder ein Schreiber bei Hofe werden wolle, womit für meine männlichen Jahre die Aussicht auf eine anständige Versorgung verbunden war: ich aber war ein Thor, und zog das Lateinlernen vor. Zwar ließen mich die Mißhandlungen meines Eseltreibers mehr als Lehrmeisters diese Wahl bald genug bereuen: allein ich war so eigensinnig und hartnäckig, daß ich einen Widerruf für den größten Schimpf hielt, und lieber das Aeußerste zu erdulden beschloß.

Hier kann ich nicht umhin eines lächerlichen Vorfalles zu gedenken. Mein Vater hatte gehört, Cicero habe Bücher von den Pflichten geschrieben, und mein vortrefflicher Lehrmeister hatte diesen Titel in seinem Beiseyn zu Deutsch wiedergegeben von den Aemtern. So nennen wir aber nicht die Endergebnisse tugendhafter Gesinnungen, sondern feste Stellungen im bürgerlichen Leben, zu deren pflichtmäßiger Verwaltung allerdings große Klugheit und manche Tugend, besonders Selbstbeherrschung unentbehrlich ist. Mein Vater, der des Lateinischen ganz unkundig war, obwohl er fast alles gelesen hatte, was über göttliche und menschliche Dinge in unserer Zeit geschrieben war, kümmerte sich um jenes nicht sonderlich. Denn er war der Meinung, ein rechtschaffener Mann werde nach Anleitung der Natur, durch Beachtung ruhmwürdiger Beispiele und zumeist kraft der Vorschriften des christlichen Glaubens leichtlich erkennen, was im Leben zu begehren und was zu meiden sey. Dagegen hatte er sich vorgestellt, es werde in jenen Büchern vom Cicero gelehrt, wie man dem Landesherrn dienen, Abgaben von den Unterthanen beitreiben und Rechnungen anlegen müsse. Als er sich aber eine und die andere Seite von ihm wohl oder übel hatte dolmetschen lassen, merkte er bald, daß darin von ganz andern Dingen gehandelt werde; und da ihm bei dieser Gelegenheit die Dummheit und Albernheit des Menschen einleuchtend geworden war, faßte er einen andern Beschluß über mich.

Es lebte damals in Nördlingen ein Mann von ungemeiner Beredtsamkeit und tiefem Wissen, Theobald Gerlach von Billigheim [1]), der Gottesgelahrtheit Doctor, der nicht bloß Predigten an das Volk hielt, sondern auch in Zwischenstunden auf Ersuchen der Aeltern einige junge Leute im Griechischen und Lateinischen unterwies, und sie mit dem glücklichsten Erfolg zu der Kunst, ihre Gedanken schriftlich und mündlich auszudrücken, anleitete. Aber weil ich mich vor seiner Zucht fürchtete, die vielleicht ohne allen Grund in dem Ruf nicht geringer Strenge stand, stieß ich aus jugendlicher Unbesonnenheit einen Unterricht von mir, von dem ich den reichsten Gewinn hätte erndten können.

So wurde denn ein anderer Versuch mit mir gemacht, und nicht zu meinem Nachtheil: mein Vater schickte mich, gerad an meinem Geburtstage nach Nürnberg zum Doctor Christoph Julius, einem berühmten Rechtsgelehrten, und dieser empfahl mich wieder an Sebald Heiden, einen durch

1) In der Urschrift Billicanus, wahrscheinlich aus Billigheim oder Billighan, einem Dorfe an der Jaxt im Amte Neidenau, jetzt den Grafen von Leiningen gehörig.

Verstand und Gelehrsamkeit gleich ausgezeichneten Mann, der als unermüdlicher Jugenderzieher in großem Ansehn stand. Dieß geschah im Jahre 1527, und unter seiner Anleitung erlernte ich bis Ende Augusts 1530 die ersten Anfangsgründe beider alten Sprachen, nicht ohne einiges Lob der Anlagen und des Fleißes. Nicht lange vor meiner Ankunft in jener Stadt hatte der hochweise Rath im Aegidienkloster eine gelehrte Schule eröffnet und weitberühmte Männer dazu verschrieben. Damals lehrte die griechische und lateinische Sprache sammt der Philosophie Joachim Camerarius; die lateinischen Dichter erklärte Eobanus Heß; die Redekunst, mit Einschluß der geistlichen, trug vor Michael Roting, der allein auch jetzt noch [1]) nach allen Stürmen der Zeit seinem Amt mit Ruhm und Segen vorsteht; in den mathematischen Wissenschaften unterrichtete Johann Schoner, in der hebräischen Sprache Johann Boschenstein: alles Männer, von so gründlicher und umfassender Gelehrsamkeit, daß lernbegierige und dem Studium jener drei Sprachen eifrig ergebene Jünglinge für diese Gegenstände keine andere Hochschule zu beziehen brauchten.

Dieser Männer Zuhörer zu werden bewog nun auch mich mein Lehrer Sebald selbst, offenbar in zu großem Vertrauen auf meine Fähigkeiten und dadurch in seinem Urtheil getäuscht, weil seine auf die Fassungskräfte minder Geübterer berechnete Lehrart ohne Mühe von mir begriffen worden war. Kein Wunder also, daß ich, unreif an Alter und noch unreifer an Wissen (ich hatte gerade mein dreizehntes Jahr zurückgelegt und kaum drei Jahre Latein gelernt), bisher an grammatische Erklärung in der Muttersprache gewöhnt, anjetzt alles, was die höhere Kunst der Rede und die Kenntniß der Sachen anging, neu, dunkel und schwierig für mich fand, und daß ich durchaus, roh wie ich war, ja nicht einmal in den ersten Anfangsgründen durchaus fest, aus diesen Vorträgen wenig für meine Bildung gewann. Du fragst, warum ich nicht ein Verhältniß wieder zu verlassen eilte, zu dem mein alter Lehrer mich veranlaßt hatte, und warum ich mich nicht selbst einer so hohen Bildungsanstalt unwürdig bekannte? Aber wie magst du doch von einem wenig gewitzigten, dabei ziemlich ehrbegierigen Knaben eine Ueberlegung und Selbsterkenntniß fordern, dergleichen selbst in reiferen Jahren die Allerwenigsten an den Tag legen? So hörte ich denn einige Monate lang; aber, wie es in einem griechischen Sprichworte heißt, jemand las dem Esel ein Mährlein vor, und der Esel wackelte mit den Ohren dazu.

Als mir aber endlich die Ohren aufzugehn und aus den Vorträgen einiger Gewinn für meinen Geist zu erwachsen schien, sodaß ich mich schon goldenen Träumen von mehr als gemeinen Kenntnissen hinzugeben anfing, da wurde ich plötzlich durch einen höchst betrübten Brief meines Vaters in meine Heimath zurückgerufen. Denke dir selbst meinen Gemüthszustand, welche innere Stürme, welche betrübten, ja verzweiflungsvollen Gedanken und Betrachtungen in mir arbeiteten. Denn leicht und heftig aufwallend war ich von Natur; und obgleich mir erst ein geringer Vorschmack von den Wissenschaften zu Theil geworden war, so erkannte ich doch schon die Wahrheit der Worte des Plinius: jede Zeit, die nicht der Erweiterung der Kenntnisse und Einsichten gewidmet werde, sey verloren, und ein Leben ohne die Wissenschaften kein Leben, sondern das Grab eines Lebenden. Voll Unmuth und

1) D. i. im Jahre 1564.

Verdruß also, wie es ebenso wenig dem Jünglinge als dem Sohne ziemte, schreibe ich meinem Vater zurück, ich finde im Lernen mein Glück und sey, nicht bloß nach meinem eigenen, sondern auch nach meiner Lehrer Urtheil, hier auf meinem Felde: wolle er mich mit Gewalt aus diesem Kreise der edelsten Beschäftigungen reißen, so solle er mich nur gleich zu einem Schuster oder Schneider in die Lehre thun, und ich müßte seinem Willen gehorchen. Dieser mit kindischer Unbesonnenheit und ungebührlicher Heftigkeit hingeworfene Brief bewog meinen Vater mir zu antworten: wenn ich nicht damit geschlossen hätte, daß ich seinem Willen gehorchen wolle, so würde er allerdings Sorge getragen haben, daß ich einen Schneider oder Schuster zum Lehrmeister bekommen hätte: anjetzt wolle er für mein Glück und meine Ehre liebevoller und besser sorgen als meine Thorheit und Ungebühr es eigentlich verdient hätten. Er setzte hinzu, ich pflegte mich zwar am Ende meiner Briefe seinen gehorsamsten Sohn zu nennen; aber im Grunde wäre ich nur dann gehorsam, wenn er selbst sich meinen Begehrlichkeiten füge.

Endlich kehre ich zu meinem Vater zurück, in welchem die Zeit selbst, denn drei Jahre waren inzwischen verflossen, und der Anblick des so lange nicht gesehenen Sohnes schon allen Zorn ausgelöscht hatte. Dazu kamen die günstigen Zeugnisse meiner Lehrer und einiger nicht schlecht unterrichteter Männer in meiner Heimath, die meine lateinischen Probearbeiten gelesen und gutgeheißen hatten. Ich werde nicht nur mit Liebe, sondern sogar mit Ehren empfangen; Verheißungen und Lobeserhebungen siegen über meinen Lerneifer: auch am Hofe des Grafen Carl Wolfgang von Oettingen sollte ich einige Muße für meine Beschäftigungen behalten und von dem Wohlwollen des Kanzlers Christoph Julius, eines liebenswürdigen Greises und in allen Gebieten des Wissens trefflich bewanderten Rechtsgelehrten, konnte ich auf manchen Vorschub dabei rechnen. Auch einiges Geld ward mir gereicht, um mit meinen Gesellen zechen zu können; überhaupt, hieß es, solle mir es daran nie fehlen, wenn ich nur meiner Pflicht genügte. Sogar die Hoffnung, dereinst auf die Schule nach Nürnberg zurückzukehren, wurde mir nicht benommen; denn nicht darum eigentlich hatte mein Vater mich abgerufen, weil ihm der Kostenaufwand zu drückend wurde (obgleich auch dieses mitgewirkt haben mag, da er die Künste verachtete, durch die heut zu Tage Richter und Einnehmer schnell zu erklecklichem Reichthum zu gelangen pflegen), sondern weil er bei sich überzeugt war, mein allzu ernsthaftes und finsteres Wesen, das mich mehr zur Einsamkeit als zur Geselligkeit hinzog, müßte durch lustigen Umgang, und mein mit beträchtlichem Eigensinn verbundener Jähzorn durch Gewöhnung an Neckereien und Hudeleien ermäßigt und gezähmt werden.

Und fürwahr, seine Meinung hat ihn nicht getäuscht: denn ich, der ich noch vor Kurzem ebenso wenig gesonnen war, von Andern mir eine Neckerei gefallen zu lassen, als dergleichen gegen sie zu verüben, und die geringste Kränkung, wenn ich nicht gleich dreinschlagen konnte, wenigstens mit leidenschaftlichen Schimpfworten erwiederte, ich wurde durch die Reden und Püffe der jungen Ritter und Herren bald so zahm gemacht wie ein Lamm; und weil mir doch nichts andres übrig blieb, lernte ich mit Gleichmuth Dinge dulden und verüben, die ich noch vor wenig Wochen für unerträglich gehalten hatte. So lernte ich durch Leiden. Sonst hätte ich weder Haare genug für die Hände, noch Rücken und Backen genug für die Fäuste dieser Centauren

gehabt. Aber der Kanzler selbst und die Klügsten vom Hofgesinde hatten mich lieb gewonnen wegen meiner Bescheidenheit, Thätigkeit und Dienstbeflissenheit gegen Alle, denen ich mich gefällig erzeigen konnte.

Uebrigens blieb mir den Tag über wenig Spielraum für meine Lernbegier, denn die Amtsstube war nicht auf Schloß Harburg, wo mir mein Nachtlager angewiesen war, und wenn ich meine Schreibereien abgethan hatte, auch den übrigen Theil des Tages verlebte, sondern in der unten gelegenen Stadt, im Hause des Kanzlers. Mein College aber, der jedoch mehr den Herrn als den Collegen spielte, weil er älter und länger in der Schreibstube war als ich, ein Bursche, der es mehr mit dem Bacchus und der Venus als mit den Wissenschaften hielt, und überdieß der Heilkunst durch Magie und geheime Kräfte der Kräuter ergeben war, ließ eher jeden andern als mich in das Zimmer, das auf dem Schlosse für die Schreiber bestimmt war. Als ich deßhalb einmal in der allgemeinen Gesindestube eine Feder zum Schreiben oder ein Buch zum Lesen in die Hand zu nehmen versuchte, hilf Himmel! welche Zischeleien, welche Stichelreden, welche Hudeleien, welche Hagelwetter von Knochen und Pantoffeln kamen da über mein Haupt, sodaß ich fast eher wieder ablassen mußte, als ich noch angefangen hatte. Das war mir so unleidlich, daß ich am Leben hätte verzagen mögen: doch klagte ich von dem, was mir das Herz zerschnitt, weder meinem Vater, noch meinem Herrn das Mindeste, sowie ich mich denn in allen meinen Nöthen lieber an Gott als an Menschen zu wenden pflegte.

Dennoch konnte ich mich nicht ganz von meinen Büchern trennen. Sobald es daher die Jahreszeit und die Tageszeit erlaubte, stahl ich mich hinweg auf den nächsten Berg oder in einen nicht gar fernen Wald, und dort entweder lustwandelnd, oder wie der Virgilische Tityrus

Unter dem schattigen Dach breitlaubiger Buchen gelagert,

lebte ich nach meinem Sinne in meinen Lieblingsbeschäftigungen. Ich besaß aber eine Bücherssammlung, die nach meinem Ermessen (denn eine andere hatte ich nie gesehen) gar nicht übel ausgestattet war. Ich hatte darin die Werke des Desiderius Erasmus von Rotterdam, des Philipp Melanchthon, des Johann Ludwig Vives, dessen Anleitung zur Weisheit mir sehr förderlich gewesen ist, wenn ich auch leider kein Weiser geworden bin, und mehrere Schriften neuerer Gottesgelehrten, dann eine griechisch-lateinische Fabelnsammlung, einen Terentius, einen Virgilius und noch einige Dichter, die ich mir in Nürnberg von meinen Sparpfennigen angeschafft, und um derentwillen ich mir manches andre Vergnügen gern versagt hatte. Diese Sammlung fuhr ich auch zu vermehren fort und verzichtete mit Freuden auf Trinkgelage und Kleiderstaat, weil ich mich hinlänglich geschmückt glaubte, wenn ich schöne und zierliche Bücher besäße.

Ich las zwar viel, aber ich verstand wenig, weil ich ein Wörterbuch zum Nachschlagen so wenig besaß, daß ich nicht einmal wußte, was ein Wörterbuch sey, und ob es überhaupt in der Reihe der Dinge ein solches gebe. Der Kanzler aber, der als ein vorzüglicher Rechtsgelehrter, als ein nicht zu verachtender Philosoph und vortrefflicher Redner galt, war doch, wie der Geist jener Zeit es mit sich brachte, gerade in den Theilen der Wissenschaft, an welchen ich meine höchste Freude fand, in der Dichtkunst und in der griechischen Sprache weniger zu Hause. Ja, da er mir absonderliche Natur-

gaben zutraute, auch mich von ungemeinem Eifer beseelt sah, ermahnte er mich häufig von jenen poetischen Narrentheidingen abzulassen, die nicht zum Wohlstande, sondern zu stets wachsender Bettelhaftigkeit führten, und dagegen das Studium der Rechtsgelahrtheit zu ergreifen, wodurch ich dem Staate dienen und auch für mein eigenes Bestes sorgen könnte. Vielleicht hatte er dabei die Absicht, mich zu seinem Schwiegersohne zu machen und als Nachfolger in seinem Amte zu hinterlassen, wenn ich den Willen und die Tüchtigkeit an den Tag legte, mich um unser gemeinschaftliches Vaterland verdient zu machen.

Darum erklärte mir der würdige und wohlmeinende Alte in müßigen Stunden die Institutionen des Justinianus, die ich nebst einem Commentar dazu von irgend wem zum Geschenk bekommen hatte. Auch gefiel mir die Sorgfalt der Ausleger wohl, die nicht das kleinste Wörtlein unerörtert gelassen hatten: aber in gleichem Grade mißbehagte mir auch das Unlateinische des Ausdrucks. Da ich überdieß die Rechtsgelehrten insgemein nicht als Priester der Gerechtigkeit, sondern als Meister im Unrecht und in der Raubgier bezeichnen hörte, schauderte ich auch aus Gewissenhaftigkeit vor dieser Art von Beschäftigung zurück, freilich ohne zu bedenken, daß ein jedes Ding sich zum Guten wie zum Bösen wenden lasse, und in dem Grade mehr zum Guten, in welchem die Sache selbst trefflicher und vorzüglicher ist. Was aber ist nächst der Lehre Christi trefflicher und ehrwürdiger als die Auslegung und Verwaltung des Rechts? Sobald aber jener brave und verständige Mann meine Verkehrtheit durchschaut hatte, gab er es auf, mit unlustigen Hunden zu jagen, und sagte mir vorher, was ich leider beim Beharren auf meiner gelehrten Laufbahn manches Jahr hindurch erfahren und je länger desto mehr bestätigt gefunden habe. Denn das ist der verdiente Lohn der Thorheit, daß derjenige die Früchte seines Eigendünkels eben hinnehmen muß, der weder selbst vernünftig ist, noch Klügern folgen will. Und welche Früchte sind das? Armuth, Verachtung, späte Reue.

Doch schreibe ich dieß nicht, als wäre ich mit meiner gegenwärtigen Lage unzufrieden. Vielmehr danke ich Gott und dem Rathe dieser berühmten Stadt [1]) der so für mich gesorgt hat, daß ich weder mit Arbeiten überhäuft bin, noch an irgend etwas Unentbehrlichem Mangel leide, was bei einem Unbeweibten und Kinderlosen, wie ich bin, so gar schwierig nicht ist. Das ist aber auch der Inbegriff meines nicht eben zum Neide reizenden Glückes, es müßte denn einer ebenso unsinnig als mißgünstig seyn. Allein wieviel ich ausgestanden habe, bevor ich bis hieher gelangt bin, wieviel Drangsale ich auch hier noch über mich habe ergehn lassen müssen, das mag der an sich selbst erfahren, der mir es nicht glauben will. Hätte ich meinem Vater und meinem andern Vater, dem Kanzler, Folge geleistet, so würde es mir schon in jungen Jahren weder an einer anständigen Heirath, noch an Gelegenheit gefehlt haben, von einer Stufe des Ansehns und Wohlstandes zur andern emporzusteigen. Anjetzt thun mir die Trostgründe, welche die Philosophie gewährt, höchlich Noth, um mich über das Schmerzhafte meines einsamen Lebens zu erheben, und mich die Geringschätzung und Zurücksetzung hinter solche, die nicht den zehnten Theil meiner mühseligen Arbeiten durchgemacht haben, leichter verschmerzen zu lassen. Ich erwähne dieß, um die

1) Augsburg.

Jünglinge zu ermahnen, daß sie mehr auf die wohlgemeinten Rathschläge edler und verständiger Männer hören sollen, als auf die Eingebungen ihrer eiteln Gelüste und Neigungen: denn mit Recht sagt jener Komödiendichter von ihnen, sie seyen ebenso ungestüm im Begehren, als unfähig, Beschlüsse über Entlegenes und Zukünftiges zu fassen. Darum halte ich es für die größte Tugend des Jünglings, den Ermahnungen derer zu gehorchen, die ein langes Leben und vielfache Erfahrung klug gemacht hat.

Doch es ist Zeit, daß ich zu meiner Büchersammlung zurückkehre. Da gerade die unentbehrlichsten Werke darin fehlten, nützte sie mir nicht allzuviel und diente mehr zur Erleichterung meiner drückenden Lage und zur Erheiterung meines Gemüths, als zur Erweiterung meiner Kenntnisse. Wenn mir die treffliche Anleitung zur Erlernung aller Wissenschaften, wenn mir die reichlich ausgestatteten Wörterbücher, von denen hier auf der Schule zu Augsburg anjetzt auch die Aermsten Gebrauch machen können, damals zu Gebote gestanden hätten, wie glücklich würde ich mich gepriesen haben!

Indeß that ich, was in meinen Kräften war, und beschaffte ich auch wenig, so machte ich mir doch genug zu schaffen. Ich gewann mir die Wächter, daß sie mich tagtäglich früh vor der vierten Stunde weckten; ich gewann mir die Köche, daß sie mir mein Licht bei ihnen anzuzünden erlaubten, denn den Gebrauch des Feuerzeugs kannte ich nicht; und während die Centauren schliefen oder im Marstall beschäftigt waren, konnte ich bis gegen die sechste Stunde ohne Unterbrechung, und zur Winterzeit auch ohne sonderlich zu schwitzen im kalten Zimmer für mich lesen. Daneben schrieb ich, so Gott will, Gedichte, Reden und Gespräche, ohne zu wissen, was ich schrieb, aus bloßer Nachahmung und ungefährer Auffassung des Falles und Klanges der Verse. Alle Sylben galten mir gleich lang, alle Redensarten gleich gut, und was mir gerade in den Sinn oder vielmehr in den Mund kam, mußte sich wohl oder übel für die Verhältnisse oder Personen schicken. Meine ganze Redekunst beschränkte sich auf einige Uebung in deutschen Aufsätzen und auf Hegendorfius' armselige Vorschriften, die ich auswendig gelernt hatte. Welche Virgilische Dichterblumen, welche Lucianische Wechselgespräche, welche Ciceronische und Demosthenische Prachtstellen gab es da zu hören! Und dennoch, wenn ich anjetzt nach beinah vierzig Jahren einzelne von diesen Blättern, deren bei weitem größter Theil verdientermaaßen untergegangen ist, wieder überlaufe, kann ich nicht umhin mich lächelnd zu verwundern, daß so etwas mir ohne irgend einge Anleitung in den Kopf kommen konnte, ja daß manche Verse ihr ganz richtiges Maaß hatten. Ich hatte es nämlich unternommen, die Psalmen David's in Hexameter, wie ich meinte, zu übertragen.

In den vordern Gebäuden des Schlosses wohnte ein nicht ungelehrter und sehr freundlicher Greis, Johann Cäsar, Pfarrer der unten gelegenen Stadt, Vater vieler Söhne, die jetzt alle an verschiedenen Orten das Evangelium lehren. Da er aus einem und dem andern Zusammentreffen mit mir wußte, daß ich fertig lateinisch sprach, ich ihm auch auf seine Fragen verständig zu antworten geschienen hatte, und er mir für mein Alter hinlängliche Fähigkeiten und Kenntnisse zutraute, so forderte er mich auf, seinen Söhnen den Terentius zu erklären. Ich ließ mich nicht lange bitten. Nach dem Beispiele meines alten Lehrers Sebald erkläre ich die lateinischen Ausdrücke so gut ich kann durch deutsche, ziehe die Redensarten aus, lasse sie nachahmen, gebe deutsche Briefchen auf, die sie lateinisch wiedergeben müssen, und

obgleich ein ebenso selbstgebackener als neugebackener Lehrer, war ich doch, wie der Einäugige unter den Blinden, König, bis meine Zuhörer, von denen einige mir an Jahren ziemlich gleich waren und darum meine Zurechtweisungen nicht allemal mit der größten Ehrerbietung hinnahmen, von ihrem Vater auf eine auswärtige Schule geschickt wurden.

Während der drei Jahre, die ich so verlebte, hatte ich vor den Centauren keinen Augenblick Ruhe: denn sie haßten mich wegen meines gesetzten Wesens und der steten Anstrengung aller meiner Geisteskräfte, die zum Erlernen der Wissenschaften zwar nothwendig ist, aber jenen bestialischen Menschen, die nach des Satyrendichters Ausdruck keinen Unterschied zwischen Kopf und Bauch kannten, so ganz unbegreiflich däuchte, daß sie mich als einen Mondsüchtigen und Verrückten, wenn nicht sonst, so doch bei jeder Mahlzeit zum besten hatten und verhöhnten. Da ich mich aber, besonders als ich größer wurde und heranwuchs, zu schämen und zu ärgern begann, so lange schon der Gegenstand des allgemeinen Spottes zu seyn, entschloß ich mich am Ende, meine Bücher in eine Kiste säuberlich zu verschließen und auch den Hofmann zu spielen.

Ich hatte mir einige Goldstücke, Geschenke meines Vaters, zusammengespart. Mit denen gehe ich flugs nach Nördlingen, mir einen Dolch, ein Baret mit einer Feder, Kniegürtel und Gott weiß was sonst für Tand zu kaufen, in welchem die Hofjugend sich gefällt und einherstolzirt. Aber was geschieht? Ich komme an, gerade nicht nach dem Feste, aber doch nach der Messe: die fremden Handelsleute waren abgezogen, und da ich nicht ausgestellt fand, was ich suchte, schämte ich mich in einen Kaufladen zu treten und danach zu fragen. Denn ich war von Natur so verschämt und blöde, daß ich selbst ehrbare und tadellose Dinge nur von Bekannten oder Freunden zu erbitten wagte, und wenn Andere etwas Unschickliches sagten oder thaten, leichter erröthete, als jetzt die meisten Mädchen zu thun pflegen. Sowie diese Blödigkeit mich vor mancher sündlichen Handlung bewahrt hat, so ist sie doch meinem zeitlichen Glück oft im Wege gewesen, und hat mich unverschuldeter Weise in manche Ungelegenheit gebracht. Im Begriff unverrichteter Sachen heimzukehren, gehe ich auf dem Rückwege durch die St. Georgenkirche; da erblicke ich von ungefähr einen Bücherhändler, der unlängst aus Frankfurt angekommene Bücher ausgestellt hatte: ich gewahre einen Valerius Maximus, ein griechisch-lateinisches Wörterbuch in Octav von Gilbert Longolius herausgegeben, das mehrere Jahre lang im Griechischen bei mir die Stelle eines Lehrers vertreten hat, und einige Dichter- und Rednerwerke; ich kaufe, ich eile nach Hause, und bin mit den Musen völlig wieder ausgesöhnt.

Weil aber ihnen zu huldigen bei Hofe nicht der geeignete Ort war, und die schon gemeldeten Belästigungen, Kränkungen und Mißhandlungen kein Ende nehmen wollten, sinne ich Tag und Nacht auf die Möglichkeit, zur Schule zurückzukehren. Doch erreichte ich das Ziel meiner Wünsche nicht eher, als bis ich in eine Krankheit verfiel, die, wie ich glaube, der Zorn der Venus über mich verhängt hatte, weil sie sah, daß ich sie vor dem Mercurius vernachlässigte. Ist es schon nicht schicklich, von meinem Uebel, das die Aerzte einen Saamenfluß nennen, zu reden, so ist es vollends überaus lästig, damit behaftet zu seyn. Die Krankheit überfiel mich im Jahre 1534, soviel ich mich entsinne zu Anfang des Maimonats um Nachmittag, als ich gerade mit Abfassung einer Rede, ich weiß nicht mehr

welches Inhalts, eifrig beschäftigt war, und zwar mit solcher Heftigkeit, daß ich glaubte, der Himmel wolle über mir zusammenstürzen. Das geschah nun zwar nicht und wird nicht geschehn, wohl aber begab sich etwas anderes. Indem ich meiner zunehmenden Blässe und Magerkeit ungeachtet aus falscher Schamhaftigkeit mein Uebel so viel wie möglich verheimliche, und Gott weiß welche Arzneimittel, von denen ich einmal in einem Buche gelesen hatte, ungeschickt und ohne Erfolg anwende, schwanden mir alle Kräfte des Leibes wie der Seele dahin, und der tiefste Mißmuth bemächtigte sich meiner. Der Zustand dauerte sieben volle Jahre. Da hatte die Krankheit in dem Maaße überhand genommen, daß mich auch der Schlaf verließ, und ich gänzlicher Abzehrung nahe zu seyn schien. So schwer liegt die Hand der Venus auf dem, der ihre Gebote nicht erfüllen will. Lächerlich genug klagt der Kriegsheld bei Plautus, ein allzuschöner Mann zu seyn sey ein allzugroßes Unglück. Aber mich konnte vor diesem Unglück weder meine Häßlichkeit, noch meine Magerkeit, noch meine Schwächlichkeit, noch mein linkisches Betragen, noch die sorgfältigste Vermeidung jeder Gelegenheit, noch meine ununterbrochene Beschäftigung mit den Wissenschaften sicher stellen. Endlich also siegte die Noth über die Scham: ich ziehe einen nördlinger Arzt, Johann Weidemann, zu Rathe, einen erfahrenen und menschenfreundlichen Mann, der den Beinamen des Receptenschreibers führte. Nachdem er mich wegen meiner übel angebrachten Scham tüchtig ausgescholten hatte, da er ja, wie er versicherte, von Mädchen ganz dreist über viel garstigere Krankheiten befragt zu werden pflege, gab er mir Arzneien. Obgleich ich danach einige Linderung verspürte, wurde das Uebel doch nicht eher aus dem Grunde gehoben, als bis mein Bruder in Tübingen mich im Jahre 1541 auf den Rath Leonhard Coturninus' in's Wildbad schickte, dessen Wasser mir damals und nachher öfter heilsam gewesen ist. Es wäre hier der Ort, junge Leute über eine zwiefache Art der Scham zu belehren, worüber Euripides seinen Hippolytus, dessen Schicksal auch mir einmal gedroht hat, so schön philosophiren läßt, wenn nicht schon bei den meisten Jünglingen und Mädchen fast alle Scham abhanden gekommen wäre. Ich kehre also zum Faden meiner Erzählung zurück.

Hatte ich nun auch auf Harburg vollauf zu leben, und wollten alle rechtschaffenen Leute mir wohl, so ruhte ich doch nicht eher, als bis ich durch flehentliche Bitten von meinem Vater die Zusage erlangt hatte, daß er die Kosten zur Fortsetzung meiner Studien noch auf ein Paar Jahre bestreiten wolle. Denn davon war ich überzeugt, daß ich, sobald ich nur in den alten Sprachen und in der Philosophie einen erträglichen Grund gelegt hätte, alles Weitere, was noch in meinem Plane lag, durch eignen Fleiß und beharrliche Thätigkeit unschwer erreichen würde. Im Jahre 1535 zu Ende Februars wurde mein Wunsch erfüllt: fünf Jahre nach meinem Abgange von der Schule kehrte ich also nach Nürnberg zu meinem alten Lehrer Sebald Heiden zurück, vom Prunk und Ueberfluß des Hofes zur strengen Mäßigkeit des Schullebens.

Allerdings bekam das Brotessen und Wassertrinken meinem geschwächten und verwöhnten Magen zu Anfang schlecht: aber ich war ja geistiger, nicht leiblicher Nahrung nachgegangen. Auch schämte ich mich nicht, wiewohl ich selbst meinen Lehrern über den Kopf gewachsen war, unter den Schulknaben zu sitzen und was ich vergessen oder als Knabe versäumt hatte

wieder nachzulernen und als Jüngling einzuholen. Wie viele hätten heut zu Tage wohl Lust, es mir darin gleich zu thun? In der Hoffnung jedoch, daß ich die Aegidienschule in demselben Zustande wiederfinden würde, in welchem ich sie verlassen hatte, fand ich mich sehr getäuscht. Eben als ich dorthin zurückkehrte, hatte Eobanus Heß aus Mangel an Geld oder an Zuhörern Nürnberg wieder verlassen; der Hebräer Johann Boschenstein war gestorben; Joachim Camerarius schickte sich zum Abgang an: so war nur noch Schoner, der Mathematiker, der aber in einem fort kränkelte, und Roting, der Lehrer der freien Redekünste, übrig. Wie sehr bereute ich nun die Uebereilung, nicht vorher alles genau erkundet zu haben! Zur Strafe für den begangenen Fehler mußte ich mich anjetzt mit größern Kosten und neuen Unbequemlichkeiten nach Tübingen begeben, wohin mir Camerarius vorangegangen, den ich vor allen zu hören begierig war. Denn er bauete die Kenntniß des griechischen und römischen Alterthums auf sicheren Grundlagen in die Höhe, und achtete nichts Einzelnes gering, weil er wohl wußte, wie ohne solches das große Ganze nicht Bestand haben könne.

Und in der That, darin habe ich nicht fehlgegriffen, daß ich mich diesem Manne vorzugsweise anschloß, der mit der tiefsten Kenntniß beider Sprachen das gediegenste Urtheil über alle Gebiete der Wissenschaft verband. Darin hingegen habe ich thöricht und zu meinem großen Nachtheil gehandelt, daß ich mich durch alberne Scheu hindern ließ, ihn auch über das richtigste Verfahren bei meinen eigenen Studien zu Rathe zu ziehn. Denn da ich in der Grammatik der alten Sprachen nicht sonderlich zu Hause war, und ich mehr durch glückliche Naturanlagen begünstigt, als von gründlicher Kenntniß sicher geleitet, Griechisch und Lateinisch in den Tag hinein schwatzte, hörte ich nicht nur Erklärungen von Dichtern und Rednern, sondern auch Vorlesungen über Dialektik, Mathematik und Philosophie ohne sonderlichen Nutzen, weil sie meine Fassungskräfte überstiegen; ja, ich besuchte sie im Grunde nur darum, weil mir einige junge Gesellen, die um nichts klüger waren als ich, in den Kopf gesetzt hatten, daß es so seyn müsse. Denn das Verfahren, das, wie ich höre, anjetzt zu großem Gewinn für die lernende Jugend beobachtet wird, daß zuerst die Fähigkeiten und Kenntnisse der jungen Leute geprüft, und danach den Einzelnen entweder ihre besondern Lehrer zugewiesen oder die mit Nutzen zu hörenden Vorlesungen bezeichnet werden, diese musterhafte Einrichtung fand damals noch nicht Statt. Dagegen herrschte auch in Tübingen das barbarische Herkommen, nach welchem der dümmste und wildeste Raufbold befugt war, den neuen Ankömmlingen jede beliebige Schmach in Worten wie in Werken anzuthun. Diese liberale Prüfung der Köpfe und Herzen, dergleichen sich besser für gelehrte Männer von reifen Jahren geschickt haben würde, als für unbändige und ausgelassene Jünglinge, nannten sie eine Deposition. Noch muß ich hier meiner thörichten Meinung von den hohen Kenntnissen derer gedenken, die sich auf den Hochschulen herumtreiben. Anjetzt überzeugte ich mich, daß die allerwenigsten auch nur mittelmäßig damit ausgestattet waren, und unter denen, die mich und andere Neulinge hergebrachter Weise verspotteten und schlugen, konnten die meisten kaum zwei oder drei lateinische Worte ohne grobe Sprachschnitzer herausbringen. Doch ich komme auf meine Vorlesungen zurück.

Die griechische Urschrift des Aristotelischen Organon erläuterte der Fran-

zose Wilhelm Bigot, die Dialektik des Johann Cäsarius Johann Gebhard, die Geometrie des Euklides Johann Hildebrand. Allein das waren mir alles so verwunderliche und dunkle Dinge, als wenn ich einen aus der neuen Welt zu uns Herübergekommenen in seiner Landessprache reden hörte. Ferner legte Jakob Schegk die griechischen Gespräche des Lucianus aus, Joachim Camerarius die Trauerspiele des Sophokles, Johann Benignus den Quintilianus, Michael Veius den Sallustius. Wie viel mir ihre Vorträge nützten, bedarf meiner Erwähnung nicht. Bald nachher kam Sebald Hanenreuter mit seinen Schülern aus Nürnberg nach Tübingen, der mich außer andern Gefälligkeiten auch durch Privatvorträge vielfach gefördert haben würde, wenn ich davon den rechten Gebrauch zu machen verstanden hätte. Weil aber seine Schüler den Calepinus besaßen, dem griechische Erklärungen beigefügt waren, so wetteiferten wir in Abfassung griechischer Briefe und Gedichte, wozu wir die Wörter von allen Seiten her zusammensuchten. Weil indeß Camerarius häufig durch Kränklichkeit an seinen Vorlesungen gehindert war, so entschloß ich mich, ungeduldig wie ich war, das von ihm Begonnene auf meine eigene Hand fortzuführen, da ich ihm seine Erklärungsweise abgelernt hatte und es mir an Wörtern nicht fehlte.

Dazwischen machte mir die Kürze der Zeit, die mir von meinem Vater bewilligt war, nicht selten große Sorge: denn im Vertrauen auf die Verheißungen einiger Freunde hatte er sich vorgesetzt, mich nach Ablauf zweier Jahre an den Hof des Kaisers Ferdinand zu schicken. Sobald sich daher eine Gelegenheit darbot, durch die ich hoffen durfte diese Zeit zu verdoppeln, ohne meinem Vater die Kosten zu vergrößern, übernahm ich gutes Muthes die niedrigen Geschäfte eines gemeinen Dieners, obgleich ein weltberühmter Mann sich nicht gescheut hat, den Satz aufzustellen, daß Fürsten, Päpste und Könige, die ihrer Pflicht genügten, nichts anderes seyen als Diener aller: ein Entschluß jedoch, den mein Vater, wenn er Kunde davon bekommen hätte, sehr übel aufgenommen haben würde, und den anjetzt wohl die meisten Bettler in ihrer Faulheit und Aufgeblasenheit verschmähen möchten. Da diese Menschen weder sparen, noch selbst erwerben, noch sich irgend etwas versagen wollen, sondern darauf bestehn, daß ihnen alles wie auf den Schlag der Wünschelruthe ohne Schweiß und ohne Mühe zufallen soll, ja wohl gar vermeinen, daß sie an Pracht der Kleider und überhaupt an kostbaren und auserlesenen Lebensgenüssen mit Patriciern und Adligen zu wetteifern berufen sind; so fürchte ich sehr, daß ihre Gönner bei ihrer Trägheit und Unverschämtheit bald des Kostenaufwandes überdrüßig werden und jene Gelder lieber zu jedem andern Zweck verwenden dürften, zumal da sich unter zehnen kaum Einer so beträgt, daß man von ihm irgend einigen Gewinn für Schule, Kirche oder Staat erwarten kann.

Als ich einstmals einem aus dieser Schaar erzählte, welche Beschwerden ich als Jüngling aus Liebe zu den Wissenschaften ausgestanden, wie ich meine meisten Reisen zu Fuße, ohne Geleit, ohne Kenntniß der Wege, häufiger zu Winters- als zu Sommerszeit gemacht und in Tübingen nur dann Wein getrunken, wenn das Quellwasser durch Regengüsse getrübt worden war, entsinne ich mich noch jetzt recht wohl, wie er mir mit frecher Rohheit antwortete, ob ich mir denn einbilde, daß alle andere jungen Leute von eben so trübseliger Arbeitsamkeit und Enthaltsamkeit besessen seyn müß-

ten? Doch was wundere ich mich über Jünglinge, denen die berühmten Worte des Satyrendichters zu lebendig im Gedächtniß seyn mochten:

> Nicht leicht steiget empor, weß Tugenden immer im Weg' ist
> Aermliche Habe daheim, u. s. w.

da ich ja auch auf bärtige, fast hätte ich gesagt barbarische Philosophen gestoßen bin, die mich aus eben diesem Grunde verachteten, um dessen willen ich, wenn auch gerade kein Lob, so doch gewiß keinen Tadel verdient habe. Denn welche Philosophie lehrt denjenigen zu verachten, der durch ehrliche Arbeit sich seinen Lebensunterhalt erwirbt und sich dabei jenen Kleanthes zum Vorbilde wählt, dem seine übermüthigen Mitschüler die Spottnamen Wasserträger und Lastesel gegeben hatten. Sokratisch wenigstens oder platonisch oder aristotelisch oder zenonisch oder karneadeisch ist das nicht, und christlich noch viel weniger. Mögen immerhin Redner, die sich mit einander herumbeißen, oder Komödiendichter, oder Satyriker denen ihre dürftige Jugend oder ihre wenig rühmliche Herkunft vorwerfen, die zum Wohlstande gelangt, sich aufblähen und sich ihres oftmals schlecht erworbenen Ansehns überheben; demjenigen aber, der in Demuth lebt und keinen Menschen gering achtet, sodaß er selbst Unwürdigen Ehrerbietung bezeigt, solcherlei Zufälligkeiten zum Verbrechen zu machen, deutet wenigstens, um mich so schonend als möglich auszudrücken, auf einen großen Gecken hin.

Wenn also die abgeschmackten Vorurtheile des Pöbels weniger Gewicht bei mir gehabt haben, als das Beispiel weiser Männer, so dürfte ich eher das Lob richtiger Beurtheilung und standhafter Beharrlichkeit als Spott und Hohn verdient haben. Denn ich frage jene Hochbevorzugten, jene Halbgötter, was anständiger ist, Zimmer zu heizen, oder in schändlichen Begierden zu entbrennen? Wasser und Holz in die Küche zu tragen, oder mit Speisen überfüllt sich in Wein zu ersäufen? Schüsseln und Teller abzulecken, oder den Speisesaal zu bespeien? Andern das Bett zu bereiten, oder einem fremden Ehebette nachzustellen? Studirenden Jünglingen aufzuwarten, oder sie übermüthig zu verhöhnen? An's Buch gebannt bis tief in die Nächte hinein zu arbeiten, oder, mit der zügellosen Rohheit des Raufbolds durch die Straßen tobend, durch stentorisches Gebrüll den Schlaf der Bürger zu stören? Vor Tages Anbruch, früher als die früheſten Handwerker wieder bei der Arbeit zu seyn, oder, eine unnütze Erdenlast, bis an den hohen Mittag zu schnarchen? Die Stuben auszukehren, oder selbst ein Kehricht und Wegwurf der Hochschule zu seyn? Ich kann mir das Zeugniß geben, daß ich von diesem allen treufleißig das Erste gethan, und diese beschränkte Lage der Fugger'schen Pracht bei weitem vorgezogen habe, der unter Grafen und Freiherren, auf damastenen Sesseln, von Edelknaben bedient, mir volle eilf Jahre zu genießen vergönnt gewesen ist. Die das andere vorziehn, heißen dagegen junge Herren vom feinen Weltton, hoffnungsvolle Sprößlinge, Stützen und Zierden für Kirche und Staat. Ich aber gelte zum Lohn meiner Mäßigkeit und Armuth, weil

> Keinerlei Arbeit mir Schmach, nur Arbeitlosigkeit Schmach ist,

wie die Megarer weder als dritter, noch als vierter, noch als zwölfter, und werde weder gezählt, noch geachtet. Doch die Nachwelt, mit deren gerech-

tem Urtheil ich mich tröste, wird über wahren Werth und Unwerth entscheiden. Für jetzt kehre ich zu meiner Geschichte zurück.

Während ich bei Jakob Schegk, dem Rector des Collegiums, das insgemein die Bursa heißt, Bedientenstelle vertrat, bewog ihn Johann Scheubel, den man als den Euklides unserer Zeit zu betrachten pflegt, daß er uns den Euagoras des Isokrates erklärte. Dieß war für mich die erste Veranlassung, diesen Schriftsteller zu lesen, zu bewundern, zu übersetzen und endlich zu wiederholten Malen durch den Druck an's Licht zu stellen.

Man hatte mir aber ein Schlafzimmer angewiesen, von dem man behauptete, daß Poltergeister darin spukten. Da ich nichts davon wußte, hatte ich auch keine Sorge darum. Als ich aber nach einiger Zeit Gelegenheit fand, ein anderes bequemeres Gemach zu beziehn, äußerten mir meine Gesellen ihre Verwunderung, daß ich es so lange dort hätte aushalten können, und sie fragten mich, ob ich niemals des Nachts erschreckt worden wäre? Ich hatte mich aber nicht gefürchtet, sondern über die geärgert, die das Zimmer über mir bewohnten: denn oftmals war mir es in tiefster Nacht gewesen, als hörte ich ungeheure Steine über mir rollen, wodurch ich aus dem Schlafe geweckt wurde. Doch pflegte ich bald wieder einzuschlafen, nachdem ich die ungeschliffenen Menschen gehörig verwünscht hatte, die nicht nur selbst bei Nacht keine Ruhe hielten, sondern auch mir Armen, von Knechtesdiensten und gelehrten Arbeiten Erschöpften keinen ruhigen Schlaf gönnten. So erfuhr ich erst hinterdrein, welch' ein großes Unrecht ich Leuten gethan hatte, die schier so fest wie Epimenides schliefen. Man erzählte aber, sey's nun Erdichtung, sey's Wahrheit, worüber ein jeder nach eigenem Ermessen urtheilen mag, denn ich berichte nur, was damals in aller Studenten Munde war, daß vor langer Zeit ein Aufwärter des Hauses von einem jungen Edelmann im Zorn erdolcht worden sey, weil er das Thor dem bei nächtlicher Weile Anpochenden nicht schnell genug geöffnet habe: von der Zeit an soll es in dem Zimmer, in welchem der Unglückliche gestorben war, nicht mehr geheuer gewesen seyn.

Mich aber rührten diese nächtlichen Beunruhigungen wenig: desto lästiger war mir's, daß einige ausschweifende Burschen immerfort mit mir zankten, weil ich ihren ungehörigen Forderungen nicht willfahren wollte, ihnen gegen den Befehl des Rectors zur Nachtzeit das Thor des Collegiums zu öffnen und ihre Lüderlichkeit durch Lügen zu verdecken: ja, manche lachten mich aus, weil ich sagte, ich wolle nicht lügen, auch wenn ich könnte, und könne nicht, auch wenn ich wollte; und doch war das vollkommen wahr. Denn mit welcher Stirn würde ich selbst gelogen oder die Lüge eines andern verheimlicht haben, da ich schon erröthete, wenn nur ein Dritter in meiner Gegenwart log, und meine Mienen alsbald ein stillschweigendes Zeugniß gegen ihn ablegten. Durch jene Anmuthungen wurde ich des ganzen Dienstes satt und forderte am Ende vom Rector meine Entlassung. Zwar forschte er nach der Ursache und versprach mir seinen Schutz, wenn mich etwa jemand belästigte: aber ich mochte keinen anzeigen, und da mein krank darniederliegender Vater nach mir verlangte, hatte ich eine schickliche, wenn auch meinem anfänglichen Plane ganz zuwider laufende Veranlassung, von Tübingen abzugehn.

Als nämlich das Schloß von Oettingen abbrannte und mein Vater zu Hülfe eilend bei einem Fall auf dem Eise sich beide Beine stark beschädigt

hatte, war eine Geschwulst mit heftiger Entzündung die Folge davon gewesen, und da seine Natur schon vorher geschwächt seyn mochte, — er mußte z. B. schon seit längerer Zeit, von Durst gequält, auch des Nachts trinken, — so wurde auf diese Weise die Wassersucht herbeigeführt. Hier ist auch noch etwas Weniges über die Veranlassung jenes Brandes zu bemerken. Es waren im Schlosse zwei Zimmer, eines über dem andern gebaut: durch eine Oeffnung aber war Ein Ofen geführt, der beide zugleich heizen sollte. Nun hatte Graf Ludwig der ältere, ein langer und hagerer Herr, bei strenger Winterkälte mehr Feuer anzulegen geboten: davon war unvermerkt das untere Geschoß in Flammen gerathen, die so schnell um sich griffen, daß sie dem ganzen Schlosse den Untergang brachten. So kostete dem Grafen jene Vereinfachung der Heizeinrichtung oder Ersparniß an Holz viele Tausende.

Meines Vaters Schicksal aber scheint nicht ohne Vorzeichen hereingebrochen zu seyn. Er wohnte damals im deutschen Hause, pflegte aber auf kürzerem und bequemerem Wege durch die Kirche aus- und einzugehn. Als er nun über einen eisernen, mit Glatteis überzogenen Rost laufen wollte, der über einer Grube angebracht war, damit kein Vieh den heiligen Ort betreten könne, stürzte er hin wie zum Zeichen, daß er in der Kirche liegen bleiben solle, in der er ein Paar Monate später wirklich begraben wurde. Nach jenem Falle hatte er sich zu meiner Schwester Maria begeben, um der sorgfältigeren Pflege und Wartung dieser überaus liebevollen Tochter zu genießen. Mich aber hatte er bei sich, theils um sich in seiner Einsamkeit mit mir die Zeit zu vertreiben, theils um sich von mir bedienen zu lassen. Daß ich dieser Pflicht nicht so genügt habe, wie es hätte seyn sollen, entsinne ich mich noch jetzt nicht ohne Bekümmerniß. Denn was mir geheißen wurde, that ich zwar mit Emsigkeit: aber in Gedanken beständig mit meinen Studien beschäftigt, die hier doch eine große Nebensache waren, achtete ich wenig auf das, was Sache, Ort und Zeit erforderten, und ermangelte überhaupt der nöthigen Umsicht, das aus freien Stücken zu thun, was zur Bequemlichkeit des Kranken hätte beitragen und sein Gemüth erheitern können.

Wie viel ebenso Unterhaltendes als Lehrreiches und Nützliches über häusliche und Staatsangelegenheiten hätte ich, wenn ich klug gewesen wäre, zu jener Zeit von meinem Vater zu erfahren Gelegenheit gehabt, da er in allen diesen Dingen sehr gut Bescheid wußte. Statt dessen verfaßte ich Thor einen Katzen- und Mäusekrieg und schilderte den Untergang des Mohrenheeres nach des Ungarnkönigs Matthias Corvinus Tode, wovon mein Vater mir erzählt hatte, beides in Hexametern: auch schrieb ich eine Klage der Musen in mehr denn sechshundert elegischen Versen, von denen es mir leid thut, daß ich sie nicht sorgfältiger aufbewahrt habe. Jetzt zu spät zu richtigerer Einsicht gelangt, habe ich nichts davon, als daß ich mir selbst wegen dieses Leichtsinns bittere Vorwürfe mache, ja daß ich meine Natur hasse und verwünsche, die mich bei weitem mehr zu mönchischer Einsamkeit geschaffen, als zu rüstiger und kräftiger Theilnahme am öffentlichen Leben tüchtig gemacht hat. Darum bin ich denn auch durch ein langes Leben und durch nahen Verkehr mit Menschen von den verschiedensten Sinnesarten um nichts anders geworden, und kann beinah ein Beispiel von der völligen Untauglichkeit zu allen praktischen Dingen abgeben, von der Plato in seinem Theätet spricht.

Doch ich kehre zum Siechbette meines Vaters zurück. Als er sich auf des Arztes Geheiß nach Nördlingen hatte schaffen lassen, zu seiner Herstellung aber sich immer weniger Hoffnung zeigte, fühlte ich mich theils darum, theils wegen der gänzlichen Unterbrechung meiner Studien von den traurigsten Gedanken gequält, so daß auch mein Vater es wahrnahm, und mir häufig Vorwürfe darüber machte: ich solle getrostes Muthes seyn: er an seinem Theile werde, sobald Gott ihn fordere, freudig aus diesem Leben scheiden: nur meinetwegen sey er in Sorgen: so wie er mich ungeschickt im Verkehr mit Menschen und unbrauchbar zu Geschäften sehe, wisse er nicht, was künftighin aus mir werden solle. Dazwischen scherzte er auch wohl wieder über meine ungewöhnliche Leibeslänge, und da ich einstmals etwas mir Aufgetragenes höchst linkisch verrichtete, sagte er lächelnd: wenn du doch ein bischen kürzer und ein bischen klüger wärest! Da er aber dieselben Worte einmal im Beisein des Arztes wiederholte, betrachtete dieser meinen ganzen Körperbau genau, und faßte besonders meine Stirn scharf ins Auge. Dann sprach er: um euern Sohn seyd außer Sorgen: jetzt lassen ihn Blödigkeit und Bekümmerniß einfältiger erscheinen als er ist: aber nach Verlauf einiger Jahre wird er viele übertreffen, die sich anjetzt Wunder wie klug dünken.

Als indeß eben dieser Arzt erklärte, die Krankheit könne sich bis in den Herbst hinein ziehn, was freilich nicht geschah, gebot mein Vater mir nach Tübingen zurückzukehren, und das war mir gar nicht unerwünscht: jetzt aber klage ich mich oft darüber an, und betrachte es als einen Hauptgrund alles meines bisherigen Mißgeschicks, daß ich den Musen fast mehr Liebe gezollt habe als meinem Vater. Beim Abschiede sagte er zu mir: Ich, mein Sohn, will um meiner Krankheit willen, die du ja doch nicht lindern kannst, den Fortgang deiner Studien nicht unterbrechen: du habe Gott im Herzen immerdar, bleibe der Tugend getreu, und meide schlechte Gesellschaft: so wird dir es dereinst wohl ergehn.

Am dritten Tage nach meiner Abreise verschied er ruhig und gottselig an einem plötzlichen Blutsturz, am 20. April 1536, neunundfunfzig Jahre alt, nachdem die Hunde in der Straße, wo er wohnte, die ganze Nacht hindurch jämmerlich geheult hatten. Dieß begab sich am Tage des heiligen Georg, der, wie er selbst aus seinem Taufnamen vermuthet hatte, wenn schon nicht sein erster, so doch sein letzter auf Erden gewesen ist.

Er hatte als funfzehnjähriger Knabe seinen Vater verloren: das mütterliche Erbtheil hatten ältere Brüder an sich gerissen und durchgebracht. Von Hause kam er zuerst, ich weiß nicht auf welche Veranlassung, unter das Hofgesinde der Gräfinn von Montfort, um hinter ihr herzuschreiten und ihr das Schleppkleid zu tragen, damit es nicht den Boden fegte, was sie kürzer hätte haben können, wenn sie sich den Schwanz abgeschnitten hätte. Aber das waren Thorheiten, die die Mode jener Zeit mit sich brachte, und dazu gehörten auch die Schnabelschuhe und die Reifröcke, sodaß die Leute nicht mit Kleidern, sondern mit Segeln angethan zu seyn schienen, und die Hüte so breitkrempig wie eine Futterschwinge: was alles, so Gott will, ehester Tage wieder aufleben wird. Wozu also sich jetzt über die ungeheuern Reiterstiefeln, wie Maximianus sie kaum getragen haben mag, und über die Dolchtaschen verwundern, in denen ein Scheffel Korn Platz hätte?

Nachdem mein Vater bei der Gräfinn nothdürftig deutsch Lesen, Schreiben und Rechnen gelernt hatte, kam er nach Ungarn zu einem Freiherrn von Rogendorf. Von dort aber zog er im Gefolge des Ritters vom goldenen Vließ, Georg von Emershof, mit dem Hoflager Kaiser Maximilian's nach Belgien und in andere Länder. Endlich wurde er nach seiner Heimkehr ins Vaterland vom Grafen Wolfgang von Oettingen, der noch zu meinen Lebzeiten durch ganz Schwaben in großem Ansehn stand, zum Stadtvogt von Oettingen ernannt, und zuletzt als Landvogt, wie jener Geßler [1]) geheißen zu werden pflegt, über die ganze Grafschaft gesetzt, welches dort zu Lande die höchste Würde ist. Dieser Geschäftsführung satt hatte er ein Jahr vor seinem Tode sein Amt niedergelegt, um nach einer ebenso mühevollen als ehrenreichen Dienstbarkeit von mehr als funfzig Jahren die Freiheit wenigstens noch zu kosten.

2.

Heinrich Stephanus.

Einleitung.

Als die Buchdruckerei sich von ihrer deutschen Heimath aus rasch über alle Länder Europa's verbreitete, weckte sie überall Männer, die, nicht zufrieden, den künstlerischen Theil der neuen Erfindung zu vervollkommnen und zu verschönern, sich durch gediegene und umfassende Gelehrsamkeit in den Stand setzten, ihre Pressen mit eigenen Werken zu beschäftigen, oder fremde zu veranlassen, die der Förderung werth waren. Wo sich so die dreifache Thätigkeit des Druckers, des Verlegers und des Schriftstellers zusammengefunden hatte, da konnten die vielfachen Vortheile eines solchen Vereines nicht lange unbemerkt bleiben, und es ist kein Wunder, daß der Vater auf den Sohn zu übertragen strebte, was ihm Quelle des Wohlstandes und — was damals noch höher galt — verdienten Ruhmes geworden war. Diese tüchtige Zünftigkeit, der wir so viel Treffliches verdanken, bildete sich zuerst in Venedig in der Familie der Aldi, bald nach ihrem Beispiel in Florenz durch die Junta, in Holland durch die Plantine, in Frankfurt am Main durch die Wechel fort. Aber in keinem Geschlecht erhielt sich diese Richtung länger, in keinem verbreitete sie sich nach mehreren Seiten hin und bewährte sich in großartigern Leistungen als in dem der Stephanus [2]), die, bald in Paris, bald in Genf, auch

---

1) In der Urschrift steht: ut illum Castnerum vulgo vocant.

2) Eigentlich Etienne, oder vielmehr, wie sie in der Muttersprache sich selbst schreiben, Estienne. Man wird es hoffentlich nicht pedantisch finden, daß ich die lateinisch umgebildete Form beibehalten habe, da sie in der gelehrten Welt einmal das Bürgerrecht erhalten hat.

an beiden Orten zugleich, bald in Rochelle thätig, mit den Badius, Colines und Patisson's verschwägert, beinahe zwei Jahrhunderte hindurch (1500 bis 1674) in jenen drei Beziehungen glänzten und nützten.

Es gereicht den Franzosen zu nicht geringem Vorwurf, bis jetzt auf keine Weise gesorgt zu haben, daß das Andenken solcher Bürger in Ehren erhalten werde [1]). Zwar bedürfen sie dessen insofern nicht, als ihre Werke für sie zu zeugen nie aufhören können; doch hat diese Vernachlässigung die Folge gehabt, daß über den geschichtlichen Zusammenhang ihres Lebens ein oft ans Fabelhafte grenzendes Dunkel ausgegossen ist, das wohl nur aus Urkunden, Stadtarchiven, Bürgerlisten, Zunftbüchern oder Familienpapieren zu beseitigen seyn dürfte.

Was undankbare Mitbürger versäumten, unternahm der holländische Gelehrte Theodor Janssen von Almeloveen in seinen Lebensbeschreibungen der Stephanus, 1683, und etwas später der Brite Michael Maittaire, 1709. Beiden standen freilich nur die allgemein zugänglichen gedruckten Quellen zu Gebote, die sie mit Eifer und Treue benutzt haben; aber an zweckmäßige Anordnung und Verarbeitung des nicht kärglichen Stoffes hat weder der eine noch der andere gedacht.

Der Verfasser dieses Aufsatzes, durch seine eigenen Beschäftigungen täglich mit dem ruhmvollsten Gliede dieses Geschlechts, dem zweiten Heinrich Stephanus, beschäftigt, wünscht dem großen Manne einen geringen Zoll seines Dankes darzubringen, indem er nach denselben Quellen die Geschichte seines vielfach bewegten Lebens in einigem Zusammenhange zu erzählen versucht. Da sich aber nur zu häufig jahrelange Lücken zeigten, die mit Vermuthungen auszufüllen zwecklos gewesen wäre, mußte der Faden der Zeitfolge aufgehoben werden; es ist dafür ein anderer, innerer gesucht worden, von dem nur zu wünschen, daß er nicht als ein täuschender befunden werden möge.

Kindheit und Jugend.

Um den Beginn des sechszehnten Jahrhunderts, unter Ludwig XII., übte Heinrich Stephanus, der Erste seines Namens und seines Gewerbes, von dem wir Kunde haben, mit bedeutendem Erfolg in Paris die Buchdruckerei; um das Jahr 1520 hinterließ er eine wohleingerichtete Werkstatt, die anfangs seiner Witwe zweiter Gatte, Simon von Colines, übernahm; bald jedoch setzten seine drei Söhne, Franz, Robert und Karl, das väterliche Geschäft auf eigene Rechnung fort.

Aber sowie an Rüstigkeit und Tüchtigkeit überhaupt, so war Robert (geb. 1503) seinen Brüdern auch an Festigkeit der Gesinnung, an Umfang gründlicher Sprachkenntnisse und an einsichtsvollem Betrieb seiner Buchdruckerei weit überlegen. Dem ritterlichen Könige Franz I., der jede frische Regsamkeit ehrte und selbst durch Beispiel und Belohnungen eifrig bemüht war,

---

1) Doch soll Firmin Didot der Aeltere, ein Mann, der zu solcher Arbeit berufen ist wie Wenige, seiner Uebersetzung des Tyrtäus (1826) Bemerkungen über Robert und Heinrich Stephanus beigefügt haben. Leider sind alle Bemühungen, zu diesem Werke zu gelangen, bis jetzt vergeblich gewesen.

seinem Vaterlande ein besseres goldenes Zeitalter in Wissenschaft und Kunst hervorzurufen, als ihm zweihundert Jahre später unter Ludwig XIV. aufging, konnte auch Robert's verständige Thätigkeit nicht lange unbemerkt bleiben. Im Jahre 1539 ernannte er ihn für den hebräischen und lateinischen Druck, wenig später auch für den griechischen zum königlichen Buchdrucker, und ließ ihn mit Typen versehen, die jenes Beinamens würdig geachtet werden konnten. So war er anerkannt als in jeder Hinsicht erster Typograph Frankreichs.

Häusliche Begünstigungen seltenster Art kamen hinzu. Seine Gattin Perrette [1]) war die Tochter des sprachgelehrten Buchdruckers Jodocus Badius Ascensius, der seine Werkstatt von Lyon nach Paris verlegt hatte und hier sich eines gedeihlichen Fortschreitens erfreute. Von des Vaters Wissen war nicht Weniges auf die Tochter übergegangen, besonders war die lateinische Sprache ihr beinahe zur andern Muttersprache geworden, mit solcher Fertigkeit und Richtigkeit war sie sie zu sprechen gewohnt. Nun hatte Robert eine Zeit lang zehn Gelehrte aus verschiedenen Ländern Europa's bei sich im Hause, die zu den mancherlei Geschäften bei seiner Druckerei angestellt waren und daneben einen wissenschaftlichen Kreis bildeten, in welchem, mehr auf stillschweigende Uebereinkunft als auf Verabredung, die lateinische Sprache das Alle verknüpfende Band wurde. In diese Unterhaltungen, sowie in die gemeinschaftlichen Tischgespräche, zog der Zufall bald Diesen, bald Jenen vom Hausgesinde; Manches ließ die Verwandtschaft mit der Muttersprache verstehen, Anderes wurde errathen, Manches dann auch wohl hinzugelernt; genug, es wurde bald zum Herkommen, daß Diener und Mägde in Robert Stephanus' Hause das Latein Anderer verstanden, auch wohl selbst sich lateinisch auszudrücken im Stande waren.

In diesem kleinen lateinischen Freistaate, der sich so natürlich und echt gesellig gestaltet hatte, wurden dem Haupte desselben drei Söhne geboren, Heinrich II., Robert II. und Franz II. Unter mehreren Töchtern ist uns nur von einer der Name, Katharina, aufbewahrt, und daß auch sie mit Leichtigkeit Latein gesprochen habe, obgleich nicht immer ganz sprachrichtig, sowie sie denn ihre Kenntnisse der täglichen Uebung, nicht der Strenge gründlichen Unterrichts verdankte. Von allen ihren Schwestern war sie allein noch im Jahre 1585 am Leben, womit auch von ihr die Nachrichten schließen.

Der älteste der drei Brüder, Heinrich Stephanus, der uns hinfort vorzugsweis beschäftigen soll, war im Jahre 1528 zu Paris geboren. Des Vaters rüstige Körperkraft, von der noch jetzt sein Bildniß Zeugniß giebt, war nicht auf den Sohn vererbt. Frühe Gewöhnung mag ihn zu seinem mühereichen Leben getüchtiget haben; wir wissen nur, daß er bis zu seinem achten Jahre den Gartenbau liebte und übte [2]).

Sein gelehrter Unterricht sollte, wie gebräuchlich, von der lateinischen Sprache ausgehen. Was Vittorino von Feltre und besonders Ambrogio Traversari für den Vorangang des Griechischen gesprochen und gewirkt hatten, war verschollen; bei dem allgemeinen Bildungsgang, den das Abend-

1) Gestorben 1566.

2) Sein Oheim Karl Stephanus eignete ihm darum schon im J. 1536 sein Büchlein: „De re hortensi" zu.

land von Italien aus genommen hatte, war das Uebergewicht des Lateinischen nothwendig. In dem Knaben Heinrich trat darin zuerst die kühne Selbständigkeit hervor, die ihn nie wieder verließ, daß er sich gegen das alte Herkommen auflehnte und zuerst im Griechischen unterwiesen zu werden foderte. Er hatte seinem ersten Jugendlehrer zugehört, als er reiferen Jünglingen die Medea des Euripides erklärte; sie mußten das Trauerspiel scenenweis auswendig lernen und frei vortragen. Von dem Wohlklange der Sprache und des Versbaues mächtig ergriffen, eilte er, seinem Vater den bestimmten Wunsch auszusprechen, vor Allem das Griechische zu erlernen. Zwar versuchte Robert den Einwand, ihm fehle die grammatische Kenntniß des Lateinischen noch gänzlich, und sie müsse schon darum vorangehen, weil alle Hülfs- und Lehrbücher in dieser Sprache abgefaßt seyen. Aber der Eifer des Sohnes überwältigte alle Bedenklichkeiten des Vaters, der im Grunde dieselbe Ansicht hegte: aus den lateinischen Unterhaltungen, die er ja von Kindheit auf im väterlichen Hause gehört, habe er so viel gewonnen, daß es zu diesem Zwecke vollauf genüge; wo es noch fehle, werde die Muttersprache nachhelfen. Die griechischen Declinationen und Conjugationen waren nun rasch gelernt, und in kürzester Zeit las er eben jene Medea, übersetzte nicht, wie es sonst gewöhnlich war, ins Lateinische, sondern mit frischerem Eifer ins Französische, und trug dann eben jene Prachtreden der Heldin, des Jason, der Kreusa vor, um die er jüngst noch seine ältern Freunde sehnsuchtsvoll beneidet hatte. Wenig Jahre später begann Jakob Amyot durch die ersten treuen und doch schönen Uebersetzungen aus dem Griechischen seine noch bildsame Muttersprache zu bereichern.

Das mangelnde Latein holte Heinrich nun mit Leichtigkeit nach; seine Vorliebe für das griechische Alterthum aber war für alle Zeit begründet, ihm selbst der Beruf seines Lebens frühzeitig klar geworden, und noch als gereifter Mann freute er sich des dunkeln Triebes, der den Knaben damals auf diese Bahn führte.

Was so mit raschem Eifer begonnen war, wurde mit Einsicht und Glück fortgesetzt; Robert zwar war durch vielverwickelte Beschäftigungen bei seiner Druckerei gehindert, ihn selbst zu unterrichten, aber er wußte Lehrer auszufinden, wie Heinrich's Geisteskräfte sie foderten; zuerst Peter Danes, dann Jakob Tusan, endlich dessen Nachfolger Adrian Turnebus (Turnebeuf), der, wie Johann Oporinus in Basel und Franz Raphelengius in Leyden, mit der Leitung einer ansehnlichen Buchdruckerei das Amt eines königlichen Professors der griechischen Sprache zu verbinden tüchtig war. Durch diesen eingeführt in die kritische Bearbeitung der alten Schriftsteller, vermochte er es, als achtzehnjähriger Jüngling (1546), seinem Vater bei Herausgabe der römischen Alterthümer des Dionysius von Halikarnaß Beistand zu leisten, und hier scheinen seine Lehrjahre ihr Ende erreicht zu haben.

Reisen in Italien.

Ein entschiedener Hang zum Wandern und Reisen, der erst mit den Jahren in ein unstetes Umherschweifen von Stadt zu Stadt, von Land zu Land entartete, gab sich frühzeitig bei Heinrich Stephanus wie bei den meisten Gelehrten jener Zeit zu erkennen, und Robert, seiner eigenen Jugend eingedenk, willfahrte ihm gern. Unmittelbar an Turnebus' Schule schloß sich,

seine Bildung vollendend, eine mehrjährige Reise nach Italien an, 1547 — 1549. Zwar erscheint als ihr Hauptzweck Besuch und Benutzung der berühmtesten Bibliotheken, besonders zur Vergleichung wichtiger Handschriften und zum Abschreiben ungedruckter Werke des Alterthums; und wie gut er seine Zeit in dieser Hinsicht benutzt, welche Schätze mannichfaltiger Gelehrsamkeit er heimgebracht hat, bezeugt seine ganze folgende schriftstellerische Thätigkeit; aber nicht minder ließ er es sich angelegen seyn, freundliche Verbindungen mit den angesehensten, geistreichsten und einsichtsvollsten Männern einzuleiten, an denen Italien damals noch reich war. So finden wir ihn bald mit Cardinälen und Gesandten, bald mit Gelehrten aller Art verkehrend; es erfreut, zu sehen, wie seine Sitten ihm ebenso viel allgemeine Zuneigung gewinnen, als er sich durch sein Wissen bei Männern wie Karl Sigonius, Peter Victorius, Dionysius Lambinus, Franz Robortell, Wilhelm Sirlet Achtung und Anerkennung erwirbt. Noch in den Zueignungsbriefen vor manchen seiner spätern Werke spricht es sich aus, wie er nicht blos vorübergehende Reisebekanntschaften machte, sondern Verbindungen für alle Zukunft begründete. Nur die alte Kunstwelt scheint ihm auch in Italien gänzlich verschlossen geblieben zu seyn; aber bei seiner stets gespannten Aufmerksamkeit auf schriftliche Denkmale, die der bessernden, ja vor dem Untergange bewahrenden Hände mehr als jetzt bedurften, wird Niemand ihm das zum Vorwurf machen.

Ohne nähere Kunde zu haben von der Folge, in der er die italienischen Städte durchwanderte, oder von der Zeit, die er jeder derselben widmete, geht doch so viel aus zerstreuten Andeutungen hervor, daß er Genua, Lucca, Mailand, Vicenza, Venedig, Padua, Bologna, Florenz, Siena, Rom und Neapel besucht hat. Erwägt man, was zwischen diesen Städten liegt, so wird es wenigstens sehr wahrscheinlich, daß kein bedeutender Punkt ihm unbekannt geblieben ist. Sein längster Aufenthalt aber scheint in Venedig gewesen zu seyn, wo ihn die Handschriften des Cardinals Bessarion, die Gunst des französischen Botschafters, Odet von Selves, und Sigonius' Freundschaft fesselten.

Aber eben dieses Wohlwollen Odet's von Selves wäre ihm bei seiner zweiten italienischen Reise, die in die Jahre 1554 bis 1556 fiel, beinahe verderblich geworden. Der Gesandte hatte Heinrich's anstellige Gewandtheit bei verschiedenen Gelegenheiten kennen gelernt; darauf gründete er den Plan, ihn zu einer geheimen Botschaft zu benutzen. Karl V. und Heinrich II. bekriegten sich in Italien, Ersterer hielt das französische Heer in Siena belagert; das Verhältniß zu Neapel war ein schwankendes, Odet von Selves aber versprach sich von dem Besitze gewisser Papiere, die in Neapel lagen, vollkommene Aufklärung über Alles. Stephanus hatte patriotischen Eifer oder Eitelkeit genug, den bedenklichen Auftrag zu übernehmen. Mit Empfehlungsschreiben des Cardinals Santa Croce, nachmaligen Papstes Marcellus II., ausgerüstet, begab er sich im J. 1555 unter falschem Namen von Rom nach Neapel; allein er wurde als Franzose erkannt, und um die Verlegenheit zu vergrößern, wollte sich einer seiner Angeber entsinnen, ihn früher in Venedig in den Umgebungen Odet's von Selves gesehen zu haben. Stephanus aber leugnete mit so unbefangener Beharrlichkeit, er sprach besonders die italienische Sprache mit solcher Meisterschaft, daß die Neapolita-

ner sich über seine Person täuschen ließen und er der drohenden Gefahr glücklich entkam.

Italien hat er seit diesem schlimmen Abenteuer nicht wieder betreten; aber von der Sucht, mit vornehmen Herren in einer Art von Vertraulichkeit zu leben, war er dadurch keineswegs geheilt.

Reise nach England.

Kaum von seiner ersten italienischen Reise heimgekehrt, machte er schon im Jahre darauf, 1550, einen neuen Ausflug in entgegengesetzter Richtung; er ging nach England. Von gelehrter Betriebsamkeit verlautet dießmal nichts, auch war sein Aufenthalt jenseit des Kanals nur von kurzer Dauer, doch lang genug, um sich auch hier sofort die Landessprache anzueignen. Eine Erinnerung aber begleitete ihn noch in spätere Jahre. Im Tower war damals ein Löwe von ungewöhnlicher Größe und Wildheit, und auch er ging, dieß Wahrzeichen von London zu sehen. Zufällig war ein junger Mensch mit einem Saitenspiel anwesend; er wurde gebeten, es zu rühren, weil man sich von der Wahrheit mancher Sagen zu überzeugen wünschte, die dem Löwen eigenthümliche Empfänglichkeit für die Tonkunst zuschrieben. Er wurde eben gefüttert und stürzte mit voller Gier über sein Fleisch; sowie aber die ersten Töne der Cither erklangen, ließ er vom Fressen ab, horchte aufmerksam hin, sprang auf und fing an, sich gemessenen Schrittes wie tanzend im Kreise zu bewegen; die Töne hörten auf und er kehrte zu seinem Fleische zurück; sie erschollen von neuem und er begann wiederum seine Tanzbewegungen. Um völlige Gewißheit zu erlangen, daß kein Zufall obgewaltet habe, kehrte man nach einigen Tagen in den Tower zurück; man erneute den Versuch, und dieselben Erscheinungen zeigten sich auch dießmal.

Nachdem Heinrich sich noch bei dem dreizehnjährigen Könige Eduard VI. huldvoller Aufnahme erfreut hatte, kehrte er 1551 durch Flandern und Brabant in seine Heimath zurück. Einen kurzen Aufenthalt auf der Hochschule zu Löwen benutzte er theils zu Bekanntschaften mit dortigen Lehrern, theils zur Erlernung der spanischen Sprache, wozu in den Niederlanden damals unerwünschte Gelegenheit war.

Aufenthalt in Genf.

Alle, die vertraut mit den Werken des Alterthums, in ihnen die sicherste Schutzwehr gegen Vernachlässigung des freien Vernunftgebrauches und gegen Ungeschmack erkannt hatten, waren abgefallen von Papstthum und Mönchcrei und hatten sich dem Licht der neuen reinern Lehre freudig zugewendet; so Turnebus, so Stephan Dolet, so — einer der eifrigsten — auch Robert Stephanus mit seinen Söhnen. Im Handeln wie im Denken aller Halbheit abgeneigt, verbreitete er durch seine Pressen nicht blos die Schriften von Calvin, Theodor Beza und Bucer und andern Häuptern der gereinigten Kirche; bereits früher hatte er sich's unter dem Schutz des nicht engherzigen Franz I. angelegen seyn lassen, durch wiederholte, immer richtigere und schönere Abdrücke der heiligen Schriften im hebräischen und griechischen

Urtext, wie in der lateinischen Uebersetzung den Zugang zu diesen lautersten Quellen der Erkenntniß und des Heils zu erleichtern.

Die Sorbonne hatte schon längst mit verhaltenem Grimme diesem erfolgreichen Wirken zugesehen; als aber Robert im Jahre 1547 seinen edeln Beschützer durch frühen Tod verlor, als Heinrich II. den Thron bestieg und mit ihm das Regiment der Ränke und Umtriebe begann, säumte dieß finstere Glaubensgericht nicht länger, mit förmlicher Anklage auf Ketzerei gegen ihn hervorzutreten. Mochte er auch für den Augenblick keine unmittelbare Gefahr für sich wahrnehmen, so sah doch wohl sein heller Blick voraus, was bevorstand; mindestens konnte er sich es nicht verschweigen, wie gleich jetzt Alles versucht werden würde, seine Thätigkeit durch allerlei Hudelei zu lähmen und ihr dadurch allmälig den Untergang zu bereiten, den durch einen Gewaltstreich herbeizuführen noch nicht an der Zeit war. Dagegen war nur Ein untrügliches Hülfsmittel; es zu ergreifen, foderte raschen Entschluß, aber daran fehlte es Robert Stephanus nicht.

Auf der Grenze zwischen Frankreich und der Schweiz gelegen, beider Länder Vortheile in sich vereinigend, war Genf zu jener Zeit der bewegte Schauplatz von Calvin's kirchlichen Umgestaltungen und Verbesserungen; waren auch hier Dinge, wie Servet's Hinrichtung, vorgefallen, die mehr nach Papstthum oder Sorbonne schmeckten als nach dem Evangelium der Liebe, so standen sie doch sehr einzeln da und wurden von Vielen laut gemißbilligt; überhaupt war ein freudiges Emporstreben zum Bessern, durch eine aufblühende Hochschule begünstigt, nicht zu verkennen, und es leuchtete ein, daß die Glaubensfreiheit in Genf sich ebenso rasch entwickele, wie sie in Frankreich sich zum Erlöschen neigte.

Solcher Umgebungen bedurfte Robert; alle äußerliche Vortheile, die ihn in Paris halten konnten, ja was oft am festesten bindet, von den Vätern überkommene Gewohnheiten, Sitten, Meinungen, mußten dagegen verschwinden. So verpflanzte denn Robert im J. 1550 oder 1551 sein ganzes Hauswesen nach Genf, wo ein solcher Bürger mit offenen Armen empfangen wurde. Sein typographischer Betrieb änderte sich nicht, nur einiges Uebergewicht an theologischen Werken läßt sich bemerken; es erklärt sich leicht aus den vorwaltenden Interessen seiner neuen Vaterstadt.

Ob Heinrich ihn gleich damals nach Genf begleitete, ob er in Paris zurückblieb, um einen nicht gleich abzulösenden Theil der vielverzweigten Geschäfte des Vaters fortzuführen, ob er durch Zwischenreisen eine Art von Verbindung erhielt, ist nicht klar, das letztere nicht unwahrscheinlich. Fest steht, daß er, nachdem er 1554 die Anakreontischen Gedichte zum ersten Male in Paris an's Licht gestellt und sich dadurch sehr berühmt gemacht hatte, 1556 auf längere Zeit nach Genf ging, um seinem Vater bei Herausgabe der Sprichwörtersammlung des Erasmus von Rotterdam zu helfen.

Aber Robert sollte sich der neuen Heimath nicht lange freuen; am 7. Sept. 1559 starb er als Sechsundfunfzigjähriger, ein frühes Opfer rastloser körperlicher und geistiger Anstrengungen. In seinem letzten Willen hatte er verfügt, daß Heinrich, als Haupt der Familie, die Fürsorge für seine Geschwister übernehmen und dem ganzen Hauswesen vorstehen solle; Bedingung dabei war, daß dieses nie wieder zurück nach Paris, noch anderswohin verlegt werden dürfe. Der zweite Sohn, Robert, war deswegen

enterbt, weil er sich gegen des Vaters Willen in Paris als Drucker niedergelassen hatte und zur katholischen Kirche umgekehrt war.

So war also Heinrich für sein ganzes übriges Leben an Genf gebannt; aber der reizende Wohnort konnte ihm nicht lange mehr gefallen, sobald er den Zwang an die Stelle freier Wahl getreten sah. Die Buchdruckerei wurde zwar anfangs mit unverminderter Thätigkeit fortgesetzt und arbeitete auch dann fort, wenn er abwesend war. Er selbst aber, je nachdem ihn eine schriftstellerische Arbeit losließ, folgte dem Zuge seiner mit jedem Jahre unsteter werdenden Sinnesart, und er schwärmte dann bald in Frankreich, bald in Deutschland jahrelang umher, bis die Laune ihn auf kurze Zeit wieder nach Genf oder auf sein nahes Landgut Grière zurückführte. Merklich im Zunehmen erscheint diese peinliche Unstetigkeit nach Vollendung seines Hauptwerkes, des griechischen Sprachschatzes, 1572; es ist, als wäre damit der Beruf seines Lebens erfüllt und keine fernere, seiner würdige Bestimmung mehr zu finden.

Einmal machte er den Versuch, das Testament seines Vaters aufzulösen und seine Rückkehr nach Paris zu bewerkstelligen. Er reiste um das Jahr 1580 dahin, suchte und fand die Gunst König Heinrich's III. und vertraute ihm seine Wünsche; der Fürst versprach, sich beim genfer Rath für ihn zu verwenden; wenn Scaliger nicht lästert, hatte er sogar Rückkehr zum Katholicismus angelobt, wenn es gelinge; aber die Genfer waren durch nichts zu bewegen, die Vortheile aufzugeben, die Robert's letzter Wille auch ihnen brachte.

Daß Heinrich's Vermögensumstände bei einer solchen Lebensweise nicht gedeihen konnten, ist natürlich; ein sehr geringer Nachlaß bestätigte es nach seinem Tode; er beschränkte sich fast ganz auf eine reiche Bücherssammlung, die ein treues Bild seines Geistes war.

Eheliches und häusliches Leben.

Dem Gedanken an eheliche Verbindung scheint Heinrich nicht eher Raum gegeben zu haben, als bis der Tod seines Vaters ihm die Nothwendigkeit auflegte, einem großen Haushalte vorzustehen. Um das Jahr 1560 erst finden wir ihn vermählt. Wer seine Gattin gewesen sey, ist nirgends aufgezeichnet; eine Vermuthung macht sie zur Tochter oder nahen Anverwandtin des Schotten Heinrich Scrimger, eines der ausgezeichnetsten Civilisten seiner Zeit, mit dem Heinrich Stephanus sich schon bei seinem ersten Aufenthalte in Venedig befreundete, und der um diese Zeit in Genf lebte, wo er 1571 starb. Nur das Todesjahr seiner Gattin, 1568, ist außer Zweifel [1]), und auch das wissen wir, daß sie Mutter zweier Töchter, Flo-

1) Ich bin hier der gewöhnlichen Ueberlieferung gefolgt, wie sie sich bei den Lebensbeschreibern vorfindet, siehe Maittaire De vit. Steph. S. 269. Allein die Sache scheint sich ganz anders zu verhalten. Denn in einem Originalbriefe von Heinrich Stephanus an Johann Crato von Kraftheim vom 1. August 1581, den nebst mehreren andern die Rehdiger'sche Bibliothek in Breslau aufbewahrt, gedenkt er des Todes seiner Gattin als neuerlichst erfolgt, übrigens in Ausdrücken, die mit denen in dem Zueignungsschreiben an seinen Sohn vor der Ausgabe des Gellius völlig übereinstimmen, sodaß sie also um zwölf Jahre länger gelebt haben muß, als

rentia und Dionysia, und eines jüngern Sohnes, Paulus, geworden war. die sie alle überlebten.

War diese Ehe auch kurz, so muß sie doch sehr glücklich gewesen seyn, wenn wahres Glück auf der lebhaften Anerkennung gegenseitigen Werthes beruht. Beinahe zwanzig Jahre nach ihrem Tode preiset Heinrich sie in der Zuschrift an seinen Sohn, die er der Ausgabe des Gellius (1585) vorangestellt hat, als edel von Geschlecht und Gesinnung, von der Natur mit hoher Schönheit, von ihren Aeltern mit musterhafter Erziehung ausgestattet, gebildet im vertrauten Umgange mit Edeldamen, ja mit Fürstinnen, daneben im Besitz aller jener stillern Tugenden der Hausfrau: anspruchslos bei würdigem Ernst und gütig gegen Jedermann, freigebig und sparsam, wie die Sache es jedesmal mit sich brachte, auch bei Scherz und Fröhlichkeit gehalten, stete Heiterkeit in den Mienen, milde Ueberredungsgabe auf den Lippen, war sie, um das schöne Bild zu vollenden, die trefflichste Mutter, die von ihren Kindern durch ein Wort zu erreichen pflegte, was andere Mütter kaum durch Schläge erzwingen.

Wir geben uns gern dem Glauben hin, daß Heinrich dauernde Ruhe und Zufriedenheit im engern häuslichen Kreise gefunden haben würde, wenn ihm der Besitz dieser Frau auf längere Zeit gegönnt gewesen wäre. Wenigstens waren die Jahre dieses Ehestandes die ruhigsten, arbeitsamsten seines Lebens, und erst mit der Gattin Tode scheint der unstete Dämon eine Gewalt über ihn bekommen zu haben, die, durch mancherlei Umstände gesteigert, ihn endlich zu Grunde richtete.

Späterhin verheirathete er sich zwar zum zweiten Male; aber es war ihm wohl nur um eine tüchtige Haushälterin zu thun, die bei seinen häufigen Abwesenheiten die Wirthschaft mit Nachdruck und Verstand zu leiten geeignet sey; dieß wird ihr auch nachgerühmt, sonst aber haben wir nichts von ihr zu berichten.

Seine Kinder sah Heinrich alle heranwachsen, sie überlebten ihn lange. Paulus, geboren 1566, empfing den ersten Unterricht von seinem Vater selbst, dann wurde er auf Reisen geschickt nach Holland und England, und setzte von 1599 an die ererbte Buchdruckerei fort; das Jahr 1625 hat er noch erreicht. Dionysia war stets kränklich und starb unvermählt. Ein schönes Loos wurde Florentien als Gattin des edeln und tiefgelehrten Isaak Casaubonus [1]) zu Theil. Dieser lebte von 1581 bis 1595 in Genf, theils als Corrector in den Druckereien Heinrich's, als dessen Schüler er sich dankbar bekennt, theils als öffentlicher Lehrer an der Hochschule. Hier lernte er Florentien kennen und verband sich gegen das Jahr 1590 mit ihr. Sie theilte hinfort treu und muthig alle Wechsel eines oft sorgenreichen Lebens mit dem geliebten Gatten und ist ihm in mancher schweren Stunde Trost und Stütze bis an den Tod gewesen. Der Mutter Geist scheint auf ihr geruht zu haben. Es schmerzt, hinzufügen zu müssen, daß Heinrich nie Vertrauen und Zuneigung zu des trefflichen Schwiegersohns milder Cha-

---

gewöhnlich angenommen wird. Vgl. Henr. Stephani ad Joan. Cratonem a Craftheim epistolae. Ex autogr. nunc primum edidit Franc. Passow. p. 16. [Opuscc. acad. p. 420.]

2) Geboren in Genf 1559, gestorben in Paris 1614, d. 1. Juli.

rakterfestigkeit hat fassen können, ja daß in manchen Stunden des finstersten Unmuths Casaubonus und Florentia ihm nicht vor Augen erscheinen gedurft. Der Kinder Liebe zu ihm aber hat sich nie gemindert.

Hofleben.

Wenn Gelehrte sich hindrängen an die Höfe der Fürsten, laufen sie stets Gefahr, lächerlich, ja verächtlich zu werden. Sie müssen hergebrachten Formen huldigen, die sie nie anerkennen können, wenn sie nicht der ihnen gebührenden Richtung auf das Wesen und die Wahrheit entsagen wollen. Einen Beweis dafür giebt auch Heinrich Stephanus.

Sein heftiges Verlangen, aus Genf nach Paris zurückkehren zu können, trieb ihn gegen 1580 an den Hof Heinrich's III. Wie elend, wie herz- und charakterlos, wie durchaus nichtswürdig dieser König auch war, Stephanus bewarb sich um seine Gunst und erlangte sie; er bewirkte es sogar, daß ihm von Zeit zu Zeit Geldunterstützungen zur Förderung seiner typographischen Unternehmungen gereicht wurden, doch traten bald leere Verheißungen an die Stelle. Noch ehe er selbst das Unwürdige seiner Stellung empfand, spotteten schon seine Zeitgenossen über den bejahrten Gelehrten, der den Höfling zu spielen versuche und in Sammet und Seide sich unter den sittenlosesten Fürstendienern umhertriebe. Unterhielt sich doch der König gern mit ihm, ja selbst Geheimnisse vertraute er ihm an.

Doch diese Huld wäre unserm Stephanus beinahe theuer zu stehen gekommen. Der König hatte ihm auch einmal ein Geheimniß mitgetheilt, aber am andern Tage war es Hofgespräch; Stephanus wurde gerufen und als Verräther des an ihm Vertraueten höchst ungnädig angelassen. Seiner Unschuld sich bewußt, betheuert, schwört, fleht er; Alles vergeblich; ihm allein hatte der König sein Geheimniß eröffnet, er allein konnte auch nur ausgeschwatzt haben; mit schweren Drohungen wird er entlassen. Die Nacht kommt natürlich kein Schlaf auf seine Augen; er sinnt hin und her; da fällt ihm ein Höfling ein, dem der König es auch gesagt, der es ausgeplaudert haben könnte. Mit dem ersten Morgen will er hin und den Fürsten fußfällig anflehen, er möge sich doch einmal besinnen, ob nicht dieser der Thäter gewesen seyn könne. Aber wenn er sich nun nicht besinnen will? wenn der Gemeinte wirklich nicht der Schuldige ist? wenn zu dem Vorwurfe des Schwätzers noch der schlimmere des falschen Anklägers hinzukommt, und er, nicht genug, den König aufgebracht zu haben, sich auch noch die unfehlbare Rache des erbitterten Höflings zuzieht? So mußte auch dieser Plan aufgegeben werden. Aber Gott selbst half dem unschuldig Verdächtigten. Schon am folgenden Tage fiel dem Könige ohne Anderer Zuthun ein Zweiter ein, den er gleichfalls zum Vertrauten gemacht; er wird geholt, überführt, gestraft, und Stephanus ist wieder zu Gnaden angenommen. Er hat die Geschichte seiner Noth und seiner Rettung in zierlichen lateinischen Versen verewigt.

Indeß mochten doch ähnliche Erlebnisse und die nach und nach gewonnene Ueberzeugung, daß für seinen heißesten Wunsch nichts zu erreichen sey, dem oft Getäuschten das längere Verweilen am Hofe völlig verleiden. Er verließ Paris im J. 1587, um nie zurückzukehren.

Reisen in Deutschland.

Seitdem Heinrich Stephanus seinen Wohnsitz nach Genf verlegt hatte, war Deutschland ihm in wissenschaftlicher und kaufmännischer Beziehung ebenso nahe wie Frankreich. Ein gelehrter Briefwechsel verband ihn schon lange mit vielen deutschen Alterthumsforschern, manche edle deutsche Freigebigkeit hatte er erfahren, seine Schriften wurden dort wahrscheinlich höher geschätzt als in seinem durch Glaubensstreitigkeiten und politische Spaltungen furchtbar zerrissenen Vaterlande, und der Absatz derselben war gegen Osten lebhafter als gegen Westen; dazu kamen nun noch die seit der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts auch für den Buchhandel wichtigen Messen in Frankfurt am Main, die seine kaufmännische Anwesenheit nothwendig machten, und denen er ein eigenes Büchlein gewidmet hat [1]).

In welchem Jahre diese Ausflüge nach Deutschland beginnen, ob er vielleicht schon in seiner Jugend bei der Rückkehr aus Italien Augsburg sah, müssen wir dahingestellt seyn lassen. Regelmäßig und immer häufiger wurden seine Besuche in Frankfurt schwerlich vor der Herausgabe des griechischen Sprachschatzes, 1572. Von dort machte er die Rheinfahrt nach dem ehrwürdigen Köln; in Bacharach besonders gefiel es ihm so wohl, daß er das anmuthige Städtlein in einem lateinischen Gedichte verherrlichte. Basel, Straßburg, Heidelberg begrüßte er schon auf den jedesmaligen Hin- und Herreisen. Späterhin, nach 1574, lernte er auch das Innere des Landes kennen; er ging nach Regensburg, nach Wien, ja er bereiste einen Theil von Ungarn. Hier äußerte er gegen einen Eingeborenen Mitleid über Ungarns traurigen politischen Zustand; aber dieser antwortete: „Wenn du erst dein Vaterland, das bejammernswürdiger ist als meins, genugsam betrauert hast, dann komme wieder und betraure auch das meinige." Zum letzten Male verließ er Deutschland 1595, drei Jahre vor seinem Tode.

Damals soll er drei Jahre, von 1593 an, ununterbrochen in Frankfurt und Regensburg verlebt, in ersterer Stadt sogar gedruckt haben; doch ist letzteres unerwiesen. Im J. 1594 hielt Kaiser Rudolph II., dem er, wie früher Ferdinand I. und Maximilian II., schon bei seiner Anwesenheit in Wien persönlich bekannt geworden war, in Regensburg einen Reichstag, auf dem er die Stände zu eifrigster Fortsetzung des Türkenkrieges aufmuntern wollte. Bei diesem Anlaß überreichte Stephanus dem Reichstage zwei Reden, in deren einer er des Hubert Folieta Buch von der Größe des türkischen Reiches widerlegte, in der andern gleichfalls die Stände anfeuerte, den Kampf gegen den Erbfeind der Christenheit mit allen Kräften weiterzuführen. Wie wenig Ohr dafür die Reichsfürsten hatten, ist leider bekannt genug; der Kaiser büßte seinen guten Willen mit dem Verluste seines Verstandes [2]).

Daß Stephanus an den Deutschen und ihrer Lebensweise Gefallen fand, können wir wohl ohne übertriebene Vaterlandsliebe aus seinem wiederholten Aufenthalt in Deutschland schließen. Nur Eins hatte er auszusetzen,

---

1) Francofordiense emporium ejusque laus. 1574.

2) Auch in seiner Schrift: „De Latinitate Lipsiana", hat Stephanus sich weit mehr mit dem Türkenkriege als mit Lipsius' Latein beschäftigt.

der Deutschen unmäßige Zechlust, in der er sich ihnen keineswegs gewachsen fühlte. Er verschaffte sich dagegen eine ächt philologische Genugthuung, indem er (1574) nicht nur eine „Kylikodipsia" (Humpendurst) und eine „Methysomisia" (Haß der Trunkenheit) dichtete, sondern auch alles auf dieses Laster Bezughabende aus der griechischen Anthologie, aus Lucian, Libanius, Basilius, aus Seneca und Plinius sammelte und das Griechische mit lateinischer Uebersetzung herausgab.

Mit der deutschen Sprache scheint er sich jedoch nicht vertraut gemacht zu haben; sehr begreiflich, weil damals die lateinische in Deutschland nicht bloß Gelehrten- sondern auch Hof- und höhere Umgangssprache war.

Reitkunst und Dichtkunst.

Die Lust am Reiten scheint den Stephanen angeboren gewesen zu seyn. Von Robert ist es bekannt, daß er die jetzt allgemein angenommene Abtheilung der Bibelkapitel in sogenannte Verse größtentheils beim Reiten vorgenommen hat, wenn auch die biblischen Kritiker meinen, sein Pferd müsse oft gestolpert haben und dadurch in dem zum Abdruck bestimmten Exemplare der Eintheilungsstrich an die unrechte Stelle gekommen seyn.

Für Heinrich war das Reitpferd der wahre Pegasus, auf dem nach seiner eigenen Versicherung fast Alles entstanden ist, was er Gutes in griechischer und lateinischer Sprache gedichtet hat. Es erscheint dieß vollkommen glaubhaft, wenn man erwägt, daß er alle seine Reisen allein und zu Roß zu machen pflegte, daß gelehrte Studien, die Bücher erfodern, auf solche Weise nicht gedeihen konnten, und daß es ihm also höchst erwünscht seyn mußte, wenn eine glückliche Gabe, die bald zur Fertigkeit wurde, ihn geistreich und anmuthig über jede Langeweile hinweghob, ihn Hunger und Durst, Sturm und Regen vergessen ließ. So wurden denn im altrömischen Sinne ausschließlich die Mußestunden dem Umgange mit den Musen bestimmt.

Mit welcher Leichtigkeit er dichtete, bezeugt nicht allein die große Menge seiner poetischen Arbeiten, sondern auch das Gepräge geistiger Gewandtheit, das ihnen vorzugsweis eigen ist und bei Stephanus nicht die Frucht jahrelanger Anstrengung und sorgsamer Feile seyn konnte; vielmehr vermißt man zuweilen die letztere. Auch war es ihm völlig gleich, ob er in griechischer oder lateinischer Sprache dichtete.

Aus dieser Entstehungsweise erklärt es sich denn auch gar wohl, warum er den Ton höherer Lyrik ebenso wenig anstimmte als den des langathmigen Epos; ein Heldengedicht, das die Glaubenskriege in Frankreich zum Gegenstande haben sollte, scheint nie über den ersten Anfang hinausgekommen zu seyn. Groß ist die Zahl seiner Epigramme, in denen er sehr glücklich war; sie verdanken ihren Ursprung theils Begebenheiten der Gegenwart, erfreulichen wie unerfreulichen, öffentlichen wie persönlichen, theils griechischen Vorbildern, die er mit solcher Meisterschaft wiedergab, daß ihm hierin wohl keiner überlegen ist als Hugo Grotius. Ebenso gelang ihm der leichtere didaktische Styl, wie er sich in den moralischen Parodien classischer Dichterstellen kundgiebt; ein Lob der Reitkunst ist ungedruckt geblieben, was höchlich zu bedauern. Sowie er nun aber niemals von seinem Gegenstande ungewöhnlich ergriffen ist, scheint ihm überall das am besten zu gerathen, worin er sich einem gewissen kaustisch-satyrischen Hange hingeben darf; da-

hin gehört die Methysomisia, die Kylikodipsia, vor allem die merkwürdige, für Zeitgeschichte höchst wichtige Musa monitrix principum. Eine zweckmäßige Auswahl aus seinen Poesien würde ein dankenswerthes Unternehmen seyn [1]).

Wenn nun aber auch sein vieles Reiten wesentlich mitgewirkt haben mag, daß er bei ziemlicher Gesundheit ein bedeutendes Alter erreicht hat, so brachte es ihm doch auch zuweilen augenblickliche Lebensgefahr. Einen solchen Vorfall erzählt er selbst. Sein Lieblingspferd war eine Zeit lang ein türkischer Hengst von edelster Race, nur sehr hartmäulig und zum Bäumen geneigt. Als er ausritt aus Frankfurt, wo er es gekauft hatte, wollte er gleich vor dem Thore erproben, ob sein Thier ein guter Renner sey. Aber kaum waren ihm die Zügel gelassen, als es mit seinem Herrn durchging, in unaufhaltsamer Eile dahinschoß und am Ende in ein queer vor dem Wege gezogenes Gehege, über das wegzusetzen mißlang, dergestalt hineinstürzte, daß man Roß und Reiter verloren gab. Aber beide waren ohne Schaden zu leiden davon gekommen; nur wurde Stephanus vor den Rath geladen und mußte den Schaden bezahlen, den sein Pferd angerichtet hatte. Er gewöhnte sich indeß so gut an seinen Renner, daß er die auf ihm gefertigten Verse auch sofort niederschreiben konnte, ohne ihn erst anzuhalten.

Muttersprache.

Die französische Sprache erfreute sich unter Franz I. einer schönen Blüthe, die sowohl der Poesie als der Prosa eine glückliche Ausbildung verhieß; daß diese im Keime erdrückt wurde, verschuldet die lange Reihe schlechter Könige, die dem Lande innern Frieden zu erhalten nicht vermochten. Kunst und Wissenschaft waren aber in Frankreich von Anbeginn in ein so nahes Verhältniß zum Hofe getreten, daß sie hinfort vom Charakter desselben bedingt wurden.

Stephanus war beinahe gleichzeitig mit den Dichtern Marot, Dolet, Jodelle, Ronsard und dem sogenannten Siebengestirn; für die edlere Gestaltung der Prosa waren besonders Rabelais, Montaigne und Amyot mit Erfolg thätig. Keine dieser Anregungen blieb ohne Einwirkung auf Stephanus' empfänglichen Geist. Als Dichter zwar ist er vergessen, doch ist die Anzahl der von ihm erschienenen poetischen Werke nicht unbedeutend; sie scheinen alle das ethisch-satyrische Gepräge getragen zu haben, das seinen meisten lateinischen Gedichten eigen ist. Viele sind bloße Uebersetzungen aus dem Griechischen und Lateinischen. Beachtungswerth aber bleibt es, daß die Entstehung fast aller in die Zeit seines Hoflebens, also in sein höheres Alter fällt, und daß er davor nicht als der gelehrte genfer Buchdrucker Estienne, sondern als der Sieur de Grière aufzutreten pflegt.

In der Geschichte der französischen Prosa dagegen ist ihm sein Name neben dem der beiden großen Meister Montaigne und Amyot gewiß, nicht bloß wegen der alterthümlichen Anmuth und Einfalt der Sprache, der kraft-

1) Budik in seiner verdienstlichen Sammlung über neuere lateinische Dichter gedenkt unseres Stephanus nicht.

und lebensvollen Darstellung in den Werken, die seinen Ruhm als französischer Stylist begründen, sondern auch wegen ihres merkwürdigen Inhalts und Schicksals. Es sind zwei Schriften, deren wir hier zu gedenken haben, seine Vertheidigung des Herodot [1]) und seine Lebensbeschreibung der Königin Katharina von Medicis [2]).

Stephanus hatte im Jahre 1566 den Herodot herausgegeben und ihm eine lateinische Apologie seines Geschichtschreibers beigefügt, besonders um ihn gegen den Vorwurf lächerlicher Leichtgläubigkeit oder absichtlicher Täuschung seiner Leser in Schutz zu nehmen. Doch konnte er seinen Muthwillen nicht zähmen und verglich die verschrienen Wunder bei Herodot durchweg mit den Wundern der Päpste und Priester, die bei weitem unglaublicher seyen, und die dennoch ein guter katholischer Christ zu glauben nicht ermangele. Diese witzig und geistreich geschriebene Abhandlung machte großes Aufsehen, und Stephanus erfuhr, man wolle sie ins Französische übersetzen. Damit die Arbeit nicht durch ungeschickte Behandlung mißrathe, entschloß er kurz und gut sich selbst dazu. Nun wurde ihm aber unter den Händen ein neues Buch daraus; denn es erwuchs, ehe er sich dessen versah, zur Hauptsache, was ursprünglich Nebensache gewesen war, durchgängiger, beißender Spott über Mönchere und Pfaffenthum, dann im Allgemeinen über herrschende Unsittlichkeiten der Zeit. Gehören auch die zahlreich eingewebten Erzählungen nicht immer zu den züchtigsten und verletzen sie selbst mitunter minder bedenkliche Ohren, so muß man doch zugestehen, daß sie den Charakter der Wahrheit oft nur zu stark aufgeprägt tragen, und daß Stephanus, wenn er einmal die Sitten der Zeit und seine Erfahrungen, besonders die auf den italienischen Reisen gemachten, in gewissen Beziehungen darstellen wollte, dieß unmöglich auf eine lebendigere und treuere Weise thun konnte. Welchen Beifall das Buch auch bei den Zeitgenossen fand, lehrt mehr als alles Andere der Umstand, daß es noch bei Stephanus' Leben eilf Auflagen erfuhr, eine Auszeichnung, deren sich keines seiner übrigen Werke zu erfreuen gehabt hat. Nicht geringer mag freilich die Erbitterung derer gewesen seyn, die sich auf irgend eine Weise getroffen fühlten, besonders des Klerus; ja, es geht die Sage, Stephanus habe aus Paris mitten im Winter in die Gebirge von Auvergne entfliehen müssen, während man ihn in der Hauptstadt im Bildnisse verbrannte; um der Erzählung Wahrscheinlichkeit zu geben, fügt man noch die scherzende Aeußerung von ihm hinzu, er habe nie mehr gefroren, als da man in Paris es ihm am heißesten gemacht. Doch ist die ganze Thatsache wenig beglaubigt.

Wie viel sich überdieß ein Schriftsteller jener Zeit erlauben durfte, wenn er der Beistimmung einer mächtigen Partei oder gar der öffentlichen Meinung gewiß seyn konnte, davon giebt das zweite der erwähnten Bücher, die

---

1) Apologie pour Hérodote ou traité de la conformité des merveilles anciennes avec les modernes. In frühern Ausgaben auch: Introduction au traité de la conf. des merv. anc. avec les mod. ou traité préparatif à l'apologie pour Hérodote.

2) Discours merveilleux de la vie, actions et déportemens de la reine Catharine de Médicis, mère de François II., Charles IX., Henri III., rois de France.

Lebensbeschreibung Katharinens von Medicis, ein redendes Zeugniß. Obgleich im Jahre 1575, bald nach der Thronbesteigung ihres Sohnes, Heinrich's III., erschienen, stellt die kleine Schrift mit rücksichtsloser Kühnheit funfzehn Jahre vor ihrem Tode die Schandthaten und Verbrechen dieser zweiten Brunhild ins grellste Licht und ist dadurch eine der Hauptquellen für die Regierungsgeschichte Karl's IX. geworden. Zwar hat man gezweifelt, ob Stephanus wirklich der ungenannte Verfasser sey, und es haben Einige auf Theodor Beza, Andere auf Johann von Serres vermuthen wollen. So viel ist aber gewiß, daß die herrschende Ueberzeugung sich allgemein für Heinrich Stephanus erklärt hatte, daß er selbst nie widersprochen hat, und daß eine tiefe innere Verwandtschaft mit der Apologie des Herodot schwer abzuleugnen seyn würde. Räthselhaft würde es freilich bleiben, wie Heinrich III. einen solchen Biographen seiner höchlich verehrten Mutter wenig Jahre später unter seine Günstlinge zu erheben im Stande war, wenn man bei diesem Fürsten nicht auf jeden leichtsinnigen Charakterwiderspruch gefaßt seyn müßte. Räthselhafter ist es, daß auch Katharinens Gift oder Dolche ihn nicht gefunden haben.

Auch die 1569 gleichfalls ohne Namen französisch und lateinisch herausgegebene, durch die schändliche Ermordung des Prinzen Ludwig von Condé veranlaßte Flugschrift wird gewöhnlich dem Stephanus zugeschrieben und unstreitig mit gleichem Recht.

Erscheint uns Stephanus in diesem berühmtesten seiner französisch abgefaßten Werke voll großartiger Theilnahme an seiner Zeit und an dem Geschick seines Vaterlandes, stets dem Recht huldigend und mit den schärfsten Waffen des Spottes und Witzes den Unfug unter der Papstmütze wie unter der Königskrone bekämpfend, so dürfen wir doch auch einiger kleineren, fast verschollenen Schriften nicht vergessen, die ausschließlich der französischen Sprache gewidmet und in ihrer Art von nicht geringerm, wenn auch bescheidnerm Verdienste sind.

Stephanus hatte es mehrmals ausgesprochen, wie er in der Ehre seiner Muttersprache einen wesentlichen Theil der Ehre seines Volkes erblicke. Dadurch wurden vorzüglich zwei Schriften veranlaßt: die eine, wahrscheinlich gleich nach dem Tode seiner ersten Frau 1568 geschrieben, über die Aehnlichkeit der französischen Sprache mit der griechischen [1]), aus der manches Einzelne nachher in den griechischen Sprachschatz übergegangen ist; die andere im Allgemeinen über die Vorzüge der französischen Sprache, 1579 [2]). Die letztere Schrift soll durch mehrere Unterredungen mit Heinrich III. über denselben Gegenstand veranlaßt seyn; wenigstens war der König über diese Arbeit so erfreut, daß er ihn dafür mit einer Anweisung auf 4000 Livres beschenkte. Als Stephanus aber zum Schatzmeister Peter Molan kam, um sein Geld zu erheben, bot dieser ihm für die Anweisung 2400 Livres an. Stephanus bestand auf seiner Foderung als auf einem Rechte und machte sich zu nichts weiter anheischig, als zu einem freiwilligen Ehrengeschenk von 200 Livres; der Schatzmeister aber erklärte ihm, man sehe wohl, daß er noch nicht gelernt habe, was baares

---

1) Traité de la conformité du langage françois avec le grec.

2) Projet du livre intitulé: de la préexcellence du langage françois.

Geld sey, er werde ohne Zweifel bald wiederkommen mit seiner Anweisung und mit 2400 Livres gern zufrieden seyn wollen, dann werde er aber auch die nicht erhalten. Wie er gesagt hatte, geschah es; da Stephanus bald inne wurde, daß dem Könige nichts daran gelegen war, ob sein fürstliches Wort in Ehren blieb, eilte er abermals zu Molan, um wenigstens die angebotenen 2400 Livres zu retten; aber nun wurde er mit dem Bescheid entlassen, mit diesem Geldhandel habe es eine ganz andere Bewandtniß als mit dem Bücherhandel, und er könne jetzt für seine 4000 Livres keine 400 mehr bekommen.

Hatte aber Stephanus auch in der Gegenwart schlechten Lohn für seine redlichen Bemühungen um die Vervollkommnung und Verherrlichung der Muttersprache, so bleibt ihm doch der unvergängliche Ruhm, sie vortrefflich geschrieben zu haben und unter allen französischen Philologen des 15. und 16. Jahrhunderts der Einzige gewesen zu seyn, der ihrer mächtiger war als selbst der lateinischen.

Ausgaben alter Schriftsteller.

Weit über Frankreichs Grenzen hinaus aber erstreckte sich Stephanus' Verdienst durch Ausgaben alter, besonders griechischer Schriftsteller. Ihr geringster Werth liegt in ihrer äußerlichen Erscheinung; denn es ist nicht zu leugnen, daß Robert, unterstützt durch seine königlichen Typen und durch die Nettigkeit des pariser Papiers, in dieser Hinsicht für ihre Ausstattung Besseres leistete als Heinrich, zumal in seinen spätern genfer Drucken; doch verdienen einige, wie die große Sammlung der griechischen Epiker (1566), auch von dieser Seite ausgezeichnetes Lob.

Man sieht wohl, daß es Stephanus' erstes und dringendstes Bestreben war, die vortrefflichsten Schriftsteller Griechenlands durch zweckmäßig angeordnete Ausgaben recht weit zu verbreiten, recht Vielen zugänglich zu machen. Darum ist von Homer und Hesiod bis Demosthenes, vom Beginn des griechischen Schriftwesens bis zu seinem Wendepunkt unter der macedonischen Herrschaft, fast kein Dichter und kein Prosaiker, der ihm nicht nach dem Maaßstabe jener Zeit Bedeutendes verdankte: Homer, Hesiod, Theognis, die ältesten philosophischen Dichter, Pindar, Aeschylos, Sophokles, Euripides, Herodot, Thukydides, Xenophon, Ktesias, Platon, die attischen Redner; die einzige Ausnahme in dieser Reihe macht, was in der That überrascht, Aristophanes [1]). Auch aus dem alexandrinischen Zeitalter, selbst aus spätern Jahrhunderten wird kein namhafter Dichter, außer etwa der Nonnus, vermißt. Hippokrates, Aristoteles und Theophrast sind unter den Prosaikern die ersten wenig beachteten; dagegen besitzen wir wieder vollständige Ausgaben vom Diodor, Dionysius von Halikarnaß, Plutarch, Appian, Dio Cassius, Herodian, Diogenes von Laerte, vom Maximus Tyrius, vom Empiriker Sextus und A., zu denen wir noch mit besonderer Auszeichnung diejenigen hinzufügen müssen, die er zuerst aus Handschriften ans Licht zog, die sogenannten Anakreontischen Gedichte, den Wettkampf zwischen Homer

1) Daß er jedoch auch von diesem eine Ausgabe beabsichtigt hat, lehrt sein Epist. de suae typographiae statu etc. Alm. p. 150. Maitt. p. 305.

und Hesiod, nebst einigen kleinern Stücken verwandten Inhalts, viele Epigramme der griechischen Anthologie, Einiges vom Aristoteles, mehrere Declamationen des Themistius, Himerius und Polemon. Von römischen Schriftstellern aber beschränkte sich seine Thätigkeit auf einige Schriften des Cicero, auf Virgil und Horaz, auf Plinius' Briefe, Gellius und Macrobius; zu der dem Gelehrten noch jetzt unentbehrlichen Sammlung der Bruchstücke aller ältern lateinischen Dichter hatte sein Vater schon trefflich vorgearbeitet.

Mit dem Wunsche raschester und weitester Verbreitung dieser Schriftsteller hing aber nothwendig ein zweiter zusammen, seinen Ausgaben durch möglichst berichtigte Texte den höchsten Grad von Lesbarkeit und Brauchbarkeit zu geben. Allerdings sind unter den Ausgaben von Stephanus viele, die wegen der urkundlichen Quellen, aus denen sie geflossen und mit fast diplomatischer Gewissenhaftigkeit hergeleitet sind, für uns einen weit höhern kritischen Werth haben. Aber diese sind eigentlich nur für den Kritiker vorhanden, der mit ihrer Hülfe den Texten größere Reinheit und Sicherheit geben will, ein Bestreben, das damals ein sehr seltenes war, weil die Herausgeber ihre Schriftsteller so zu sagen erst aus dem Groben zu arbeiten, sie von einer Unzahl der augenfälligsten Verderbnisse aller Art zu säubern und also vorzugsweis die Vermuthungskritik an einzelnen, durch den Einfluß der Zeit oder durch Abschreiber entstellten Worten zu üben hatten, bevor von einer folgerechten, feinern und schärfern kritischen Behandlungsweise die Rede seyn konnte, deren Werth ja selbst jetzt noch keineswegs allgemein anerkannt ist.

Auch Stephanus hatte sich auf seinen Reisen und durch vielfältige gelehrte Verbindungen in den Besitz mancher wichtigen handschriftlichen Hülfsmittel gesetzt. Aber er schätzt sie nur, um entschieden verdorbene Partien aus ihnen herzustellen, und wo sie ihn, ein sehr gewöhnlicher Fall, im Stiche ließen, mußte denn ohne Weiteres das eigene divinatorische Vermögen an ihre Stelle treten, das auch von ihm oft mit Glück und richtigem Urtheil geübt worden ist. Es ist dieß aber die Seite, von der man den häufigsten Tadel, die stärksten Vorwürfe gegen seine Ausgaben, namentlich gegen die des Platon und Plutarch erhoben hat, indem man ihm nicht bloß Uebereilungen und Nachlässigkeiten, sondern auch absichtliche und wohlbewußte Täuschung seiner Leser über den wahren Ursprung der aufgenommenen Lesarten Schuld gab.

Ihn gegen den erstern Vorwurf in Schutz nehmen zu wollen, würde vergebliche Bemühung seyn.

Stephanus würde seiner ihm zur andern Natur gewordenen Vielthätigkeit haben entsagen müssen, wenn er mit der bis ins Kleinste gehenden Sorgfalt hätte arbeiten wollen, durch die sein trefflicher Zeitgenosse Friedrich Sylburg seinen Namen fast sprichwörtlich gemacht hat. Bringen wir aber seinen raschen, stets bewegten Geist mit in Anschlag, lassen wir auch die Schwierigkeiten nicht unerwogen, die sich damals noch allem wissenschaftlichen Verkehr entgegenstellten, so wird wohl nur anerkennende Bewunderung des unter solchen Bedingungen Geleisteten übrig bleiben. Absichtliche Unredlichkeit aber lag seiner ganzen Sinnesart so fern, daß, gegen solche in literarischen Dingen ihn vertheidigen zu wollen, Beleidigung wäre. Namentlich sein hart angefeindeter Platon hat das Studium dieses Philosophen volle zwei Jahrhunderte hindurch aufrecht erhalten, ja allein möglich gemacht, während sein bitterster

Gegner, Joh. Friedr. Fischer, über ein Paar Dialoge nicht herausgekommen und mit diesen bereits ziemlich in Vergessenheit gesunken ist.

Griechischer Sprachschatz.

Aber wenn auch alle übrigen Werke des Heinrich Stephanus das Loos der Vergänglichkeit erfahren sollten, in ungemindertem, ja erhöhtem Glanze wird sein griechischer Sprachschatz dauern, dieß Werk des beharrlichsten Fleißes, der umfassendsten Belesenheit, der vollkommensten griechischen Sprachkentniß und des besonnensten Urtheils. Robert Stephanus hatte durch seinen Thesaurus der lateinischen Sprache sich großes Verdienst erworben, Karl Stephanus durch einen ciceronischen Thesaurus gute Beiträge zur Kenntniß des ciceronischen Ausdrucks geliefert; aber das ohne Vergleich Schwierigste war noch übrig, ein ähnliches Werk über die griechische Sprache. Denn seit dem ersten, sehr mangelhaften Versuch des Karmelitermönches Johann Craston von Piacenza (1497) hatten sich nur der gründlich gelehrte Wilhelm Budäus und der Arzt Robert Constantinus mit einigem Erfolg auf diesem Gebiete versucht; der anzusammelnde und zu verarbeitende Stoff lag aber noch in ebenso rohen als ungeheuern Massen da und schien einen Mann zu fodern, dem Neigung und Muße es gestatteten, sein ganzes Leben an diese Eine Arbeit hinzugeben.

Ein solches Werk von den Grundlagen auf neu zu erbauen, war schon des rastlosen Robert Stephanus Absicht, und Vieles wurde im Stillen dazu vorbereitet. Ihn hinderte ein früher Tod; aber er befahl seinem Sohne die Ausführung als theuerstes und liebstes Vermächtniß an; es konnte keinen treuern Händen anvertraut werden.

Wie Heinrich Stephanus gearbeitet hat, ist unerklärlich, unbegreiflich; Robert war 1559 gestorben, zwölf Jahre darnach, am 1. März 1572, trat der ganze Thesaurus in fünf Foliobänden vollendet ans Licht [1]). Die Zwischenzeit aber war nicht bei ungestörter Muße, einzig dieser Arbeit zugewendet, in seinem Arbeitszimmer zu Genf verlebt; sie war durch wiederholte Reisen nach Frankreich und Deutschland unterbrochen, durch eine ansehnliche Reihe dazwischen ausgearbeiteter Werke, zum Theil von ziemlichem Umfange, Jahr für Jahr bezeichnet; es genügt, den Diodor (1559), den Pindar nebst den Bruchstücken der übrigen Lyriker (1560), den Xenophon (1561), den Sextus Empirikus (1562), den Themistius (1562), die Schrift vom Mißbrauche der griechischen Sprache (1563), die Bruchstücke der ältern lateinischen Dichter (1564), den Thukydides (1564), die griechische Anthologie (1566), den Herodot (1566), die Vertheidigung des Herodot (1566), die sämmtlichen griechischen Epiker (1566), den Polemon und Himerius (1567), die griechischen Aerzte nach Hippokrates (1567), den Sophokles (1568), die Bruchstücke der griechischen Komiker (1569), den Diogenes von Laerte (1570) und den ganzen Plutarch (1572) zu nennen. Diese Thatsache zeugt mehr als Alles für die gewaltige Geisteskraft, mit der er jedesmal seinen Stoff ganz und unbedingt beherrschte. Denn auch durch fremde Beihülfe kann er nicht bedeutend gefördert seyn; er nennt nur seinen Vater;

1) Und zwar in Genf, nicht, wie Viele noch immer glauben, in Paris, z. B. Schöll, Hist. de la litt. grecque, Vol. VII, p. 415.

daß sein Schüler Sylburg Manches beigesteuert hat, ist anderweitig bekannt; doch darf dieß wohl nicht so hoch angeschlagen werden, wie einige Gegner des Stephanus, besonders in Deutschland, gewollt haben. Die innere Uebereinstimmung des ganzen Werkes zeugt am stärksten dagegen.

Was wir aber in seinem Sprachschatze besitzen, das fangen wir jetzt wieder allgemeiner zu würdigen an. Denn leider müssen wir gestehen, daß man, anstatt der so glorreich gebrochenen Bahn der Lexikographie zu folgen, sich fast mit jedem neuen Wörterbuche weiter davon entfernt hat, indem man weder in den Vorzügen und Trefflichkeiten des Thesaurus weiter fortzuschreiten, noch seinen Mängeln auf die rechte Art abzuhelfen gewußt hat; woraus denn folgt, daß dasjenige Lexikon das beste war, welches am wenigsten von jenem abwich. Auf den Anbeginn einer bessern Richtung aber glauben wir hoffen zu dürfen, nicht nur weil die Anerkennung seines Werthes bei neuern Lexikographen in Wort und That allgemeiner wird, sondern auch weil das Hauptwerk selbst neu belebt zu werden verheißt. Von der großen londoner Ausgabe (1816—1828), der ersten nach der Originalausgabe, kann das freilich nicht gerühmt werden, da sie bei vortrefflichen Baustoffen, besonders aus Schäfer's reichen Spenden, unter der Last ihrer Masse erlegen ist. Jetzt aber beginnen von Paris und von Leipzig aus zwei neue Bearbeitungen einen rühmlichen Wetteifer; sie beurkunden dadurch das Vorhandenseyn eines wissenschaftlichen Bedürfnisses, das man seit 250 Jahren nicht gekannt hat, und können sie ihre Aufgabe auch schwerlich ganz in Stephanus' Geiste lösen, so werden sie es doch an redlichem Fleiß und gewissenhafter Sorgfalt, die wir zu fodern berechtigt sind, nicht fehlen lassen.

Stephanus' Hauptverdienst ist ein doppeltes, die musterhafte, aus der besonnensten Prüfung hervorgegangene Auswahl, die er in den einzelnen Wörtern, den Eigenthümlichkeiten und dem Gebrauche derselben beobachtet, und die ebenso preiswürdige etymologische Anordnung des Ganzen, mit der er veraltete oder willkührlich angenommene Stammformen vermieden und nur solche als gültig erkannt hat, die der Gebrauchende mit Leichtigkeit und Sicherheit aufzufinden vermag [1]); als Drittes hinzufügen möchten wir die stille, stets wachsame Kritik, die eine Menge verdorbener Stellen ohne Geräusch verbessert hat, sodaß nicht selten neuere Herausgeber zu berichtigen meinen, was bei Stephanus längst hergestellt ist. Als einzigen, wahren Mangel, der das Werk von Anfang bis zu Ende trifft, müssen wir die gänzliche Vernachlässigung der Sylbenmessung bezeichnen; hierin aber ist die ganze Schaar späterer Lexikographen gefolgt, die londoner Herausgeber des Thesaurus nicht ausgenommen, bis man endlich seit ungefähr zehn Jahren die prosodischen Bezeichnungen als unerläßlich, ihre fernere Versäumniß als schimpflich erkennen gelernt hat. Auch der pariser Stephanus wird dieser wesentlichen Verbesserung nicht ermangeln, und vom leipziger wollen wir es wenigstens hoffen, obgleich uns für diesen die Gewißheit noch nicht gegeben ist.

Die Früchte, die Stephanus bei Lebzeiten von seinem unsterblichen Werke davongetragen hat, waren nichts weniger als lohnend und erfreuend. Da der vom Absatz erwartete Gewinn weit hinter den aufgewendeten Kosten

1) Vergl. das Urtheil Hermann's, Opusc., Vol. II, p. 220. 221 — non modo vere Thesauri nomine dignum, sed plane divinum opus esse videtur.

zurückblieb, war zunehmende Verarmung die unvermeidliche Folge davon. Ueber Alles aber wurde sein schon leidenschaftlich erbittertes Gemüth durch die wohlberechnete List gekränkt, mit der Johann Scapula auch die wenigstens für die Zukunft gehofften Vortheile vereitelte und auf sich ablenkte. Dieser, ein junger Deutscher, übrigens ein völlig unbekannter Name, war während des Druckes Schüler des Stephanus und besorgte die Correctur. Er sah richtig ein, daß der geringe Absatz des Hauptwerks seinen alleinigen Grund in seinem Umfange und der dadurch herbeigeführten Kostbarkeit habe. Ohne Mitwissen seines Lehrers und Herrn fertigte er nun einen Auszug an, der unerwartet in Basel 1579 ans Licht trat [1]) und, wie begreiflich, mit allgemeinem Beifall empfangen wurde, sowie er denn auch eine ansehnliche Reihe von Ausgaben bis in unser Jahrhundert herab erlebte und lange Zeit als Hand- und Schulwörterbuch den ersten Rang behauptete. Je weniger zu leugnen ist, daß Scapula mit Verstand und Einsicht gearbeitet hat, daß sich besonders in der etymologischen Anordnung manches ihm Eigne findet und diesem in der Regel Vorzüge vor der Anordnung im Thesaurus zugestanden werden müssen, so sind wir doch weit entfernt, die Sittlichkeit eines so arglistigen Verfahrens irgendwie in Schutz nehmen zu wollen, wenn es auch wohl möglich ist, daß nach dem Buchstaben des Gesetzes nichts dagegen eingewandt werden kann.

Stephanus fühlte sich in sittlicher und ökonomischer Hinsicht gleich tief verletzt, und es ist wahrscheinlich, daß diese herbe Erfahrung an mancher Schroffheit und Bitterkeit Schuld ist, durch die er sich selbst seine spätern Tage verkümmert haben soll. Gegen Scapula sprach er sich in mehrern seiner Schriften bald klagend bald zürnend aus. Insbesondere geschah dieß auf dem Titelblatte zu einer neuen Auflage des Thesaurus von 1580, wenn anders nicht das Titelblatt allein umgedruckt und mit der neuen Jahreszahl versehen ist. Für die erste Annahme scheinen einige typographische Gründe zu sprechen [2]); auf Seiten der andern stehen alle innern Zeugnisse: zuerst die äußerst geringe Anzahl, ja die Seltenheit der Exemplare mit neuer Jahreszahl: dann die völlige Unveränderheit des Buches selbst; ferner das wenig Glaubhafte, daß ein Werk wie dieses in acht Jahren zweimal hätte gedruckt werden müssen; endlich die wunderliche Erscheinung, daß Stephanus in dem Augenblick über schlechten Absatz klagen sollte, in welchem er die zweite Auflage ans Licht stellt [3]).

---

1) Einige, z. B. Maittaire, S. 359, behaupten, die erste Auflage des Scapula sey schon 1570, also zwei Jahre vor dem Thesaurus erschienen. Dadurch würde des Mannes Treulosigkeit ins hellste Licht treten; denn alsdann müßte er ja seinen Auszug unter dem Druck des Hauptwerks aus Stephanus' Papieren und Aushängebogen gemacht haben. Aber in diesem Falle würde Stephanus nicht bis zum Jahre 1580 mit seiner Rüge gewartet haben; auch hat kein bewährter Litterator jene angebliche Ausgabe von 1570 je gesehen.

2) S. besonders Krohn in Fabric. bibl. Graec., Vol. VI, p. 664 Harles, und Brunet's Catal.

3) Firmin Didot oeuvr., T. 2, p. 220, in einem sehr gehaltvollen Aufsatz über Rob. und Heinr. Stephanus stellt die Vermuthung auf, daß nur der erste Band und auch dieser nur bis zur Signatur iiii. i. (p. 1825. 26.) zweimal gedruckt sey, eine Ansicht, die Referent in Raumer's „Historischem Taschenbuch", 1831, S. 598, noch aus allgemeinen Gründen bekräftigen zu können glaubte. Jetzt aber wird er

Sey dem indeß, wie ihm wolle, sowie kein Werk des Stephanus der gelehrten Welt größern und dauerndern Gewinn gebracht hat, so ist für ihn selbst keines reicher gewesen an Verlust und Kränkung, denn auch die ehrende Anerkennung seiner Verdienste, die ihn für Manches entschädigt haben würde, gehört erst einem spätern Jahrhunderte an.

Gönner.

Je unzuverlässiger und vorübergehender die Unterstützung war, die Stephanus eine Zeit lang bei Heinrich III. für seine mannichfachen buchhändlerischen Unternehmungen fand, desto beharrlicher förderte ihn ein deutscher Ehrenmann, Ulrich Fugger von Kirchberg und Weißenhorn. Geboren in Augsburg 1526, ein Glied jenes durch alle Bürgertugenden glänzenden, vom Kaiser Maximilian in den Reichsadel erhobenen Kaufmannsgeschlechtes, widmete er sich anfangs dem Dienste der Kirche, erwarb sich in Italien eine ausgezeichnete gelehrte Bildung und trat als Kämmerling in die Dienste des Papstes Paul III. Aber auf einer Reise nach Deutschland hatte er mehrere Unterredungen mit den Häuptern der Reformation, wovon der Uebergang zur gereinigten Kirche baldige Folge war. Hinfort lebte er ausschließlich der Förderung der Wissenschaften, gründete in seiner Vaterstadt eine besonders an Handschriften reiche Büchersammlung, die nachher durch Erbschaft ein wichtiger Theil der heidelberger wurde, und unterstützte aufs freigebigste die Gelehrten. Mehr als irgend eines Andern mag er sich unsers Heinrich Stephanus angenommen haben, dem er ein regelmäßiges Jahrgeld, nach Pithou von 50 Thalern, ertheilte. In dankbarer Anerkennung solcher Begünstigung nannte dieser sich von 1558 an bis etwa 1570 auf dem Titel vieler seiner Drucke Ulrich Fugger's Buchdrucker, und es scheint beider Männer Verbindung bis zu Fugger's Tode, 1584, fortbestanden zu haben.

Ganz ähnlich war Stephanus' Verhältniß zu einem jungen schlesischen Edelmanne, Thomas von Rehdiger, geb. 1540, der, wie Fugger, ein bedeutendes Vermögen mit gleichem Eifer für Gelehrsamkeit und Gelehrte verband. Wahrscheinlich ist ihm bei wiederholten Anwesenheiten in Paris Stephanus dort persönlich bekannt geworden; und wenn wir auch keine Erwähnung von einem Jahrgehalte finden, so mögen einzelne Geldgeschenke, deren hie und da im Allgemeinen gedacht wird, desto ansehnlicher gewesen seyn. Stephanus widmete ihm dafür die griechischen Glossarien und das classische Werk vom attischen Dialekt, die einen Anhangsband zum griechischen Sprachschatz bilden, und wollte einige Jahre später die Ausgabe des Virgil folgen lassen, als Rehdiger an den Folgen einer schlecht behandelten Armverletzung zu Anfang des Jahres 1576, 35 Jahr alt, in Köln verschied. Das Versprechen eines abermaligen Geschenks von 100 Goldgülden nahm Thomas zwar mit ins Grab, aber sein Bruder, Nikolaus von Rehdiger, Landeshaupt-

---

durch die Mittheilung eines gelehrten Freundes wieder gänzlich irre: dieser hat beide Auflagen verglichen und sie, die ersten Lagen des ersten Bandes ausgenommen, durchaus von einander abweichend befunden, am auffallendsten in der Stellung der Buchstaben zwischen den Zeilen, die zum Zählen bestimmt sind. [Diese Anm. ist hierher übertragen aus einer Recension Passow's von Stephani thesaurus edit. Paris., Heft 1, in den „Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik", 1831, November, Nr. 89, S. 708.]

mann und Rathsherr in Breslau, erfüllte es nach seinem Tode und empfing die jenem zugedacht gewesene Zueignung des Virgil [1]). Die Rehdiger'sche Bibliothek in Breslau, des ruhmwürdigen Thomas Stiftung, besitzt in Briefen und Prachtdrucken Stephanus'scher Werke manche schätzbare Erinnerung an beider Männer Freundschaft.

Wenn es also auch nicht an Männern fehlte, die Stephanus' Lage auf die großmüthigste Weise zu erleichtern suchten, so scheint ihn doch darin wieder ein eigner Unstern verfolgt zu haben, daß ihm keine dieser Unterstützungen auf die Dauer gegönnt war, und daß sie oft da am meisten fehlten, wo er ihrer am dringendsten bedurft hätte.

Verbindungen mit Gelehrten.

Eine lange Reihe thätig durchlebter Jahre, Reisen durch Frankreich, Holland, England, Deutschland und Italien und ausgezeichnete Gewandtheit in allem Welt- und Menschenverkehr hatten die natürliche Folge, daß Stephanus, wie zu vielen Großen und Mächtigen, so auch zu den meisten gleichzeitigen Gelehrten, deren Studien irgend die seinigen berührten, in persönliche Beziehungen trat. Da aber die Beweglichkeit und Raschheit seiner Sinnesart nicht ohne Veränderlichkeit, sein kräftiges Selbstbewußtseyn nicht ohne hochfahrenden Starrsinn war, und mit den Jahren, sowie mit mancherlei bittern Erfahrungen dieß Hinüberneigen zur Schattenseite zunahm, blieben wenige dieser Verhältnisse rein und ungetrübt, während manche, wie das zu Vavassor, Lipsius, Löwenklau, zum Theil selbst zu Joseph Scaliger, in offene Feindschaft endeten.

Als seine Schüler, zwischendurch aber auch als seine Diener, werden genannt Friedrich Sylburg, Johann Scapula, Isaak Casaubonus. Da er nie ein Lehramt bekleidet hat und diese Drei uns anderweitig als Correctoren in seinen Druckereien bekannt sind, so dürfen wir jenen Ausdruck wohl nur auf das lehrreiche Zusammenleben mit ihm in seinem Hause zu Genf beziehen.

Manches hätte sich noch anders gestalten mögen, wenn er zu dem so festen als besonnenen Casaubonus Zutrauen hätte fassen können. Dieser, ihm stets in unverbrüchlicher kindlicher Liebe und Achtung ergeben, wehrte manches Unheil ab, von dem Stephanus gar nicht erst Kunde bekam; aber Alles vermochte er nicht.

Daher war es ein trauriges Ergebniß seines mühevollen Lebens, an dessen Ende allein, ohne Freund dazustehen.

Letzte Schicksale.

Eine Reihe von Jahren, bis 1595, hatte Deutschland ein gewisses Vorrecht in ihm behauptet. Plötzlich aber ergriff ihn eine unwiderstehliche Sehnsucht nach seiner Heimath; es war wohl eine dunkle Ahnung, daß er nur auf vaterländischem Boden Ruhe finden könne. Genf auf eine Weile wieder zum Wohnsitz wählend, begann er seine Ausflüge und Irrfahrten bald von neuem; jetzt aber waren sie gegen Westen gerichtet und galten vorzugs-

1) Vergl. Thomas Rehdiger, von Albr. Wachler, Breslau 1828, S. 18.

weise dem südlichen Frankreich, von Orleans an nach Lyon, Montpellier, Avignon, Marseille, dann zurück nach Genf, aber nur auf kurze und immer kürzere Zeit. Nicht Alter, nicht Erschöpfung vermochten ihn zu halten, nicht die Bitten der Seinigen, noch Casaubonus' Vorstellungen fanden Gehör. Eine dieser trostlosen Reisen war wie die andere ohne Befriedigung für den Umgetriebenen, seine Kräfte mehr und mehr aufreibend.

So kam er im Winter 1598 allein, wie er pflegte, nach Lyon. Dort unbekannt, ohne Geld, erkrankt, wurde er in ein öffentliches Krankenhaus gebracht, in welchem er, wie eine unverbürgte Sage geht, unter Zeichen völliger Geisteszerrüttung zu Ende des Februars oder zu Anfang des März, 70 Jahr alt, sein rastloses Leben beschloß.

Kein Grabstein bezeichnet seine Ruhestätte, kein Bildniß hat seine Gesichtszüge aufbewahrt.

Ueber die sogenannte Apotheose des Augustus in der Antikensammlung zu Wien.

[Hierzu die Abbildung Tab. II [1]).]

Unter den Hervorbringungen der bildenden Kunst des Alterthums haben vor allen die geschnittenen Steine von jeher lebhafte Theilnahme auf sich gezogen, und nicht bloß gelehrte Aufmerksamkeit der Kenner, sondern auch allgemeineres Wohlgefallen geschmackvoller Kunstfreunde rege gemacht. Unter allen Kunstdenkmalen sind sie in größter Anzahl auf uns gekommen, sodaß es dem einigermaaßen Bemittelten leicht ist, eins und das andere dieser Gattung selbst zu besitzen, nach und nach mit steigender Liebhaberei Mehreres hinzuzufügen, ja endlich nicht unbedeutende Sammlungen zu begründen, oder wenn man sich mit Schwefelabgüssen oder Pasten begnügen will, leicht und ohne namhafte Kosten zu bedeutender Vollständigkeit zu gelangen. Die Kunst des Steinschneidens selbst erreichte einen hohen Grad von Vollkommenheit: ja, die beschränkten Grenzen, auf die sie ihrer Natur nach angewiesen ist, gestatteten es ihr, beinah zum Maaße der Vollendung zu gelangen. Diese Kunst erwarb sich zeitig noch eine besondere Schätzung, als die großartigern bildenden Künste sich mehr und mehr aus dem öffentlichen ins häusliche Leben zurückzogen, und man minder kostbare Darstellungen zu wünschen anfing: Gypsabformungen waren wenig im Gebrauch, und der Stoff erschien zu unedel: so mußten die Gemmen die Stelle unserer Kupferstiche, Steindrücke und Holzschnitte vertreten. In bequemer Begrenzung geben sie Abbilder der edelsten Kunstwerke wieder. Ein ganz besonderer Reiz aber liegt für uns in der Vieldeutigkeit, in der sinnreichen Bezüglichkeit, wodurch viele dieser Arbeiten sich auszeichnen, und unerschöpflichen Stoff für die Erklärung darbieten.

Es drängt sich hier die Aehnlichkeit mit den Epigrammen der griechischen Anthologie von selbst auf, die, anmuthige Kleinigkeiten wie jene Steine, gleichfalls dann erst zahlreich werden und sich verbreiten, wenn der alte großartige Kunststyl in der Poesie zu erlöschen beginnt. Es ist die Epoche des Zierlichen, des Gefälligen, des Beziehungsreichen in der Poesie, wie in der Plastik, auch die des Künstlichen und Mühevollen, und so ist es natürlich, daß Epigramme und geschnittene Steine sich wechselsweis aus einander Deutung und Erläuterung suchen müssen. Auch die Zeitabschnitte stimmen nicht

1) [Nach Eckhel choix des pierres gravées du cabinet impérial, Vienne MDCCLXXXVIII, Pl. I.]

zufällig überein. Die Blüthe des Epigramms beginnt mit dem Untergange des griechischen Volkslebens: die Blumenlesen des Meleager, des Philippos von Thessalonich sind bezeichnende Momente. Der erste anerkannte Meister im Steinschneiden ist Pyrgoteles, der allein Alexander's Bild in Stein schneiden durfte: aber den Gipfel dieser Kunst bezeichnet der Cameo Gonzaga, jetzt im Besitz des Kaisers von Rußland, das Brustbild des Ptolemäos Philadelphos und seiner Schwester und Gemahlinn Arsinoe. Zwar hat der Künstler sich nicht genannt, sowie überhaupt die bildenden Meister des Alterthums gern ihre Werke für sich sprechen lassen, aber einstimmig ist dieser Onyx als das Schönste, Zarteste und Geistreichste anerkannt, was in dieser Art auf uns gekommen, wogegen selbst der schöne wiener Cameo, der denselben Gegenstand darstellt, nur als schwache Nachahmung erscheint. Vom Hofe der Ptolemäer ging diese Kunst indeß auf den des Augustus über, für welchen Dioskurides arbeitete, und mochte sie jetzt schon in reiner Schönheit des Styls nachstehn, so zeigt sie doch ein entschieden römisches Gepräge, das ihr einen neuen und eignen Werth giebt. Die Gegenstände werden von nun an vorzugsweis aus römischer Sage oder Geschichte gewählt, und auch darin liegt römischer Charakter, daß sowohl die Größe der Steine, als auch die Großartigkeit der Composition, der Reichthum an Figuren und der Werth der Ausführung Bewunderung erregt. Erst mit Hadrian tritt auch hier ein überall sichtbarer und unaufhaltsamer Verfall ein.

Für jetzt sey es vergönnt, bei einem Sardonyx aus jener ersten Kaiserzeit zu verweilen, der zwar schon vielfach besprochen, keineswegs aber schon so behandelt ist, daß alle Schwierigkeiten seiner Auslegung als gehoben betrachtet werden könnten. Es ist die lange sogenannte gemma Augustea, welche in neuerer Zeit die, wie sich zeigen wird, ganz unpassende Benennung der Apotheose des Augustus bekommen hat. Sie ist durch die Tempelherren aus dem gelobten Lande nach Europa gebracht, und aus ihrem Besitz an König Philipp den Schönen von Frankreich gelangt: er schenkte sie der Abtei Poissy, von wo sie während der bürgerlichen Kriege geraubt wurde und auf längere Zeit verschwand. Sie kommt erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts wieder ans Licht, und wird jetzt von deutschen Kaufleuten dem Kaiser Rudolph II. angeboten, der sie um den Preis von 12000 Ducaten erkauft, und der wiener Alterthümersammlung einverleibt, in der sie sich seitdem befindet. Sie mißt in die Breite 9, in die Höhe 8 Zoll, und ist also nächst dem 13 Zoll hohen, 11 Zoll breiten Tiberianischen Achat in Paris (auch camée de St. Denis oder de la Ste. Chapelle), den Graf Balduin von Flandern aus dem byzantinischen Kaiserschatze dem heiligen Ludwig verehrte, und der eine verwandte Darstellung enthält, der größte aller uns bekannten geschnittenen Steine; doch steht er an Schönheit und Werth der Arbeit noch bedeutend über dem pariser. Peiresc hat das Verdienst, Gelehrte und Künstler auf beide Cameen zuerst aufmerksam gemacht zu haben: er war der erste, der sich um 1620 einen Schwefelabguß von dem wiener zu verschaffen wußte: seitdem ist der Stein durch viele, meist sehr schlechte Kupfer und durch einen guten Abdruck in Gyps bekannt und vervielfältigt worden. Der älteste Kupferstich ist um 1666 auf Veranlassung Kaisers Leopold I. nach einer Zeichnung seines Hofmahlers, Franz van den Steen, durch den Holländer Nicolaus van Hoy ausgeführt: er stellt das Ganze als Spiegelbild in umgekehrter Ordnung dar, wurde aber von jetzt herrschend, in Grav's Thesaurus,

bei Lambecius, Montfaucon, Eckard origines Germanor. u. s. w., bis Eckhel in seinem Werke über die geschnittenen Steine der wiener Sammlung eine erträgliche Abbildung gab: die beste jedoch ist eine in Petersburg gefertigte, zu Köhler's noch ungedrucktem Gemmenwerk. Der Gypsabdruck aber ist mit großer Sorgfalt gemacht und läßt nichts zu wünschen übrig. Die Erklärung begann im Allgemeinen gleichfalls Peiresc, indem er aussprach, der Gegenstand sey Augustus' Apotheose: ausführlicher und ins Einzelne genau eingehend verfuhr der gelehrte Albert Rubens, der Sohn des großen Mahlers, 1655, der zuerst alle Personen deutete, und mit so entschiedenem Beifall, daß seine Auslegung die durchgängig anerkannte ward und blieb. Nur Eckard wich, besonders in der untern Hälfte des Steines, doch höchst willkührlich von ihm ab: mit mehr Glück bestimmte Eckhel einige Nebensachen und Beiwerke anders. Als Lobredner des Kunstwerks zeichneten sich vor allen aus der Italiener Maffei und der Franzose Mariette, deren letzterer, was das eigentlich Technische anlangt, unstreitig einer der vollgültigsten Sachkenner ist.

Der Stein besteht aus zwei auf gleicher Fläche übereinander liegenden Schichten, deren obere lichter und durchscheinender ist, als die untere. Dieß hat der Steinschneider zu zwei von einander getrennten Darstellungen benutzt, die erst in der Bedeutung des Ganzen ihre Verknüpfung finden. Die obere Scene enthält ein Bild erhabener Ruhe und göttliches Friedens, die durch Sieg errungen sind. Die untern, dunkler gefärbten Gruppen führen uns unmittelbar vor Augen, was vorausgehn mußte, ehe jenes erreicht werden konnte: Gewaffnete sind beschäftigt, ein Siegeszeichen aufzurichten; Kraftgefühl des Ueberwinders auf der einen Seite, Ingrimm und Verzagtheit des Ueberwundnen auf der andern bilden hier scharfe Gegensätze.

Wir wenden uns zuerst zur obern Schichte, von der die Erklärung der untern ausgehn muß.

Als Mittelpunkt der Handlung tritt sofort die sitzende Gestalt im reifsten Mannes-Alter, in ruhig gebietender Haltung hervor: alle übrigen beziehen sich auf diese Eine: auch konnte über ihre Deutung nie gezweifelt werden. Es ist Augustus, dessen Gesichtszüge wir aus vielen geschnittenen Steinen, aus zahllosen Münzen kennen, in treuester Bildniß-Aehnlichkeit: und wäre noch ein Schwanken möglich, es würde durch das zu seinem Haupte angebrachte astrologische Zeichen des Steinbocks beseitigt werden, das nach Manilius „heilvoll aufging zur Geburt des Augustus". Durch den Sternkundigen Theogenes frühzeitig hingewiesen auf die glückliche Constellation seiner Geburtsstunde, gründete er die Zuversicht seines Lebens auf dieß thema genethliacon: ja, er trug es auf eine eigenthümliche Weise auf das Heil des römischen Reiches über, indem er in eben dieser Beziehung zum Gepräg der Rückseite vieler Silber- und Kupfermünzen den Steinbock wählte: worauf mehrere griechische Städte sich beeiferten dem Kaiser dadurch zu gefallen, daß sie sich desselben Zeichens auf ihren Münzen zu bedienen anfingen, sowie es auch auf geschnittenen Steinen nicht selten gefunden wird [1]). Den auf unserm Sardonyx hinzugefügten achtstrahligen Stern aber hat man mißverstanden, indem man annahm, durch ihn werde ebenfalls dem römischen Staate Heil und Segen verkündigt: es ist aber nicht einzusehn, was der Stern mit dem

1) Stoschische Gemmens., Cl. IV, Abth. II, Nr. 203. 204.

Staate gemein haben, und wie jener sich auf diesen beziehen soll: auch werden wir bald sehn, wie der Künstler das auf viel angemessenere Weise zu erreichen gewußt hat. Wahrscheinlich soll durch den Stern der astronomische Steinbock vom irdischen naturhistorischen unterschieden werden: so ist uns durch Bröndsted eine schöne Münze von der Insel Keos erhalten, die auf ihrer Kehrseite einen Hund zeigt, ganz ebenso mit Strahlen umgeben: es ist der Hundsstern, Sirius, das alte Symbol dieser Insel, gemeint, damit nicht an irgend einen gewöhnlichen irdischen Hund gedacht werde. Mehrere Zeichen des Thierkreises mit beigefügtem Sterne kommen in gleichem Sinne in der Stoschischen Gemmensammlung vor (Verz. Cl. II, Abth. XIV, Nr. 1196—1225), und manches Aehnliche in Gori's gemmae astriferae wird nicht anders zu deuten seyn. Daß diese Vorstellungsart wahrscheinlich griechisch war, begründet keinen Zweifel, da der Künstler selbst gewiß auch ein Grieche war.

Dieser uns so zur Genüge bezeichnete Augustus ist aber keineswegs der gewöhnliche Sterbliche. Man erkannte auch längst, daß er von Göttern und göttlichen Beiwerken umgeben sey, und glaubte sich dadurch berechtigt zu der Annahme einer Apotheose. Daß diese nicht in dem Augenblick vollzogen wird, den der Stein vorstellt, ist wohl einleuchtend, da ja die Handlung selbst auf etwas ganz anderes hinweist, auf eine Heimkehr, eine Botschaft. Aber auch von einer schon zum dauernden Zustand erhobenen Vergöttlichung kann nicht die Rede seyn: sie müßte doch an irgend einem Wahrzeichen zu erkennen seyn. Für beides, sowohl für die Versetzung des Menschen unter die Götter als für die Dauer einer göttlichen und seeligen Existenz hatte die Semiotik der alten Kunst ihre sehr bestimmten Symbole. Wer der Gottheit so wohl gefiel, daß sie ihn zu sich erhöhen wollte, dem sendete sie ihren Boten, ihn zu sich emporzutragen, dem Ganymedes Zeus seinen Aar, dem Dichter Apoll seinen Schwan, der Arsinoe und nach Kallimachos der Locke der Berenike die libysche Aphrodite Zephyritis den ihr geweiheten Straus, aber von der römischen Kaiserzeit an trug vorzugsweis der Adler des Juppiter die abgeschiedenen Kaiser zum Olymp, wie auf einem geschnittenen Steine des Hadrian und auf dem Basrelief, auf dem zwei Adler mit dem Genius der Ewigkeit den Antoninus Pius und seine Gemahlinn Faustina gen Himmel erheben. Der Fürst aber, der bereits unter die Götter versetzt ist, trägt als sicheres Merkmal die Strahlenkrone, corona radiata, radiis distincta (Schöpflin de apoth., p. 86. 93. s.), mit der Augustus auf dem Tiberianischen Cameo, und Claudius auf einer colossalen Büste bei Fabretti erscheint[1]). Diese wirkliche Apotheose, die Consecratio der Römer, fand aber nie eher statt als nach dem Tode des Kaisers, und so wird denn von allen Seiten eine solche Annahme für unsern Stein widerlegt, der uns ja ins kräftigste Erdenleben einführt.

Denn er zeigt uns den Augustus in Haltung und Kostüm des Juppiter, als den auf Erden, der Juppiter im Himmel ist, als unbeschränkten Herrn über Land und Meer. Man wende nicht ein, daß das eigentlich nur ein Wortstreit und der Sache nach gleichbedeutend sey. Es scheint in der That sehr zweierlei zu seyn, ob man die Verklärung und Erhebung der menschlichen Natur zur göttlichen darstellen will oder den Gott, der herabsteigt

1) Millin Nr. 680. 681. 677. 683. Schöpflin de apoth., Taf. 2, 11.

zum Menschen. Hier ist der letztere Fall; Augustus bleibt Sterblicher, aber er ist mit soviel göttlicher Herrlichkeit angethan, als sein irdisches Wesen zu fassen vermag. Er war hienieden der Größte und Glückseeligste: das sollte durch ein überirdisches Analogon veranschaulicht werden: daher mußte der Götterkönig an die Stelle des Königs der Menschen treten, und ihm seine Attribute darleihen.

Das hat der Künstler vollständig geleistet: und außer dem Bildniß des Kaisers ist alles vom Juppiter; vor allem Enthüllung des Leibes bis zur Hälfte, wie Phidias zuerst gewagt hatte den olympischen Zeus darzustellen, dann der Herrscherstab in der Linken, der Thronsitz, der zu seinen Füßen herabgeschmiegte Adler, der in gewohnter Stellung mit zurückgewandtem Haupte auf die Gebote des Königs zu warten scheint. Hiernach erklärt sich auch der Kranz, den Kybele oder die Mutter Erde ihm aufzusetzen im Begriff ist. Einige von vorgefaßter Meinung zur Anschauung übergehend, sahen hier einen Lorbeerzweig, und waren also mit ihrer Deutung auf den Siegeskranz um so weniger in Verlegenheit, je besser er zum Ganzen paßte. Andre, bei mehr Ehrfurcht vor ihren gesunden Sinnen, bürdeten dagegen dem Künstler einen Sinn auf, den er unmöglich haben konnte: der Eichenkranz sey die Bürgerkrone, sie werde dem Augustus als glücklichem Beender der Bürgerkriege verliehn, die einst das Leben so vieler Bürger gekostet: er werde also als Retter der Uebriggebliebenen gekränzt. Abgesehn von der groben Schmeichelei, ist auch alles Uebrige damit im Widerspruch. In welcher Beziehung auf erhaltene Bürgerleben stehen die besiegten Barbaren des untern Feldes? was haben Tiberius und Germanicus im obern mit den Bürgerkriegen gemein? und was das ärgste, zu einer Zeit, wo die Beendung dieser Kämpfe noch so neu seyn soll, daß die Belohnung dafür soeben erst erfolgen soll, stehe Tiberius als reifer Mann, Germanicus als ausgewachsener Jüngling dabei. Nicht minder sinnlos als anachronistisch.

Der Grund des Eichenkranzes scheint nicht im Augustus, sondern im Juppiter gesucht werden zu müssen. Sein heiliger Baum war die Eiche, von ihr vorzugsweis wurden die Zweige gebrochen, die des Gottes Stirn schmücken sollten. Nun war er vorzugsweis der Gott des Anfanges und des Endes, von dem jedes Werk, das guten Fortgang haben sollte, begonnen, mit dem es beschlossen werden mußte. Dieser Gedanke ist hier der leitende. Zwei Feldherren seines Hauses kehren siegreich heim, Augustus hat ihnen dafür Lohn und höchste Siegesehren zuerkannt, sie sind im Begriff hinzuzutreten und zu nehmen, was er gewährt hat. Dieß ist der Moment, den der Künstler fixirt hat. Der Triumphator empfängt unmittelbar aus des Kaisers Händen, was ihm als höchster Lohn galt, und erscheint deßhalb mit der Lorbeerkrone des Siegers. Der Sieg aber war auf des Kaisers Geheiß erfochten: auf des Kaisers Geheiß mußte der Feldherr zurückführen, was ihm Großes gelungen war. So erlangt also erst durch Augustus' Genehmigung der Sieg seine Vollendung, und das wird hier versinnlicht. Den Beherrscher der Erde aber konnte kein Sterblicher noch höher ehren: darum mußte es eine Göttinn seyn, die ihm den Eichenzweig darreichte, und so die Großthaten der Feldherren vollendete. Augustus steht also zu Tiberius, wie der Götterkönig zu den Helden auf Erden: er ist der Seelige, der mühelos von den Thaten der Menschen die höchste Blüthe des Ruhms pflückt.

Völlig in Uebereinstimmung damit steht der auguralische Krummstab,

der lituus, in des Kaisers rechter Hand, wo man beim Juppiter das Bild der Siegesgöttinn zu sehn gewohnt war; namentlich auf dem schon erwähnten Werk des Phidias. So unverkennbar nun auch der lituus ist, der sich an gleicher Stelle auf dem Tiberianischen Cameo wiederfindet, und auch auf vielen Münzen des Jul. Cäsar, des Augustus und späterer Kaiser auf der Vorderseite hinter dem Kopfe angebracht ist, so ist doch seine Bedeutung hier wie anderswo auffallend verkannt.

Von Rubens an nämlich ist man einig darüber, der Krummstab bezeichne die Hohepriesterwürde, von der allerdings geschichtlich ist, daß Augustus sie im J. d. St. 741 (v. Chr. 13) nach dem Tode des M. Lepidus angenommen hatte: es würde also durch Krummstab und Scepter der Gedanke vereinigter höchster Gewalt in geistlichen und bürgerlichen Dingen ausgedrückt seyn, in diesem Zusammenhange schon an sich nicht gar passend.

Aber der lituus ist überhaupt nicht Wahrzeichen des Pontificats, sondern des Augurats: lituus ille certe clarissimum est insigne auguratus, sagt Cic. de div. 1, 17. Wenn also Augustus den lituus trägt, so kann das mit seinem Pontificat nichts gemein haben, und es erneuert sich die Frage, was das Abzeichen einer gegen seine andern Ehrenämter ziemlich untergeordneten priesterlichen Würde bei so feierlich bedeutsamem Anlaß in Augustus' Händen solle, wo man eher den Blitzstrahl oder die Victoria oder einen Palmzweig erwartet haben würde.

Doch die Sache scheint ziemlich nahe zu liegen. Tiberius tritt auf als Vollstrecker der Machtbefehle seines Vaters, dieser selbst als Ordner und Gebieter, unter dessen Auspicien und heilbringenden Einflüssen jener Bevollmächtigte seine Thaten vollbracht hat. Es genügt, hier der vielsagenden Redeweisen, suis auspiciis, alienis auspiciis rem gerere, zu gedenken. Seit Augustus herrschte, war den römischen Feldherren, die aus Imperatoren Legaten geworden waren, dieß alienis auspiciis rem gerere allein noch übrig geblieben, auch wenn sie, wie Drusus, Tiberius und Germanicus, noch Imperator hießen. Daher ist es das Zeichen der Auspicien, wenn der lituus in den Händen der höchsten Gewalthaber erscheint. Er hört auf, ein untergeordnetes Symbol zu seyn: er wird vielmehr zum Zeichen der obersten Lenkung und Waltung über dem Feldherrn, der unter jenem summus auspex gesiegt hat, zum Ausdruck der alles ordnenden und fügenden Macht, unter deren Einwirkungen allein das Größte sich vollendet. Klar und kraftvoll spricht Horaz den Gedanken aus in der erhabenen Ode an Augustus,

milite nam tuo
Drusus Genaunos, implacidum genus,
Breunosque veloces, et arces
Alpibus impositas tremendis
Deiecit acer plus vice simplici. —
Maior Neronum mox grave proelium
Commisit, immanesque Rhaetos
Auspiciis pepulit secundis:

nicht suis auspiciis, sondern tuis, und weiterhin noch bestimmter,

— barbarorum Claudius agmina
Ferrata vasto diruit impetu,
Primosque et extremos metendo
Stravit humum, sine clade victor,
Te copias, te consilium et tuos
Praebente divos.

Wollen wir daher die Idee, die hier von dem Künstler in seiner Sprache ausgedrückt ist, in einfache Worte kleiden, so würden diese lauten: Tiberius, modo Augusti auspiciis victor, nunc eiusdem Augusti auspiciis triumphabit. — Uebrigens ist diese Vorstellung, die Dichter und Künstler also zu bezeichnen wetteifern, eine unter der Kaiserherrschaft wesentliche und nothwendige, eines jener arcana imperii, auf welche Cäsar, Augustus und Tiberius ihre Macht erbaut haben, und das häufige Erscheinen des lituus auf Kaisermünzen erklärt sich danach von selbst.

Wir haben nur noch ein Paar Worte über den Schild hinzuzufügen, auf dem Augustus' Füße ruhen. Schon die Form zeigt, daß er wie der seiner Beisitzerinn ein römischer ist, und nicht etwa zu den Spolien von der Barbaren-Beute gehört: diese führte der siegreiche Feldherr im Triumphe auf, bevor er sie in einem Tempel weihte. Auch hat weder in der griechischen noch in der römischen Symbolik das Aufsetzen der Füße nothwendig den Ausdruck der Knechtschaft oder Verachtung. Es ist vielmehr ein Act der Besitzergreifung und dauernder Behauptung, der sich auf eine sehr bezeichnende Weise auf einer Münze der gens Mucia ausspricht. Sie zeigt die Göttinn Roma, mit dem einen Fuße auf der Erdkugel stehend, zur Bezeichnung dauernder Weltherrschaft: auf den Münzen des M. Aurelius tritt die Virtus auf ihr herkömmliches Beiwerk, den Helm, als Bezeichnung, sie werde ihn sich nicht entreißen lassen: hier aber verkündigt der ruhende, mit dem Fuße gehaltene Schild dauernden Weltfrieden, dessen Zeit um so gewisser gekommen zu seyn schien, als eben die furchtbarsten Feinde des römischen Reiches überwunden waren. Dem entspricht auch aufs Vollkommenste die zu Augustus' rechter Hand thronende weibliche Gestalt, die durch Helm, Schwert und Lanze die Kriegerinn beurkundet, während die Stola und leicht darüber geworfene Palla auf friedliche Zustände hinweisen.

Schon Peiresc sprach mit richtigem Blick ihre wahre Bedeutung aus, indem er sie Dea Roma nannte: aber er fügt sogleich einen Irrthum hinzu, wenn er meint, sie sey als argivische Juno dargestellt, offenbar um ein vollständiges Gegenbild zum olympischen Juppiter zu gewinnen. Von Polyklet's erhabnem Meisterwerk wissen wir aus Pausanias wenigstens soviel, daß ihr unbehelmtes Haupt mit einer goldenen Stephane geschmückt war, und daß sie weder Schwert noch Lanze führte; auch pflegte man nicht eine Göttinn nach der andern zu bilden.

Noch mehr verunglückt müssen wir aber Rubens' Meinung nennen, obgleich er fast alle Neueren zu Nachfolgern gehabt hat: er will in der Göttinn Augustus' Gemahlinn Livia erkennen, doch mit den Attributen der Roma. Geschichtliche Personen in offenbar allegorischen Compositionen annehmen zu wollen, ist immer sehr bedenklich: entweder kennen wir ihr Bild überall nicht, oder wir kennen es aus andern Kunstwerken. Kennen wir es nicht, so bleibt eine solche Vermuthung willkührlich, und läßt sich weder bejahen noch verneinen: kennen wir es, so kann nur genaue Vergleichung der Züge zu einem sichern Ergebniß führen. Hier tritt zum guten Glück der letztere Fall ein: die schönen und charaktervollen Züge der Livia sind uns theils auf zahlreichen Münzen, theils und noch besser auf Gemmen von vorzüglich trefflicher Arbeit erhalten: alle aber ermangeln jeder Aehnlichkeit mit dieser Göttinn, und doch sind die Formen der Livia so leicht zu treffen, daß auch ein schwächerer

Künstler sie nie ganz hätte verfehlen können, geschweige denn der unsrige, der in den Köpfen des Augustus, Tiberius und Germanicus gezeigt hat, welch ein Meister er auch im Treffen war. Dazu kommt noch manches andre. Dieser Stein konnte nicht vor dem Jahr der Stadt 765 (12 n. Chr.) geschnitten werden. Livia war damals beinah 70 Jahre alt, ihr Sohn Tiberius 53. Hätte also der Künstler auch die lächerliche Schmeichelei nicht gescheut, die 70jährige Greisinn in der Gestalt einer rüstigen Jungfrau erscheinen zu lassen, so war er doch gewiß der Verkehrtheit unfähig, die Mutter in diesen Jahren jünger zu bilden, als den Sohn. Ferner würde der Livia, als beisitzender Throngenossinn (πάρεδρος, σύνεδρος) durch diesen Platz selbst gleiche Ehre mit dem Augustus und Theilnahme am Staatsleben, ja durch den Sitz zur Rechten sogar höhere Würde zugesprochen seyn, und doch ist es bekannt, daß Livia nur durch kluge Vermeidung jedes Anscheins von Einfluß auf den Kaiser in 42jähriger höchst glücklicher und nicht einflußloser Ehe mit ihm gelebt hat. War also auch in einer Familienscene, wie der Tiberianische Cameo sie giebt, ein schicklicher Platz für sie, so würde sich doch in der Darstellung einer öffentlichen Handlung, wie die gegenwärtige ist, um so weniger ein solcher haben nachweisen lassen, als sie erst nach ihres Gemahls Tode von Tiberius zur Julia Augusta erhoben wurde. Auch würde Livia nicht als Roma, sondern als Juno dargestellt seyn, wie Prudentius bezeugt,

adiecere sacrum, fieret quo Livia Juno.

Endlich aber ist unverkennbar, daß diese Gestalt, diese Gesichtszüge vollkommen ideal sind, daß sie des individuellen Charakters der Bildniß-Aehnlichkeit durchaus ermangeln, und darum nicht die Livia allein, sondern jede geschichtliche Person ausschließen.

Sonach ist es wirklich unbegreiflich, wie man den bereits von Peiresc gezeigten, allein richtigen Weg so gänzlich wieder hat verlassen können, da doch für diesen nicht weniger als alles spricht. Nie anders als in dieser auffallenden Minervenähnlichkeit, nur minder streng jungfräulich, mit erweicheteren Formen und mehr zur Mütterlichkeit hingeneigt, auch ohne Aegis und Meduſa, begegnet uns in zahlreichen Abbildungen die Göttinn Roma. Die Verwunderung über ein solches Verkennen wird dadurch gesteigert, daß der sonst so streng prüfende Eckhel in der Erklärung eines andern hochgeschnittenen wiener Sardonyx, der von unserem Cameo bloß die beiden Hauptfiguren, den Augustus und die Roma als Zusammenthronende, und umgekehrt nach der rechten Seite gewendet darstellt, nicht wie Maffei und Millin gleichfalls die Livia, sondern ohne weiteres die Göttinn Roma erkennt, und an keine Livia denkt, obgleich diese weibliche Figur nicht allein genau die Gestalt jener Roma, sondern auch völlig deren Gesichtszüge trägt, sodaß man Livien entweder auf beiden oder auf keiner von beiden Gemmen annehmen müßte.

Die Verbindung des Kaisers mit der Göttinn Roma zu einer sitzenden Gruppe wurde darum so häufig in Bildwerken wiederholt, weil sie einen bestimmten geschichtlichen Anlaß hatte. So oft nämlich eine Stadt oder Provinz des römischen Reichs beim Augustus nach herkömmlicher Schmeichelei um die Erlaubniß nachsuchte, ihm Tempel oder Altäre zu gründen, nahm er diese Ehre nur unter der Bedingung an, daß sie ihm mit der Göttinn Roma zugleich erzeigt werde. So gedenkt Tacitus eines beiden gemeinsam geweihten Tempels zu Pergamus: unter den Trümmern der alten Mylassa

in Karien aber, sowie bei Pola in Dalmatien, haben sich bis jetzt prachtvolle Tempelruinen erhalten, deren Giebelfelder beide vereinigten Namen enthalten. Nichts jedoch wurde gewöhnlicher, als Münzen auf der Kehrseite mit einem Altar und der Legende Romae et Augusto. Ja, der Gebrauch dauerte weit über Augustus' Lebenszeit hinaus, und noch unter Nero's Herrschaft schlug man Münzen mit diesem Gepräge. Dadurch wurde es herbeigeführt, daß man Roma und Augustus wie zwei unzertrennliche Gottheiten betrachtete, und daß auch bildende Künstler diese Vorstellung in ihren Werken verewigten. Hier sind beide durch ein heilbringendes astrologisches Zeichen aufs innigste vereinigt.

Zu ähnlichen Bemerkungen, wie über die vorgebliche Livia, finden wir uns durch die andre weibliche Gestalt von vollen und üppigen Formen veranlaßt, die rechtshin mit Epheu gekränzt und ein Füllhorn haltend, von zwei Kindern umgeben, auf den Sitz des Thrones mit dem Ellenbogen aufgelehnt, behaglich hingegossen ruht. Rubens stellt auch hier eine geschichtliche Deutung auf: er sieht in dieser Frau die ältere Agrippina, des Agrippa und der Julia Tochter, Germanicus' Gattinn, doch als Securitas populi Romani dargestellt, worin er Eckard, Eckhel und Millin zu Beistimmenden hat. Nur Maffei hält sie einfach für eine Securitas oder Salus publica, für eine Juventus, Hilaritas, Foecunditas, Abundantia oder dergleichen, und er hat unstreitig Recht. So wenig als jene Roma irgend eine Aehnlichkeit mit Livia zeigt, so wenig diese allegorische Figur mit Agrippina, deren feine und scharfe Züge wir aus Münzen zur Genüge kennen, oder auch mit sonst einem Gliede des Augustischen Hauses. Auch ist sehr zu bezweifeln, daß man eine so kräftige Nacktheit, wie uns hier vor Augen gebracht wird, bei einer dem Thron so nahe stehenden Frau mit den hergebrachten Anstandsbegriffen vereinbar geachtet haben würde. Entscheidend ist aber auch hier die ideale Allgemeinheit der Züge und Formen, die nicht der Besonderheit einer einzelnen Persönlichkeit folgt, sondern lediglich einem auszudrückenden allgemeinen Begriff. Es ist hier ganz gleichgültig, welcher unter den von Maffei vorgeschlagenen Benennungen wir den Vorzug geben wollen: soviel spricht der erste Anblick aus, daß der Künstler eine gesegnete Ueberfülle des Daseyns hat veranschaulichen wollen, und dieser entspricht die Personification der Copia oder Abundantia oder Ubertas mit ihrem Füllhorn am unmittelbarsten. Doch soll auch kein andres allegorisches Wesen ausgeschlossen seyn: der Juventus oder laeta pubes legt Horaz die hedera virens, die immer grünende bei, die hier als Schmuck des Haares erscheint, und die Hilaritas auf den Münzen des Hadrianus ist von zwei Kindern begleitet, deren einem unser Stein zwei Kornähren beigiebt, als Bezeichnung des ländlichen Segens und Ueberflusses, der jeden andern Wohlstand bedingt.

Aber nicht bloß die Körperformen und Beiwerke sind wohlerwogen, wenn wir eine so allgemein allegorische Bedeutung annehmen: dasselbe Lob gebührt auch dem Platze, der der Gestalt im Steine angewiesen ist, und ihrer ruhenden Haltung. Wir finden sie hier zu einer gefällig abgerundeten Gruppe vergesellschaftet mit den übrigen anerkannt göttlichen Wesen, und es gehört zur Verständlichkeit und Deutlichkeit des Kunstwerks, die wir nicht unter seine geringsten Verdienste rechnen, Menschen und Götter nicht auf eine zwecklose Weise durcheinander zu werfen. Unsern Stein würde dieser Vorwurf treffen, wenn Agrippina hier eingeschoben wäre: ganz unerklärlich

aber bliebe ihre Theilnahmlosigkeit an der Haupthandlung, da doch in dieser ihr Gemahl bedeutend mitthätig ist.

Dieß ist nur dann begreiflich, wenn diese Göttinn, ohne Theil zu nehmen an ihr, ausschließlich zum Augustus in Beziehung gedacht wird Sie bezeichnet den Segen, die öffentliche und allgemeine Wohlfahrt, die unter seiner Regierung sich über das römische Reich verbreitet hatte: ihre ruhende Stellung deutet an, daß sie sobald nicht wieder von hinnen zu weichen gedenke, daß ihre Segnungen von langer Dauer seyn werden, und so dürfen wir vielleicht auch den Ring verstehen, der ihren Hals umgiebt. Sowie er im untern Felde offenbar den gefesselten Barbaren bezeichnet, so scheint er hier andeuten zu sollen, die Segensgöttinn sey unauflöslich an des Augustus Thron und Reich gekettet. So bildete Phidias die Siegesgöttinn auf der Hand der Athene Parthenos ohne Flügel, um zu bezeichnen, daß der Sieg nie wieder hinweg scheiden solle von Athen.

Auf derselben Seite, hinter dieser Ruhenden, gewahren wir noch zwei stehende Gestalten von reiferem Alter, beide ebenfalls allein mit Augustus beschäftigt. In der am meisten zurücktretenden, dem Kaiser mit der Rechten den Eichenkranz über dem Haupte haltenden Frau erkennen wir an Schleier und Mauerkrone sofort die Kybele als Mutter Erde. Nicht mit gleicher Sicherheit ist der vor ihr stehende Mann zu bestimmen, da er aller bestimmenden Kennzeichen ermangelt. Aus dem Gegensatz und der Zusammenstellung mit der Erde hat man geschlossen, es sey Neptunus, und allerdings führt eine Art Nothwendigkeit auf den Gedanken, durch den vom Augustus dem Tiberius gewährten Triumph sey die Weltherrschaft vollendet, welches nun Erde und Meer huldigend anerkennen, jene aber reiche vorzugsweis den Kranz, weil dieser letzte Sieg ein mit den Legionen zu Lande erfochtener sey. Wir können nicht umhin im Wesentlichen beizustimmen. Doch wären wir geneigt, mit Ottfried Müller, an die Stelle des Neptunus den Oceanus zu setzen. Erde und Ocean, als Mutter und Sohn gehören Einer Götterdynastie an, und so wenig auch sonst aus Nichtvorhandenem gefolgert werden kann, so scheint doch hier auch die Abwesenheit des Dreizacks gegen den Neptunus zu zeugen.

Wir wenden uns zur andern Hälfte des obern Feldes. Dem thronenden Paar in der Mitte zunächst steht ein kriegerischer Jüngling im Leibpanzer mit darüber geworfenem Feldherrnmantel. Alte Abbildungen lassen den Cäsar Germanicus, Stiefsohn des Tiberius, nicht verkennen. An der ganzen Gestalt ist nichts zweifelhaft, außer einem ovalen Gegenstande, den er auf der Brust trägt, und auf den er wie in stolzem Selbstgefühl mit der linken Hand hinweist. Rubens' Vermuthung, es sey der runde Knauf am Schwertgriff, erklärt sich nur aus der Mangelhaftigkeit der Abbildung, die ihm vorlag und der er folgen mußte. Doch ahndet er selbst schon das Wahre: es ist die bulla triumphalis, die unter die ornamenta triumphalia gehört zu haben scheint, und daß ihm diese für seinen Antheil am pannonischen Siege verliehen wurden, wissen wir aus Dio Cassius. Da eben daher bekannt ist, daß Tiberius ihn unmittelbar mit der Siegesbotschaft im J. d. St. 762 (9 n. Chr.) nach Rom entsandte, ist es wahrscheinlich, daß Augustus gleich damals den Anwesenden mit diesen ornamentis belohnte, und er sie also, als Tiberius seinen Triumph erst zwei Jahre später feierte, damals schon ohne Anticipation tragen konnte.

Den Schluß nach der linken Seite hin macht der gleichfalls bildnißähnliche, besonders dem sehr ausgearbeiteten wiener Cameo gleichende Tiberius, als Triumphator mit dem Lorbeer gekränzt, mit dem Befehlshaberstabe und in der Toga. Er schreitet soeben herab vom Triumphwagen, dessen Viergespann die neben ihm stehende geflügelte Siegesgöttinn, den Palmzweig in der Rechten, lenkt und anhält. Und hier befinden wir uns in dem Moment der Handlung, die unser Sardonyx darstellt.

Schon im J. d. St. 759 (6 n. Chr.) war Tiberius von seinen Zügen gegen die Germanen, die er bis gegen die Weser und Niederelbe ausgedehnt hatte, abgerufen, weil die Pannonier und die mit ihnen verbündeten Dalmatier [1]) unter den beiden Batonen, dem Dysidiaten und dem Breuker [2]) sich nach Augustus' vergeblichem Triumphe im J. d. St. 725 (29 vor Chr.) und der nicht erfolgreichen Ovation des Tiberius im J. 745 (9 vor Chr.) abermals empört hatten. Tiberius, unter dem Germanicus befehligte, übernahm mit funfzehn Legionen die Führung des Krieges, den des Feindes Zahl, sein oft erprobter Kriegsmuth und die örtlichen Schwierigkeiten zu einem der gefahrvollsten dieser Zeit machten, sowie auch die öffentliche Meinung sich nach Sueton dahin aussprach, daß nächst den Karthagern das römische Volk nie einen furchtbarern Gegner gehabt habe. Erst nach dreijährigem Kampfe gelang es, alle Hemmungen zu überwinden und den Baton zur Unterwerfung zu zwingen. Die, wie wir erwähnt haben, durch Germanicus überbrachte Siegesnachricht erregte in Rom so große Freude, daß Augustus sich bewogen sah, dem Tiberius außer andern Ehrenbezeugungen auch die höchste, die des Triumphs zu verleihen. Die Auszeichnung war um so größer, als sie vom Augustus außerdem nur Einmal ertheilt war, dem Agrippa nach Besiegung der Bosporaner im J. d. St. 740 (14 v. Chr.), der sie aber bedächtig ablehnte, und nur die Ehrenzeichen des Triumphs annahm. Aber ehe noch Tiberius siegreich in Rom einziehn konnte, schlug eine neue Botschaft alle Gemüther desto tiefer danieder. Noch in demselben Jahre, das der pannonische Sieg verherrlicht, hatte Arminius die Legionen des Quinctilius Varus vernichtet. Die traurige Stimmung, in der sich mit Augustus die ganze Stadt befand, schloß jede Freudenfeier aus: auch mußten Tiberius und Germanicus vor allem nach dem empörten Germanien eilen, um zu retten, was noch zu retten war, und wenn auch nicht zu siegen, doch die Ruhe einigermaaßen herzustellen, worüber noch zwei volle Jahre verflossen. Nun erst, im Jahre 765 (12 n. Chr.), in welchem Germanicus zum erstenmal Consul war, konnten beide heimkehren und Tiberius seinen verspäteten Triumph halten. Hier erzählt nun Suetonius, als der Triumphwagen an die Stelle gekommen sey, wo man auf den Weg zum Capitol eingelenkt habe, sey Tiberius herabgestiegen vom Wagen und habe dem vorsitzenden Augustus knieend seine Ehrfurcht bezeugt: priusquam in Capitolium deflecteret, descendit e curru seque praesidenti patri ad genua submisit. Bei wenig alten Kunstwerken möchte sich der Augenblick, der dem Meister vor der Seele schwebte, mit solcher Bestimmtheit nachweisen lassen.

Daß in eben dieser Triumphscene auch Germanicus auftritt, bedarf nun kaum noch besonderer Rechtfertigung. Er hatte den ruhmvoll beendeten Krieg

1) Dio Cass., 55, 28.
2) Dio Cass., 55, 29.

gemeinsam mit dem Tiberius geführt, er hatte die Siegesbotschaft überbracht, er hatte auch seinen Antheil gehabt an den Siegesehren, und erscheint daher auch mit diesen geschmückt. Gleichwohl mußte er in der Unterordnung gehalten werden, in der der Stein ihn zeigt, untergeordnet als Legat dem Imperator, als Sohn dem Vater. Nun aber sieht man auch, wie wohl der Künstler seinen Plan durchdacht hatte, als er nur drei Bildnisse zuließ, die des Augustus, des Tiberius und Germanicus, unter denen die ganze Handlung sich abschließt.

Sonach scheint es einzuleuchten, welcher Werth der hergebrachten Benennung Apotheose des Augustus zuzusprechen ist. Es ist vielmehr Augustus auf dem höchsten Gipfel seiner irdischen Größe durch den Sieg, den Tiberius unter Germanicus' Mitwirkung über die furchtbarsten Feinde des römischen Reichs errungen hat, mit Roma diese Größe theilend, die von Erde und Meer huldigend anerkannt, durch die Segnungen, die aus einer milden und weisen Regierung hervorgehen, vollendet wird.

Es war die letzte große Feier, welcher der 74jährige Kaiser beiwohnte, der zwei Jahre später sein Leben nach beendigten Kämpfen schloß, und nun die Ehre der Apotheose empfing.

Waltet also über der Darstellung des obern Raumes eine erhabene, wahrhaft olympische Ruhe, wie sie der großartigen Leidenschaftslosigkeit des ächten Römersinns ziemt: so bewegt sich dagegen im untern Felde das irdische Leben mit all seinem Sturm und Drang desto gewaltsamer.

Auch hier geht alles ächt römisch her, aber in anderm Sinne: der Krieg treibt sein wildes Spiel: rüstige Waffenjugend erhebt über niedergeworfenen Völkern ihre Siegeszeichen, und weder die demüthige Hinfälligkeit des Greises, noch des Weibes Hülfslosigkeit finden Erbarmen. In den Schwergepanzerten erkennen wir römische Veteranen: es genügt ihnen der Ruhm, gesiegt zu haben: sie errichten ihr Tropäum, ohne Mißhandlungen hinzuzufügen: nicht so die beiden Leichtbewaffneten gegenüber, die Wehrlose und Flehende schonungslos bei den Haaren gefaßt haben. Sie fallen außerdem auf durch die Art ihrer Hauptbedeckung: der eine trägt einen runden Hut, der mit dem Petasus der Hermesstatuen große Aehnlichkeit hat, der andere hat ein Tuch durch das Haar geschlungen, das am Hinterkopfe wie in einen Sack zusammengefaßt ist. Daß die Hutform die der weißen, breitkrempigen thessalisch-macedonischen Kausia war, bezeugen alte Münzen, Steine und Schriftsteller (Stoschische Gemmensamml., Cl. II, Abth. XIII, Nr. 986; Cl. IV, Abth. I, Nr. 19; Steph. Thes., Vol. I, p. CLXIV, Vol. IV, p. 4937 B. Lond.; Reisig Soph. OC., 305; Valck. Theocr. Adon., p. 345; A. Memn. ap. Polyaen. 5, 44; Suid. s. v. *καυσία*; Anth. Palat. VI, 335). Hier kommt nun sehr erwünscht der Bericht des Vellejus, die verbündeten Pannonier und Dalmatier hätten ihre gesammte Heeresmacht in zwei Schaaren getheilt, deren eine sich gegen Italien gewendet, die andere einen Einfall in Macedonien unternommen habe. Hier wurden sie aber von den Brüdern Rhymetalkes und Rhaskyporis, gebornen Thrakern angegriffen und über die Grenzen zurückgeworfen [1]). Es ist wahrscheinlich, daß in diesem Krieger Macedonien personificirt wird, welches seine Streitkräfte mit den römischen vereinigt, und dadurch Antheil am Siege wie an der Ehre

1) Dio Cass., 55, 30.

erworben hatte, auf diesem Cameo dargestellt zu werden. Ob die Tracht seines Nebenmannes auch macedonisch, oder ob sie vielleicht die eines andern Volkes ist, das anjetzt mit den Römern gegen gemeinsame Feinde gemeinsame Sache gemacht hatte, wagen wir nicht zu entscheiden. Gewiß ist, daß sie als Barbaren, Greise und Weiber mißhandelnd, den edlergesinnten Römern entgegengesetzt werden.

In den beiden liegenden Gruppen sind Gefangene nicht zu verkennen, und zwar barbarische Gefangene, deren gewöhnliches Kennzeichen die den Römern wie den Griechen fremden langen Beinkleider, braccae, waren. Daß diese Tracht auch die der Pannonier und Dalmatier gewesen sey, erhellt aus der Bemerkung des Strabo, ihre Kleidung sey die der Gallier.

Die beiden männlichen Gefangenen bilden gleichfalls einen stark ausgeprägten Gegensatz, den des Trotzes und der Unterwerfung. Das mit sichtbarem Grimm seitwärts gedrehte, sehr kräftige Haupt mit seinem verwilderten Kopf- und Barthaar des einen tritt desto kräftiger hervor, da die Hände auf den Rücken gebunden sind. Die Stellung des andern ist die der tiefsten Erniedrigung: auch der Halsring scheint auf Knechtschaft hinzudeuten, wenn nicht hierin eine volksmäßige Eigenthümlichkeit ausgedrückt ist: die Gallier wenigstens waren gewöhnt, dergleichen torques zu tragen. Aus beiden Frauen spricht leidende Ergebung in ihr Geschick. Uebrigens ist die Stellung des knienden Greises auf Münzen die gewöhnliche Bezeichnung der Unterwerfung.

Rubens ist in der Bestimmung der beiden gefangenen Männer einen Schritt weiter gegangen: er nimmt sie für die feindlichen Feldherrn, als deren ausgezeichnetste Vellejus und Dio Cassius uns den Dysidiaten Baton und den Pinnes nennen. Da wir überdieß aus beiden Schriftstellern unterrichtet sind, daß alle bedeutenden Heerführer den Römern in die Hände gefallen und mit im Triumph aufgeführt waren, daß namentlich Baton sich selbst ergeben, Pinnes aber kriegsgefangen gemacht sey [1]), so wäre es nicht undenkbar, daß dieser in dem trotzig umblickenden, jener in dem kläglich flehenden gemeint sey. Auf allen Fall deutet der neben dem vermeinten Pinnes liegende, mit dem Gorgonenhaupt geschmückte Panzer auf einen vornehmen Krieger: während vom Baton Dio erzählt, er habe nicht eben rühmlich, nachdem ihm Tiberius das Leben geschenkt, seinen Kopf zum Abschlagen dargeboten, als habe er ihn von Rechtswegen verwirkt, ungefähr wie er auf dem Stein erscheint. Daß der Künstler sich etwas Aehnliches dabei gedacht habe, wollen wir also nicht bestreiten: doch scheint es nicht, als ob wirkliche Bildnisse zum Grunde lägen, wenn sie auch einem in Rom lebenden Künstler zu Gebote stehn konnten. Aber wir vermissen die zu einer solchen Annahme immer erforderliche Individualität der Gesichtszüge. Ganz haltlos ist Eckard's Einfall, einer der beiden Schwergewaffneten müsse der Unterfeldherr M. Lepidus seyn, dessen Vellejus und Dio Cassius gedenken [2]), und es ist nur wunderlich, daß er den andern Gepanzerten nicht auch gleich zu des Lepidus Mitfeldherrn Silvanus gemacht hat. Auch lassen sich mit eben soviel Recht in den Leichtgewaffneten Rhymetalkes und Rhaskyporis annehmen.

1) Dio cass. 56, 12. 16.

2) Vell. 2, 114 fg. Dio Cass. 56, 12.

Außer den übrigen Siegesbeuten, aufgerollten Decken und Teppichen wie es scheint, ist nun noch ein Beiwerk übrig, das der Erörterung bedarf, der Skorpion auf dem Schilde zur Linken. Daß dieser Schild kein römischer sey, leuchtet ein: weder seine Form läßt es zu, noch dieses Schildzeichen selbst, das bei den Römern der Blitzstrahl oder ein ihn haltender Adler zu seyn pflegt. Der Schild gehört demnach zum Tropäum, und ist ein pannonischer oder dalmatischer. Dadurch wird aber das Zeichen nicht aufgeklärt. Sinnreich ist allerdings der Weg, den Rubens einschlägt: nach Manilius nämlich sind unter dem Zeichen des Skorpions die Krieger, die Mörder, die Räuber geboren, und daher stehe sein Bild jenen wilden und kriegerischen Völkerstämmen wohl an. Doch ist nicht zu läugnen, daß diese Deutung etwas fern liegt, und daß die Gesichtszüge des einen Gefangenen denselben Gedanken schon viel klarer aussprechen. Vielmehr scheint hier Beziehung auf ein herkömmliches Schildzeichen obzuwalten, das damals aus dem pannonisch-dalmatischen Triumph den Römern hinlänglich bekannt seyn mußte. Ueberhaupt liegen diese alten Anfänge der Heraldik, die in der Regel mit den Münzzeichen in genauem Zusammenhang stehn, noch sehr im Dunkeln, und ihre Aufklärung würde wahrscheinlich über viele Werke der bildenden Kunst, vielleicht auch über manche Dichterstelle, ein noch nicht geahndetes Licht verbreiten. Soviel anjetzt bekannt ist, war der Skorpion nur angenommenes Zeichen der Münzen von Afrika, dem Vaterlande solches Ungeziefers. Es wäre aber auch möglich, daß einer der überwundenen und gefangenen barbarischen Feldherrn ihn im Schilde geführt hätte, und daß er mehr Familienwappen als Zeichen des Landes gewesen wäre. Oder war es eine Art von Monogramm des Künstlers, vielleicht mit irgend einer Anspielung auf seinen Namen oder seine Heimath? Denn was Horapollon in seinen räthselhaften Hieroglyphendeutungen meldet, der Skorpion sey das Sinnbild eines den Gegner langsam tödtenden Feindes, können wir füglich auf sich beruhen lassen. Endlich aber wollen wir noch bemerken, daß auf einer Gemme der Stoschischen Sammlung (Cl. IV, Abth. II, Nr. 220) der Kopf des Tiberius auf der Rückseite gleichfalls den Skorpion hat, freilich mit gleich dunkler Beziehung. Wollen wir aber annehmen, der Skorpion sey Tiberius' uns sonst unbekanntes thema genethliacon gewesen, so ist alles klar. Die Veteranen haben nach gewohnter Sitte das Symbol des siegreichen Feldherrn auf den erbeuteten Schild geschrieben, der am Tropäum befestigt ist, und es wird dadurch das untere Feld der Darstellung in unmittelbare Beziehung mit dem obern gesetzt. Wie wir aber auf diesem das Gestirn des Augustus herrschen sehn, so sehn wir auf jenem den Stern des Tiberius walten, und dieß möchte wohl die natürlichste Auslegung seyn [1]).

Daß dieser Stein noch bei Augustus' Lebzeiten geschnitten ist, läßt sich nicht bezweifeln: nur dadurch hatte er Werth und Bedeutung. Da aber Augustus jenen Triumph um keine vollen zwei Jahre überlebte, so wird die

1) [Eine weitere Ausführung dieser Vermuthung enthält Fr. Passovii de Scorpio in gemma Augustea coniectura, zuerst gedruckt als Prodmium des Lections-Verzeichnisses der breslauer Universität für den Sommer 1833, dann in der Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft, 1834, Nr. 2, und in Fr. Passovii opuscula academica, p. 321 bis 329.]

Zeit seiner möglichen Anfertigung in ziemlich enge Grenzen zusammengedrängt in die Jahre 13 und 14 nach Chr.

Unstreitig der berühmteste Steinschneider dieses Zeitalters war Dioskurides. Er hatte den Kopf des Augustus geschnitten, dessen dieser und die späteren Kaiser sich zum Siegelringe bedienten, auch sind noch mehrere Steine von vorzüglicher Arbeit vorhanden, die seinen Namen tragen: doch sind nach den Untersuchungen des größten jetzigen Gemmenkenners, des Staatsrathes von Köhler in Petersburg, nur sechs davon als ächt zu betrachten, und die übrigen alle haben erst im vorigen Jahrhundert den Namen dieses Künstlers durch artistischen Betrug bekommen. Vollends werthlos aber ist die Vermuthung Mariette's, daß uns in unserm Sardonyx eines der vollkommensten Werke des Dioskurides erhalten sey. Denn abgesehn von dem Willkührlichen eines solchen Versuchs im Rathen, geben uns die ächten der mit seinem Namen bezeichneten Steine einen ganz abweichenden Begriff von dem Charakter seiner Kunstausübung. Wir kennen ihn mit Sicherheit nur aus Intaglio's, kleinen tiefgeschnittenen Gemmen von der höchsten Sauberkeit im Einzelnen: daß er sich aber auch in Cameen, zumal in Cameen von solcher Größe, mit solcher Meisterschaft versucht habe, sind wir auf keine Weise anzunehmen berechtigt. Ueberdieß war die Zahl griechischer Künstler im Augustischen Zeitalter zu Rom sehr bedeutend, und wird es dadurch glaubhaft, daß jeder ausgezeichnete Steinschneider nur ein gewisses Fach seiner unendliche Uebung erfordernden Kunst bearbeitet hat. Denn daß der Meister ein Grieche gewesen, ist höchst wahrscheinlich, da die Steinschneidekunst wie alle bildende Kunst ausschließlich in den Händen dieses Volkes blieb, und in der langen Reihe der Steinschneider kein einziger Römer mit Sicherheit nachgewiesen werden kann.

Habe indeß der Künstler geheißen, wie er wolle, zu den besten seiner Zeit hat er gewiß gehört. Die geistvolle Auffassung des Moments, die glückliche Benutzung der gegebenen Umstände und die verständige Wahl der Motive dürfte aus dem Gesagten deutlich hervorgehn. Die Meisterschaft in der Technik giebt sich besonders in dem äußerst zart gehaltenen, wenig erhobenen und doch so bestimmt gezeichneten Relief zu erkennen, wie es sich zuweilen auch in halberhobenen Marmorarbeiten findet, stets als untrügliches Zeichen bedeutender Meisterschaft. Eine gewisse Eintönigkeit in der Behandlung, besonders Gleichförmigkeit der Falten und Gewänder, daher eine merkliche Kälte und Trockenheit im Ganzen, ist freilich nicht wohl zu verkennen. Sie thun allerdings dem wahren Leben und der vollkommenen Schönheit Eintrag: Entschuldigung aber finden sie in der beschränkenden Kunstgattung und mehr noch in dem Geist der Zeit, die das rein Schöne sich nicht mehr entfalten ließ.

Daniel von Cölln [1]).

Nur die Ueberzeugung, den Wünschen vieler Befreundeten entgegen zu kommen, hat diese Zeilen hervorgerufen: sonst würde den Verfasser derselben eben so sehr das Gefühl frischer Trauer zurückgehalten haben, das noch keiner genügenden Darstellung Raum giebt, als die Ueberzeugung, daß der Mann, dem diese Worte gewidmet sind, der reifsten und durchdachtesten Schilderung von sachkundiger Hand würdig ist, wie wenige. Möge das hier Gegebene als einfacher Erguß der Freundschaft, als vorläufige Mittheilung für herzlich Theilnehmende Nachsicht finden, bis ein gediegeneres Denkmal anerkennender Verehrung es vergessen machen wird.

Daniel Georg Conrad von Cölln, Nachkomme eines mährischen, wahrscheinlich noch vor dem dreißigjährigen Kriege wegen Religionsverfolgungen ausgewanderten adeligen Geschlechts von Bees, das, in Cöln am Rhein angesiedelt, seinen Namen wechselte, wurde am 21. December 1788 zu Oerlinghausen im Fürstenthum Lippe-Detmold geboren. Den ersten Unterricht verdankte er seinem Vater, Ludwig Friedrich August von Cölln, einem ausgezeichneten, auch als religiösen Schriftsteller nicht unrühmlich bekannten Geistlichen, der 1797 als General-Superintendent und erster reformirter Prediger nach Detmold versetzt wurde, wo er 1804 starb. Des wahrhaft frommen, besonders durch seine Bemühungen um das Armenwesen preiswürdigen Mannes Lehre und Beispiel, der noch lebenden Mutter Sorge und Liebe für den körperlich schwächlichen Knaben hatten so tiefe Wurzeln in seinem Gemüthe geschlagen, daß seine sittliche Erziehung, bei dem frühen Tode seines Vaters, als vollendet betrachtet werden konnte. Seine wissenschaftliche Bildung begann auf dem Gymnasium zu Detmold: in den alten Sprachen empfing er durch Habicht (jetzt Rector und Professor zu Bückeburg) eine treffliche Grundlage, auf welcher der bei mancher Sonderbarkeit gründlich gelehrte und amtseifrige Rector G. D. Köler mit Erfolg fortbauen konnte. Die Begeisterung für das classische Alterthum, die damals in ihm entzündet wurde, befestigte sich, und blieb ihm sein ganzes Leben durch

---

1) Ueber sein Leben vergl. Heinr. Hoffmann's Monatsschrift von und für Schlesien, Jahrg. 1829, Bd. 1, S. 141 (besonders litterarisch, von ihm selbst mitgetheilt). Justi's Grundlage zu einer hessischen Gelehrtengeschichte von 1806 bis 1830, 1831. S. 64 f. (sehr gehaltreiche und ausführliche Autobiographie). Conversationslexikon der neuesten Zeit und Litteratur, 1832. Bd. 1, S. 467 (nach eigenen Mittheilungen).

treu [2]). Für das Studium der Theologie hatte er sich schon früh entschieden, eben so sehr nach eigener Wahl, wie auf den Wunsch der Eltern. Sein nachheriger Schwager Passavant, jetzt erster Prediger an U. L. F. in Bremen, förderte den Jüngling mehrfach, durch Unterricht im Hebräischen und in der christlichen Religion, am bedeutendsten aber durch sein Vorbild. So oft Cölln späterhin von dieses Lehrers strenger Redlichkeit, von seinem unerschütterlichen Wahrheitssinn und seiner ungeheuchelten Frömmigkeit mit inniger Verehrung redete, drängte sich unwillkührlich das Gefühl auf, er schildere im Lehrer sich selbst. Ihm vor allen dankte er es, frühe Hinneigung zu religiöser Schwärmerei überwunden, ängstliche Zweifel gedämpft, und jenen sittlichen Ernst in sich begründet zu haben, der sein ganzes Wesen erfüllte und durchdrang.

So bezog er, in jedem Sinne reif, um Ostern 1807 die Hochschule zu Marburg. Seinen Hauptzweck fest im Auge haltend schloß er sich vor allen an den ehrwürdigen, von ihm kindlich geliebten Arnoldi, an Münscher und Hartmann an, den exegetischen Vorlesungen des ersten, den kirchengeschichtlichen und dogmatischen des zweiten, der Einleitung des letzten ins Arabische, Chaldäische und Syrische verdankte er vorzugsweise Belehrung. Wachler's geschichtliche Vorträge regten, wie so viele treffliche Jünglinge, auch ihn zu historischen Studien, Creuzer und Tennemann zu philosophischer Forschung an. Im Herbst 1809 hatte er seinen theologischen Cursus beendet, und er kehrte nun auf kurze Zeit in seine Heimath zurück, wo er sich nach rühmlich überstandener Prüfung unter die Candidaten des Predigtamtes aufnehmen ließ.

Aber noch in demselben Herbst begab er sich nach Tübingen, um sich dort mit der symbolisch-orthodoxen Dogmatik, der Polemik und der lutherischen Exegese vertraut zu machen, worin ihm Schnurrer und besonders die beiden Flatt erwünschte Lehrer wurden: auch hörte er bei Conz über Sophokles, Aristophanes und Tacitus. Inzwischen war er auch körperlich mehr und mehr erstarkt, obgleich sein rechtes Auge auch äußerlich bemerkbar sehr schwach blieb: gewandt in Leibesübungen, muthiger, ja verwegener Reiter, tüchtiger Fußwanderer, schloß er sein tübinger Leben mit einer anziehenden Fußreise durch die Schweiz und Savoyen, die Hellwag aus Eutin und der nachmals als Botaniker und freisinniger Volksredner berühmt gewordne züricher Hegetschweiler mit ihm unternahmen. Heimgekehrt ging er noch auf ein Jahr nach Göttingen, schon mit dem bestimmten Vorsatze, sich für das akademische Lehramt auszubilden, und darum mehr die reichen Schätze der Bibliothek, als die Vorträge einzelner Lehrer benutzend, woran ihn auch einige Harthörigkeit bald mehr, bald weniger hinderte: doch besuchte er noch mit Eifer die Vorlesungen der verstorbenen Wunderlich und Schulze, so wie der noch mit Segen thätigen Heeren und Tychsen.

Im Herbst 1811 aber that er den bedeutendsten Vorschritt zu Errei-

---

2) Unvergeßlich werden einem vertrauten Kreise breslauer Gelehrten die Abende bleiben, die sie wöchentlich Einmal mit ihm zu geselliger Lesung des Platon versammelten. Noch acht Tage vor seinem Ende war er in ahndungsloser Heiterkeit mit seinen Freunden zur Lesung des Gorgias vereint (9. Februar), er selbst trug zuletzt vor (Gorgias, Cap. 76—80 Heind.) und nie erinnerten sich die Versammelten eines so lebendigen, geistig angeregten Vortrages von ihm.

chung seines Lebensplanes, indem er sich durch Vertheidigung seiner Inaugural-Dissertation, über das Zeitalter des Propheten Joel, in Marburg den philosophischen Doctorgrad erwarb, worauf er sich sofort in der philosophischen Facultät als Privatdocent habilitirte, und seine Vorlesungen über mehrere theologische Disciplinen begann. Es folgten mehrere Erweiterungen seines Wirkungskreises rasch auf einander: 1814 wurde er zum ersten Aufseher bei dem kurfürstlichen Alumnat (Major) ernannt, 1816 zum Stellvertreter des ersten Predigers an der reformirten Universitätskirche, in demselben Jahre zum außerordentlichen Professor in der theologischen Facultät, und am 31. October 1817, bei der Säcularfeier der Reformation, zum Doctor der Theologie. So erfreulich sich nun auch seine amtlichen und persönlichen Verhältnisse in Marburg gestalteten, so war es doch begreiflich, daß ihn im Frühjahr 1818 ein Ruf als Professor in der philosophischen Facultät in das anmuthige Heidelberg reizte. Doch überwog ein zweiter, wenige Tage später erhaltener Antrag zum ordentlichen Professor der Theologie an der Universität Breslau. Zu den übrigen Vorzügen einer großen, mit bedeutenden wissenschaftlichen Hülfsmitteln reichlich ausgerüsteten Stadt kam die Aussicht auf eine erweiterte akademische Wirksamkeit, wie sie sich nur an einer hoffnungsvoll aufblühenden Hochschule unter dem Schutze der jedes höhere Streben fördernden preußischen Regierung erwarten ließ. Auch hatte er nicht zu viel von seinem neuen Wirkungskreise gehofft.

Nachdem er am 17. Mai 1818 sein Amt in Breslau angetreten hatte, wurde ihm gleich im Jahre 1819 die Leitung der dogmen-historischen Uebungen am theologischen Seminarium übergeben, 1821 wurde er zum Mitgliede des Consistoriums von Schlesien für die Prüfungen der Predigtamtscandidaten, und 1829 zum Consistorialrath ernannt.

Andere jährlich neu zu besetzende Aemter, wie die Theilnahme an der wissenschaftlichen Examinationscommission und den Candidatenprüfungen im Großherzogthum Posen, bezeugten nicht minder das Vertrauen, das die Behörden in ihn setzten. Auch war er viermal Decan seiner Facultät, und leitete als solcher im Jahre 1822 die allgemeine Synode der Geistlichkeit Schlesiens, die sich zur Vorbereitung der Union beider evangelischen Kirchen am 1. und 2. October in Breslau versammelt hatte.

Wie groß aber auch der Nutzen war, den er im eigentlichen Geschäftsleben durch unermüdliche Thätigkeit und Treue stiftete, so ist doch nichts mit dem Segen zu vergleichen, der von ihm als akademischem Lehrer ausging. Zwar wurden seine Vorlesungen nicht gleich anfangs nach ihrem Werthe anerkannt, weil seine Aussprache für den Anfang etwas Fremdes und Unverständliches hatte; aber sehr bald siegte ihre wissenschaftliche Gediegenheit über jedes äußere Hinderniß; sein Beifall wuchs von Jahr zu Jahr, wie seine Lehrübung und der Umfang seiner Gelehrsamkeit zunahm, und so wurde er schnell einer der geliebtesten Lehrer, zu dessen festgegründetem Beifall sein Wissen und seine Gesinnung zusammenwirkten, Eigenschaften, die auch die unwandelbare Dauer desselben verbürgten.

Seine akademische Wirksamkeit umfaßte nach und nach die ganze historische Theologie (Kirchen- und Dogmengeschichte, Patristik, Symbolik), außerdem die theologische Encyklopädie, biblische Theologie, Isagogik und Exegese, besonders des alten Testamentes; eine Einleitung in die Dogmatik wollte er mit dem nächsten Halbjahr beginnen, und der Entwurf hat sich

unter seinen Papieren vorgefunden. Alle seine Vorträge aber zeichneten sich aus durch die höchste Klarheit, Bündigkeit und Folgerichtigkeit, durch eine stets neue Umgestaltung des Gegenstandes, so oft er diesen neu zu behandeln hatte. Es waren jedesmal die reifsten Ergebnisse rastlos fortgesetzter und erneuter Forschungen.

Bei dieser strengen Gewissenhaftigkeit in Erfüllung seines unmittelbarsten Lehrberufes hätte man sich nicht wundern dürfen, wenn seine schriftstellerische Thätigkeit untergeordnet geblieben wäre. Doch war das keineswegs der Fall; gegen alle Vielschreiberei zwar hegte er den entschiedensten Widerwillen, aber was er gab, war durchaus trefflich und gediegen nach Form und Inhalt. Seine lateinisch abgefaßten akademischen Schriften über Zephanias, 1818, über die marburger Theologen unter Philipp dem Großmüthigen, 1827, und über die augsburger Bekenntnisse Melanchthon's und Zwingli's, 1830, seine Schrift über den innern Zusammenhang der Glaubenseinigung und Glaubensreinigung, 1823, seine historischen Beiträge zur Erläuterung und Berichtigung der Begriffe: Pietismus, Mysticismus und Fanatismus, 1830, die von ihm und David Schulz gemeinschaftlich verfaßte Schrift über theologische Lehrfreiheit auf den evangelischen Universitäten, 1830, die in 14 Tagen zwei Auflagen erlebte; und als Schleiermacher in einem Sendschreiben dagegen auftrat, die zwei an diesen gerichteten Antwortschreiben für geistesfreie Behandlung der Dogmatik, 1831, (von diesen beiden Antworten ist die erste von Schulz, die zweite von Cölln, wie ein jeder, der beide Männer kennt, bald inne werden wird: da aber fast alle öffentlichen Beurtheilungen sich zu der entgegengesetzten Meinung haben verleiten lassen, scheint es hier der passendste Ort, diesen Irrthum zu berichtigen, ehe er sich noch weiter verbreitet und festere Wurzel faßt); ferner seine zu einem völlig neuen Buche erwachsene Bearbeitung von seines alten Lehrers Münscher Lehrbuch der christlichen Dogmengeschichte, 1832 [1]), seine Abhandlung über das Symbol der Theokratie im Hebraismus in Wachler's Philomathie [2]), endlich seine gehaltvollen Beiträge zur Ersch-Gruber'schen allgemeinen Encyklopädie (z. B. Clemens von Alexandria, Clementina, Didymus, Dionysius der Areopagit, Donatisten, dordrechter Synode, Hieronymus), und seine zahlreichen Recensionen, besonders in der hallischen Literaturzeitung, in denen oft Resultate jahrelangen Forschens niedergelegt sind, — würden vollkommen hinreichen, ihm einen dauernden Namen unter den gelehrtesten und gedankenreichsten Theologen unserer Zeit zu sichern. Das Werk jedoch, das als der Inbegriff aller seiner tiefsten Studien betrachtet werden darf, liegt noch, nur seinen Zuhörern wohl bekannt, in seinen Papieren: es ist seine biblische Theologie. Um so mehr freuen wir uns, es

1) Zwar ist bis jetzt nur der erste Band erschienen, der die alte Zeit bis Ende des siebenten Jahrhunderts umfaßt, aber die erste Hälfte des zweiten Bandes bis zum Reformationszeitalter liegt druckfertig da und wird bald nach Ostern erscheinen können; auch die zweite Hälfte, die das Ganze abschließt, wird sich vermuthlich aus dem schriftlichen Nachlaß zusammen ordnen lassen.

2) Der philomathischen Gesellschaft in Breslau war er funfzehn Jahre lang thätiges werthes Mitglied. Außerdem hatte ihn die vom Professor Illgen in Leipzig gestiftete historisch-theologische Gesellschaft im Jahre 1831 zu ihrem Mitgliede erwählt.

höchst wahrscheinlich machen zu dürfen, daß diese Arbeit aus seinen musterhaft geordneten Heften durch einen würdigen Freund wird ans Licht gestellt werden können. Auch eine Sammlung kleinerer Schriften glauben wir anjetzt schon von ihm verheißen zu dürfen.

So stand Cölln in der schönsten Mittelhöhe des Lebens, in der reifsten und rüstigsten Thatkraft da, anerkannt von seinen Obern, geachtet von seinen Mitbürgern, wie von der gelehrten Welt, geliebt von seinen Freunden, verehrt von seinen Schülern, vor allem aber beglückt im Besitz einer gleichgesinnten Gattin und vier blühend gedeihender Kinder, in der Hoffnung eines fünften. Aber wen Gott liebt, den ruft er früh.

Am 11. Februar 1833 Vormittags hielt Cölln noch mit gewohnter Lust und Liebe seine Vorlesungen; um Mittag klagte er über Mißbehagen und plötzlich ausbleibende Eßlust; dennoch leitete er Nachmittags als Decan eine Sitzung seiner Facultät, kam aber so erschöpft nach Hause, daß er sogleich zu Bette gehen mußte. Er hat es nicht wieder verlassen. Was als rheumatisch-gastrisches Fieber begonnen hatte, ließ bald bedenklichere Nervenzustände befürchten; aber gegen alles Erwarten schnell, schon am 17. Februar, den Sonntag Estomihi, Nachmittags zwischen 3 und 4 Uhr, endete ein Nervenschlag das theure Leben. Wer ihn noch an jenem Abend sah, glaubte einen ruhig Schlummernden zu sehen.

Am 20. Februar früh nach 8 Uhr wurde unser Freund auf dem Friedhofe der reformirten Gemeinde bestattet: die ganze Hochschule folgte seiner Hülle: sein Freund, Superintendent Wunster, sprach in würdiger Rede [1]) die Gefühle der zahlreich Versammelten aus. Die Seinigen feiern in gottergebener Trauer sein Andenken.

Cölln's Wesen war so edel-einfach, daß wir glauben, es in wenig Worten zusammenfassen zu können: im Handeln Wahrheit, im Forschen Gründlichkeit und Tiefe.

---

1) Sie ist auf allgemein ausgesprochenen Wunsch zum Besten der Kranken-Anstalt der Studirenden im Druck erschienen.

Gedichte.

Italienische Sprache.

Holde Sprache der Liebe, dich schuf dem zarten Gekose
Freundlich Mutter Natur, drückte von Myrthen den Kranz
Dir auf das duftende Haupt, und es flochten unsterbliche Sänger
In den unsterblichen Kranz himmlische Blüthen dir ein.
Schwanden die Trefflichen auch wie der flüchtige Schatte dahinschwebt,
Immer noch tönt ihr Gesang lieblich der liebenden Brust.

Neujahrsnacht.

In jener Nacht, wo an die ew'gen Glieder
Der Zeit, den neuen Kreis die Sonne bindet,
Nun Freud' und Leben sich der Flur entwindet,
Sandt' Eros seinen ersten Pfeil mir nieder.

Und Freude strahlt mir nicht, noch Leben wieder,
Wenn aller Herzen auch ihr Kranz umwindet,
Mir kehret nie das Glück, das einmal schwindet,
Entfloh es selbst dem schönen Traum der Lieder.

Auf ewig, wie die Zeit im Tanz der Horen,
Ist meine Ruhe mir dahingeschwunden,
In holden Zaubertönen eingewieget.

Und willig hat mein Busen sie verloren,
Nun mich ein schöneres Gebild umwunden,
Und meines freien Sinnes Stolz besieget.

An den Bach.

Liebes Bächlein, sonst so leise
Wallteſt du im Grünen hin,
Küßten deine treuen Wellen
Sanft der Ufer Immergrün.
Höher hebſt du nun die Fluthen
Und die Waſſer rauſchen laut,
Seit ich meines süßen Mädchens
Theuren Namen dir vertraut.

Grüne Bäume, sonst so heimlich
War's in eurem Blätterdach:
Erdenlaut war hier entſchlafen
Nur Aedon oben wach.
Stolz nun rauſchen eure Kronen,
Laut vom fremden Schall durchbebt,
Weil Ihr Nam' in eurem Schirme
Meinen Lippen oft entſchwebt.

Hohe Lieder gab die Muſe
Andern und Unſterblichkeit:
Nur der Liebe ſtiller Feier
Hat Urania mich geweiht.
Lorbeern um des Hohen Stirne
Schlang der ernſten Göttin Hand,
Die der kleinen Myrthe Zweige
Nur durch meine Locken wand.

Stolz erhebt des Herrſchers Scheitel,
Stolz in Schätzen ſich und Macht:
Ruhmgekrönet ſtrahlt der Sieger
Herrlich in Triumfes Pracht.
Doch der kindlich frohen Seele
Blumen gab ein Gott und Scherz,
Und er gab mir die Geliebte,
Mir ein liebend treues Herz.

Euch vertraut' ich Ihren Namen,
Meine Thränen jenem Hayn,
Meine Wonnen dieſem Thale,
Jenem Berge meine Pein.
Darum rauſchet, rauſchet leiſe,
Liebes Bächlein, Bäum' im Thal.
Seyd nicht einzig die Vertrauten,
Nur Geſchöpfe meiner Wahl.

Aber wallet Sie im Grünen
An der klaren Fluth entlang,
Höher hebt euch dann, ihr Wellen,
Bäume lispelt Liebesklang,
Daß ihr Sie, die Holde, schauet,
Daß in eurer Blätter Laub
Des Geliebten ferne Stimme
Grüße die geliebte Braut.

Umhüllung [1]).

Wenn meines Busens sehnsuchtsvolles Regen
Des schönen Lenzes Wiederkehr verkündet:
Ein innig rührend, dunkles Locken windet
Mich dann der jugendlichen Flur entgegen.

Ich walle, schweifend, hin auf Blumenwegen,
In deren Labyrinth mein Blick entschwindet,
Und, ob der Sinn des Denkens auch erblindet,
Erhebt das Herz sich doch zu raschern Schlägen.

Ich kann der Blumen Sprache nicht verstehen:
Doch ahnd' ich, wenn mich ihre Augen schauen,
Daß wohl nur Liebe ihnen sich enthübe.

In Farben spielt ihr um die süße Liebe.
Also umspielt der herrlichsten der Frauen
Verklärten Geist der Anmuth holdes Wehen.

---

1) [Für die hier folgenden elf Sonette vergl. „Leben und Briefe." S. 61.]

Winter.

Verhüllt in Nebel steht des Bergwalds Firne
Starr über klang- und farbelosen Zweigen,
Der Sfären Harmonie ist tödtlich Schweigen,
Und Sterben wohnet auf des Weltalls Stirne;

Denn in des Abends Schooß ging das Gestirne,
Dem Lebensquellen, reich und froh, entsteigen,
Würdig, nur lichtern Kreisen sich zu zeigen,
Als ob des ird'schen Staubs es, lächelnd, zürne.

Drum sind die Blumen all in Nacht befangen,
In tiefem Schlaf ruht ihre Schwester Liebe,
Und träumt nur, ahndend, noch entschwundne Wonnen:

Doch hoch erröthen wohl die bleichen Wangen,
Und vom geschloßnen Blick weicht Nacht und Trübe,
Wenn strahlend dem Gefild aufgehn zwei Sonnen.

Frühling.

Vom Frühling reden schon der Bäume Sprossen,
Die Farben steigen aus des Dunkels Grüften,
Der Winter birgt sich in den alten Klüften,
Und rings sind Blumenkelche aufgeschlossen.

Doch fühl' ich noch kein Frühlingswehn ergossen,
Noch athm' ich keine lauen Liebeslüfte,
Kein offner Kelch noch hauchet Blüthendüfte,
Von Liedern ist der Wald noch nicht durchflossen.

Da nahest du, und Liebeshauch und Töne
Und Farben, Düfte, Klänge kehren wieder,
Und Lenz und Liebe lacht von lichten Höhen.

Die Blume strebt empor, daß sie dich kröne,
Nur, dich zu feiern, tönen rings die Lieder,
Und: Liebe! will dir jeder Hauch zuwehen.

Blumenleben.

Dem dunkeln Schooß der Erden froh entbunden,
Aufstreben wir zu Lichtes goldnem Scheinen:
Uns tränkt die Mutterbrust des heil'gen, reinen,
Bis grünes Farbengold uns frisch umwunden:

Gedeihenbringend schaun auf uns die Stunden,
Daß sich die Trieb' im Mittelpunkt vereinen,
Wo, glänzend, sie als Blüthenkelch erscheinen,
Sobald sie ihres Daseyns Ziel gefunden.

Der Liebe Morgenthau nun einzutrinken,
Erschließen wir der weichen Lippen Blume,
Vollendend unser schönes Blumenleben.

Der nächste Morgen sieht uns, schmachtend, sinken.
Wir sterben, lächelnd, in dem Heiligthume,
Eh' wir das süße Sehnen sahn entschweben.

Menschenleben.

In Schmerzen an das Tageslicht entbunden,
Begrüßen, weinend, wir der Sonne Scheinen.
Bewußtlos, freudlos flieht die Zeit der Reinen,
Bis uns, erwacht, der Erdengeist umwunden.

In frischer Kraft blühn dann genoßne Stunden,
Gefühle fühlen wir in uns sich einen,
Die Liebe sehn im Osten wir erscheinen;
Doch kaum gefunden, ist sie schnell verschwunden.

Der Blüthen stolze Krone, sie muß sinken,
Verwelken muß der Flammentrieb der Blume,
Damit der Stamm, verdorrt, nütze dem Leben.

Wir wallen vorwärts, Trübsinn einzutrinken,
Daß wir nur mehr abirrn vom Heiligthume,
Und leben, weit vom Leben wegzuschweben.

Unser Leben.

Ein rosenfarbig, ewig waches Träumen,
Ein Irren in Elysiums goldnen Auen,
Zur hohen Heimath ein sehnsüchtig Schauen,
Sehn purpurn wir die Lebenswoge schäumen:

Im Hayn von glanzgewobnen Wunderbäumen
Vernehmen wir Gesänge niederthauen,
Und, ob die Fernen auch im Abend grauen,
Fließt magisch Licht in ungemeßnen Räumen.

Gern in die Aetherflammen hingesunken,
Haben wir auf dem mystischen Altare
Uns selbst zum Opfer, flammend, angezündet.

Doch, ehe noch versprüht die Kraft der Funken,
Erglänz' ein Todtenkranz um unsre Haare
Die Glut, die unser Leben hat entzündet.

Kommen.

Aufathmend, strebt mein Busen fort ins Freie.
Bald fühlt er leis von Ruhe sich umzogen.
Schon ist der halbe Weg zum Ziel durchflogen.
Von fernher lockt befreund'ter Berge Reihe.

Im Abendgold erglüht der Fernung Bläue;
Im dunkeln Purpur zittern Sehnsuchtswogen;
Und, liebeglühend, senkt der blaue Bogen
Sich dort hernieder um die ferne Treue.

Und nah und näher bebt der Woge Spielen,
Und seine weichen Flammenarme theilet
Der Himmel, hin an seine Brust zu schweben.

Ergießt, ihr Wonnen, euch, dieß Herz zu kühlen! —
O weilet noch, Minuten, weilt! — Nein, eilet,
Im höchsten Leben seel'gen Tod zu geben.

Scheiden.

Der kalte Anhauch nächtlicher Gewalten
Scheint, schleichend, über Feld und Wald gegangen.
Hier sah ich gestern reiche Freude prangen,
Die heut' entflohn vor dunkler Geister Schalten.

Wie zogen zaubrisch lächelnde Gestalten
Mich durch die Aun mit blühendem Verlangen!
Nun weht es rauh um meine bleichen Wangen,
Und bang ergreift mich seelenlos Erkalten.

Ihr seyd dieselben wohl, ihr Aun, geblieben:
Doch ich durchwall' euch mit gewandtem Sinne,
Denn all mein Sehnen blieb dort drüben,

Das jüngst, in Fantasien von junger Minne
Voraufgehnd, Blumen in den Pfad mir streute,
Und all die Auen mir zu Tempeln weihte.

Einsamkeit.

Ob ich mich weit auch weg von Menschen stehle,
Wo todte Klänge nur das Ohr umschwirren,
Und in des Bergwalds dichtverwachsnen Irren
Des stillen Daseyns stille Wohnung wähle:

Ist es doch einsam nie um meine Seele,
So lang' sich Schmerz und Sehnsucht nicht entwirren,
Und unzertrennlich um die Eine girren,
Die einzig weiß, wie sich der Ferne quäle.

Doch könnten je des Schmerzes Laute schweigen,
Gleichmuth zurück in meinen Busen kehren,
Will lieber ich ins Nichts hinunter steigen,

Und, ferne von den sternehellen Sfären,
Die Stirn umnachtet von Cypressenzweigen,
Dem ewigen Vergessen angehören.

Das Schwanenlied.

Das Lied, von Luſt und Wehmuth ſanft durchklungen [1]),
Das, in der Nacht, zu leiſem Saitenſpiele,
Verlangend, haucht die ewigen Gefühle,
Das war das letzte, was du mir geſungen.

Noch ſind die holden Töne nicht verklungen,
Die, ſchmerzlich ſehnend, in der nächt'gen Kühle,
Und, koſend, mich, im Traum, auf weichem Pfühle,
Mit warmen Liebesarmen ſüß umſchlungen.

Denn tief blieb mir das Wort ins Herz geſchrieben,
Dem Schlafe nur, dem Schlaf mich hinzugeben,
Vergeſſend das entfernte, ſchöne Drüben.

Ich ahndet' es, mir fromme bald nur Schlummer,
Wo, feſſelfrei, mein Geiſt dir darf zuſchweben,
Bis wieder mich dein Kuß erweckt vom Kummer.

Traum.

Den heil'gen Mohn einſt in den braunen Locken,
Durchwallt' ich, einſam, bald fantaſtiſch wilde,
Bald reiche, wolluſtathmende Gefilde,
Umrauſcht von unbekannter Blüthe Flocken.

Da hört' ich, fernher, die kriſtallnen Glocken,
Zerreißend ſcharf anjetzt, jetzt himmliſch milde.
Belebt von einem zärtlichen Gebilde,
Ergriff mich ihr unwiderſtehlich Locken.

Dem Blicke folgt' ich, willig, und den Tönen,
Und, wie ich näher ſchon hinzugegangen,
Erkannt' ich, froh erſchreckt, dich in der Schönen.

Doch bleich erſchienen die geliebten Wangen,
Die Glocken netzteſt du mit deinen Thränen,
Und deine Seufzer waren's, die ſo hold erklangen.

---

1) [Nachtgeſang. Göthe's Werke. Ausg. letzter Hand. Bd. I. S. 98. Ausg. in 40 Bdn. von 1840. Bd. I. S. 71.]

Das Unendliche.

Wollt ihr Unendliches nennen, so nennt ihr das blaue Gewölbe,
Das sich in ruhiger Pracht rings um die Sonnen ergießt,
Nennt den dunkelen Raum, den der sterbliche Geist zu umfassen
Tief auf schauert, zurück bebend in Chaos und Nacht.
Doch ich nenne die Sehnsucht der Liebenden. Blaues Gewölbe,
O wie bist du so eng doch für die sehnende Brust;
Und du schwimmest, o Raum, du unendlicher, wie ein Atom nur
In dem unendlichern Kreis, welcher sich selbst nur begreift.

Die Freunde.[1])

F. K.

Wühle nur fort in des dumpfigen Fleißes unfruchtbarem Flugsand,
Bis dein Bau dir zerfällt, und auf die Scheitel dir stürzt.
Bist du doch ein unschädlicher Narr und verlangst von der Welt nicht,
Daß sie dein Wühlen mit Lust, dich mit Entzücken beschaut.
Drum bin ich gut dir und wünsche der Mine den baldigsten Einsturz,
Daß in dein Dunkel hinein blicke das lustige Licht.

C. F. G.

Gerne vernahm ich dein Wort, auch wenn kecklich ein Unsinn hervorsprang,
Denn in manchem erschien originales Genie.
Doch wer die Quelle entdeckt, der verschmäht die zierliche Röhre,
Welche geborgtes Gut uns als ihr eigenes beut.

An J. S.

Zum 15. Januar 1810.

In harten Winters Banden eingefangen
Lag farbenlos die starrende Natur,
Als erstes Lebenslicht dir aufgegangen;
Und wenn das Jahr, auf langgewohnter Spur
Rückwandelnd, jenen Tag dir froh erneuet,
Betritt es wieder blumenlose Flur.
Allein was weltlich in der Welt erfreuet,
Hinfäll'gen Schimmers bald entschwundne Lust,
So schnell hinweggehaucht als ausgestreuet,
Berührt dir kaum die ernstverschlossne Brust.
Unwandelbar dem Ew'gen zugewendet,
Bist du dir höhern Strebens froh bewußt.

---

1) [Vergl. „Leben und Briefe", S. 54 ff.]

Kein Blumenschmuck, verschwendrisch ausgespendet,
Kein Farbenspiel, das irdisch lockt und lügt,
Kein Schmeichelwort, das Sklaven zähmt und blendet,
Wird würdig in den reinen Kranz gefügt,
Den neu dir heut der Zeiten Kreislauf windet,
Der männlich ernst dir um die Schläfe fliegt.
Wie schnell des Lebens kurzer Glanz entschwindet,
Hindämmernd zur geweihten Sternennacht,
Wird lauter dann dem innern Sinn verkündet,
Wenn festlich uns der Tag entgegen lacht,
Der unter guter Sterne mildem Scheine
Des Daseyns heilgen Funken angefacht.
Daß Würd'ges dann mit Würd'gem sich vereine,
Bedeutendes dem Flücht'gen Dauer giebt,
Wie sinnvoll redend die Gedächtnißsteine,
Sey dieses Buch des Manns, der ungeliebt
Auf Erden sich den Himmel doch erbauet,
Der göttlich Thun hienieden treu geübt,
Mitleidig jetzt von hoher Sphäre schauet,
Von ew'ger Morgenröthe Glanz umhüllt,
Und Kraft herab in reine Herzen thauet,
Dir selbst ein wohlbegriffnes Musterbild,
Von mir ein Siegel dir und wahrhaft Zeichen,
Daß ganz sich mir dein tiefster Sinn enthüllt.
Auch du bist heimisch in den lichten Reichen,
Aus denen Jakob Böhmen's Geist entquoll:
So finde denn das Gleiche sich zum Gleichen.
Auch mir geziemet nicht, dir andern Zoll
Getreuer Lieb' und rechten Sinns zu bringen.
Du weißt, wovon die tiefste Brust mir voll;
Du kennst mein stilles, nimmer ruhndes Ringen,
Der Seele unerschöpflich heißen Drang,
Hinab zur ew'gen Liebe Schooß zu dringen;
Drum nur was ernst wie meine Seele klang,
Was ernst gemeint, wie meiner Seele Streben,
Bring' ich dir heut' als guten Freundesdank.
Und da den Geist, dem selten es gegeben,
Sich zu ergehn in holder Dichtung Glanz,
Einmal des süßen Zaubers Kläng' umschweben,
Fortziehend ihn verstrickt der Rhythmen Tanz:
So laß mich noch ein ernstes Wort dir sagen,
Den schönsten Wunsch einflechtend in den Kranz.
In des Jahrhunderts wildbewegten Tagen
Versinkt im Strom so manche edle Kraft,
Von Schwäch' und Eigensucht dahin getragen;
Der Beste selbst im ewgen Kampf erschlafft;
Denn formlos dehnt sich alles in die Breite,
Und in der Tief' erstirbt der Lebenssaft.
Mit hohem Muth auszogst auch du zum Kampfe,

Weil laut in dir erklang der innre Ruf,
Und edler Sinn geht schirmend dir zur Seite.
Bewahre rein den göttlichen Beruf:
Schau immer nach dem einzig, ewig Wahren,
Für das dich liebend die Natur erschuf,
Und mit dir seyn wird Gott und seine Schaaren.

Mannheim.[1])

Im August 1814.

Könnt' ich die Blüthen des Mays, der Nachtigall süßeste Töne,
Sonnigen Schein und des Monds milden, erquickenden Strahl,
Könnt' ich das zarteste, schönste auf Erden, das reinste im Himmel
Innig verweben im Wort, leis es verhauchen im Lied,
Ach dann könnt' ich auch sagen, wie heilig in treuer Erinnrung
Laura's Bild mir hinfort leuchtet durch Sturm und durch Nacht.

Die Alpenrose.

Im September 1814.

Auf Alpenhöh' genährt von reinen Lüften,
Vom Thau getränkt, geschirmt vom weichen Moose
Erblüht in stiller Huld die Alpenrose,
Und hauchet himmelwärts ihr himmlisch Düften;

Verpflanzt auf niedre Au, in Thalgeklüften,
Wie Gärtners Kunst, wie milder West ihr kose,
Muß bald, entrückt dem lieben Mutterschooße,
In Sehnsucht sie hinwelken und verdüften.

Ich sah einst eine Himmelsrose blühen,
In Himmelshuld, in jeder Anmuth Fülle,
Und durft' sie mir in stolzer Lieb' erwerben.

Wie bald erblich die reine, zarte Hülle,
Der Erd' und mir nur kurze Zeit geliehen!
An meiner Brust sah ich den Engel sterben.

---

1) [Vergl. „Leben und Briefe", S. 206.]

Der Rheinfall [1]).

Am 20. September 1814.

Wild brauſt der Rhein, als gält' es Weltzerſtörung,
Vom Felsgezack in unermeſſne Schlünde:
Heiß kocht, hoch ſchäumt hinauf die Fluth der Gründe,
Und Wald und Berg hallt ein in die Empörung.

Doch friedevoll in heiterer Verklärung
Steht, unerreicht vom wirren Fluthgewinde,
In ew'ger Ruh, unwandelbar und linde,
Ein Regenbogen ob der dunklen Gährung.

So ſtürmen auch, zerſtört und ſich zerſtörend,
Dem Stromfall gleich, zerriſſen meine Tage
Hinab in Nacht und Oed' und ſchwarze Wildniß.

Und lindernd ſchwebt wie leiſe Flötenklage
Still über mir, den heißen Kampf beſchwörend,
Luiſens ſüßes, engelholdes Bildniß.

Prag [2]).

Am 20. September 1815.

Neun und zwanzig Sonnenbahnen
Hat die Erde heut vollendet.
Seit ins Seyn hinausgeſendet,
Treu ich ſteh zu Gottes Fahnen.

Einſam denk' ich, was vergangen,
Einſam, was mir übrig blieb;
Ach, wie fern iſt, was mir lieb,
Oder heim zu Gott gegangen!

Ruhe mocht' ich nie erringen;
Kaum am Buſen zarter Liebe
Ruh dem ewgen, innern Triebe,
Raſt den regen Geiſtesſchwingen.

Alſo ward mein ganzes Leben
Im Genuß ein ſehnend Schmachten,
Im Beſitz ein Weitertrachten,
Einz'ge Ruh im Vorwärtsſtreben.

---

1) [Vergl. „Leben und Briefe", S. 194.]

2) [Vergl. „Leben und Briefe", S. 214 f.]

Und vom heil'gen Oſtſeeſtrande
Zog zu Rheines blauen Wellen,
Trank aus Elbſtroms Felſenquellen,
Stand ich hoch auf Alpenrande:

Forſchte dort und forſchte hier,
Wahrheit ſuchend, feind dem Schimmer;
Aber Vorwärts! klang es immer,
Vorwärts! Vorwärts! für und für.

Gleichen Freunden treu verbündet,
Reifern freudig hingegeben,
Hab' ich Jüngrer friſches Streben,
Wie ich wußte, mitbegründet.

Treugemuthet, feſt im Sinne
Meinem deutſchen Vaterlande,
Meines Glaubens heil'gem Bande,
Meiner hohen, zarten Minne.

Aber Jugendflamme lodert
Noch in meinem Thun und Treiben,
Und die Jugend ſoll mir bleiben,
Bis mich Gott von hinnen fodert;

Bis der Erde kühle Hülle
Dieß bewegte Herz umſchließt,
Bis der Seeligkeiten Fülle
Mir aus Himmelsquellen fließt;

Ob genagt vom innern Wurme
Langſam Blüth' und Laub zerfallen,
Oder mir im Schlachtenſturme
Freudiger die Looſe fallen [1]).

Fern von Allen, die mich lieben,
Hoch auf heiligem Hradczin,
Wo in Fluthen Sterne glühn,
Hab' ich dieſes Blatt geſchrieben,

Während ſtill in nächt'gem Prangen,
Von Triglanen [2]) hier gelenkt,
Mondenlicht auf meine Wangen
Und Luiſens Grab ſich ſenkt.

---

1) [Vergl. „Leben und Briefe", S. 188.]

2) [Ἑκάτη τρίγληνος, Athen. VII, 325, a; Diana triplex, Ovid. Her. XII, 79; Trivia, Varro L. L. VI, p. 83. Bip., Tibull. I, 5, 16.]

Auf den Tod seines Sohnes Wolf [1]).

Im April 1827.

Liebe rief dich zum Seyn, dich geleitete Liebe durch's Leben:
Ruhe denn seelig im Schooß ewiger Liebe nun aus.

Als du vom nahenden Tod erblassetest, siehe da wehte
Zartestes Roth duftgleich wieder die Wangen dir an.
War es Röthe des Abends, die ungern fliehend den letzten,
Süßesten Abschiedskuß über dein Antlitz gehaucht?
Nein, dir lächelte schon des ewigen Morgens Aurora,
Und durch die Erdennacht grüßte dich himmlisches Licht.

---

1) [Vergl. „Leben und Briefe", S. 317.]

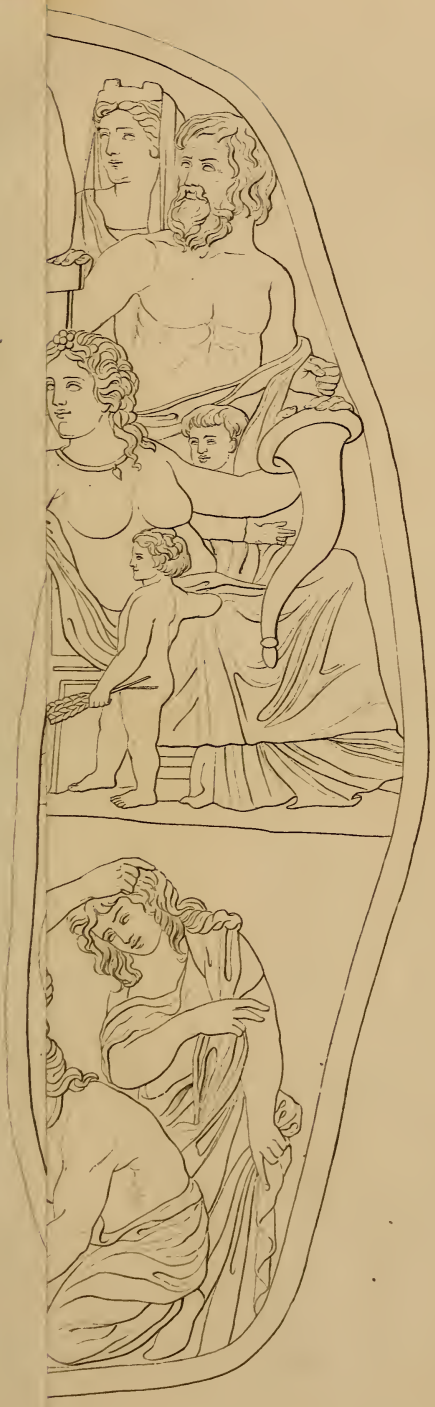
Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verbesserungen *).

S.	5	Z. 21	statt Sprachen lies Sprache
=	6	Anm. Z. 2	statt Bezeichnende lies Bezeichnete
=	9	Z. 21	statt die nichts lies die sich an nichts
=	15	Z. 3 v. u.	statt an den lies an dem
=	27	Anm. Z. 8	statt Vened. lies Venet
=	47	Z. 10	statt sicherer freuen lies sicher erfreuen
=	58	Z. 9 v. u.	statt Tacitus' lies Tacitus
=	59	Z. 25	statt Herodotes lies Herodotos
=	64	Z. 11	statt kirchlichen lies kärglichen
=	70		sind Anm. 5 und 6 zu vertauschen
=	75	Z. 9 v. u.	ist das Komma nach Cornelius zu tilgen
=	77	Z. 12 v. u.	statt Heinsius' lies Heinsius
=	79	Z. 13 v. u.	ist das Komma nach Porcius zu tilgen
=	107	Z. 1	statt Andromoda lies Andromeda
=	112	Z. 15 v. u.	statt dem lies der
=	119	Z. 10 v. u.	statt Parthien lies Partheien
=	141	Z. 19. v. u.	ist nach mitbringst ein Kolon zu setzen.
=	161	Z. 12	statt furio lies Furio
=	207	Z. 7 v. u.	statt den lies dem
=	211	Z. 9 v. u.	statt ἐξεσεν lies ἔξεσεν
=	215	Z. 3 v. u.	statt T. I. lies T. II.
=	221	Z. 11 v. u.	statt der lies den
=	221	Z. 9 v. u.	statt κοῦ lies τοῦ
=	229	Z. 22 v. u.	statt Arrhichion lies Arrhachion
=	235	Z. 20	statt widerlegte lies wiederholte
=	251	Anm. 1	statt Tzetzesms Tzetzes ms
=	259	Z. 7 v. u.	statt Ciceronische lies Ciceronischen

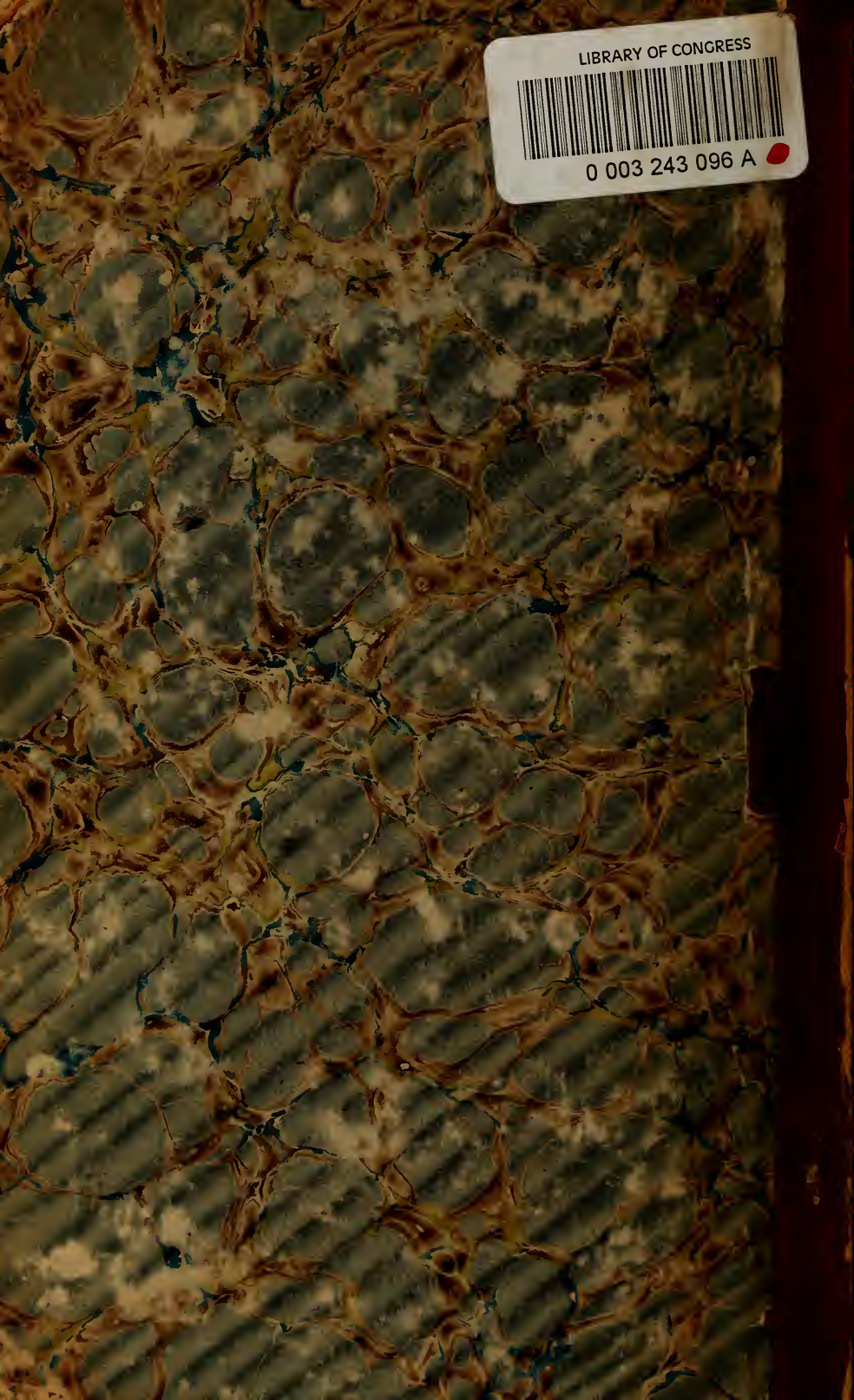
*) Bei der Zeilenzahl sind Ueberschriften und Anmerkungen nicht mit eingerechnet.

Tafel I. Zu S. 237—257.



Bibl.

1. 15.


LIBRARY OF CONGRESS
0 003 243 096 A